books2ebooks.eu

Hrsg. Damen-Comité des Rigaer Thierasyl ;, Red. Edmund v. Lüdinghausen-Wolff u. Mary v. Schilling.

Der Anwalt der Thiere : Organ für Thierschutz /

1889, Jg.5, N 1/2-4/5-6/7-9/10-11/12 ; 1890, Jg.6, N 1-2/3-4/5-6/7-8/9-11/12
kd

University Library of Tartu: Est.B-1042

eBooks from your library by eBooks on Demand

digitised by University of Tartu Library

UNIVERSITY OF TARTU LIBRARY

EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find*: Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images*: Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html
- Terms and Conditions in Estonian: http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html

More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.
More information is available at http://books2ebooks.eu



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

V. Jahrgang. Januar und Februar 1889. № 1 und 2.

Ein Neujahrswort an unsere Leser.

Unsere Zeitschrift kann mit der besonderen Genugthuung für ihre Herausgeber in ihr fünftes Lebens- und Wirkungsjahr treten, daß namentlich auch innerhalb der Mitgliederzahl des Vereins das Interesse für ihr Gedeihen in letzterer Zeit ein regeres geworden ist. Auch hier hat es wohl seine Richtigkeit damit, daß allem Guten und Echten mit der Zeit seine Stunde schlage und es demnach nur gilt, unverdrossen bis zu diesem Zeitpunkt auszuharren.

Sehr ermuthigend ist dieser Fortschritt besonders auch in der Beziehung, daß wir hiermit auch einer gedeihlichen Behandlung der eigentlich praktischen Thierschutzfragen um einen Schritt näher getreten sind. Je mehr unsere Vereinsmitglieder auch dem Vereinsorgane ihre freundliche Theilnahme zuwenden, je mehr wir sie als Leser und an unseren Erwägungen und Betrachtungen Mitbetheiligte voraussetzen dürfen, desto mehr ist die

Möglichkeit geboten, sich mit Vorschlägen und Anregungen aller Art auch durch das geschriebene Wort direkt an die Mitglieder zu wenden und somit in vielleicht nicht unersprießlicher Weise den mündlichen Berathungen vorzuarbeiten. Zu unseren statutenmäßigen Aufgaben gehört es unter Anderem, Vorschläge über legislative und administrative Maaßnahmen zum Schutze der Thiere, sowie über Strafen und Strafmaaß für die Uebertreter der bereits bestehenden Verordnungen den Regierungsbehörden zur Beprüfung vorzulegen. Für die dazu unentbehrlichen Vorarbeiten empfiehlt sich die Vereins-Zeitschrift. Es machen sich bei jedem Einschreiten zu Gunsten des leidenden Thieres genug Hindernisse und Uebelstände fühlbar, Kollisionen des „Eigenthumsrechts" mit der sittlichen Forderung der Schonung u. s. w. Demgemäß würde für ein Vorgehen in der bezeichneten Richtung zunächst die Konstatirung derjenigen, unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zusammenzufassenden Fälle gehören, für welche eine Abhilfe auf dem Wege der Gesetzgebung angezeigt schiene, eine genaue und wohlmotivirte Erwägung des zur Vorbeugung oder Beseitigung vorzuschlagenden Verfahrens. Die reichen Erfahrungen des Thierasyls können uns durch ihre große Mannigfaltigkeit dabei von unschätzbarem Werthe sein. So haben in unsern Statuten wir mit den meisten bestehenden Thierschutz-Vereinen unter den Mitteln zur Erreichung unserer Zwecke den Punkt gemein: „Ankauf alter unheilbarer Pferde und anderer Arbeitsthiere, um ihren weiteren Qualen durch Tödtung ein Ende zu machen." Ueber das ganz Unzureichende dieses Verfahrens ist schon wiederholt in diesen Blättern geklagt worden: sehr oft gestaltet sich dabei das Verhältniß so, daß Uebermuth und Grausamkeit noch besonders belohnt wird, indem der Besitzer statt der Bestrafung und Konfiskation seines Opfers eine unverdiente Geld-Abfindung erhält. Selbst der spekulirende Jude, welcher ein armes, gänzlich entkräftetes elendes Thier seinem Eigenthümer für einen geringen Preis abkauft, um es dann, wo möglich in der Nähe des Asyls, in Aufmerksamkeit erregender Weise zu peinigen und mit dem Abfindungspreise sein „Geschäft" zu machen, ist der Asyl-Verwaltung eine nur allzu bekannte, betrübende Erscheinung. Es bedürfte einer ganzen Reihe so sprechender Thatsachen, wie sie der Asyl-Verwaltung täglich begegnen, um sich über solche Fragen ein klares Urtheil zu bilden, und eine darauf begründete Vorlage zur Abänderung des bestehenden unzulänglichen Verhältnisses genau zu formuliren und zu motiviren. Das hierfür erforderliche Material zu liefern und es unter verschiedenen Gesichtspunkten zu beleuchten, ist eine der dringendsten Aufgaben für unsere Zeitschrift; eine reifliche Vorberathung solcher Fragen kann für spätere Verhandlungen und Vorschläge eine wirksame Grundlage bieten.

Auf der anderen Seite wird der „Anwalt der Thiere" fortfahren, nach seinen Kräften den Sinn für die Bedeutung, den Zweck, die Pflichten des Thierschutzes im Allgemeinen zu wecken und die wahren Quellen und Triebfedern eines mitleidvollen Verhaltens gegen das Thier in fortgesetzte Betrachtung zu ziehen. Unabläßig muß uns in diesem Sinne daran gelegen sein, die Tendenz des Thierschutzes zu verallgemeinern und sie mit unserem

übrigen sittlichen Empfinden und Verhalten in Einklang zu bringen. Die Wohlthaten, welche der Verein seinen Schützlingen gewähren kann, stehen zu den zahl- und namenlosen Leiden der Thiere durchaus in keinem Verhältniß, und können es auch nicht. Auch der polizeiliche Schutz kann nicht vollkommen ausreichend sein, selbst wenn ihm weit bestimmtere gesetzliche Anhaltspunkte für sein Einschreiten zu Gebote stünden, als es thatsächlich der Fall ist. Auch das vollkommenste „Gesetz" kann seinen Zweck erst erfüllen, wenn es uns in Fleisch und Blut übergegangen und zur „Gesinnung" geworden ist; Drohung, Strafe und Zwang sind inzwischen, selbst wenn sie genügend ausgeübt werden könnten, nur unzureichende Auskunftsmittel. Was vermöchten jene beiden Faktoren (Verein und Polizei) z. B. allein gegenüber der Rohheit solcher Menschen, welche ihr Thier im Verborgenen peinigen, oder vor Zuschauern, denen die Scene gleichgiltig bleibt. Wer sich nicht schämt, sein Pferd oder seinen Hund auf offener Straße, angesichts aller Vorübergehenden zu quälen, was wird der erst dort thun, wo er Niemandes Blick zu fürchten hat? Es muß deshalb das Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein, die Verbesserung der gesammten sittlichen Zustände, soweit sie auf das Thier Bezug haben, anregen, vorbereiten und herbeiführen zu helfen. Wollte ein Verein seine Existenzberechtigung allein von seinen thatsächlichen Erfolgen für die Sache des Thierschutzes abhängig machen, so müßte er tief beschämt schon nach dem ersten Jahre seines Bestehens sich auflösen. Und je länger er besteht, desto mehr müßte das Mißverhältniß zwischen seinem Wollen und Erreichen ihn beunruhigen. Es verhält sich hierin mit einem Verein nicht anders als mit dem einzelnen sittlichen Menschen. Ein Haupterfolg kann indeß eben in der Erweckung einer gemeinsamen Gesinnung erreicht werden; daß diese lebendig und entschieden allen Angehörigen des Vereins sich mittheilt und eben hierdurch endlich auch über den Vereinskreis hinaus ihre Wirkung erstreckt, ist der erste und wichtigste Schritt, um mit voller Erkenntniß und Thatkraft an der Verbesserung der sittlichen Zustände sich zu bethätigen. Die Grundvoraussetzung dabei bleibt der gute Wille Vieler, welche, von gleichem Verlangen beseelt, ihren Kräften entsprechend an diesem Werke theilnehmen. Aber auch der Platz, der bei solchem Streben gerade einer Zeitschrift, wie der unseren, in der Mitarbeit zur Erreichung dieses Zieles angewiesen bleibt, ist nicht zu verkennen.

Es wurde soeben die Nothwendigkeit betont, den Quellen und Triebfedern des wahren Thierschutzes in unserem eigenen Innern nachzuforschen und diese mit unserem übrigen sittlichen Verhalten in Einklang zu bringen. Gerade in den sogenannten „Thierschutz"-Bestrebungen handelt es sich — im Unterschied von manchen anderen Entwickelungen, welche still und unbewußt eine allgemeinere Verbreitung finden — um ein Kulturmoment, welches mit bewußter Absicht seinen Einzug in die Welt begehen will. Auf keinem anderen Sittlichkeits-Gebiete hat man es gewagt, unserem sittlichen Verhalten offenkundig ein so grundfalsches Motiv unterzuschieben, als es dem Thiere gegenüber das Nützlichkeitsprincip ist. Das unselige Nützlichkeitsprincip,

diese Ausgeburt des Egoismus, der nur seine Gelüste für real hält, alles Andere außer ihm aber als bloße Beute betrachtet, und vor Allem den eigenen Nutzen, auch auf Kosten fremder Schmerzen, verfolgt. Welche andere, wahrhaft sittliche Handlung dürfte sich auf diesen Grundsatz des Eigennutzes berufen? Was nützte wohl in aller Welt der menschlichen Gemeinschaft die Heilung Arbeitsunfähiger, die Erhaltung von Armen, Siechen, Lahmen, Krüppeln und Greisen? Wäre hier der bloße Nutzen maßgebend, so müßte die Gesellschaft vielmehr auf deren schonungslose summarische Ausrottung bedacht sein: wozu demnach für sie Altersverpflegungs-, Armen- und Heilanstalten? Der grobe Realist freilich schreckt auch vor der bezeichneten äußersten Konsequenz nicht zurück; wir haben Beispiele dafür anzuführen. Aber wenigstens in der Gesammtheit sind wir noch nicht so weit vorgeschritten, um unsere Moral auf dieser Grundlage einzurichten. Wir halten vielmehr eine einzig auf dem Nutzen, oder der beliebten „Gegenseitigkeit der Interessen", begründete Handlungsweise für unchristlich und egoistisch; wir erkennen in jenem Princip den abgesagten Feind jeglichen Seelenadels und jeder noblen Gesinnung, und jeder seiner Siege bedeutet uns eine Einbuße in unserem wahren ethischen Bewußtsein. Man hat es einem Moloch verglichen: wie dieser in seinem Glutofen die ihm vorgeworfenen blühenden, lebensfrischen Kinderopfer, so hat dieses Ungeheuer uns unsere idealen Güter verschlungen, vor allem die Wärme und Begeisterung für das moralisch Große und Echte, den Glauben an das Gute in seiner ungetrübten Reinheit. Wie soll es dann gerade dem Thiere gegenüber unser sittliches Verhalten regeln, ohne daß der sich rächende Irrthum für den ganzen Menschen von den nachtheiligsten Folgen begleitet wäre? Eine Trübung der moralischen Triebfedern unseres Handelns müssen wir für das Schwerste halten, was unserem sittlichen Bewußtsein zugefügt werden kann, weil sie unsere guten Handlungen in verderblicher Weise im Keime vergiftet. Mögen die aus ihr erwachsenden Schäden sich im Verkehre von Mensch zu Mensch immerhin noch leichter korrigiren: der Mensch weiß sich gegen die Uebergriffe seines Nebenmenschen zu schützen; das Thier aber, als leidendes schwächeres Wesen wehrlos dem Mißbrauch durch überlegene List und Habsucht preisgegeben, hat eben deshalb gerechte Ansprüche auf Schonung und Großmuth, wie sie dem Utilitätsprincip nimmer entspringen können. Ihm gegenüber muß deshalb vorzüglich gelten, die **Quelle** unseres moralischen Bewußtseins und unserer Handlungen **rein** zu erhalten. Durch stetige Befestigung dieses Bekenntnisses und seine unabhängige Anwendung im Denken und Handeln ist einem Thierschutz-Verein, einer Zeitschrift für den Thierschutz, einem jeden einzelnen Mitgliede ein unabsehbares Feld für eine folgenreiche Bethätigung geboten.

Und hier, bei Erwähnung der Möglichkeiten, die sich dem einzelnen Mitgliede darbieten, dürfte es dem „Neujahrsworte" zustehen, auch einige angelegentliche Neujahrs-Wünsche zu verlautbaren.

Gewiß würde eine Vervollkommnung der bestehenden gesetzlichen Thierschutz-Vorschriften von großem Segen begleitet sein; schon im Entstehen

würde ihre bloße Ermöglichung durch die dafür nöthigen Vorarbeiten viel Gutes mit sich bringen: die Aufdeckung und Kenntnißnahme von Uebelständen, von denen die Mehrzahl unserer Thierfreunde kaum eine Ahnung hat. Auf der anderen Seite ist jedoch nicht zu verkennen, daß uns auch die ausgiebigsten Gesetze und Verordnungen nicht mühelos Das gewähren könnten, was bereits auf Grund der vorhandenen Vorschriften durch ihre rechte Benutzung von dem Einzelnen erreicht werden kann. Eine Hauptbedingung dafür ist nur ein lebendiges Zusammenwirken. Könnte es dem einzelnen eifrigen Thierschützer begegnen, mit seinen Ansprüchen unbeachtet oder abgewiesen zu bleiben, so läßt sich dem Gewicht eines moralischen Druckes durch ein größeres Publikum weit schwerer widerstehen. „Ueberhaupt ist jedes Quälen und jede harte Behandlung eines Thieres verboten", mit diesem einzigen Punkte der ministeriell bestätigten Thierschutz-Vorschriften ist eine für alle erdenklichen Fälle ausreichende, ergiebige Handhabe dargereicht. Eine vorzüglich geeignete Beihilfe für ein hilfreiches Einschreiten gewähren aber außerdem die unseren Mitgliedern zur Verfügung stehenden kleinen Control-Chekbücher zur Anzeige des einzelnen Falles: wir unterlassen es deshalb nicht, zum Beginne des neuen Jahres wieder auf sie hinzuweisen. Durch ihren Gebrauch kann in vielen Fällen eine sofortige Abhilfe geschafft und die so heilsam abschreckende Bestrafung des Thierquälers herbeigeführt werden, welche ihm die Strafbarkeit seiner Handlungsweise meist überhaupt erst zum Bewußtsein bringt. Immer noch findet sich, selbst unter Wohlgesinnten, die irrige Ansicht verbreitet, als sei ein thatkräftiges Eintreten für das mißhandelte und leidende Thier eine Art von Eingriff in ein fremdes Eigenthumsrecht oder die Anzeige selbst eine Art von Denunziation. Auch will man das Leiden des Thieres, die Rohheit seiner Peiniger oft nicht sehen; wie dort ein irregeleitetes Rechtsgefühl auf Scheingründe geräth, um die Stimme des natürlichen Mitleids zu übertäuben, so schließt hier eine verzärtelte Empfindsamkeit das Auge und eilt scheuen Schrittes an dem störenden Anblick des Leidens vorüber. Wir müssen es uns vorbehalten, ein anderes Mal mit und von dieser Empfindsamkeit, als einer gefährlichen Feindin jeder moralischen Aktivität, ein Wort zu reden, um uns für heute nur gegen jenes irregeleitete Rechtsgefühl und die ebenso irrige Scheu vor einer Denunziation zu wenden. Möchte sich doch immer mehr im Publikum die Vorstellung befestigen, daß ein lebendes Wesen nie schlechtweg als Eigenthum betrachtet werden könne. Auch ist es die Sache eines klaren, lebendigen sittlichen Bewußtseins, uns davon zu überzeugen, daß es sich bei der Anzeige einer Thierquälerei nicht um eine irgend odiöse Denunziation, sondern vielmehr um eine tief gerechtfertigte Klage handle. Eben weil das sprachlose Thier seine Sache selbst nicht führen kann, ist es auf den Zeugen seiner Peinigung als Kläger angewiesen, er soll die Sache des Thieres zu seiner eigenen machen und sie mit gleicher Entschiedenheit und Beharrlichkeit führen. So will es das Mitgefühl, so will es Recht und Pflicht. Die „Anzeige der Personen, die sich der Verletzung der von der Regierung bestätigten Bestimmungen schuldig machen", ist aus diesem Grunde eine der statutenmäßigen

Verpflichtungen eines Vereinsmitgliedes. Es ergeht deshalb an alle Angehörigen unseres Vereins die herzliche Bitte, von den kleinen „gelben Büchern" in allen dazu herausfordernden Fällen einen regelmäßigen Gebrauch zu machen (und sie zu solchem Zwecke bei sich zu führen), damit die vorkommenden Uebelstände der Ortspolizei überhaupt zur Kenntniß gelangen. An ihrer Beistandsleistung hat es uns bis jetzt im nöthigen Falle noch nie gefehlt. Es könnte in unserer Stadt durch ein zweckmäßiges Zusammenwirken eine bedeutende Besserung herbeigeführt werden, wenn nur unsere einzelnen Mitglieder auf ihren Geschäfts- oder Spaziergängen für solche Uebertretungen das Auge offen hätten, und sich ihres Rechtes wie ihrer Pflicht zur Ueberwachung jederzeit bewußt blieben.

Wie Vieles bleibt einstweilen unbeachtet, Niemand scheint es zu bemerken! Hunde und Pferde, deren reiches Gemüthsleben allbekannt ist, welche dem Menschen mit einer Treue und Hingebung anzugehören pflegen, deren dieser — so oft! — gar nicht werth ist, gerade sie werden am härtesten von seiner Ungerechtigkeit betroffen. Da quält sich wiederum ein armes, abgetriebenes Pferd vor einer schweren überladenen Holzfuhre; Peitschenhiebe sollen ihm eine Ueberanstrengung seiner Muskeln, seiner Kräfte abzwingen, denen seine physische Beschaffenheit nicht gewachsen ist. Konnte es den schwer belasteten Schlitten soeben auf dem besseren Wege kaum fortschleppen, nun soll es mit ihm auf das schneelose Straßenpflaster, oder eine Anhöhe aufwärts, oder an einer scharfen Ecke umbiegen. Dem Führer oder Treiber sind nur Schläge und Drohrufe geläufig, eine Erleichterung durch Abladen kommt ihm freiwillig nicht in den Sinn. Dennoch kann es in jedem Augenblick mit Hilfe des nächsten Schutzmannes erzwungen werden. Aber noch eines anderen, recht unscheinbaren und doch tief widerwärtigen Zweiges der Thierquälerei möge hier gedacht werden, da sich dessen Betrieb im letzten Jahre auf unseren Straßen wieder so vielfach bemerkbar gemacht hat. Ich entnehme einem älteren Jahresbericht unseres Vereins*) einen darauf bezüglichen Passus: „Es tauchte im vorigen Jahre wieder die häßliche Industrie auf, daß gesunde arbeitsfähige Männer, in gut berechneter Spekulation auf die Dummheit und den Aberglauben der Menschen, sich ihren Unterhalt von kleinen hungernden Vögeln beschaffen ließen, welche sie zu dem ihrer Natur und ihren Existenzbedingungen durchaus widersprechenden Dienste abgerichtet hatten, Wahrsagezettel zu ziehen. Dreizehn auf diese Weise gemißhandelte, zum Theil verstümmelte Vögel, unter denen einer von seinem in Wuth gerathenen Peiniger in einem Augenblick mit starker Faust zerdrückt worden war, wurden denselben abgenommen und dem Asyl übergeben, wo mehrere bald den erlittenen Qualen erlagen." Es ist bezeichnend, daß in dem angezogenen Bericht erwähnt ist, daß der beschriebene Unfug, „bereits einmal vor vier Jahren auf den Straßen Rigas ausgeübt, damals durch den wirksamen Einfluß der Presse, wie durch einen polizeilichen Erlaß rasch beseitigt

*) Sechster Jahresbericht des „Damen Comités des Rigaer Thierasyls" für das Jahr 1882. Riga, gedruckt in der Müller'schen Buchdruckerei (Herderplatz Nr. 2) 1883.

worden" sei. Er war also im Jahre 1878 beseitigt, und 1882 wieder auftaucht; nach abermaliger Beseitigung zeigt er sich nun aber wieder einige Jahre später in vollster Blüthe. Dies erklärt sich daraus, daß diese Art von Thierquälern von außen her immer auf's neue zuziehen: es sind durchweg Italiener mit Drehorgeln, die zwar einen Erlaubnißschein für ihr geräuschvolles Handwerk, aber nicht für die damit verbundene widerwärtige Quälerei aufzuweisen haben. Unter diesen fahrenden Propagandisten für die italienische Musik ist mir ein Peter Parm und ein Peter Buci, ein Giuseppe Tibaldi und Cesare Rufo, sogar ein Paganini begegnet. Einige von ihnen suchten sich durch Unterwürfigkeit, die meisten durch frechen Trotz aus ihrer Lage zu ziehen. Ihre armen Opfer, von der Gattung der Kreuzschnäbel, befanden sich fast immer zu zweien in einem Behältniß, welches ihnen ein Umwenden unmöglich machte und nur eine geringe Seitenbewegung übrig ließ, mit der sie aber nothwendig zusammenstoßen mußten; auf dem Boden des Käfigs befand sich einiges unsaubere Futter, an Wasser fehlte es ganz, es wäre auch beim Tragen nothwendig verschüttet worden. Das obere Flügelgelenk ist diesen Vögeln zum Theil ausgedreht, Schwung- und Schwanzfedern ausgerissen, so daß sie mit ihren zu dem entstellten Körper unverhältnißmäßig großen Köpfen einen jämmerlich zwerghaften Eindruck machen. Dennoch suchte der dreisteste unter diesen Leuten durch Oeffnen des Käfigs den augenscheinlichen Beweis für ihr Wohlbefinden zu geben: „Was wollen Sie? die Thiere versuchen es gar nicht wegzufliegen." Beim ersten Versuch des Hinabhüpfens schlug er dann eilig die Thür wieder zu. Dem Cesare Rufo wurden seine zwei Vögel abgenommen, oder vielmehr er selbst mit einem „Gorodowoi" in's Thierasyl zu ihrer Auslieferung abgeschickt; wie er es angefangen hat auf diesem Wege einen der Vögel dennoch bei Seite zu bringen, darüber habe ich bisher keine Aufklärung erhalten. Vielleicht war der eine Vogel doch unvermerkt in die Rocktasche seines Quälers gesteckt, oder hat ihn dieser, der ein ausnehmend trotziger und wilder Kerl war, vielleicht ebenso erdrückt, wie dies von jenem frühern Fall gemeldet wird? Ich möchte durch diese ausführliche Erzählung gern dazu beitragen, daß unsere Mitglieder auf diese abscheuliche Mißhandlung Acht geben und in jedem einzelnen Falle auf wirkliche sofortige Auslieferung an das Thierasyl dringen, auch sich von der thatsächlichen Ausführung durch Erkundigung überzeugen. Es ist zu beklagen, daß die absolut gefühllose Rohheit dieser lateinischen Race, die sich mit dem „non è christiano" über Alles hinwegsetzt und das gestürzte Pferd durch darunter gegossenes und angezündetes Petroleum zum Aufstehen zwingt, unserem armen nordischen Volke, noch besonders das Beispiel der Grausamkeit geben soll. Das „non è christiano", dem Italiener so geläufig, man hört es allenthalben, wo dieser heftige, rohe, rachsüchtige Menschenschlag hindringt; B. Förster weiß es uns in seinem vortrefflichen Buche über Paraguay von dem dortigen Spanier ebenfalls zu berichten, wie es uns hier im Norden entgegen klingt, und nun gerade den armen Kreuzschnäbeln gegenüber, deren eigenthümliche Schnabelbildung uns die Legende so sinnig als durch die mitleidsvoll vergebliche Bemühung verursacht erklärt, die Nägel, mit denen der Heiland an

das Kreuz geschlagen war, aus dem harten Marterholze zu ziehen *). Nun soll dieser selbe Schnabel dazu dienen, zur Beförderung des einfältigsten schmählichen Aberglaubens bedruckte Zettel mit albernen Prophezeiungen aus der schmutzigen Schublade zu entnehmen!

Gern möchte der Schreiber dieser Zeilen sein vielleicht schon zu weit ausgedehntes „Neujahrswort" hiermit beschließen, wenn ihm nicht schon während des Niederschreibens der letzten Betrachtungen eine unwillkürliche Gedankenassoziation noch auf etwas von den vorausgehenden Aufforderungen und Neujahrswünschen scheinbar Abliegendes unwiderstehlich sich aufgedrängt hätte. Dem „neuen Jahr" ging ein schönes Weihnachtsfest voraus, und leider war es am ersten Weihnachts-Feiertage, daß ihm jener Ruf o in die Hände gerieth. Nun ist der Welt zu diesem Weihnachtsfeste in einer schönen Ausgabe der „Briefe Richard Wagner's an Theodor Uhlig" (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1889) ein edelstes Bayreuther Weihnachtsgeschenk gemacht, und wer es sich nicht schon zur Weihnacht beschert hat, dem möge es nahe gelegt sein, daß es auch zum neuen Jahr dafür noch nicht zu spät ist. Es ist traurig, daß die schöne Erde in ihren herrlichsten Ländern einen so begabten, aber herzlosen Menschenschlag erzeugt hat; schon ein Brief des Meisters vom Juli 1852 von den italienischen Grenzlanden klagt darüber: „herrliche Weiber giebt's hier im Oberland: aber nur für's Auge; Alles ist angefressen von wüthender Gemeinheit." Und der folgende Brief berichtet von einer entzückenden Abendfahrt von Domodossola nach Baveno am Lago Maggiore: „Diese Fahrt krönte noch den Tag; mir war selig dabei zu Muthe, als ich endlich aus dem Wilden in das ganz Liebliche eintrat. Leider störte mich anderen Tages wieder die Menschencanaille aus meiner reinen Stimmung: auf dem Dampfschiff — voller italienischer Philister, die auch nicht übel sind — wurden arme Thiere, Hühner und Enten (die man transportirte) so niederträchtig gequält und dem schrecklichsten Verschmachten überlassen, daß mich die scheußliche Gefühllosigkeit der Menschen, die immer diesen Anblick vor Augen hatten, neuerdings wieder mit einem rasenden Ingrimm erfüllte. Zu wissen, daß man nur ausgelacht wird, wenn mau hier einschreiten wollte!! — Uberhaupt, lieber Freund, werden meine Ansichten über das Menschengeschlecht immer düsterer: meist glanbe ich doch empfinden zu müssen, daß diese Gattung vollständig zu Grunde gehen muß. —"

Nun, wenigstens das Eine haben wir hier im dumpfen, rauhen Norden vor dem göttlichen Italien voraus, daß, Dank der jahrelangen geduldigen Vorarbeit vorzüglicher Thierfreunde unserer Stadt, die Gefahr, bei einem entschiedenen Eintreten zu Gunsten des leidenden Thieres „ausgelacht" zu werden eine ziemlich abliegende ist. Wir begegnen hier im Allgemeinen einem gewissen stumpfen Ernst, dem das Lachen sehr fern liegt, und der im Einzelnen wohl mit sich reden und an eine zu Grunde liegende gute Natur glauben läßt. Sollte uns zur allmählichen Befreiung dieser guten Natur von der ihm anhaftenden unwissenden Rohheit nicht am besten der herrliche

*) Vgl. das Gedicht auf S. 24.

Künstler und Mensch angeleitet haben, der den Unterschied zwischen „feigem Bedauern“ und wahrem „Mitleid“ dahin bestimmt, daß es aus der Menge der Umstehenden „den Einen hervortreten lasse, der vom wirklichen Mitleid zur thätigen Hilfe angetrieben wird.“ Das Evangelium des thätigen Mitleidens auch mit dem Thiere kann durch nichts eindringlicher als durch das Beispiel gepredigt werden: es wirkt, wo es gegeben wird, auf alle Betheiligten, selbst auf den oft störrisch und ungefügig erscheinenden Peiniger; es wirkt, und wird um so wirksamer werden, je häufiger und von je mehreren Seiten her es wiederholt wird; wenn auch der Tag noch nicht abzusehen ist, wo seine Wirksamkeit durch einen umfassenderen Erfolg überflüssig gemacht worden sein wird. So lange der Sinn für Schonung und Gerechtigkeit dem „Gebildeten“ selbst noch so vielfach und offenkundig abgeht und er sich dagegen auf seinen Nützlichkeits-Grundsatz steift, — wie wäre dieser Sinn da vom niederen Volke zu erwarten und zu verlangen? Was sind die ärgsten Quälereien und Grausamkeiten von Seiten roher Fuhrknechte und nichtswürdiger Buben gegen die Hekatomben hingemarterter Thiere, die empörenden Folterqualen, welche in unseren physiologischen Laboratorien den unglücklichen stummen Opfern von Männern bereitet werden, welche auf den höchsten Grad der „Bildung“ Anspruch erheben?

Aber berühren wir heute dieses jederzeit unerschöpfliche Thema nicht näher. Könnte sich hingegen unser „Neujahrswort“ des einen Erfolges getrösten, daß in der Zahl unserer Vereinsmitglieder eine lebhaftere Nachfrage nach den so bewährten kleinen „gelben Büchern“ entstünde, damit sich diese noch ferner und in zahlreicheren Fällen bewähren könnten, so wäre damit ein aufrichtigster Neujahrswunsch des Unterzeichneten erfüllt!

C. Fr. Glasenapp.

Zur Abschaffung der Scheuleder.

„Der Mensch besitzt eine seltene Zähigkeit im Anhängen an alte Gewohnheiten und Moden und läßt oft das Widersinnigste und Unlogischste gewähren, einfach, weil es die Mode erfordert, trotzdem er vielleicht längst von der Unzweckmäßigkeit derselben überzeugt ist. Eine solche widersinnige zwecklose, aber doch überall in Ehren gehaltene Mode sind die Scheuleder oder Scheuklappen an den Kopfstücken der Kutschpferdegeschirre.

Jeder Kutschfuhrwerksbesitzer, jede Herrschaft läßt an ihren Geschirren pflichtschuldigst die obligaten Scheuleder anbringen, ohne eigentlich zu wissen warum, wahrscheinlich wohl nur, weil sie jeder Andere hat und weil sie der Sattler einmal daran machte. Frägt man aber: „Wozu dieses Quälinstrument?“ — so wird man entweder zur Antwort bekommen: „Es gehört nun einmal zum Geschirr“; — oder: „es soll die Pferde am Scheuen verhindern.“ Ich will zuerst kurz nachweisen, wie unhaltbar diese zwei Gründe sind und sodann die direkten Nachtheile dieses überflüssigen Equipirungsstückes beleuchten. Die Scheuleder gehören überhaupt keineswegs zum com-

pleten Geschirr, sondern sind nur als ein das Thier irritirendes, seine freie Leistungsfähigkeit hinderndes und auf laienhafter Unkenntniß der Natur und Gewohnheiten der Pferde beruhendes Anhängsel anzusehen, vermittelst dessen man mit ihnen nur Blindekuh zu spielen beliebt. Denn zum Geschirr gehören nur a. die zur Anspannung an das Gefährt und zur Leitung der Zugthiere nothwendigen Requisiten, b. etwaige Schmuck- oder Schutz-Ausstattungen, insoweit diese die freie Bewegung und Kraftäußerung der Zugthiere nicht hindern. Alles Uebrige ist vom Uebel, erschwert die Action der Thiere und ist daher zu vermeiden. Kein wahrer Sachkenner und Pferdefreund, Niemand, welcher seinen Geschmack von wahrem ästhetischen Gefühl bestimmen läßt, kann zugeben, daß die Scheuleder — die Klappe, womit man nur dem Beschauer das Auge des Pferdes verdeckt und halb blendet, — zum äußeren „Schmuck" gehören könnten — oder ist das vielleicht schön zu nennen, gerade den Theil des Thieres, aus welchem seine Energie und sein Feuer leuchtet, aus welchem es den Grad seines Wohlbehagens und Arbeitsmuthes seinem Herrn kund giebt, nach außen hin hermetisch abzuschließen und an Stelle des sprechenden, lebensfrischen muthigen Auges eine todte Lederklappe zu substituiren? Zur Anbringung aber von Monogrammen, Kronen und Zierschnörkeln sind wahrlich die Scheuleder nicht nothwendig, denn zum Tragen dieses Zierrathes findet sich noch angemessener Platz genug am Geschirr. Indem man dem Pferde das volle Recht auf den Gebrauch seiner Augen verkürzt, würdigt man es zur todten Maschine herab, und damit schwindet zugleich der Reiz, welcher für den verständnißvollen Fahrer, den Pferdefreund und Sportsmann in der näheren Beschäftigung mit diesem, zu seinem Dienst geschaffenen und durch seine Hingabe und Geschick immer mehr zu vervollkommnenden und heranzubildenden Thiere liegt.

Daß ferner die Scheuklappen bedingen sollen, daß die Pferde ruhiger gehen, oder daß sie gar das Scheuen verhindern könnten, das ist ein großer Irrthum, eine Fabel, welche auf Unkenntniß der Natur und Gewohnheit des Pferdes beruht und durch nichts motivirt werden kann. Lucus a non lucendo! — im Gegentheil, die Scheuleder verursachen erst den Pferden Aengstlichkeit, unsicheren, unruhigen, stutzenden Gang und sind gerade erst recht dazu angethan, das Scheuen und Durchgehen zu verursachen und jungen Pferden anzulernen. Die Scheuleder verdienen ihren Namen in der That aus der Bewirkung des Gegentheiles dessen, was sie wohl ursprünglich hatten bewirken sollen. Ganz natürlich, denn wenn das Pferd nicht jeden Gegenstand ordentlich besehen, sich mit seiner Umgebung nicht gehörig vertraut machen und von der Ursache gewisser, vielleicht im ersten Augenblick schreckhaft klingender Geräusche überzeugen kann, weil ihm die Augen verhangen sind, so muß die Angst, selbst vor unscheinbaren Vorgängen, nur zunehmen und schließlich zum Scheuwerden und sogar Durchgehen ausarten und zum unverbesserlichen Fehler werden, der in seiner Ursache durch die Scheuklappen systematisch unterstützt wird. Daß die meisten Pferde mehr oder weniger zum Scheuen geneigt sind, hat seinen Hauptgrund darin, daß sie in den Scheuklappen großgezogen sind.

Und nun zu den direkten Nachtheilen dieses unzweckmäßigen Geschirrstückes. Der direkte persönliche, so zu sagen moralische Einfluß des Fahrers auf die Pferde, die geistige Communication zwischen Beiden, wird durch die Scheuleder beeinträchtigt, denn Pferde, welche am Sehen geschmälert sind, sind nicht in der Lage, einen Wink oder ein sichtbares Zeichen ihres Lenkers aufzunehmen und zu befolgen, daher muß derselbe viel öfter als nöthig seine Zuflucht zur Peitsche nehmen und selbst die kleinsten Hilfen und Aufmunterungen jedesmal vermittelst dieser, also mehr in Form einer Strafe, geben. Abgesehen davon, daß ein öfterer oder unnöthiger Gebrauch der Peitsche nicht schön ist und ein ideales Fahren nicht charakterisirt, die Peitsche vielmehr in der Zügelfaust lieber ihren Ruheplatz haben soll, befinden sich die Thiere auch mehr oder weniger in steter Aengstlichkeit und Unruhe, wenn sie als Vermittler jeder Willensäußerung des Fahrers die Peitsche zu gewärtigen haben. Sie gehen dann nicht so freudig und losgelassen, als wenn man ihren guten Willen dadurch respectirt, daß man sie mehr auf den Wink führt. Aber das ist ja nicht möglich, denn die Augen der armen Thiere sind ja mit Läden verschlossen. Wenn die Pferde nur die Peitsche sehen können, so ist das in den meisten Fällen ebenso gut, als wenn sie dieselbe fühlen und wenn man sie dann wirklich einmal anwendet, so werden die Thiere dann nicht vor derselben schreckhaft zusammenfahren und sich vor ihr steifen.

Die Scheuklappen sind aber den Pferden nicht nur eine Belästigung, sondern in vielen Beziehungen geradezu ein Quälinstrument. Die Anregung zur Abschaffung derselben würde vielleicht für die Thierschutz-Vereine ein dankbareres Arbeitsfeld sein, als die hartnäckige Durchführung mancher anderen Bestimmungen, die vielleicht nicht immer in demselben Maße das wahre Interesse des Thierschutzes treffen, als der hier beregte Punkt. Die Beeinträchtigung des Gebrauches der Augen durch die Scheuleder trägt aber auch mit dazu bei, unnöthigerweise — wenn auch geringe - Muskelkraft des Pferdes zu verbrauchen und dadurch seine Ermüdung mit zu beschleunigen. Denn erstens ist es bekannt, daß Aengstlichkeit und Unsicherheitsgefühl durch fortdauernden Reiz auf die Nerven ermüdend wirken. Daß die Scheuleder aber dieses Gefühl wach zu erhalten angethan sind, war oben nachgewiesen. Zweitens muß aber auch das mit Scheuklappen versehene Pferd, um jeden neuen Blick nach dieser oder jener Seite hin zu ermöglichen, zugleich denselben mit angestrengten Muskelbewegungen seines Körpers unterstützen, um das Sehhinderniß zu überwinden, und da das Pferd in Folge seiner Intelligenz ein für äußere Vorgänge sehr theilnehmendes Thier ist, so wird es einleuchten, daß dieser an sich geringe Kraftverbrauch der Beuge- und Streckmuskeln sich bedeutend summiren und mit zur Ermüdung beitragen muß. Ich will aber hier noch erwähnen, daß es mit dem bloßen Vorhandensein der Scheuleder oft nicht genug ist; denn, wie die Beobachtung z. B. des Droschkenparkes einer großen Stadt lehrt, sind oft genug diese Geschirrtheile falsch gemacht oder sitzen falsch; da liegen die einen oft zu hoch, andere zu tief, wie eine verbogene Brille, welche die Sehachsen der Augen zu divergiren zwingt. Wieder andere scheuern die Augenränder kahl oder drücken gar auf das Auge selbst.

Auch sind oft genug Scheuleder zu sehen, an denen die sogenannten Sturmriemen zu kurz sind und welche in Folge dessen förmlich über den Augen zusammenschließen!

Ein Blick auf die Augen des Pferdes wird uns überzeugen, daß die Pupillen so gestellt sind, daß sie gar nicht dazu angethan sind, sich in so widernatürlicher Art durch die Scheuleder nach vorn hin einzwängen zu lassen und in dieser unnatürlichen Stellung zu verharren. Die Sehachsen sind mehr nach seitwärts gerichtet, um den Gesichtskreis nach allen Seiten zu beherrschen und diese natürliche Lage durch ein Instrument, wie die Scheuklappe, zu verhindern, ist sicher Thierquälerei.

Endlich, um das Maß voll zu machen, will ich noch die Aufmerksamkeit darauf hinlenken, daß die Scheuleder auch zur Entstehung von Augenkrankheiten beitragen können. Beim Fahren bei Kälte und rauhem Wind, namentlich gegen den letzteren, bilden die Scheuklappen förmliche Windfänge; die kalte Zugluft, der Staub, die gefrorenen oder ungefrorenen Niederschläge sacken sich zwischen Auge und Scheuleder fest, es entsteht dadurch ein mannigfacher, mitunter recht heftig vermehrter Reiz auf das Auge, welcher leicht den Grund zu bösartigen Augenentzündungen oder Katarrhen legen kann, was um so leichter geschieht, weil bei dem Gang gegen Wind und Kälte das Pferd erhitzt ist, das Auge vermehrte Flüssigkeit absondert, stärker ausdünstet und die Empfänglichkeit für schädliche Reize dabei viel größer ist.

Nachdem ich nun einerseits die vollkommene Zwecklosigkeit und Widersinnigkeit dieses, gemäß althergebrachter Mode, am Kopfgeschirr befindlichen Undings, genannt „Scheuleder", nachgewiesen und ferner zum Nachdenken über seine thierquälerische Eigenschaft, sowie über seine vielen, theils lästigen, theils direkt schädlich wirkenden Nachtheile, angeregt habe — möchte ich damit das Messer zu seiner Abtrennung geschärft haben, dabei freilich wissend, daß kein Baum von einem Hiebe fällt."

M. von Sternburg.

Peps und Papo.

Eine Geschichte für Kinder. *)

Papageien sind interessante Vögel. Es giebt sehr viele Arten, aber nicht alle können das Sprechen lernen. Die schönen bunten Aras mit den langen Schwänzen, welche immer vor den Thierbuden ausgehängt sind, lernen gar nichts und können blos schreien. Aber andere Arten, vorzüglich die grünen, welche Amazonen-Papageien heißen, und die grauen oder Sittige, mit rothen Schwänzen, lernen sehr gut sprechen. Richard Wagner hatte

*) Aus: Fedor Flinzer, Hänschen und Gretchen in der Menagerie. Bilder und Geschichten aus der Thierwelt für Knaben und Mädchen mit 12 Holzschnitten, ausgeführt von Prof. H. Bürkner. Leipzig und Braunschweig, G. Germann

einen Papagei, der außerordentlich viele Wörter und ganze Sätze sprach und zwar sehr deutlich. Außerdem pfiff er Stückchen von ziemlicher Länge aus verschiedenen Opern und Volksliedern und machte noch andere interessante Sachen. Wenn er sah, daß die Leute mit den Gläsern anstoßen wollten, machte er schon vorher den Klang der Gläser nach. Wenn Jemand das Taschentuch nahm, schnäuzte und räusperte er sich. Er mengte nicht so viele Worte sinnlos durcheinander, wie das oft Papageien thun, sondern brachte sie gewöhnlich zur passenden Zeit an. Wenn Papo, so hieß er, eine Unart gemacht hatte, flog er hoch oben auf die Vorhangstange und rief: „Komm'! Komm' herauf!" — Saß er im Käfig und dieser wurde gereinigt, so machte Papo seine Bemerkungen darüber: „Schöne Stube bekommen." Gab man ihm Confect, so freute er sich über das: „Schön Suckerbrod." Hatte er's nun in die Hand genommen und ließ vielleicht ein Stückchen herunterfallen, so sagte er: „O weh!" kletterte hinunter und holte sich's wieder herauf.

Einmal saß er auf seiner Stange und unten lag in einem Bettchen ein kleiner hübscher Hund, der hieß Peps. Peps mochte eben sehr müde sein, denn es war sehr heiß. Er hatte sich recht behaglich hingestreckt und schlief eben allmählich ein. Da ruft's auf einmal: „Peps!" Als folgsamer Hund sprang er auf und sah sich um, wer ihn gerufen habe. Er fand aber Niemanden im Zimmer und legte sich wieder nieder, knurrte ein wenig und wollte nochmals einschlafen. Da ruft's schon wieder ganz laut: „Peps". Ganz erschrocken fuhr er in die Höhe, da lachts auf einmal über ihm hell auf. Es war Papo gewesen. Nun aber war Peps böse. Er bellte heftig und sprang in die Höhe nach dem lustigen Papo, und hätte er ihn nur erlangen können, es wäre dem Schreihals schlimm ergangen. Als aber Peps sah, daß er nichts machen könne, legte er sich nicht wieder nieder, sondern vertrieb sich die Zeit mit Fliegenfangen, bis er aus der Stube durfte und wo anders schlafen konnte.

Wenn nun auch Papo nicht gewußt haben sollte, was er anrichtete, so paßte doch das, was er that, sehr gut zusammen, um so auszusehen, als thue er Alles mit Ueberlegung. Fedor Flinzer.

Die Thiere in der finnischen Volksdichtung.

Von Edmund Dorer.

Die Kalewala, das alte Volksepos der Finnen, ist eine großartige Märchendichtung mit Anklängen an die frühesten Mythen des nordischen Volkes und hat zugleich eine historische Grundlage; denn die Handlung des Epos ist ein Nachklang des Kampfes der ackerbauenden Finnen gegen das Jägervolk der Lappen, die aus dem fruchttragenden und angebauten Urlande vertrieben wurden. Dieser Kampf wird symbolisirt durch den Streit der beiden Volksstämme um den Besitz des Sampo, eine Wundermühle, die Brod, Salz und Geld mahlt. Die Finnen siegen, und erringen den Sampo,

den Hort des Reichthums und des Segens für alle Zeiten. Mit ihrem Siege ist der Sieg des Feldbaues über das Leben des Jägers, die Einführung der Brodnahrung und eine mildere Kultur verbunden. Die Kalewala ist also ein poetisches Denkmal von kulturhistorischer Bedeutung, wie die berühmten Volksepen anderer Länder dies ebenfalls sind, so sehr auch die nordische Dichtung durch ihren Inhalt und ihren Charakter von denselben sich unterscheidet. Zudem hat die Runen oder Gesänge der Kalewala kein Kunstdichter umgearbeitet oder geordnet, wie dies bei den übrigen großen Volksdichtungen der Fall ist. Sie ist eine Sammlung von Volksgesängen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten.

Max Müller, der große Kenner der Litteraturen und Sprachen sagt daher von der Kalewala: „Aus dem Munde des finnischen Volkes ist ein episches Gedicht gesammelt worden, das der Iliade an Länge und Vollständigkeit gleichkommt und das sogar, wenn wir für einen Augenblick alles, was wir in unserer Jugend schön zu nennen lernten, vergessen könnten, nicht weniger schön ist, als Homer's Gesang. Ein Finne ist freilich kein Grieche und Wäinämöinen war kein Homer; aber wenn der Maler seine Farben aus der Natur hernehmen mag, von der er umgeben ist, wenn er die Menschengestalten abmalt, mit denen er lebt, so besitzt auch Kalewala Verdienste, welche denen der Iliade nicht unähnlich sind und kann auf seinen Platz als fünftes Nationalepos der Welt neben den jonischen Gesängen, neben Mahábhárata, Shanámet und neben den Nibelungen Anspruch machen."

Der Hauptheld der Kalewala ist der sagenhafte Wäinämöinen, ein halbgöttlicher Held, der in sich die Vorzüge und Verdienste des Orpheus und des Triptolemos der griechischen Sage verbindet. Wie jener ist Wäinämöinen ein Meister des Gesanges und des Saitenspiels, dessen zauberhafte Kunst die Menschen und Thiere, ja die fühllose Natur überwältigt und dessen Lieder Glück und Freude oder süße Wehmuth verbreiten. Zugleich ist er ein nordischer Triptolemos, der den Ackerbau einführt und Saatfelder anlegt, wo früher nur Wildniß und unfruchtbare Waldung die Erde bedeckten. So ist denn der Held des Epos der Urheber der Dichtkunst und geistigen Kultur, wie der Gründer des segensreichen Feldbaues, der die Grundlage einer gesetzlichen Ordnung und humanen Gesittung bildet. Und wie Triptolemos die Griechen mahnte, die Thiere nicht unnöthig zu verletzen und sie freundlich zu behandeln, so that dies auch Wäinämöinen durch sein Beispiel unter seinem Volke. Eine mildere Behandlung der Thiere und die Liebe zu allen lebenden Wesen verband sich von selbst mit einer größeren Bildung des Herzens und mit dem Ackerbau, der die Menschen in ein friedliches und freundschaftliches Verhältniß zu den Thieren brachte, während die früher herrschende Jagd die Herzen verhärtete und den Geist verwildert hatte.

In der Kalewala wird erzählt, wie Wäinämöinen die Wälder niederschlägt und die Bäume fällt, um in die fruchtbare Erde Gerste zu säen und Saatenfelder anzulegen, aber dabei denkt er mitleidig an die Bewohner des Waldes, die dadurch Schaden leiden könnten, und sorgt dafür, daß sie eine Zufluchtsstätte behalten. Es wird gemeldet:

Wäinämöinen, brav und bieder,
Fällt auf weite Strecken den Wald,
Schlägt die herlichen Bäume nieder,
Nur den einen, die Birke nicht;
Daß die Vöglein ruhen mögen,
Daß im Laub der Kukuk singt.
Kam der Adler herbeigeflogen
Schwebte aus der Höhe herab
Näher die Birke zu betrachten:
„Warum schonte man jenen Baum,
Fällte nicht die herrliche Birke,
Ließ das einzige Bäumchen stehn?
Gab der Sänger sogleich zur Antwort:
„Darum ward der Birke geschont,
Daß die Vöglein rasten mögen,
Daß der Adler sich ruhen mag."
Ließ der Vogel der Luft sich hören:
„Wohlverständig war es gethan,
Daß du die Birke wachsen ließest,
Daß der herrliche Baum geschont,
Für die Vögelein dort zu rasten,"
Für mich selber als Ruhestatt."
Kommt der Frühlingsbote, der Kukuk,
Sieht die Birke auf grüner Flur:
„Warum schonte man jenes Bäumchen,
Ließ die herrliche Birke stehn?"
Gab ihm Wäino sogleich zur Antwort:
„Darum schonte man jenen Baum,
Ließ sie stehn die herrliche Birke,
Daß du singen mögest im Laub.
Singe denn du Bote des Frühlings,
Singe dein Lied aus voller Brust,
Laß' die Silberstimme erklingen,
Laß die Töne in's Weite ziehn!"

Dem thierfreundlichen Sängerhelden sind wie billig die Thiere gewogen, und bezeigen sich gegen ihn in der Zeit der Noth dankbar. Da er einst das Unglück hatte in das Meer zu stürzen und sich nicht mehr zu helfen wußte, da nahte ihm ein Adler, der ihn von dem Tode im Wasser errettete:

Wäinäimöinen, brav und bieder
Irrte weit im Meer umher,
Schwamm gleich einer Tanne im Wasser,
Einem verdorrten Baumstamm gleich.
Irrte umher sechs Sommertage,
Schwamm sechs Nächte, ohne zu ruhn.
Sieh' da naht ein Vogel aus Lappland,
Fliegt ein Adler aus Osten her,
Streift mit einem Flügel das Wasser,
Mit dem anderen das Gewölk,
Auf und nieder steigt er im Fluge,
Sucht und wendet sich hin und her,
Endlich entdeckt er Wäinäimöinen,
Hilflos schwimmend im weiten Meer.

„Warum schwimmst du Armer im Wasser
Irrst auf dunklen Fluthen umher?"
Giebt ihm Wäinö darauf zur Antwort:
„Häuptlings sank ich herab vom Rosse,
Stürzte mit den Händen in's Meer,
Um vom Strom getrieben zu werden,
Mit den Wellen dahin zu ziehn.
Plötzlich kam von Westen ein Sturmwind,
Führte gewaltsam mich vom Ufer,
Trieb mich in die Weite hinaus.
Viele Tage in schwerer Mühe.
Viele Nächte irrt' ich umher.
Auf den öden, ewigen Wassern,
Auf dem unermeßlichen Meer.
Weder kann ich Armer errathen,
Noch vermag ich vorauszusehn,
Welches Schicksal meiner noch wartet
Welcher Tod am ersten mir naht,
Ob der Hunger mein Leben endet,
Oder die Tiefe mich begräbt!"
Tröstend sprach der Vogel der Lüfte:
„Sorge nicht, o Kalewa's Sohn,
Laß' auf meinen Rücken dich nieder
Nimm am Flügelgelenke Platz;
Ueber das Meer will ich dich tragen.
Führ' nach jedem Ort dich hin.
Noch gedenk' ich früh'rer Tage,
Der vergang'nen bessern Zeit,
Da du Kalewa's Wälder fälltest,
Da der Birke du klüglich schontest.
Wachsen ließt den herrlichen Baum
Für die Vögel als Zufluchtsstätte,
Für mich selber als Ruheplatz."
Da erhebt der ewige Sänger
Aus dem Meere sogleich das Haupt
Stellt sich auf den Rücken des Adlers,
Nimmt am Flügelgelenke Platz.
Und der Vogel auf starken Schwingen
Steigt mit Wäinämöinen hinauf,
Trägt ihn auf den Wegen der Lüfte
Auf des Sturmes Straße dahin.

Der edle Geist des Sängers Wäinämöinen durchdringt die Lieder des Volksepos und seine Milde und Thierfreundlichkeit lebt auch in den Herzen seiner Stammesgenossen. Die Bewohner Kalewalas*) lieben und ehren die Thiere, besonders die Hausthiere, mit denen sie wie mit Menschen umgehen, sie zu Vertrauten ihrer Gedanken machen, und wie dies der Märchencharakter der Dichtung erlaubt, mit ihnen reden, und sie um Rath fragen.

Das arbeitsame und wackere Volk der alten Finnen beschäftigte sich fast ausschließlich mit Ackerbau und Viehzucht, was ihre besondere Hochschätzung der Hausthiere begreiflich macht. Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen waren neben den Weiden und Feldern die Schätze, die sie ehrten. Die Lust nach Gold und Geld war keine Leidenschaft, die sie bewegte. Besonders waren

*) Finnland.

die Kühe ihnen theuer und wurden von ihnen, wie von den Hirten in den Schweizergebirgen sorgfältig gepflegt und geliebt. Die frommen Finnen glaubten, daß Götter und Schutzgeister die Heerden vor Gefahren bewahrten, wie denn überhaupt nach ihrer Ansicht die Thiere unter göttlichem Schutze standen.

In der finnischen Mythologie war Tapio der höchste Waldgott, man stellte sich ihn als sehr alt, mit grauem Bart und gewöhnlich in ein Moosgewand gekleidet vor. Er hütete die Wälder und das Wild und schützte die Heerden auf der Weide. Mielikki, seine Gemahlin, des Waldes milde Herrin, die Beschützerin der Haine, und seine Töchter, die Waldfrauen, waren ihm bei seinem mühevollen und weitausgedehnten Thierschutze behilflich.

Befanden sich die Thiere in Wald und Feld unter dem Schutze der Götter und Geister wohl geborgen, so waren sie in Haus und Stall besonders dem Schutz und der Pflege der Frauen anvertraut. In den Brautrunen der Kalewala, voll Ermahnungen und guter Rathschläge an eine Braut, die ihrem Manne übergeben wird, wird es der jungen Frau an das Herz gelegt, daß sie früh aufstehe, um die Hausthiere zu füttern und diese stets freundlich behandeln soll:

„Schon beim ersten Ruf des Hahnes,
Noch bevor der zweite ertönt
Säume nicht lange, schlage Funken,
Hurtig zünde den Kienspahn an;
Eile sogleich hinaus zum Hofe,
Trage der Heerde Futter zu!
Schon ruft drinnen die Kuh der Mutter,
Hungrig wiehert des Vaters Roß;
Auch der Stier des Schwagers im Stalle,
Und das Kalb der Schwägerin ruft,
Wartend, daß man ihm Futter bringe,
Duftiges Heu und grünen Klee.
Geh' von einem Stalle zum andern,
Tritt zur Thüre mit Vorsicht ein,
Gieb den Kühen ihr Futter freundlich,
Sei auch gegen die Schafe sanft;
Stroh vertheile unter die Kühe,
Bringe den Kälbchen frischen Trank,
Gieb den Füllen die feinsten Halme
Und den Lämmchen das weichste Heu;
Drohe den Schweinen nicht mit Worten,
Oder stoße die Ferkel gar,
Bringe den Trog den alten Thieren,
Gieb den Ferkeln eignes Geschirr!"

Als die Braut hierauf tiefbewegt Abschied von dem Elternhause nimmt, fürchtet sie, wenn sie nach langen Jahren wiederkehre, die Eltern nimmer am Leben zu treffen und von Niemandem mehr erkannt zu werden; nur von den Thieren des Hauses glaubt sie nicht vergessen zu werden. Sie sagt:

„Wenn ich wiederkehre nach Jahren,
Wenn ich die Heimath wiedersehe,
Hört die Mutter nicht meine Stimme,
Und der Vater mein Weinen nicht

Schon bedeckt der grünende Rasen,
Längst schon wuchern Kräuter und Gras
Auf der Asche der guten Mutter,
Auf der Holden Glieder und Haupt.
Wenn ich wiederkehre nach Jahren,
Meinem Vaterhause mich nah'
Wird mich Niemand wiedererkennen!
Meiner Mutter einzige Hauskuh,
Die ich vordem selber getränkt,
Die als Kälbchen ich aufgefüttert
Brüllt mit schwacher Stimme nach mir.
Sie noch würde vielleicht erkennen
Daß ich Tochter des Hauses bin.
Meines Bruders verlassenes Hündchen,
Das ich in der Jugend erzog,
Das ich selber als Kind einst lehrte,
Bellt mit schwacher Stimme mich an,
Das noch würde vielleicht erkennen
Daß ich Tochter des Hauses bin.
Allen Andern bin ich ein Fremdling,
Wenn ich die Heimath wiedersehe!"

In einem längeren Gesange wird geschildert, wie eine Hausfrau mit Stolz und Freude, aber auch mit Besorgniß ihre prächtige Kuhheerde in den Wald und auf die Weide ziehen läßt; denn sie denkt an die vielen Gefahren, denen ihre geliebten Thiere entgegengehen. Sie kann nicht genug Götter und Geister anrufen, daß sie ihre Lieblinge schützen und ihnen in der Noth beistehen. So ruft sie in die Weite hinaus, indem sie die Heerde auf die Weide sendet:

„In den Laubwald schick' ich die Heerde,
In den Hain die milchende Schaar,
Die Gehörnten in's Erlenwäldchen
In den duftigen Birkenhain,
Schicke sie aus, sich wohl zu pflegen,
Stark zu werden und wohlgenährt,
Auf dem offenen Schwendelande,
Auf der waldbewachsenen Flur,
Unter hohen grünenden Birken,
Unter Espenbüschen im Thal,
In dem goldenen Tannenwalde,
In dem silbernen Fichtenhain!
Wache selbst erhabener Schöpfer,
Sei du Schützer, ewiger Gott:
Schirme vor gefährlichen Wegen,
Jeglichen Schaden halte fern,
Daß die Heerde nichts Böses treffe,
Daß sie in Unglück nicht geräth.
Scheinen die Hirten allzu träge,
Und die Hirtenmädchen zu schwach,
O, so sende die eigenen Mägde,
Schicke die Töchter der Natur,
Meiner Heerde sich anzunehmen,
Meiner Kühe Hüter zu sein!

Nicht an Mägden darf es dir fehlen,
Hundert harren auf deinen Wink
Gütige Geister in den Lüften,
Liebliche Töchter der Natur!"

Mielikki, du Herrin des Waldes,
Du der Heerde Beschützerin,
Schicke die besten deiner Mägde,
Deine kundigste Dienerin,
Ueber die Kühe wohl zu wachen,
Nach den bunten Schaaren zu sehn,
Während der schönen Sommertage,
In der warmen, sonnigen Zeit,
Die der gütige Gott uns schenkte,
Die der Gnadenreiche uns gab.

Du, o Tellerwo,*) Tapios Jungfrau,
Du des Waldes liebliches Kind,
In dem leichten Nebelgewande,
In dem lockigen, goldenen Haar,
Die du, als Schützerin der Heerde,
Sorgsam über die Thiere wachst,
Achte der buntgefleckten Heerde,
Nimm sie selber in deinen Schutz,
Hüte sie mit gütigen Händen,
Freundlich sei zu ihnen und mild,
Wenn das Dunkel der Nacht hereinbricht,
Wenn die Abenddämmerung naht,
Führe die Heerde wohl nach Hause,
Treib' die Kühe dem Hofe zu,
Wohlgenährt mit glänzendem Rücken,
Hals und Nacken triefend von Fett!
Wenn die Sonne herabgesunken
Und am Abend der Vogel singt,
Sammle die bunten Schaaren wieder,
Rufe selbst den Kühen zu:
„Nun nach Hause, ihr Krummgehörnten,
Wende um, du milchende Schaar!
Besser habt ihr's im eigenen Hofe,
Weicher liegt ihr auf eigenem Stroh,
Düster sind die Wege im Walde,
Dunkel ist am Ufer der Stieg,
Und als Gruß zur fröhlichen Heimkehr,
Zünden die Mägde Feuer schon
Auf dem blumigen Wiesenraine,
Auf dem beerenbewachsenen Feld.

Es genügt aber der sorglichen Hausfrau nicht, die theuren Hausthiere den mächtigen Geistern empfohlen zu haben; sie sucht auch noch den gefährlichen Feind der Heerde, den grimmen Bär, von jedem Angriff auf dieselbe abzuhalten, indem sie dem rauhen Gesellen schmeichelt und ihn freundlich ersucht, die Lieblinge zu fliehen. Sie sagt:

*) Waldfrau.

O mein Otso,*) Zierde des Waldes,
Honigtätzchen, goldner Bär!
Laß' uns einen Vergleich jetzt schließen,
Einen ewigen Grenzvertrag,
Der, so lange wir leben, gelte,
Noch bis auf die späteste Zeit;
Daß du nimmer der Heerde schadest,
Nicht die milchende Schaar erwürgst,
Während der langen Sommertage,
In der herrlichen, warmen Zeit!
Wenn du den Ton des Heerdeglöckchens,
Wenn du des Hornes Schall vernimmst,
Leg' dich nieder und ruh' im Grase,
Streck' dich auf den Boden und schlaf'!
In den Rasen drücke die Ohren,
In das üppige Gras dein Haupt;
Oder flüchte in deinen Urwald,
Wand're auf entlegene Hügel,
Klett're and're Berge hinauf,
Daß du weder die Glöckchen klingen,
Noch das Rufen der Hirten hörst!
O mein Otso, einziger Liebling,
Hör', mein Honigtätzchen, mich an!
Nicht das Wandern will ich verwehren,
Noch dich umzusehen im Wald,
Nur berühre mit deiner Zunge,
Mit dem Rachen die Heerde nicht;
Auch zerreiß' sie nicht mit den Zähnen,
Oder den scharfen Tatzen gar!
Meide den Weideplatz der Heerde,
Halte von den Kühen dich fern,
Flieh' den Klang der lockenden Glöckchen,
Hör' nicht auf das laute Gebrüll!"

Außer der unschätzbaren Kuh sind in der Kalewala an einigen Stellen auch der Hund, der treue Wächter der Gehöfte, und das Roß ehrenvoll erwähnt. Der Werth des Pferdes war in dem schneereichen Norden besonders im Winter geschätzt, da es die Schlitten über die schneebedeckten Fluren zog und die Verbindung der abgeschlossenen Leute und Dörfer ermöglichte. Daß auch die Pferde mild behandelt wurden, beweist eine Schilderung der Zähmung eines wilden Füllen, das der Held Lemminkäinen nicht durch Gewalt und Schläge, sondern durch Milde und gute Worte zum nützlichen Dienste gewann.

Lemminkäinen nahm in der Eile
Das mit Gold gezierte Gebiß,
Nahm die silberglänzenden Zügel,
Nach dem Füllen zog er hinaus.
Ging das feurige Roß zu jagen
Fern auf Hiisis**) äußerstem Feld.
Suchte den einen Tag, den zweiten,
Da, im Laufe des dritten Tags
Stieg er hinauf auf einen Hügel,
Da entdeckt er das Roß im Thale,

*) Der Bär.
**) Land des Bösen.

Sieht das Füllen im nahen Wald.
Helle Funken sprühte die Mähne,
Dichter Rauch umwölkte das Haupt.
Eilig nahte sich Lemminkäinen,
Ging das Füllen näher zu sehn,
Genauer den Renner zu betrachten,
Nahm dann endlich also das Wort:
„Nun, du stattliches Hiisifüllen,
Lempo's*) Roß mit schäumendem Mund!
Beug' den goldig schimmernden Nacken,
Steck' den silberglänzenden Kopf
Willig in die goldenen Zügel,
In das schöne Silbergebiß!
Freundlich will ich und gut dich halten,
Will auch nimmer zu eilig sein;
Nur ein wenig fahr' ich am Wege,
Nur ein unbedeutend.s Stück
Nach dem nahgelegenen Pohja
Zu der Schwiegermutter in's Dorf.
Wenn ich je zur Eile dich zwinge,
Dich ermahn' zu schnellerem Schritt,
Will ich nur mit Seide dich streicheln,
Treib' mit wollener Schnur dich an.
Da beugt Hiisis feuriges Füllen,
Steckt das Roß mit schäumendem Mund
Seinen goldig glänzenden Nacken,
Seinen silbernblinkenden Kopf
Willig in die goldenen Zügel,
In das schöne Silbergebiß.
Also bändigte Lemminkäinen,
So bezwang er das stolze Thier.

Die Schilderung eines Hundes als Wächter des Hauses enthält folgende Stelle:

Als ein Weilchen dahingegangen,
Wenige Zeit verflossen war,
Ließ sich Hundegebell vernehmen,
Kläffte der Graupelz auf dem Hof,
Weit im nebelumhüllten Pohja;
Murrte zu Anfang dumpf und leise,
Knurrte selten nur, dann und wann,
Saß am Boden und lauschte eifrig,
Peitschte den Schnee mit seinem Schweif;
Ließ sich Pohja's Hausherr hören:
„Geh' hinaus, o Tochter, und sieh,
Was der Graupelz unten im Hofe,
Was der zottige Kläffer bellt!"
Gab die Tochter sogleich zur Antwort:
„Jetzt, mein Vater, fehlt es an Zeit,
Hab' die Ställe noch auszukehren,
Nach der großen Heerde zu sehn."
Leise murrte der Hund im Hofe,
Knurrte selten nur, dann und wann,
Und von Neuem begann der Hausherr:

*) Böser Geist.

„Frau, geh' selber hinaus und sieh
Was der Graupelz unten im Hofe,
Was der zottige Kläffer bellt!"
Gab die Frau dem Manne zur Antwort:
„Wahrlich Mann, jetzt fehlt es an Zeit.
Für die Leute hab' ich zu sorgen,
Nach dem Mittagessen zu sehn,
Muß im Ofen das Brod noch backen,
Formen noch den gährenden Teig."
Ließ sich Pohja's Hausherr hören:
„Immer haben Weiber zu thun,
Und die Mädchen ewige Arbeit,
Säßen sie auch schlafend am Heerd,
Lägen träge in ihren Betten!"
Wieder bellte des Hauses Wächter,
Laut und lauter heulte der Hund;
Unbeweglich saß er und lauschte,
Ringelte den wolligen Schweif.
Und von Neuem begann der Hausherr:
„Nimmer bellte der Hund umsonst,
Nicht vergebens heulte der Kluge,
Nicht vor Bäumen kläfft er so laut!
Hurtig schritt er über den Hof,
Sah, wohin der Kläffer sich wandte,
Sah, nach welcher Richtung er bellt,
Mit dem Blicke dem Hügel folgend,
Längs den Wipfeln des Erlenhains,
Sah er die volle Wahrheit endlich,
Sah, warum der Kläffer gemurrt.
Fand, warum er beständig bellte,
Merkte nun, warum er geheult;
Fernhin sah er ein rothes Fahrzeug
Mitten im Lepisunde ziehn,
Einen herrlichen bunten Schlitten
Von der Sinainsel sich nah'n.

Rührend ist die Erwähnung eines Haushundes bei der Heimkehr des Helden Kullerwo, der nach längeren Kriegszügen die Heimath und das Vaterhaus wiedersieht. Er findet die geliebte Wohnung einsam und verlassen. Die Eltern und Geschwister sind unterdessen gestorben. Von den Hausbewohnern ist nur der Hund übrig geblieben; an ihn weist den Klagenden der Geist seiner Mutter, damit er einen Trost und einen treuen Genossen habe:

Niemand heißt den Armen willkommen,
Niemand reicht ihm grüßend die Hand,
Hin zum Herde streckt er die Hände,
Doch die Kohlen sind längst verlöscht,
O, da fühlt der arme Verlassene,
Daß die Mutter ihm nicht mehr lebt.
Und in bitter'n Thränen saß er
Wohl den ersten und zweiten Tag,
Bis er klagend in Worte ausbrach:
O, geliebteste Mutter, du,

Haft du nichts mir Armen gelassen,
Nichts, so lang du auf Erden warst?
Doch du hörst nicht, einzige Mutter,
Seufzte ich selbst auf deiner Stirn,
Jammerte laut auf deinem Haupt!"
Da erwacht die Mutter im Grabe,
Aus der Erde ruft sie empor:
„Musti hab' ich, den Hund, gelassen,
Zieh' mit ihm zum Jagen hinaus;
Nimm' ihn hin, den treuen Gefährten,
Streife umher im dunklen Wald,
Wand're hinaus durch Feld und Haide,
Suche des Waldes Herrin auf.
Das Gehege der schönen Jungfrau
An der Seite der Tannenburg,
Dort sieh spähend umher nach Beute,
Bitte dort einen glücklichen Fang!"
Da ging Kalewa's Sohn auf Wand'rung,
Zum Begleiter nahm er den Hund.

Wie nach der Kalewala die Leute den Thieren alles Gute thun und wünschen, so vergelten die Thiere dies ihnen mit guten Rathschlägen oder hilfreichem Beistand. So zeichnet sich besonders auch die zierliche Biene durch ihre menschenfreundliche Thätigkeit aus. Sie bringt Honig herbei, um die Gährung des Bieres möglich zu machen, oder um ihren süßen Saft als Balsam für Wunden darzubieten. Die Mutter eines verwundeten Sohnes, die sie auffordert, ihr den Honigbalsam zu bringen, wird von der beflügelten Menschenfreundin schnell und willig bedient:

„O du leichtbeflügeltes Bienchen,
Königin du, im Blumenreich,
Flieg' hinaus nach duftendem Honig,
Süße Tropfen hole herbei!
Such' auf Tapios blühenden Feldern,
Metsolas Fluren suche auf,
Tauch' dich in die Kelche der Blumen,
Bring' ihn her, den heilenden Saft,
Ueber die Wunden ihn zu streichen,
Ueber den zerschlagenen Leib!"
Und das leichtbeflügelte Bienchen
Eilt im raschen Fluge davon,
Weit nach Tapios blühenden Feldern,
Metsalas Fluren sucht sie auf;
Flattert um die duftigen Kelche,
Sammelt ein den heilenden Saft,
Wohl von hundert sprossenden Gräsern
Saugt aus tausend Knöspchen ihn ein.
Eilig kehrte das Bienchen wieder,
War im Augenblick zurück,
Honig triefte von beiden Flügeln,
Floß in hellen Tropfen herab.

Aus den mitgetheilten Stellen erkennt man, welch' ein humaner und thierfreundlicher Sinn die Sänger der Kalewala beseelte. Daneben enthält das Gedicht noch eine Reihe weiser Aussprüche und Lebensregeln, welche sich

mit den poetischen und oft grotesk-phantastischen Erfindungen zu einem eigenthümlichen Ganzen verbinden.

Erwägt man diese ethischen und dichterischen Vorzüge des Epos, so ist es klar, daß die Dichtung auf die Finnen, das poetische und gesangsfreudige Volk, einen veredelnden und bildenden Einfluß ausüben mußte. Sie that dies Jahrhunderte lang durch den Mund der Runensänger oder Liederkünstler, welche die alten Gesänge durch das Gedächtniß unter sich fortpflanzten.

Erst in neuerer Zeit hat man die Runen der Kalewala gesammelt und aufgeschrieben. Sie wurden zu einem einheitlichen Epos zusammengestellt und gedruckt. Durch die treffliche Uebersetzung der Kalewala in's Deutsche, welche der feinsinnige und talentvolle Uebersetzer Hermann Paul im Jahre 1885 herausgab*), ist es auch deutschen Lesern vergönnt, sich mit der so eigenthümlichen Volksdichtung des hohen Nordens mit vollem Genuß bekannt zu machen und sie zu würdigen. Dieser meisterhaften Uebersetzung, einem Lebenswerke des Uebersetzers, haben wir die für unseren Zweck passenden Stellen entlehnt. Sie werden vielleicht Manchen bestimmen, sich mit dem Gedichte näher bekannt zu machen und ein Volk schätzen lehren, dessen Phantasie und Geist das Epos geschaffen.

Wenn man auch nur die Stellung dieser Volkspoesie zur Thierwelt kennte, so müßte man schließen, daß sie die Frucht einer höheren Entwickelung des Geistes und Gemüthes sei. Diese Ansicht theilt auch der oben erwähnte Forscher und nennt die Finnen den am meisten vorgeschrittenen und gebildetsten Zweig ihrer ganzen Völkerfamilie, und er meint, mit Ausnahme der Magyaren, könne von den turanischen Völkern nur die finnische Race auf eine Stellung unter den civilisirten und civilisirenden Nationen der Welt Anspruch machen.

Der Kreuzschnabel.

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt' er heimlich sanftes Zucken
An der stahldurchbohrten Hand.

Hier von Allen ganz verlassen
Sieht er eifrig mit Bemüh'n
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein zieh'n.

Blutbeträuft und ohne Maßen,
Mit dem Schnabel zart und klein,
Möcht den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn befrei'n.

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier."

---

*) Kalewala, das Volksepos der Finnen. Uebersetzt von Hermann Paul. Helsingfors 1885—1886.

Die Früchte blinden Eifers

betitelt sich ein Artikel der „Now. Wr.", welcher die gefährliche Richtung beleuchtet, die der Pasteur-Kultus bei uns genommen, auch wenn man gar nicht einmal der schmerzlichen Erfahrung gedenken wolle, die Herr Pankejew mit der Schutzimpfung seiner Schafheerden seitens der bakteriologischen Station zu Odessa gemacht hat. Das Blatt betrachtet die Sachlage, wie das „Rig. Tageblatt" einem Referat der deutschen „St. Pet. Ztg." entnimmt, in höchst erfreulich nüchterner Weise, und zu seinem Artikel giebt ihm speciell der Umstand Anlaß, daß der Medicinalrath unlängst der genannten Station gestattet habe, Versuche zur Vernichtung von Feldmäusen, Kaninchen und anderen Nagern zu machen, im Wege des Vergiftens mit Bakterien der Hühner-Cholera und unter der Bedingung, daß die „gehörigen Vorsichtsmaßregeln" ergriffen würden. Das örtliche Medicinal-Inspectorat opponirte hiergegen, nichtsdestoweniger ist aber von der Oberbehörde gestattet worden, mit der Hühner-Cholera zu operiren, und gleichzeitig bemerkt worden, dieselbe auch als Schutzimpfung zu verwenden, sei sehr nützlich. Nach den Erfahrungen des Herrn Pankejew dürfte sich nun wohl schwerlich Jemand finden, der seine Hühner solcher Präventiv-Maßregel unterwerfen wollte! Sonderbar aber ist das: „die Cholera-Schutzimpfung wird für das Hausgeflügel als Präventiv-Maßnahme gegen eine Epidemie empfohlen und gleichzeitig gestattet man die Verbreitung derselben Epidemie als Mittel der Bekämpfung schädlicher Thiere." Die Bedingung der „gehörigen Vorsichtsmaßregeln" sei da ein sehr dehnbarer Begriff. Und man denke nur, daß die mit Hühner-Cholera inficirten Kaninchen Feldmäuse, Ratten ꝛc. die Epidemie immer weiter verbreiten, nicht bloß direct sondern auch indirect durch Hunde, Schweine, Katzen, Raubvögel, die ihre Cadaver fressen! In welcher Lage wird sich dann das zahme Geflügel befinden und vielleicht auch die übrigen Hausthiere? Können nicht auch diese inficirt werden, und wenn auch ihre Erkrankung in einer „neuen Form" auftreten sollte?... Doch das ist noch nicht Alles. Das Unternehmen der Odessaschen bakteriologischen Station bedroht uns mit noch schlimmeren Folgen: einer ihrer Arbeiter, Dr. Gamalei, der Versuche an Hühnern mit Cholera-Inficirung anstellte, fand, daß die Mikroben der Hühner-Cholera nicht bloß ihrer Gestalt nach, sondern auch ihren biologischen und Krankheit erzeugenden Eigenheiten nach sich fast gar nicht von den berühmten Koch'schen Bacillen unterscheiden, den Urhebern der asiatischen Cholera. Die Aehnlichkeit ist eine so große, daß sie einander ersetzen können. Mit anderen Worten: die Mikroben der Hühner-Cholera können unter gewissen Bedingungen, im menschlichen Organismus z. B., sich in Mikroben der asiatischen Cholera verwandeln und die Entstehung dieser letzteren bedingen, ganz ebenso, wie der Kommabacillus bei den mit ihm geimpften Hühnern Hühner-Cholera hervorruft. Und nun vergleiche man diese Wechselwirkung mit dem vorerwähnten Unternehmen und denke nur daran, daß der Hinweis auf jene Wechselwirkung von derselben bakteriologischen Station gemacht wird, die

in der Vergiftung der Ziesel- und Feldmäuse mittelst Hühner-Cholerabacillen das beste Mittel für den Kampf gegen schädliche Thiere erblickt. Man steht im Begriff, Nagethieren, die mitten in den Kornfeldern leben, die Hühner-Cholera einzuimpfen, und beweist zugleich, daß die Mikroben der Hühner-Cholera in ihrer Schädlichkeit und Gefährlichkeit sich durchaus nicht von den Mikroben der asiatischen Cholera unterscheiden! Und wenn nun diese Mikroben sich wirklich nicht von jenen unterscheiden, und, sobald sie in den menschlichen Körper gelangen, sich in die Koch'schen Kommabacillen verwandeln?! Welche Folgen kann diese künstliche Verbreitung der Epidemie haben? Was werden die Kornfelder, die Getreideschober und -Scheunen dann vorstellen, in denen die Cadaver der Nager faulen werden, mit Millionen von Mikroben vergiftet, welche mit der asiatischen Cholera verwandt sind, oder selbst nur mit anderen verderblichen Bacillen, welche die Odessasche bakteriologische Station züchtete! Entsetzlich! die Epidemie, die überall für eine Volksgeißel angesehen wird, wird mit tausend Wurzeln in den Boden eindringen, und jedes Kampfes spotten! Wie soll man da nicht sagen, daß unsere Jünger Pasteur's mit ihrer übereifrigen Impfwuth die Autorität der Wissenschaft discreditiren und in der Gesellschaft jedes Vertrauen zu ihrer Sache untergraben? Es wäre wohl an der Zeit, zur Besinnung zu kommen und dem gefährlichen Spiel mit „Impfen" und „Züchten" ein Ende zu machen. Alles hat seine Grenzen und wer über dieselben hinausgeht, verfällt einer Manie, die um so weniger geduldet werden darf, je gefährlicher sie ist. Möge sich die bakteriologische Station das merken und möge sie nicht vergessen, daß sie durchaus nicht da ist, um gefährliche Ansteckungen zu züchten, und wenn das auch nach allen Regeln der Laboratoriumskunst geschieht. . . . Zum Schluß noch ein Wort: In nächster Zeit steht ein Congreß der Aerzte in Petersburg bevor. Derselbe würde ohne Zweifel einen großen Dienst der Gesellschaft und der Wissenschaft erweisen, wenn er die nöthige Aufmerksamkeit auf diese Impfung lenken wollte, die schon längst nicht nur die Grenzen einer strengwissenschaftlichen Untersuchung und der mit derselben verbundenen Vorsicht — sondern überhaupt die Schranken jeder Vernunft und Vorsicht überschritten hat."

Circulair des Kollegen des Ministers des Innern, in Stellvertretung desselben an die Gouverneure.

(8. December 1888. Nr. 2570).

Die Impfung des schwächeren (vaccinirenden) oder natürlichen Ansteckungsstoffes zum Zwecke, das Vieh unempfänglich für diese oder jene Krankheit zu machen, oder die Zeit des Krankheitsprocesses der ganzen Heerde beim Erscheinen einer Epizootie abzukürzen, kam als prophylaktische veterinairpolizeiliche Maßregel bei der Mundfäule, den Pocken, der epidemischen Lungenseuche, der Pest in Anwendung; in letzter Zeit aber wurde dank den Untersuchungen Pasteur's, diese Art der Verhütung von Epizootien eindringlichst gegen die sibirische Pest (Milzbrand) und die Tollwuth empfohlen.

Von den angeführten Krankheiten ist die Impfung der Pest (Milzbrand) nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich, da durch positive Versuche unserer sowie ausländischer Gelehrten bewiesen ist, daß die Milzbrand-Impfung pestartige Erkrankungen hervorruft, welche nicht weniger ansteckend und tödtlich sind, als bei natürlicher Ansteckung, in Folge dessen die Milzbrand-Impfung im Auslande und bei uns verboten ist. Bei epidemischer Lungenseuche ist die Impfung wohl nicht ganz ohne Nutzen, aber weitaus nicht ohne Gefahr in der Hinsicht, daß die geimpften Thiere nach Verlauf einer sehr langen Frist nach der Genesung von der Impfung die Fähigkeit behalten, den Ansteckungsstoff dem gesunden Vieh mitzutheilen. Die Resultate der Milzbrand- und Tollwuth-Impfung (wie das vor Kurzem z. B. der Fall im Taurischen Gouvernement bewies, wo 3584 Schafe in Folge von Milzbrand-Impfung stürzten) sind bis zur Gegenwart so unsicher, daß der Nutzen der Impfung zweifelhaft ist und die Verhütung dieser Krankheiten durch Impfung nicht als völlig bewiesen angesehen werden kann. Bei der Mundfäule und den Pocken dagegen hat die Impfung allerdings eine prophylaktische ernste Bedeutung, aber die praktische Anwendung dieser Art Impfung seitens der Viehbesitzer und anderer Personen nach ihrem eigenen Gutdünken, ohne die nothwendige Aufsicht und ohne Beobachtung der bekannten Bedingungen kann zur Ursache der Ausdehnung dieser Krankheiten auch in solchen Gebieten werden, wo vordem keine Epizootie vorhanden war.

Aus diesen Gründen und in Uebereinstimmung mit einem vom Veterinair-Comité angesichts der in den westeuropäischen Staaten herrschenden Gesetze abgegebenen Gutachten, habe ich die Ehre, Ew. Excellenz ganz ergebenst zu ersuchen, Verfügung zu treffen, daß in Zukunft die Milzbrand-Impfung des Hornviehs (mit Ausnahme der hinsichtlich dieses Gegenstandes in den Kliniken der Veterinair-Institute und der Warschauer Veterinairschule vorzunehmenden Versuche) als eine Maßregel, die dem Gesetz vom 3. Juni d. J. 1879 widerspricht, unbedingt verboten wird, die Impfung der übrigen ansteckenden Krankheiten aber nur mit Erlaubniß des Medicinal-Departements und unter strengster Beaufsichtigung der localen Medicinal-Inspection und der Veterinair-Polizei vorgenommen wird.

Zum Kapitel der Pferdequälerei. „Ueber die dem Pferde geschlagenen Striemen und über die Schwielen, welche demselben von hartherzigen Gesellen beigebracht werden, über Blindschlagen mit der Peitsche, wird wohl geschrieben. Schlimme, ja oft die schlimmste Pein aber hat das arme Thier da zu erdulden, wohin wir selten einmal blicken, im Munde. Ihr könnt Euer Pferd im Winter vor einem wunden Mund schützen, wenn Ihr stets das Gebiß in einen Eimer mit kaltem Wasser tauchet, bevor Ihr es dem Pferde in den Mund thut. Möchtet Ihr gerne wissen, was daraus erfolgt, wenn Ihr das nicht thut, so legt Eure Zunge an das Gebiß, nachdem es die ganze Nacht hindurch in einer Temperatur unter Nullgrad gehangen. Ihr

werdet Eure Zunge nicht so leicht wieder von dem Geschirr zurückziehen können und wenn Ihr frei kommt, so werdet Ihr ein Stück von der Haut Eurer Zunge eingebüßt haben."

Der „Thier- und Menschenfreund", welcher Vorstehendes dem in Chicago erscheinenden vortrefflichen Blatte „Human Journal" entnimmt, fügt noch Folgendes hinzu: Im Munde, oder wenn man das lieber hört, im Maule der Pferde, sieht es manchmal recht zum Erbarmen aus. — Wie viel wird da durch das Geschirr verbrochen! — Schaue man doch nur einmal die Pferde vor unsern eleganten Caroſſen, ich meine die mit den infamen stramm angezogenen Zügeln an, wie sie unaufhörlich lecken und mit den Lippen thun, um den heftigen Schmerz im Innern des Mundes nur ein wenig zu mildern. Werft nur einmal einen Blick dahin. Der Kutscher in der feinen Livrée wird sagen: „Das ist einmal so'ne üble Angewohnheit meiner Pferde." Ach ja, es ist nun einmal so'ne üble Angewohnheit der Thiere, Schmerzen zu empfinden, die ihnen von den Menschen bereitet werden." K.

Bitte für die armen Hunde. Im „Waidmann" veröffentlicht „Ein Hundefreund" folgende „Bitte für die armen Hunde": „Der Winter naht mit Riesenschritten, die Berge liegen bereits voll Schnee und in der Ebene fegt ein unbarmherziger Ostwind über die Stoppelfelder. Die Menschen richten sich ihre Wohnungen behaglich ein und Vieh und Pferde erhalten eine sorgfältige Stallpflege — nur die armen Hunde werden leider gar zu oft vergessen! Ich spreche hier nicht von den verweichlichten Stubenhündchen, die auf seidenen Betten ruhen, sondern vorzugsweise von den unglücklichen Geschöpfen, welche jahraus jahrein an der Kette liegen und nichts weiter als eine offene Hütte mit schlechter Unterlage haben. Was ist unsere Pflicht, um solchen bedauernswerthen Vierfüßlern ihr herbes Loos zu erleichtern? Zunächst unterwerfe man die Hütten einer sorgfältigen Revision und verstopfe sämmtliche Risse, so daß Wind, Regen und Schnee nicht eindringen können. Dann lege man recht reichlich Heu und Stroh hinein, damit der Körper weich und warm liege. Diese Unterlage muß mindestens alle fünf Tage erneuert werden, denn Schmutz und Ungeziefer sammeln sich darin. Ueber den Eingang der Hütte nagele man ein Stück Decke oder Segeltuch so, daß es bis zur Erde herabhängt und der eisige Wind nicht hineinbläst. Die Umgebung der Hütte muß täglich gereinigt werden, um die Luft von dem Unrath nicht verpesten zu lassen, desgleichen sind Wasser- und Futternäpfe recht sauber zu halten und darauf zu achten, daß die Thier zu jeder Zeit frisches, reines Trinkwasser bei ihrer Hütte haben. Am Tage müssen die Hunde mehrere Stunden umherlaufen können, damit sie sich durch die Bewegung erwärmen, die Sehnen und Muskeln stärken und Steifheit verhindert wird. Zum Schutze gegen schlechte Witterung und Krankheiten sollte man die Hunde während der kältesten Monate, December, Januar und Februar, in einem geeigneten warmen Stall unterbringen oder wenigstens die Hütte mit Stroh und Erde bedecken. Wie oft hört man ganze Nächte

hindurch das Winseln und Heulen der zitternden Geschöpfe. Es wird für Ungezogenheit gehalten, man bringt sie mit Peitsche und Stock zur Ruhe, und schließlich ist es nichts als Frost und vielleicht Hunger, der sie ungeberdig macht. Im Winter bedürfen alle der Kälte ausgesetzten Thiere mehr Futter als im Sommer, weil hungernde Körper der niedrigen Temperatur viel weniger wiederstehen, als gut gefütterte. Eine tägliche warme Mahlzeit ist durchaus erforderlich. Dieses Bedürfniß theilt auch der Mensch mit dem Hunde." („Androclus.")

Zur Vogelfütterung im Winter. Angesichts des eingetretenen Winters, der für die befiederten Sänger in Wald und Flur die Zeit der Entbehrung und Noth in sich schließt, wird in der „Allgemeinen Thierschutz-Zeitschrift" auf eine ganz einfache Vorrichtung, die in Norwegen überall verbreitet sein soll, — aufmerksam gemacht.

Aus einer gewöhnlichen Waarenkiste nimmt man eine breite und eine schmale Seite heraus, schneidet das Kopfende schräg ab und deckt die schmale Seite mit der herausgenommenen breiten Wand wieder dachförmig zu, läßt aber die breite Seite offen und schneidet in die entgegengesetzte, niedriger gewordene Wand kleine Fluglöcher, so daß größere Vögel und Katzen nicht hinein können. Diese Löcher dürfen nicht zu entfernt von einander sein, damit das Innere des Kastens hell genug wird. Zum Gebrauch stellt man ihn auf die Blumenbank oder hängt ihn in der Nähe des Fensters so auf, daß man vom Fenster aus durch die offene Seite das Futter einstreuen kann. Diese Vorrichtung erleichtert das Füttern der Vögel ungemein und verhütet, daß das Futter vom Schnee zugedeckt wird.

Bücher und Zeitschriften.

Der Thiere Dank. Allen Freunden des Thierschutzes, zumal dessen obersten Förderern, den Behörden und Vereinen, den Geistlichen und Lehrern an's Herz gelegt von Emil Knodt, Pfarrer. 1888. Die Verlagshandlung H. Hartung und Sohn (Bruno Meyer) in Rudolstadt in Thüringen ist ermächtigt, den geehrten Schulvorständen, Thierschutz-Vereinen und Förderern des Thierschutzes dieses Schriftchen bei direktem Bezuge von mindestens 50 Exemplaren zu 15 Pf., 100 Exemplare für 15 Mark, 1000 Exemplare für 120 Mark zu liefern. Das Einzel-Exemplar kostet 25 (franko 28) Pf.

Wir glauben diesen kleinen Anwalt der Thiere nicht besser empfehlen zu können, als indem wir das „Vorwort" des geehrten Herrn Verfassers, welcher allen Freunden der Thierschutz-Litteratur durch seine früher erschienenen vortrefflichen Schriften auf diesem Gebiete bekannt und werth sein wird, — an dieser Stelle zum Abdruck bringen. Der Verfasser schreibt:

„Redende Thiere, was wollen sie? Nun reden sie denn nicht auch in den Fabeln mächtig zu den Herzen? So sollen sie denn auch hier zu Worte kommen; denn leider beachtet man die Thiere nur zu wenig. Sie wollen uns in ihr Herz blicken lassen, in

welchem mehr vorgeht, als wir ahnen, in welchem vor Allem Gefühle des Dankes und der Treue bis in den Tod sich regen, die selbst Menschen beschämen. — In einem früheren Büchlein ließ ich die Thiere ihre Klagen aussprechen, und in 26,000 Exemplaren ist bis jetzt dieser kleine Anwalt für die seufzende Kreatur zu den Schulkindern und dem Volke hinausgezogen. Wenn nun manches Herz dadurch mitleidiger und die Lage der Thiere hier und dort eine bessere geworden ist, so bin ich deß von Herzen froh. Aber die Thiere haben nicht nur zu klagen, sie sind auch dankbar, sehr dankbar! Immer mehr sind edle Männer und Frauen, besonders in den Thierschutzvereinen, eifrig bemüht, der armen Thierwelt ihr herbes Loos zu erleichtern. Zum Glück sieht man auch immer mehr ein, wie wichtig es ist, vor Allem das Gemüth in den Kindern zu pflegen, welche den Thieren ja schon eine natürliche Sympathie entgegenbringen. Lehrer und Eltern regen die Kinder doch schon vieler Orten mehr und mehr zur Thierfreundlichkeit an Deshalb haben es die armen Thiere gewiß schon hier und da besser als früher, und was schon Gutes geschehen ist, soll und wird zur Nachahmung und Beherzigung reizen. Aber es bleibt noch ein Meer von Jammer übrig, wenn wir das Loos der Thierwelt betrachten, und darum gilt es, immer mehr zu wirken und das Wort zu bedenken und zu befolgen:

„Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig."

Die Vivisektion. Zur Verständigung über die Motive und Zwecke der Agitation. Von Ernst Gryfanowski, Dr. med. et phil. (Separat-Abdruck aus dem „Anwalt der Thiere"). Riga, 1887. Preis 15 Kop. = 30 Pf. Gegen Einsendung des Betrages in baar oder in Briefmarken zu beziehen von der Buchhandlung A. Stieda und Frau M. v. Schilling, Riga, Sommerstraße 7.

Diese letzte und zwar für unser Blatt, den „Anwalt der Thiere", bestimmte Arbeit unseres hochbegabten Mitarbeiters und unersetzlichen Mitstreiters gegen die Vivisektion sei allen Gesinnungsgenossen, denen sie bisher unbekannt geblieben, wärmstens empfohlen. Sie kann uns als ein theures Vermächtniß des zu früh uns und unserer Sache entrissenen herrlichen Mannes gelten, denn sie stellt auf Seite 13 die uns noch obliegende Aufgabe in Folgendem als eine zweifach doppelte hin:

„Wir können die Vivisektionsfrage entweder als eine rein sittliche vor das Forum des großen Publikums, des gelehrten und des ungelehrten, bringen, — oder wir können sie dem engeren Forum Derer vorlegen, denen das Verständniß für Sittlichkeitsargumente im Kampf um's Dasein abhanden gekommen ist, die sich aber dafür eine um so feinere Spürung für das Nützliche erworben haben. Und in diesem letzten Falle werden wir wiederum zu unterscheiden haben zwischen den Männern von Fach, denen wir herausfordernd, und den Laien, denen wir belehrend entgegentreten müssen.

Auf der einen Seite also haben wir dem großen (d. h. dem gelehrten und dem ungelehrten) Publikum klar zu machen, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche Reform handelt, deren Für und Wider nach den Programmen politischer Parteien zu bestimmen sind, — auch nicht um jenen billigen und schlauen Thierschutz, den man als gleichbedeutend mit Menschenschutz und Menschenvortheil zu empfehlen pflegt und an dem sich gerade Vivisektoren und Schlächter mit ganz besonderer Vorliebe betheiligen, — sondern um eine Kulturidee von der allergrößten Wichtigkeit und Tragweite, um eine Frage, deren Tiefe sich erst dann erschließt, wenn man sich anschickt, sie zu lösen, und deren endgültige Lösung nur in einem Phasenwechsel des philosophischen Bewußtseins und in einer formalen Anerkennung der Rechte der Thiere und der Selbstbeschränkungspflicht der Menschen bestehen kann. „Auf der anderen Seite aber muß den Physiologen gegenüber die Verkehrtheit ihrer Zwecke und die Unzulänglichkeit ihrer Methode erkenntniß-theoretisch und

empirisch nachgewiesen werden, während die hinter ihnen stehenden und an sie glaubenden Laien über die Kraßheit ihres medicinischen Aberglaubens, über die Unfruchtbarkeit physiologischer Weisheit, über die Ohnmacht und Entbehrlichkeit aller inneren Medicin und über die wahren allein heilbringenden Wege zur Gesundheit aufgeklärt werden müssen.

Вѣстникъ Россійскаго Общества покровительства животнымъ. (Bulletin de la Société russe protectrice des animaux. St. Pétersbourg.) Der „Westnik der russischen Thierschutzgesellschaft" ist mit dem Beginne dieses Jahres Eigenthum des Vereins geworden. Dank dieser Veränderung wird der Vorstand selbständiger als es bisher möglich war über die Richtung des Blattes, sowie über die nothwendige Pünktlichkeit den Abonnenten gegenüber wachen können. Zum Redakteur ist das Vorstandsmitglied Herr Ingenieur-Architekt Sossimowski erwählt worden. Der Westnik wird fortan nur einmal im Monat erscheinen, für den Abonnementspreis von 3 Rbl. jährlich mit Zustellung in's Haus, resp. Postzusendung; halbjährlich 2 Rbl. Abonnementsbestellungen werden vornehmlich im Redactionslocal an der Himmelfahrtsbrücke 23/81, Quartier 12 (у Вознесенскаго моста 23/81, кв. 12) entgegengenommen, sowie auch von dem Vorstande, Erbsenstraße 58, Quartier 22 (Гороховая ул. 58, кв. 22.)

„Der Thier- und Menschenfreund". Organ des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter in Dresden und der neuen Thierschutzvereine zu Berlin, Dresden, Hamburg und Leipzig.

Der Abonnementspreis dieser entschiedensten, allseitigsten deutschen Thierschutz-Zeitschrift, welche monatlich einmal, mindestens einen Bogen stark erscheint und über den Stand der Vivisektionsfrage und die Thierschutzbestrebungen überhaupt am genauesten orientirt, beträgt — durch die Post im Buchhandel oder direkt von der Expedition in Dresden, Amalienstraße 8, I, bezogen, jährlich nur 2 Mark.

„Der Thier- und Kinderfreund", redigirt von Fräulein Agnes Engel, erscheint allmonatlich zum Abonnementspreise von 60 Pfg. für das Vierteljahr im Verlage von Albert König in Guben. Zu beziehen vom Verleger, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter. Diese vortreffliche Zeitschrift, welche den Zweck hat „in den Kindern das Verständniß für die Thierwelt und dadurch die Liebe zu derselben anzuregen, ihr Gemüthsleben zu wecken und sie durch Beispiel zu dem höchsten Ziele, gute Menschen zu werden, anzuleiten" erscheint von Januar 1889 an in einer zweiten Ausgabe, welche die Hälfte des Umfanges vom Hauptblatt umfaßt, einen Abdruck passenden Stoffes aus jenem enthält, auf geringerem Papier gedruckt ist und nur 50 Pfg. für das ganze Jahr kostet. Zweck dieser billigen Ausgabe ist natürlich eine Massenverbreitung unter der Jugend des Volkes. Dieselbe sei daher auch Unbemittelten zur Unterhaltung und Belehrung ihrer Kinder, sowie Thierfreunden, Vereinen ꝛc. zur Vertheilung an Kinder herzlich empfohlen. Jeder Abonnent des Hauptblattes bekommt eins der zweiten Ausgabe gratis, das er beliebig verschenken kann.

„Der Anwalt der Thiere."

Mit dieser Doppelnummer beginnt der V. Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir bitten unsere Leser im In- und Auslande, recht zahlreich auf dieselbe zu abonniren, unser Blatt in weiteren Kreisen zu verbreiten und ihm neue Abonnenten zuzuführen. Bestellungen à 1 Rbl. jährlich, mit Postzusendung 1 Rbl. 20 Kop., nehmen die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga, Sünderstraße, und Frau M. v. Schilling, Riga, Hagensberg, Sommerstraße Nr. 7, entgegen. Der Betrag kann auch in Postmarken (russischen oder deutschen) recommandirt eingeschickt werden. Die Jahrgänge I und II sind (mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen) als Band I, die Jahrgänge III und IV in gleicher Ausstattung als Band II — so weit der Vorrath reicht — zu dem ermäßigten Preise von 1 Rbl. für jeden Band, mit Postzusendung von 1 Rbl. 50 Kop., zu beziehen.

Alle bisherigen Abonnenten, welche nicht abbestellt haben, erhalten den neuen Jahrgang zugeschickt.

Vögleins Bitte.

Von Ed. Michelsen.

„Es ist bitterlich kalt
Und der Schnee liegt so hoch
Im Wald', auf der Flur,
Wo im Sommer ich flog.

Wohl hab' ich mein Kleid
Von Federn so dicht;
Weil der Hunger mich quält,
So wärmt es mich nicht.

Ich sitz' auf dem Zweig',
Seh' in's Fenster hinein,
Ob nicht Jemand kommt
Und erbarmt sich mein.

Bin ein kleiner Gesell
Und nur wenig genügt;
Wenn Ihr Hanfkörnlein streut,
So bin ich vergnügt.

Kommt der Lenz erst zurück,
So dank' ich es Euch,
Singe Lieder der Lust
In dem jungen Gezweig'.

Und im Sommer erst gar!
Kommt mein ehelich Glück,
So zahl' ich mit Zins
Euch die Gabe zurück.

Die Raupe am Blatt,
Der Käfer am Ast,
Läßt kaum er sich seh'n,
So ist er gefaßt.

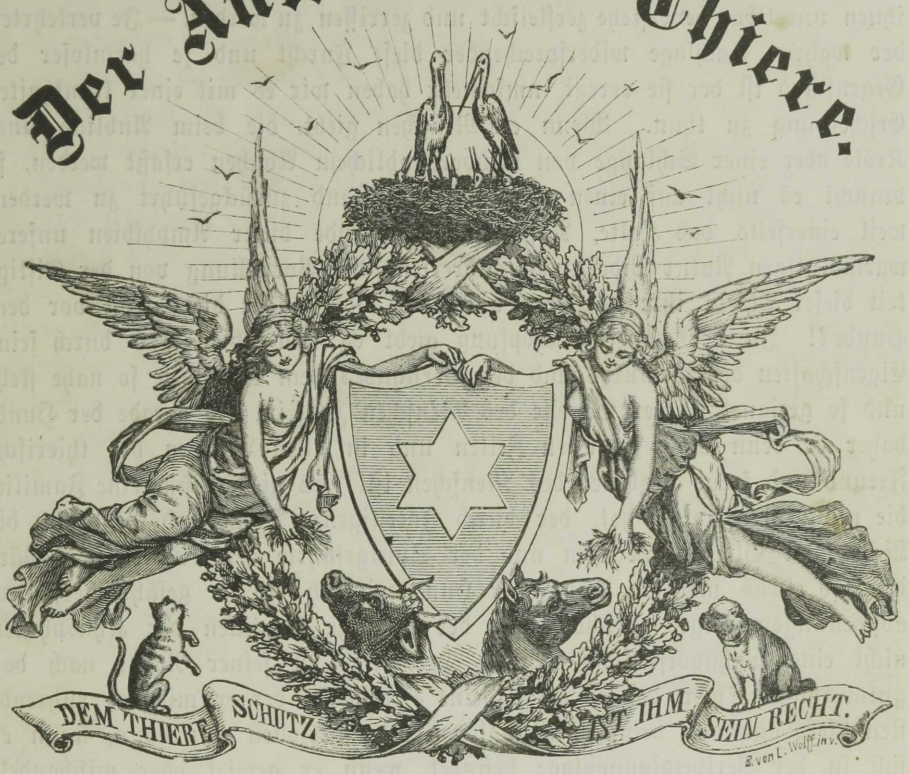
Doch noch ist es kalt
Und Alles voll Schnee;
Ihr Menschen habt Mitleid,
Der Hunger thut weh!"

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 3. Февраля 1889 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

V. Jahrgang. März 1889. № 3.

Eine neue Krankheit.

v. L.--W. Die Presse berichtet in neuerer Zeit häufig über das Auftreten von Krankheitserscheinungen, von denen man früher nichts gewußt hat. Sie gehören meistens in das Gebiet der Nervenkrankheiten. So lasen wir in jüngster Zeit von einer Krankheit, die in Berliner Heilanstalten in Behandlung gezogen ist und welche die „Platzfurcht" benannt worden ist. Sie besteht darin, daß die Patienten den für die normalen Menschen wohlthuenden Anblick eines vor ihnen sich ausbreitenden freien Platzes nicht ertragen können, ohne von unüberwindlicher Furcht und Angst erfaßt zu werden. Eine andere Nervenkrankheit, welche mit dieser Platzfurcht einige Aehnlichkeit hat, sich in den letzten Jahren über ganz Europa verbreitet und einen vollständig epidemischen Charakter angenommen hat, ist die Hundefurcht oder Kynophobie. Sie scheint bei uns in Riga ganz besonders zahlreiche Opfer gefunden zu haben. Diese Patienten vermögen nicht einen Hund, der

frei einherspringt und seiner Lebensfreude Ausdruck giebt, zu sehen, ohne in Furcht und Schrecken zu gerathen und dem Wahne anheimzufallen, daß es ihnen unrettbar bevorstehe zerfleischt und zerrissen zu werden. — Je verkehrter, der wahren Sachlage widersprechender diese Furcht und je harmloser der Gegenstand ist der sie erregt, umsomehr haben wir es mit einer krankhaften Erscheinung zu thun. Wenn es Menschen giebt, die beim Anblicke einer Kröte oder einer Schlange von unüberwindlichem Abscheu erfaßt werden, so braucht es nicht auf einen krankhaften Zustand zurückgeführt zu werden, weil einerseits das Kalte, Nasse und Gleißende dieser Amphibien unserer warmblütigen Natur widerstrebt, andrerseits die Vorstellung von der Giftigkeit dieser Thiere ihre Wirkung ausübt. Woher aber die Furcht vor dem Hunde?! In der ganzen Schöpfung giebt es kein Thier, das durch seine Eigenschaften des Gemüths und des Verstandes dem Menschen so nahe steht und so geeignet ist der Genosse des Menschen zu sein, als gerade der Hund, daher er denn auch zu allen Zeiten und in allen Ländern der thierische Freund und treue Begleiter des Menschen ist. Es giebt kaum eine Familie, die nicht ihren Hund hat, der durch Intelligenz, Treue und Gehorsam die Liebe aller Glieder erworben und der Spielgefährte der Kinder ist. Wäre denn so etwas möglich, wenn der Hund wirklich ein so gefährliches, verabscheuungswürdiges Geschöpf und der panische Schrecken der Kynophoben nicht eine Wahnvorstellung wäre? Der Hund ist seiner Natur nach das gutmüthigste Thier, das es giebt, seine Herrschaft, der er mit der rührendsten Liebe anhängt, beißt er niemals, fremde Personen nur dann, wenn er sich in der Vertheidigungslage befindet, wenn er gereizt oder mißhandelt wird und auch dann geschieht es nur, nachdem er vorher durch Knurren und Weisen der Zähne gewarnt hat. Das weiß jeder gesunde Mensch aus Erfahrung und ist daher der widernatürliche Abscheu und der panische Schrecken vor dem Hunde auf nichts Anderes zurückzuführen, als auf einen krankhaften Zustand der Nerven. Solcher ihres normalen Wohlbefindens verlustig gewordener Personen, deren, wie schon hervorgehoben worden, in Riga sehr viele zu beklagen sind, haben die Rubrik des „Localen" in der „Rigaschen Zeitung" förmlich zu ihrem beständigen Organ gemacht, in welchem sie jedesmal, wo sie einen Hund haben bellen hören, das erschütternde Erlebniß sogleich dem Publicum in den allerschauerlichsten Farben ausmalen, in der offenbaren Meinung, dasselbe mitgruseln zu machen. Sie bedienen sich dabei einer besonderen Nomenklatur: Der Hund heißt bei ihnen nicht „Hund" sondern stets der „Köter" nebst obligater Beilage irgend eines Epithetons, das aus dem Vorrathe der Bezeichnungen entnommen wird, die für Tiger und Leoparden gebräuchlich sind. Wenn nun ein solcher Nervenleidender in einem „Eingesandt" der Zeitung uns z. B. in allem Ernste erzählt, daß bei einem harmlosen Spaziergange, plötzlich, ohne daß eine Veranlassung vorgelegen, ein wuthentbrannter, blutgieriger großer „Köter" sich auf ihn und sein unschuldiges Kind geworfen und sie unfehlbar zerrissen hätte, wenn nicht hilfeleistende Personen herbeigeeilt und sie aus der höchsten Lebensgefahr errettet, so sind wir weit davon entfernt, an der Wahrheits-

liebe des geehrten Herrn Erzählers zweifeln zu wollen, denn seine Erzählung ist subjektiv vollständig wahr, ihr fehlt nur die objektive Wahrheit. Das Wesen der Wahnvorstellungen nervös-schreckhafter Personen besteht eben darin, daß sie wahrhaft und wirklich Vorstellungen haben, die objektiv nicht wahr sind. So spricht auch der Hypochonder die reine Wahrheit, wenn er über Schmerzen und Leiden klagt, die nach objektivem Thatbestande gar nicht vorhanden sind. Da die Kynophoben die Gemüther unnöthigerweise ängstigen und allenthalben zur Verfolgung und Ausrottung unserer treuesten und liebsten Freunde aus dem Thiergeschlechte auffordern, so müßte man wohl meinen, daß die Vereine zum Schutze der Thiere ihnen nach Kräften entgegentreten. Die Mitglieder dieser Vereine sind aber Menschen, die ebenso den Gebresten unterworfen sind und so giebt es denn jetzt unter ihnen auch viele, die von der Kynophobie befallen sind. Nach dem letzten internationalen Thierschutz-Congreß in Wien zu urtheilen, scheint es sogar, als ob die Glieder dieser Vereine noch mehr als andere Personen zu diesem Schwächezustande der Nerven disponirt seien, denn es waren dort weit mehr von der Hundefurcht befallene Menschen beisammen, als man solcher in einer anderen Gesellschaft gleicher Zahl hätte antreffen können. Die Hundefurcht war hier so verbreitet, daß man dabei sogar vergaß, daß man zur Berathung von Thierschutzfragen versammelt war, denn es wurden Anträge gestellt und berathen, die mit dem Schutze der Thiere nicht die mindeste Berührung, dagegen aber den Schutz des Menschen gegen den Hund im Auge hatten und auf Verstümmelung und Ausrottung des ganzen Hundegeschlechts gerichtet waren. Ein Kynophobe konnte, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, die Behauptung aussprechen, daß der „Hund der gefährlichste Feind des Menschen" sei und fanden zwei Anträge Beifall, von denen der eine dahin lautete, der Congreß möge dahin wirken, daß die Hundesteuer allenthalben soweit erhöht werde, daß Hunde nicht mehr gehalten, sondern ausgerottet würden, der andere lautete dahin, es möge bewirkt werden, daß es überall obligatorisch werde, die Hunde ihrer Zähne, durch Abfeilen derselben, zu berauben.*)

*) Man wird hier geltend machen, daß jene Panique den Unglücksfällen gegolten hat, die durch die Tollwuth der Hunde geursacht werden. So schrecklich auch die Folgen des Bisses toller Hunde für den Menschen sind, so kommen doch solche Fälle zum Glücke so äußerst selten vor, daß die Absicht das ganze Hundegeschlecht darum ausrotten zu wollen, nicht minder eine Gemüthsverwirrung bezeugt, die krankhaft erscheinen muß. Die Eisenbahnunfälle fordern in einem Jahre in Europa fünf mal mehr Opfer und in nicht minder qualvoller Weise, als durch den Biß toller Hunde und dennoch wird kein normal beschaffener Mensch für die Abschaffung der Personenzüge eintreten wollen. Der Fall, daß einmal ein Hund an der Tollwuth erkrankt, ist, Gott Lob, so selten, daß in einer Gesellschaft von 200 betagten Menschen kaum einer zu finden sein wird, der einen wirklich tollen Hund einmal in seinem Leben gesehen hätte. Dazu kommt noch, daß von hundert Menschen, die von einem tollen Hunde gebissen worden, nur 15 bis 20% erkranken. Endlich muß noch hervorgehoben werden, daß bei einiger Achtsamkeit und Vorsicht ein solches Unglück leicht zu vermeiden ist, da der Hund schon mehrere Tage bevor die Tollwuth zum Ausbruch kommt, sich krank zeigt, Nahrung und Trank verweigert, das Lager nicht verläßt und den Rachen offen hält, so daß es ein Leichtes ist, der Gefahr vorzubeugen, indem man ihn alsdann absperrt und beobachtet.

Zu Anfang des Juni d. J. steht jetzt wiederum ein internationaler Thierschutzcongreß in Dresden bevor. Wir können nur die Hoffnung aussprechen, daß auf demselben eine wesentliche Besserung in dem Gesundheitszustande seiner Delegirten bemerkbar sein wird und eine völlige Genesung von der Hundefurcht, die 1883 in Wien zu Tage getreten, sich wird constatiren lassen.

Sport und Kultur. *)

Was ist Civilisation? Wodurch unterscheiden sich Kulturnationen von halbcivilisirten und ganz rohen Völkern? Nicht so sehr durch das vertiefte Wissen und vergrößerte Können, nicht einmal durch die Beherrschung und Nutzbarmachung der Naturkräfte, sondern, wie wir Deutsche es uns selbst und allen Anderen immer wieder predigen, vor Allem durch die Gesittung. Gesittet aber ist der Mensch, welcher gelernt hat, seine ursprünglich rohen und selbstsüchtigen Triebe einem höheren Interesse, dem Wohle der Gemeinschaft unterzuordnen. Das gleiche Recht aller Menschen ist zum Gesetz geworden, die Gräuel der Hörigkeit und Sklaverei verschwinden immer mehr von der Erdfläche, einzelne Nationen setzen sogar Gut und Blut daran, andere Erdtheile von der Geißel der Sklaverei und des Sklavenhandels zu befreien. Ja, noch mehr! Selbst den Geschöpfen, welche früher nur willenlose, völlig rechtlose Werkzeuge in der Hand ihrer Herren waren, selbst unseren Hausthieren ist die Gesittung zu Gute gekommen. Auch das Thier hat heute ein Recht, das Thier, welches seine ganze Kraft und sein ganzes Leben uns weiht, das Thier, welches, so geduldig wie ein Pferd, so treu wie ein Hund, niemals im Dienste des Herrn ermüdet, kann auch den Schutz und das Mitleid dieses Herrn beanspruchen. Thierschutzvereine breiten ihr Netz über die ganze civilisirte Erde aus und der Thierquälerei haftet heute ein Makel an, schlimmer fast, als die Strafe des Gesetzes ihn aufzuprägen vermag. Was aber ist Thierquälerei? — Wenn ein Droschkenkutscher, der den ganzen Tag in Wind und Wetter auf seinem Bock hat aushalten müssen, der im bitteren Kampfe um das tägliche Brod selbst kaum ein besseres Dasein führt, als sein Pferd, schließlich einmal die Geduld verliert und rücksichtslos mit der Peitsche auf den armen Gaul herunterprügelt, dann ist das verehrte Publikum entrüstet, und der Schutzmann ist zur Hand, um den rohen Gesellen dem Gesetze auszuliefern. Wenn aber irgend ein hoher Herr gelegentlich einmal, um die Schneidigkeit seiner Fahrkunst und seine geniale Nichtachtung aller kleinlichen Nebenrücksichten zu beweisen, mit einem Viererzug quer über einen Gebirgsrücken hinweg sauft und, die Uhr in der Hand, die edlen Thiere so lange vorwärts hetzt, bis sie erschöpft am Reiseziel zusammenbrechen, vielleicht um sich nicht wieder zu erheben — dann ist das eben „Sport" und niemandem fällt es ein, seine Stimme gegen einen so vornehmen Herrn zu erheben. — Die Sitte, auf welcher ja unsere ganze Kultur beruht, ist eben ein wechselndes, unbeständiges Ding; „Die Moral ist ein geographischer Begriff", hat

*) Aus dem „Dresdener Stadtblatt".

einmal ein geistreicher Kopf gesagt, und wirklich, wenn man sieht, wie heute schlecht ist, was gestern recht war und heute wieder recht wird, was gestern noch für verpönt galt, dann muß man verwundert den Kopf schütteln über den wunderlichen Zickzackweg, welchen der Fortschritt der Menschheit sich wählt, um an's Ziel zu gelangen. Der Thierschutz als öffentliche Institution ist eine noch neue Errungenschaft, und wie alle neuen Anschauungen, so hat auch diese gegen zahllose alte, im Eigennutz, in der Bequemlichkeit oder in der Eitelkeit des Einzelnen wurzelnde Vorurtheile anzukämpfen. Und diese Vorurtheile, sie sind eine gewaltige Macht, eine Mauer, an deren eherner Stirn schon mancher kühne Streiter seine Kraft hat erlahmen sehen. Wir predigen Thierschutz und wir üben ihn auch; aber nach wie vor zieht der Waidmann hinaus, um wehrlose, harmlose Thiere im Namen des edlen Sports und — zur Bereicherung seiner Tafel über den Haufen zu schießen. Dieses Vergnügen gilt als ein heiliges Recht, ja sogar als eine so edle Beschäftigung, daß jeder reich gewordene Philister eine Ehre darin sucht, den angestammten Herren der Waidgründe in ihren Standesvorrechten Konkurrenz zu machen, und daß jeder, der es wagt, seine Stimme dagegen zu erheben, einfach als Don Quixote verschrieen und verlacht wird. Gewiß, das Jägerhandwerk ist ein edles Handwerk. Wer sich aufmacht, um mit eigener Lebensgefahr das Raubzeug von der Erde zu vertilgen, der ist ein ganzer Mann. Der Förster, welcher in Verfolg seines Berufs für des Herren Tafel einen Hirsch oder Rehbock schießt, thut nur als ein ehrlicher Mann seine Pflicht. Wenn die Jagdherren aber Schaaren von Treibern aufbieten um die Rehe zu Rudeln und die Hasen zu Hunderten vor ihrer Büchse zusammentreiben zu lassen, dann muß der simple Bürger, der den Wald liebt um des Waldes willen, der auch in den Bewohnern unseres Waldes die Geschöpfe Gottes erkennt, dem das Herz aufgeht in heller Lebensfreude, wenn er das stolze Profil eines Hirsches am Wiesenrand entdeckt, wenn er das Reh in zierlichen Sprüngen durch die Lichtung huschen sieht, dann muß ein Mensch, der mehr Freude am Leben der Welt hat, als an den todten Opfern, welche der Herr der Schöpfung zu seinen Füßen hinstreckt, sich beschämt fragen, was wohl spätere Generationen einmal zu dieser Art von „Sport" im großen Zeitalter der Humanität sagen werden. — Der „Sport" entschuldigt eben Alles. Giebt's denn etwas Herrlicheres, als auf schnellem Roß querfeldein über alle Hindernisse zu jagen? Kann man der schönen Frau des reichen Banquiers ein prächtigeres Vergnügen wünschen, als sich von flotten Trabern, eingewiegt in die weichen Kissen ihres Phaeton, durch die Alleen des Parkes dahinführen zu lassen? Gewiß nicht! Aber laß' es dir nur sagen, lieber ahnungsloser Freund, die höhere Kunst des Sport's ist nicht so einfach, wie du es dir träumen läßt. Wer Sport treiben will, der muß vor allen Dingen wissen, was „Sport" ist. Pferde vor einen Wagen spannen und sie fahren können, damit ist noch nichts gethan; „schneidig" muß die Sache sein, „schnittig" müssen die Gäule sein, „schnittig" nach allen Regeln der Kunst. Es liegt eine unbewußte bittere Ironie in diesem Wort, das jeder Sportsman vom Stallknecht aufwärts so gern im Munde führt. Es bilden sich da im Kreise

der Eingeweihten, der Himmel mag wissen, aus welcher Veranlassung, gewisse Regeln der Schönheit aus, und nach diesen Regeln muß Alles zurecht gestutzt und zurecht geschnitten werden. Ob man dabei dem Schöpfungswerk der Natur ein wenig in's Handwerk pfuscht, was kommt darauf an? Der Sportsman muß es doch besser wissen! Hunden werden bekanntlich die Ohren und Schwänze coupirt, so, wie es der Mode gerade gefällt. Ob man das Recht hat, einer Tageslaune zu Liebe ein wehrloses Thier zu mißhandeln, danach fragt kein Mensch. Es ist eben Mode, es macht es ja Jeder so. „Es macht es ja Jeder so!" Welch' vernichtende Persiflage auf all' die schönen Worte vom freien Willen, vom kategorischen Imperativ! Es macht es ja Jeder so — ob es gut ist, oder schlecht, ob recht oder unrecht — und Hinz und Kunz machen es nach. Einzelne Länder, wir müssen es zu unserer Schande eingestehen, sind uns in dieser Beziehung schon weit voraus. Wer dort einen Hund oder ein Pferd verstümmelt oder verstümmeln läßt, der wird ohne weitere Umstände als Thierquäler auf einige Wochen oder Monate eingesperrt. Aber bei uns, im Lande der Dichter und Denker? . . . . .

Wir erwähnten soeben das Pferd. Ja selbst das Pferd, der unermüdlichste, der geduldigste, treueste Diener des Menschen, das Pferd, welches auf dem Schlachtfeld von seinem todten Herrn nicht weicht, das Pferd, welches an gebrochenem Herzen sterben kann, wenn es nur den Besitzer wechselt — selbst das Pferd ist vor der Grausamkeit menschlicher Modethorheit nicht geschützt. Schnittig muß der Gaul sein! Aber dazu gehört, daß er auch recht kokett den Schweif trägt. Wenn er nicht in prächtiger Fülle, wie beim arabischen Vollblut und dem russischen Traber bis auf die Erde niederwallt, dann muß er kurz sein, recht kurz und kokett. Und da hat es denn der neueste Blödsinn mit sich gebracht, daß man den Schweif noch kürzer haben will, als die Natur selbst es gestattet. Es ist ja so einfach, man hackt eben einen Theil des festen Schwanzstücks, einen Theil des verlängerten Rückgrats ab, brennt die Wunde mit einem glühenden Eisen aus und bindet sie mit einem Bindfaden ab! — Und diese Prozedur wird nicht etwa nur an jungen Fohlen, sondern sogar an ausgewachsenen 5- und 6jährigen Pferden vorgenommen. Es gehört keine große Phantasie dazu, um sich die Qualen der armen Geschöpfe vorzustellen, welche auf diese Weise verstümmelt werden. Und weßhalb dieses Alles? Etwa weil es den Pferden nützlich ist, oder weil es sie leistungsfähiger macht, oder weil es überhaupt irgend einen vernünftigen Zweck hat? Nein — weil es Mode ist.

Man muß ja im Leben der verblendeten Passion so manches zu Gute halten, vielleicht kann man es sich auch erklären, daß Leute in ihrem Sporteifer sich der Brutalität, welche sie begehen, nicht mehr bewußt werden. Dann ist es eben die Pflicht Unbetheiligter, mahnend ihre Stimme zu erheben. Man fällt natürlich lästig mit solchen Sittenpredigten; vorläufig wird man mit einem vornehmen Achselzucken abgethan. Aber das kann nichts helfen; wieder und immer wieder muß das mahnende Wort ertönen, bis es endlich die trägen Geister aus ihrer Gleichgiltigkeit aufrüttelt. Geradezu unfaßlich aber muß es uns erscheinen, daß ein öffentliches Institut,

ein Institut, welches zum Schutz, zur Veredelung und zur Heilung der Thiere begründet ist, ein Institut, welches heilen und lehren soll, ein Institut welches von Staatswegen unterhalten wird, daß die königliche Thierarzneischule zu Dresden derartige Mißbräuche nicht nur duldet, sondern sie sogar unterstützt, ja selbst betreibt. Jeder verrohte Pferdebesitzer, den gerade die Laune packt, kann so ein wehrloses Geschöpf hinaus auf die Königliche Thierarzneischule schicken, damit es dort nach allen Regeln der Kunst „coupirt", d. h. unter den grausamsten Qualen verstümmelt wird. Und weßhalb? — Weil es eben Mode ist! V. A.

Eine die Lust zum Leben veranschaulichende Ausstellung.

Unter obigem Titel finden wir in Nr. 4622 der „Nowoje Wremja" folgende Besprechung:

„Indem wir den Gelehrten und Specialmedicinern eine von ihrem Standpunkte ausgehende Besprechung der in Petersburg zum Andenken N. J. Pirogoff's veranstalteten Ausstellung überlassen, nehmen wir auf unserem Rundgange durch dieselbe alle Freiheiten und Rechte eines Laien für uns in Anspruch.

Alles, was in dieser Ausstellung unsern Blicken sich darbietet — alle diese unzähligen, hier angehäuften Erzeugnisse der Gummiindustrie, der Apotheker, Mechaniker, Chemiker, Schlosser, Wachsfigurenmodellirer, Glaser, Tischler, Bandagisten und anderer Gewerker, dieses ganze Arsenal von Messern, Zangen, Sägen und verschiedenen schrecklichen Marterwerkzeugen, diese massenhaften Gifte (Nordquist allein hat deren 72 ausgestellt!) — veranschaulichen sie uns nicht auf's Deutlichste unser Hängen am Leben, unsere Sucht leben zu wollen um jeden Preis! Hier erblicken wir zehn Millionen zweimalhundert und fünfzig Tausend Bacterien, welche die Herren Physiologen entdeckt und in Bouillon gelegt haben, um nun im Verein mit dem Publikum abzuwarten, was dabei herauskommen wird. Unmittelbar daneben hat das hygienische Laboratorium aus Fleisch einen schön anilinrothen Saft ausgepreßt, denselben concentrirt und daraus ein einfaches Pulver, ein Pulver Debové, ein Specialpulver des St. Petersburger chemischen Laboratoriums und zuletzt eine Leibe-Rosenthal'sche Emulsion hergestellt!.. Der Apotheker Keller hat sogar den Versuch gemacht eine künstliche Frau zu construiren, ist aber damit nicht zu Stande gekommen und begnügt sich nun mit der Ausstellung künstlicher Frauenmilch.

Und weßhalb dies Alles? Deßhalb, weil wir leben wollen! weil wir leben wollen auch ohne Beine, ohne Arme, ohne Augen, ohne Pepsin und Pepton im Magen, weil wir leben wollen selbst mit der Lepra, mit Syphilis und schrecklichen Hautausschlägen behaftet. Ein Dr. Karpowitsch hat eine ganze Collection solcher widerlicher Exemplare in wohlgelungenen, aber grauen- und ekelerregenden Wachsabdrücken ausgestellt, Dr. Slunin eine aus Japan mitgebrachte Photographie, welche ein nicht mehr menschenähnliches, von oben bis unten mit Beulen bedecktes, krötenartig knochenloses Geschöpf darstellt.

Ja, so oder so, nur leben, leben und leben um jeden Preis wollen wir! Zersägt, durchstecht, durchnäht uns, reißt uns die Zähne aus, schält uns die Augen aus, verwandelt uns in ein unkenntliches Wesen — nur laßt uns leben, denn der Tod, so alltäglich er auch ist bleibt für uns doch das Schrecklichste!

Und so denken Alle, die Armen wie die Reichen, sonst würde es um die Leibe-Rosenthalsche Emulsion schlimm bestellt sein. Dieses sonderbare Nährprodukt wird von Leibe aus entfettetem Fleisch zu einer häßlichen Salbe verrieben; hierauf legt Rosenthal diese Salbe in Salzsäure und kocht sie zwei Tage lang. Dann kommt Leibe wieder an die Reihe und setzt Soda zu und nun erst wird dieses Machwerk irgend einem Baron, Fürsten oder Grafen zum „Wohlbekomm' es" in den Mund gesteckt.

Essen Sie, mein Herr Graf, bezahlen Sie und . . . gehen Sie heim zu Ihren Ahnen, um denselben über die enormen Fortschritte der Kultur, welche es bis zur Leibe-Rosenthal'schen Fleisch-Emulsion gebracht hat, zu berichten.

Aber in dieser die Lust zum Leben bekundenden Ausstellung giebt es noch einen Winkel, einen dunkeln Winkel und, daß wir Laien es nur frei heraus sagen — einen wahren Schandwinkel: Wir meinen den Winkel, in welchem Pasteur zu Ehren täglich vor den Augen des Publikums eine Anzahl unglücklicher Kaninchen verenden, denen hier das Tollwuthgift eingeimpft wird.

Wie liebreich geht doch der große Impfer mit den Kaninchen um! Mit einer gewissen Eleganz schlägt er ihnen den Schädel durch, um sich einen Zugang zum Gehirn, behufs Einimpfung von Mikroben zu schaffen. Was thut's, daß dem Kaninchen der Schädel zerschlagen, daß ihm das Gehirn durchstochen wird — es kann ja bei alledem nach Belieben weiter leben — die Natur irrte, als sie darauf bedacht war das Gehirn mit einer starken Knochenhülle zu umgeben — die Natur ist vollständig hinter der Wissenschaft zurückgeblieben. Nous avons changé tout cela! Aber die in Bouillon gezüchteten Mikroben, — ja mit denen hat es eine andere Bewandtniß! In den Mikroben steckt heutzutage die ganze Wissenschaft! Und wenn Ihr nun in dieser Ausstellung das arme, im Todesschweiß gebadete, vollständig gelähmte Thierchen qualvoll verenden seht, so wisset, daß dies Alles nur zu Eurer Unterhaltung geschieht, nicht damit Ihr etwa erfahret, wie solch' eine in Bouillon gezüchtete Mikrobe beschaffen ist, sondern nur damit Ihr Euch überzeugt, wie verschiedenartig die Thiere an diesen Mikroben zu Grunde gehen. Auf einem unweit angebrachten Bilde ist der noble Pasteur dargestellt, wie er einem auf dem Schooße der Mutter sich sträubenden Knaben das dem Kaninchen entnommene mit Tollwuthgift inficirte Gehirn einimpft! Was steht dem Knaben bevor? Lähmung? Tollwuth? oder hat er nichts zu befürchten? Glücklicherweise in den meisten Fällen nichts, denn der weise Franzose ist ein schlauer Kunde, der da recht gut weiß, wie weit er den Scherz treiben darf. Nicht so gut ist es leider hier bei uns mit seinen Jüngern und Nachahmern bestellt, welche im verflossenen Sommer 5000 Stück

kostbarer Merinoschafe durch Einimpfung des Milzbrandes umgebracht haben und die wohl im Stande wären, auch eine noch größere Zahl Menschen hinzumorden und toll zu machen, denn bei ihrer Naivität und bei ihrem blinden Glauben an Alles, was die Etikette der Kultur trägt, unterscheiden sie die Grenze nicht, bis wie weit sie dieses empörende und gefährliche Spiel treiben dürfen. Ihr Herren Mediciner, entfernt die Schaustellung dieser Grausamkeiten aus der Ausstellung oder stellt doch schon lieber gleich zur Vervollständigung des Experimentes auch noch einen tollen Hund aus. Derselbe würde wohl irgend eine Person beißen, an der Ihr dann sogleich die Präventivimpfung vornehmen könntet! Ohne einen solchen Hund und ein von ihm gebissenes Individuum lohnt es sich wahrlich nicht die armen Thiere so zu martern, denn ihr qualvoller Todeskampf kann keinem Besucher dieser, die Lust zum Leben veranschaulichenden Ausstellung weder Nutzen bringen, noch Freude bereiten! A—t.

(Aus dem Russischen von L. Esbeer.)

Gegen den Taubensport

hat Fräulein Agnes Engel in Schwerin im Sommer 1888 eine Petition an Se. Königl. Hoh. den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eingereicht, welche das Ersuchen enthielt: dem Taubenschießen in dem Mecklenburgischen Ostseebad „Heiliger Damm" durch landesherrliche Verfügung ein Ende bereiten zu wollen.

Die Petition hatte mehreren Thierschutzvereinen auf deren ausdrücklichen Wunsch vorgelegen, war von denselben gutgeheißen und von zahlreichen Thierschutzvereinen und Privatpersonen unterzeichnet worden. Begleitet war die Eingabe von der eigens zu solchem Zweck von Fräulein Engel verfaßten Brochüre: „Aussprüche und Anderes über die Taube und den Taubensport."

Nachdem trotzdem das Taubenschießen am „Damm" im Sommer vorigen Jahres nach wie vor stattgefunden, auch bei keinem der betheiligten Vereine eine Antwort eingelaufen war, richtete Fräulein Engel einen Privatbrief an Se. Königliche Hoheit den Großherzog nach Cannes, mit nachstehendem Wortlaut:

Allerdurchlauchtigster Großherzog!
Gnädigster Fürst und Herr!

Im Auftrage einer Anzahl von Thierschutzvereinen habe ich mir erlaubt im Juli d. J. eine Petition um Abschaffung des Taubenschießens im Mecklenburgischen Ostseebade „Heiliger Damm" an Ew. Königl. Hoheit abzusenden. Da bei keinem der unterzeichneten Vereine eine Entscheidung eingelaufen ist, so wage ich nochmals die Theilnahme Ew. Königl. Hoheit für diese humanitäre Frage anzurufen und ganz gehorsamst zu bitten, veranlassen zu wollen, daß mir eine etwaige Entscheidung auf unser ergebenes Gesuch bekannt gegeben wird.

Wir geben uns der festen Hoffnung hin, Ew. Königl. Hoheit Landesherrlicher Entschluß werde einer Ungesetzmäßigkeit in Ihrem Lande ein Ende

bereiten, welche als solche außer durch die allgemein geltend gemachten Stimmen der Moral bereits durch einen Beschluß des deutschen Bundesraths vom Jahre 1878 bezeichnet ist, indem derselbe dem Vorstand des Verbandes der Thierschutzvereine des deutschen Reiches kundgegeben, daß er seine wie die von vielen andern Vereinen eingelaufenen Petitionen ablehnen müsse, da die Bestimmungen in den §§ 284, 285, 360 Ziffer 11 und 13 des Strafgesetzbuches den zuständigen Behörden ausreichende Handhaben böten, um gegen die Ausschreitungen des Taubenschießens vorzugehen. Wir können nach solchen Beschlüssen nur annehmen, daß die zuständigen Behörden sich einer Pflichtverletzung schuldig machen, wenn sie offenkundige Handlungen gegen die bestehenden Gesetze dulden, und sehen uns um so mehr veranlaßt, uns an Ew. Königl. Hoheit mit der ebenso gehorsamsten wie dringenden Bitte zu wenden, Ew. Königl. Hoheit wollen geruhen zu verfügen, daß ein Verbot gegen das Taubenschießen erlassen werde, wie es nach einer erfreulichen Mittheilung der russischen Zeitung „Nowoje Wremä" (nach einer Mittheilung des „Anwalt der Thiere", Riga) der Herr Minister des Innern unter Androhung gesetzlicher Verantwortung im ganzen russischen Reiche erlassen hat.*).

Ehrerbietigst ꝛc.

Auf dieses Schreiben lief aus dem Großherzogl. Kabinet folgende Antwort ein:

Auf Ihren Vortrag an Seine Königliche Hoheit den Großherzog vom December d. J., betreffend die Abschaffung des Taubenschießens am Heiligen Damm, wird Ihnen im Allerhöchsten Auftrage hiedurch eröffnet, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog um so weniger auf die vorgetragene Sache eingehen könne, als der Bundesrath sich nach Ihrer eigenen Angabe bereits erschöpfend in dieser Angelegenheit ausgesprochen habe.

Schwerin, den 21. December 1888.

Großherzogliches Kabinet.
Flügge.

Indem Fräulein Engel allen Betheiligten Vorstehendes mittheilt, bittet sie, sie für weiter in dieser Angelegenheit zu thuende Schritte bevollmächtigen

*) Wie wir einer Mittheilung in Nr. 2 des „Westnik" entnehmen, soll, laut Zeitungsberichten — ungeachtet dieses Verbotes — am 26. December v. J. dennoch wieder ein Taubenschießen von irgend einem Jagdverein unweit Petersburg veranstaltet worden sein, wobei mehr als 350 dieser armen Vögel getödtet und verstümmelt und die Helden dieser That von jenem Verein durch Verleihung von Jetons mit dem Emblem einer Taube, sowie durch Geldprämien ausgezeichnet worden sind. In Folge dieses unglaublichen Geschehnisses sind von verschiedenen Seiten Anfragen mit der Bitte um Aufklärung beim Vorstande der russischen Thierschutzgesellschaft eingegangen. Da nun damals bei der Publikation des ministeriellen Verbotes des Taubenschießens von den Zeitungen weder Datum noch Nummer dieses Erlasses angegeben war, so ist der Vorstand nunmehr bemüht zu erforschen, ob ein solches Verbot auch wirklich erlassen worden sei und worin dessen faktischer Inhalt bestehe. Falls das Resultat nach Wunsch ausfällt, wird der Vorstand des russischen Thierschutzvereins natürlich gehörigen Orts sich dafür verwenden, daß der Thätigkeit der Taubenvernichter ein endgiltiges Ziel gesetzt werde. M. S.

zu wollen. „Der nächstliegende Weg", so schließt sie, „würde der der Klage sein. Derselbe ist allerdings bereits schon früher eingeschlagen, aber nicht durch alle Instanzen verfolgt worden, wie es doch nothwendig ist, um ein endgiltiges Resultat zu erzielen".

50,000 Gulden zu Thierschutzzwecken. *)

Wer echte Humanität besitzt, wird überall nach Wahrheit suchen und Gerechtigkeit üben nach allen Richtungen des Lebens; wer ein warm empfindendes Menschenherz in seiner Brust trägt, der wird die Qual und Noth eines jeden seiner Mitgeschöpfe lebhaft mitempfinden, auch im Kleinsten wird er die Spur des Größten suchen, ahnen und ehren, und dort, wo er nicht helfen kann, wird er mindestens Theilnahme zeigen.

Ein solcher, von wahrer Humanität durchdrungener Charakter war jener schlichte Bürger, der zurückgezogen und bescheiden im Frieden lebte und vor kurzer Zeit unerkannt starb, da sich seine Größe erst nach dem Tode offenbarte. Seine irdische Hülle konnte man begraben, doch nicht seinen Geist, der in seinen posthumen Wohlthaten fortlebt, nicht seine hehre Idee, die Thiere zu schützen. Sie durchbrach die dunkle Stätte des ehernen Sarges, um zu verkünden, daß auch für Ungarn endlich ein Mäcen der Humanität erstanden war, welcher nebst den enormen großen Legaten für Menschenpflege und Menschenschutz auch für den bisher so verkannten Thierschutz thatkräftig sorgte.

Bisher hatten nur England und Amerika solche edle Seelen aufzuweisen, welche Hunderttausende von Dollars und Hunderttausende Pfund Sterling dem Thierschutze widmeten; in jüngster Zeit war auch Frankreich, respektive der Thierschutzverein von Paris so glücklich, 500,000 Franks von der Besitzerin des Waarenhauses „Au bon marché" zu erben, jetzt kam auch Ungarn daran, der großen Welt zu zeigen, daß es nicht nur große Politiker, Staatsmänner und Helden aufzuweisen hat, sondern daß es auch Männer besitzt, welche die Menschheit auf eine höhere Stufe der sittlichen Bildung, durch den Schutz der Thiere, bringen wollen.

Oder sollten die Thiere keine Freude kennen, sollten sie keine Leiden verspüren? O, gewiß. Man gehe nur hinaus in den Hain, wo die Nachtigall schlägt, in das Ackerfeld, wo über grünen Wiesen hoch in den Lüften die Lerche flattert und mit ihrem Morgengruß uns erfreut und in das Dickicht der Wälder, wo die melancholischen Laute der Turteltaube ertönen. Man horche den schmetternden Tönen, dem Gesange und man wird daraus die Sprache der Luft und Freude, des Kummers und der Sorge vernehmen. Freud und Leid ist auch in solch zarter Brust vorhanden. Dasselbe Gefühl beherrscht den stummen Fisch, den sprachlosen Krebs, Freude und Leid ist auch in dem Leibe der Raupe und des fußlosen Wurmes, den des Menschen Fuß so leicht zertritt, anzutreffen.

*) Aus dem „Thier- und Menschenfreund".

Wer das Große und Erhabene will, der muß das Kleinste wollen.

Konstantin Rökk, so heißt der edle Bürger, wollte die moralische Hebung der Menschheit und deshalb gedachte er auch der Unscheinbarsten, der Kleinsten, der am wenigsten Beachteten, der Thiere. Aus seinem Grabe ruft er uns zu: An ihnen übt Euer Gemüth; legt ab Eure Rohheit und Unbarmherzigkeit, denn wer sein Thier schlägt, schlägt auch ein Weib und Kind. Werdet Wohlthäter der Thierwelt, so werdet Ihr zugleich auch die der Menschheit; in dem Streben nach besserer Behandlung der Thiere veredelt sich der Mensch.

In die Herzen der zarten Jugend haben wir die Liebe zu den Mitgeschöpfen, deren Brust dasselbe Weh durchzuckt, einzuimpfen; haben wir die Achtung vor dem scheinbar unbedeutendsten Leben einzuflößen, auf daß das kleine Kind bewußt auch nicht ein Käferchen zertrete, im Muthwillen auch nicht einen Insektenflügel zerreiße: und der erwachsene Mensch wird unfähig sein, sich grausam und roh gegen ein armes Last- und Hausthier zu benehmen.

Konstantin Rökk ist das Urbild der Tugend, das Prototyp der edelsten Seele. Mehr als eine halbe Million nannte er sein Eigen. Alles opferte er auf dem Altar der Humanität, nur deshalb arbeitete er im Schweiße seines Angesichts, damit er die Früchte seines Fleißes für die Bildung und Hebung jenes Volkes verwenden könne, dessen Sohn zu sein er sich glücklich schätzte. Seine Legate sind folgende:

An den Unterrichtsminister war ein Packet mit 200,000 Gulden adressirt, um damit die Kultur- und Kunstbestrebungen zu fördern, an den Justizminister sandte er 65,000 Gulden, für Thierschutzzwecke an den Magistrat 50,000 Gulden, für Wittwen und Waisen von hauptstädtischen Lehrern 20,000 Gulden, der Universität 30,000 Gulden, für verarmte Juristen respektive deren Wittwen und Waisen 19,000 Gulden, der ungarischen Akademie der Wissenschaften 10,000 Gulden u. s. w. u. s. w. Diese Legate sind bis jetzt bekannt, zwei voluminöse Packete sind noch uneröffnet, da auf denselben steht: Ein halbes Jahr nach meinem Tode zu eröffnen.

Hätte dieser Mann bei Lebzeiten diese Legate vertheilt, so hätte er sich einen berühmten Namen verschaffen können, Adelsbriefe, hohe Orden erhalten, wäre gefeiert, besungen und in den Himmel gehoben worden, hätte sich Macht und Einfluß erwerben können. Von dem Allen wollte er nichts wissen, er lebte einfach und eingezogen, fast wie ein armer Mann; so wie er lebte, wollte er begraben sein. Erst nachdem die Scholle seinen Sarg bedeckte, suchte sein hochbetagter Bruder — ebenso edel wie er — die einzelnen wohladressirten Packete heraus und trug sie in Zeiträumen von je zwei bis drei Tagen, je 3—4 Stück an ihren Bestimmungsort.

Vor dem Geiste dieses Mannes, vor solch' einer sittlichen Größe muß selbst der habsüchtige Neid seine Segel streichen, der im Glorienscheine stehenden „reinsten Seele" muß selbst die heutige genuß- und geldsüchtige Zeit den Tribut der Hochachtung zollen.

Der Name Konstantin Rökk wird von nun an der Begriff der reinsten, uneigennützigsten Mannestugend, wird mit dem Gefühl der Vaterlandsliebe und der edelsten Liebe zu allen lebenden Geschöpfen identisch sein.

Prof. Dr. Julius Szalkay,
General-Sekretär des Budapester Thierschutzvereines.

* * *

Wir glauben im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir Obigem eine Ergänzung folgen lassen, die wir einem von demselben geehrten Herrn Verfasser im „Androclus" veröffentlichten Artikel „Der Thierschutz und sein Recht" entnehmen. Hr. Professor Dr. Julius Szalkay sagt dort unter Anderem:

„Konstantin Rökk hat vollständig klar und bestimmt gesprochen: Ich testire 50,000 Gulden zu Thierschutzzwecken, doch sollten Zeit und Umstände einen besseren und edleren Zweck uns vorführen, so könnte diese Summe auch für diesen noch zu bestimmenden Zweck verwendet werden. Durch diesen Beisatz ist nun der Zankapfel in die verschiedensten wohlthätigen Vereine geworfen worden.

Schaaren von Vereinspräsidenten und Vereinsvertretern der verschiedensten humanitären und kulturellen Vereine suchen seitdem täglich die Bürgermeister und die Munizipal-Ausschußmitglieder auf und sind dort zu beweisen bemüht, daß ihre Bestrebungen die edelsten und am meisten der Unterstützung bedürftigen sind. All' diese Herren und Damen sind gewiß in ihrem Rechte; doch nicht davon ist die Rede, welcher Verein edel, welcher edler und welcher der edelste, welcher nothwendig, nothwendiger und am nothwendigsten, welcher mehr oder weniger unterstützungsbedürftig ist. Nein, jeder Verein, welcher humanitären und kulturellen Zwecken dient, ist nothwendig, ist unterstützungsbedürftig, ist edel. Jeder dient hehren Principien, dient ideellen Bestrebungen, dient der fortschreitenden Kultur; alle sind edel, und was edel ist, kennt keinen Komparativ oder Superlativ. Jeder dieser Vereine hat sein Bestehungsrecht. Und der Thierschutz? Hat ebenso das Recht zu bestehen und ist ebenso eine Folge der fortschreitenden humanitären Ideen, wie das Asyl für Obdachlose, wie ein Findelhaus, wie ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder. Die vermeinte Rechtlosigkeit der Thiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei, daß es gegen Thiere keine Pflichten gäbe, ist geradezu eine empörende Rohheit und eine Barbarei des Occidents, sagt der große Philosoph Schopenhauer.

Wir haben daher die Ueberzeugung, daß die Kommune uns und Niemand Anderem die 50,000 Gulden zusprechen wird, da unsere Sache, die Sache des Thierschutzes, einzig und allein im Testamente erwähnt ist.

Doch sehen wir, welches Urtheil von juridischem Standpunkte aus der Rechtskonsulent der Hauptstadt abgiebt; er sagt: Laut dem Texte des Testaments steht allerdings der Kommune das Recht zu, jedem beliebigen wohlthätigen Zwecke das Legat zuzusprechen; doch nicht zerstückelnd, zerreißend,

sondern die ganze Summe muß einem Zwecke zugeführt werden; da nun aber der Thierschutzzweck allein als wünschenswerth erwähnt ist, so folgt daraus, daß sie zur Verhinderung der Thierqäulereien verabfolgt werden möge.

Also das Recht spricht auch zu unsern Gunsten. Weil der Thierschutz hierzulande noch viel zu wenig Fuß gefaßt hat, noch viel zu wenig verbreitet ist, weil die ethischen und erziehlichen Momente des Thierschutzes bei uns noch zu wenig gewürdigt sind, so werden gewiß noch hundert Jahre vergehen, bis Jemand sittlich und geistig so hoch stehend, ein Legat für die noch so verkannten, recht- und schutzlosen Getreuen unseres Hauses und Hofes spenden wird. Und darum sage ich, die 50,000 Gulden müssen uns zugesprochen werden.

Zu kulturellen, erziehlichen, wie wissenschaftlichen Zwecken hat Konstantin Rökk 220,000 Gulden in die Hände des Kultusministers gelegt, hierher möget ihr euch, ihr erziehlichen Kollegialvereine wenden, hier ist euer Born, hier klopfet an, hier wird euch aufgethan, denn hier, wie bei allen Behörden, kennt man wenn von Kultur die Rede ist, nur den Menschen. Die größere Hälfte der mit Empfindung ausgestatteten Wesen: das Thier, welches auf dem Grabe seines Herrn den freiwilligen Hungertod stirbt, das kennt man nicht. Auf diesem Gebiete mußte erst Konstantin Rökk als Bahnbrecher auftreten. Darum, seinen Institutionen gemäß, sollen die 50,000 Gulden dem Thierschutze gewidmet werden. Nahezu 700,000 Gulden sind für die kulturellen Zwecke des Menschen gespendet worden, also lasset den kleinen Rest von 50,000 Gulden den Thieren." M. S.

Ehrenmitglieds-Diplom.

Der hochverdienstvollen I. Vorsteherin und Mitbegründerin des Rigaer Thierasyls Fräulein Emilie Douglas — welche seit zwölf Jahren in unermüdlich hingebungsvoller Liebesthätigkeit an unserer Anstalt als deren erste Leiterin wirkt, — ist die Ehre zu Theil geworden vom Münchener Thierschutzverein nach Beschluß der Generalversammlung vom 13. Februar 1889 „in Anbetracht ihrer hervorragenden Verdienste um die Sache des Thierschutzes" zum Ehrenmitgliede ernannt worden zu sein.

Wir danken diese unsern ganzen Verein ehrende neue Auszeichnung in erster Reihe dem würdigen I. Vorstand-Stellvertreter des Münchener Thierschutzvereins Herrn Dr. von Sicherer, k. k. Generalarzt I. Classe, der diese Ernennung veranlaßte und in einem warm anerkennenden, privaten Schreiben seiner Freude darüber Ausdruck lieh, daß eine solche „Koryphäin des Thierschutzes" nunmehr auch zu dem seiner Leitung anvertrauten Vereine gehöre.

Das Krümchen Brod.

Am Weg' das Krümchen Brod
Tritt nicht mit deinem Fuß',
Weil's in des Hungers Noth
Ein Thierlein finden muß.

Leg's auf den Stein vor's Haus,
Und kannst du, brock' es klein!
Still dankt es dir die Maus,
Still auch das Vögelein.

Fr. Güll.

Zur Tollwuthfrage. Dem „Zoophilist" wird von einem Korrespondenten aus Stuttgart geschrieben: „Jedem mit der Statistik der Hydrophobie Vertrauten, muß es ganz unglaublich scheinen, daß die von Pasteur behandelten Tollwuthfälle eine so große Zahl erreicht haben sollen! Die Berechtigung hieran zu zweifeln findet eine neue Bestätigung durch einen im „Schwäbischen Mercur" veröffentlichten Bericht von Dr. Sußdorf, Professor der Veterinair-Schule in Stuttgart, in welchem derselbe sich über die günstigen Resultate des im Jahre 1880 erlassenen Kaiserlichen „Gesetzes zur Verhütung der von Thieren auf Menschen übertragbaren Krankheiten" äußert und namentlich im Betreff der Tollwuth folgende statistische Notizen anführt: In den Jahren von 1870—1880 habe die Zahl von Tollwuthfällen durchschnittlich 32—13 betragen; von 1880, wo jenes Gesetz in Kraft trat bis 1883 sei die Zahl auf 4 gefallen und von 1883—1888 sei kein einziger Tollwuthfall mehr vorgekommen. In Preußen, Sachsen, Bayern und Baden sind nach Dr. Sußdorf's Aussage, die gleichen Erfahrungen gemacht worden. Der Korrespondent des „Zoophilist" fügt noch hinzu, daß dieses günstige Resultat nicht einem etwaigen Mangel an Hunden zu danken sei — im Gegentheil, kenne er, Konstantinopel ausgenommen, keine Stadt, wo die Hunde in größerer Anzahl anzutreffen wären, als in Stuttgart, Auch sei ihm keine Stadt vorgekommen, in welcher die Hunde, wahrscheinlich dank der Freundlichkeit, mit der sie in der Regel behandelt würden, in solchem Frieden mit einander lebten". Aus dem Englischen von K. Deighton.

Ein Hund als Lebensretter.

Der Zeitung „Nowosti" wird aus Dünaburg geschrieben:

„Unweit der Station Malinowka der Dünaburg-Witebsker Bahn lebt der Gutsbesitzer Strauß. Er hat in Dünaburg ein großes Geschäft, welches Schweinefleisch nach Petersburg versendet. Dieser Tage nun kamen zu dem Gutsbesitzer zwei Bauern und meldeten ihm, daß in ihrem Dorfe an 200 Schweine zu verkaufen sind. Strauß dachte ein Geschäft zu machen, nahm 2000 Rbl. Geld, einen Revolver und seinen Hund, einen prachtvollen Neufoundländer mit und begab sich mit den beiden Bauern auf den Weg. Fünf Stunden fuhren die Bauern mit dem Gutsbesitzer auf verschiedenen, demselben unbe-

kannten Landwegen und kamen schließlich in das Dorf, wo Strauß gebeten wurde, auszusteigen. Strauß ließ seinen Hund vor der Thür und begab sich in eine Bauernhütte, wo er den Pelz, in dem sich der Revolver befand, abnahm. Der Wirth bat ihn, Platz zu nehmen und ging in den Flur hinaus, wo er mit den Begleitern des Gutsbesitzers flüsternd zu sprechen anfing. Als diese Unterhaltung zu lange dauerte, rief Strauß ungeduldig: „Ihr da! Ich habe keine Zeit zu verlieren! Wird's bald?" Nun trat der Wirth in die Hütte und sagte: „Beeile Dich nicht zu sehr, wirst schon hinkommen!" „Was soll das heißen?" rief Strauß wüthend. „Wirst schon in die andere Welt kommen!" sagte der Wirth und nun trat auch einer der Begleiter in das Zimmer mit einem riesigen Messer. Strauß begriff, daß er in eine Räuberfalle gerathen war. Zu seinem Entsetzen sah er, daß er nicht unbemerkt aus dem abgelegten Pelz den Revolver herausnehmen konnte. Der unglückliche Gutsbesitzer verlor den Muth und bot den Räubern sein Geld an, sie sollten ihm nur das Leben lassen. „Das wird nicht gehen", erklärten ihm ruhig die Bauern, „jetzt, wo Du in unseren Händen bist, willst Du uns die Füße küssen, und wenn wir Dich hinauslassen, so schickst Du uns nach einer Stunde die Polizei — Du mußt schon hier bleiben." „Hört", bat mit Thränen in den Augen der Gutsbesitzer, „ich habe weder Kinder noch eine Frau, Niemand wird mich beweinen, laßt mich doch wenigstens von meinem geliebten Hunde Abschied nehmen". Die Bauern waren gerührt und ließen den Hund herein. Das prachtvolle Thier drängte sich an den Herrn und ließ sich von demselben mit sichtlichem Vergnügen streicheln und küssen. Der zärtliche Abschied schien aber den Räubern ein wenig zu lange zu dauern und der Wirth trat nun entschlossen auf Strauß zu und packte ihn roh an die Brust, der andere Bauer hob den Arm mit dem Messer. In demselben Augenblicke aber sprang der Neufoundländer wie ein Tiger an den Hals des letzteren und riß ihm die Gurgel heraus, warf sich darauf auf den mit Strauß ringenden Wirth und zerfleischte ihm den Arm und eine Seite der Brust. Als der dritte Bauer, der draußen Wache hielt, auf den Lärm hereinstürzte, hatte Strauß schon Zeit gehabt, seinen Revolver aus dem Pelz herauszunehmen, und streckte den Räuber mit einem Schuß nieder. Strauß besichtigte noch das Haus und überzeugte sich, daß außer den Leichen Niemand darin war; er legte die drei todten Bauern auf seinen Wagen und brachte sie in die Dünaburger Kreispolizei-Verwaltung, wo er den Hergang seines Abenteuers erzählte. Der Hund ist nun natürlich der Held des Tages.

Simferopol. Ueber den „räuberischen Fischfang" an der Küste des Asowschen Meeres theilt der „Krimsche Westnik" mit, daß derselbe äußerst grausam betrieben werde. Schon eine Reihe von Jahren bedienen sich die dortigen Fischer unbehindert folgenden Kunstgriffes: beim Eintritt des Herbstes, wenn der kühle Wind das Wasser dieses von den Seefahrern „Waschfaß" genannten Meeres zu trüben anfängt, versenken sie auf den Grund desselben ihre mit ungeheuren Haken behangenen Netze. Die Fische wandern zu dieser

Zeit in großen Schaaren umher, können wegen der Trübe des Wassers die ausgeworfenen Netze nicht sehen und gerathen auf die Haken. Nachdem ihnen dabei ganze Stücke vom Leibe ausgerissen werden, kommen sie in großen Haufen auf der Oberfläche des Wassers todt zum Vorscheine und werden von der Meeresströmung fortgetragen. Die Fischer erhalten dabei entweder nur die von den Haken ausgerissenen Theile oder solche ganze Fische, die sich von den Haken nicht mehr haben losreißen können. Um sich über die Massen der in dieser Weise qualvoll getödteten Fische einen Begriff zu machen, stelle man sich vor, daß jeder Fischer, selbst der geringste, an sein Netz Zehntausende, der Fischer vom Fach aber Hunderttausende von Haken befestigt und ins Meer versenkt. Dauert dieses grausame Fischerhandwerk hier noch einige Jahre fort, so wird vom Weißfisch, vom Stör, von der Ssewruga, die schon jetzt im Asowschen Meere eine ziemlich seltene Erscheinung bilden, garnichts mehr übrig bleiben.

(Zur Thierseelenkunde.) „Wir waren" — so erzählt der Reisende Bedell von einer Jagdpartie in den Cordilleren — „hinter einem Felsen verborgen und beobachteten vier Vicunnas, die ruhig grasten. Als wir näher heranschlichen und unsere Flintenläufe richteten, verrieth der starke Instinct dieser Thiere ihnen die Nähe eines Feindes. Wie auf gemeinsame Verabredung erhoben sie nun ihre Köpfe vom Boden und ein Paar Ohren spitzten sich, nach der Seite hin lauschend, wo wir standen. Unsere Gewehre knallten in demselben Moment, anscheinend ohne eine andere Wirkung, als daß drei dieser Thiere gestreckten Laufs ausrissen und im Nu außer Schußweite waren. Die vierte Vicunna blieb indeß unbeweglich an ihrer Stelle und betrachtete uns fortwährend, als die andern schon weit entfernt waren. In der Hoffnung, ihr näher zu kommen, verließ ich meinen Standpunkt und lief auf sie zu. Sie ließ mich bis auf 15—20 Schritt ankommen und dann erst nahm sie die Flucht. Es blieb mir inzwischen Zeit genug, sie auf's Korn zu nehmen, und diesmal hatte meine Kugel bessern Erfolg; das Thier stürzte getroffen nieder. Keine Wunde hatte seine Flucht verzögert; die Eingeborenen versicherten uns, wenn ein Trupp Vicunnas verfolgt werde, so bleiben die stärksten Männchen, die gleichsam die Häuptlinge und Führer bilden, stets die letzten auf der Stätte der Gefahr, um die Flucht der andern zu decken." — Eine schöne Lehre des Muthes und der Selbstverleugnung, die der Mensch von dem Thiere empfängt, in demselben Augenblicke, wo er ihm den Tod giebt.

Dem „Petersburger Westnik" wird von einem Pferdeliebhaber und Kenner folgendes Recept einer Huffalbe empfohlen: Man nehme je ein Pfund Wachs, Honig, Colofonium, Terpentin und vier Pfund geschmolzenes Schweinefett. Dies Alles schmelze man in einem Geschirr zusammen aus und setze der ausgelassenen Masse ein Pfund Leinöl hinzu. Diese Flüssigkeit muß während des Erkaltens gerührt werden, damit ihre Bestandtheile sich gleichmäßig vermischen. Diese Salbe soll, nach Aussage dessen, der sie empfiehlt, vorzüglich helfen, wenn Sprünge und Spaltungen an den Hufen sich bilden, indem sie das Horn erweicht und dessen Wachsthum fördert.

Das Einbrennen von Stempeln mit glühendem Eisen ist für die Pferde höchst qualvoll. Es giebt hierfür ein ganz schmerzloses Verfahren. Die für den Stempel bestimmte Stelle wird glatt ausrasirt und der Stempel alsdann mit Oelfarbe oder Merktinte auf der ausrasirten Stelle ausgeführt. Ein solcher Stempel hält sehr lange vor. „Rolnik i Hodowca."

X. Internationaler Thierschutz-Congreß

und

Feier des 50jähr. Jubiläums des Dresdner Verein zum Schutze der Thiere.

Bureau: **Dresden-Altstadt,** Augustusstraße 4, I.

Tagesordnung:

Montag, den 10. Juni 1889 (2. Pfingstfeiertag), 7 Uhr Abends. Versammlung in Helbig's Etablissement a. d. Elbbrücke (Weißer Saal).

Vorberathung.

1) Begrüßung der Delegirten durch den Präsidenten des Dresdener Thierschutz-Vereins, Herrn Herrmann Gmeiner-Benndorf.
2) Wahl des Bureau.

Dienstag, den 11. Juni 1889, 10 Uhr Vormittags, in demselben Locale.

1) Feierliche Begrüßung der Congreß-Mitglieder.
2) Eröffnung des Congresses durch den Präsidenten.
3) Bestimmungen durch internationale Verträge, bezüglich des Transportes von Thieren. Antrag von Cöln und Karlsruhe.
4) Bestimmungen durch internationale Verträge bezüglich des Vogelschutzes. Antrag von Breslau, Bromberg, Cöln, Colberg, Lauban, Wien.

Mittwoch, den 12. Juni 1889, 10 Uhr Vormittags. Im oberen Saale des Belvédère, Brühl'sche Terrasse.

1) Die Nothwendigkeit der Betäubung der Schlachtthiere. Antrag Neustadt a. Aisch.
2) Errichtung einer internationalen Centralstelle für den Thierschutz. Antrag Bern.
3) Anträge, welche von der aus den Schriftführern des Congresses bestehenden Commission vorzuberathen sind:
   a. Antrag Breslau: Wie kann der Thierschutzverein dazu beitragen, daß Kutscher und Pferdewärter zu einer naturgemäßen Behandlung und Abwartung der Pferde veranlaßt werden.
   b. Antrag Buenos-Ayres: Der internationale Congreß verurtheilt als unmenschlich und entwürdigend die Stiergefechte und empfiehlt den Vereinen, welche in den Ländern, wo solche vorkommen, errichtet sind, nicht zu ruhen, bis sie deren Abschaffung verwirklicht sehen.
   c. Antrag Lauban: Herbeiführung eines Normal-Hundemaulkorbes.
   d. Antrag Paris: Errichtung von Hunde-Asylen; Einführung eines allgemeinen Sprachgebrauches betreffs der Pferde und ihrer Eigenthümlichkeiten.
   e. Antrag Riga: Wie weit sind Jagd- und Pferde-Rennen vom Standpunkte des Thierschutzes zulässig?
   f. Antrag Altona: Vorzeigung eines neuen Apparates zum schnellen Absträngen der Pferde durch Herrn Dr. Greve-Altona; mit gleichzeitigen Erläuterungen durch den mitanwesenden Erfinder, Herrn Bundies.

Donnerstag, den 13. Juni 1889, 10 Uhr Vormittags, in demselben Saale.

1) Eventuelle Fortsetzung der Tagesordnung vom 11. und 12. Juni.
2) Schluß der Verhandlungen.

Nachmittags 3 Uhr, ebendaselbst.

1) Feier des 50jährigen Jubiläums des Dresdener Vereins zum Schutze der Thiere.
2) Fest-Banket.

Zeitschriften und Bücher.

„Der Bote (Westnik) des Russischen Thierschutzvereins."

Monatsschrift, erscheint am 1. eines jeden Monats.

Programm:

I. Regierungserlasse, die den Thierschutz und dessen Förderung betreffen.

II. Artikel, die sich auf den Thierschutz, die Verbesserung der Lage der Thiere, und auf solche Gegenstände beziehen, welche zum Wirkungskreise des Vereins gehören.

III. Chronik des Vereins. — Veröffentlichungen über die Thätigkeit des Vereins und seiner Filialen. — Protokolle der Vorstandssitzungen und Generalversammlungen. — Mittheilungen über die Thätigkeit der Bezirksvorsteher, Mitglieder u. s. w.

IV. Verschiedene Nachrichten und Notizen.

V. Nachfragen und Offerten betreffend Ver- und Ankauf von Thieren, Futtermittel, Gesuche und Angebot von Dienstboten behufs Pflege der Thiere, Verkauf von Büchern u. s. w.

So weit erforderlich sollen der Zeitschrift Portraits, Zeichnungen und Abrisse beigelegt werden.

Abonnementspreis: jährlich mit Zustellung und Versendung 3 Rbl.; halbjährlich 2 Rbl.

Abonnementsbestellungen und Inserate werden vorzugsweise in der Redaktion an der Wosnessenskischen Brücke 23/81, Quartier 12, täglich — mit Ausnahme der Feiertage — von 12 bis 1 Uhr entgegengenommen. Doch kann man auch im Büreau des Vereins: Erbsenstraße 58, Quart. 22 abonniren; daselbst wird der Empfang der Abonnementsgelder durch Interimsquittungen bescheinigt, welche am folgenden Tage gegen formelle von der Redaktion ausgestellte Quittungen eingetauscht werden.

Artikel für den Westnik werden nur unter der Bedingung unentgeltlicher Benutzung entgegengenommen und nicht gegen Honorar. Die der Redaktion eingesandten Aufsätze müssen mit den Unterschriften und Adressen ihrer Verfasser versehen sein. Zum Abdruck nicht sich eignende Artikel können, wenn sie mehr als einen Schreibbogen ausfüllen, zurückgeschickt werden, kürzere werden nicht zurückgesandt.

Die Insertionsgebühr beträgt — 20 Kop. für die Petitzeile.

Persönliche Rücksprache mit dem Redakteur: Sonnabends, von 12—1 Uhr.

Der Redakteur: Ingenieur-Architekt S. W. Sossimowski.

„Lettres d'un chien errant", 1888 von Louis Mouanier — ist eine schön ausgestattete, jeden Thierfreund sympathisch berührende Pariser Ausgabe von zwölf Briefen betitelt, welche der Autor einen umherflanirenden, Alles genau beobachtenden Hund gleichsam selbst niederschreiben läßt. Als Motto zu diesen Briefen ist der bekannte Ausspruch Frau von Stael's gewählt: „Je mehr ich die Menschen kennen lerne, desto mehr liebe ich die Thiere". Der Liebe der Thiere zu den Menschen und dem Nutzen, den sie denselben bringen werden die Rohheit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegenübergestellt, welche in der Regel der Mensch in seinem Verhalten zu den Thieren für die ihm von diesen geleisteten vielen Dienste beobachtet. Indem der Verfasser, welcher ersichtlich ein tiefer Kenner der sittlichen Zustände unserer heutigen menschlichen Gesellschaft ist, das traurige Loos der sprachlosen Geschöpfe beklagt, gelangt er zu dem Ergebniß, daß dieses letztere nur durch Anwendung gesetzlicher Bestrafung der Grausamkeit erträglicher gemacht werden könne und daß in allen Fällen von Thierquälerei ein jedes andere Verfahren fruchtlos sei. Die Briefe bringen auch mancherlei über die Thätigkeit des Pariser Thierschutzvereins und zwar nicht immer zu dessen Gunsten, weil nach der Meinung des Autors dieser Verein nicht eifrig genug für die einmal übernommene Thierschutzsache wirkt. Es scheint jedoch dem Verfasser wenig bekannt zu sein, mit welchen unglaublichen Hindernissen der Thierschützer in unserer sogenannten fortschrittlichen Zeit zu kämpfen hat, selbst in der sich für den Herd der Aufklärung haltenden Hauptstadt der Heimath des Herrn Mouanier. Sagt er doch selbst an einer Stelle: „Wenn es sich darum handelt für das Thier einzutreten, so stellt sich das große ungebildete Publikum, — wie es übrigens überall der Fall ist — nicht auf die Seite des Opfers, sondern auf die seines Peinigers. — Der Preis dieser, mit vielen vortrefflich ausgeführten, die meisten Hausthiere darstellenden Illustrationen ausgestatteten Briefe beträgt in der Buchhandlung Wolf in Petersburg 4 Rbl. 50 Kop. (Aus dem „Westnik" Nr. 2, 1889.)

„Das Thierschutz-Correspondenzblatt", Organ zur Förderung der Humanität, herausgegeben von Hermann Stenz in Neu-Schönow bei Zehlendorf-Berlin. Das Blatt wird zuerst als Manuscript unentgeltlich an die Zeitungs-Redaction verschickt und hernach als Flugblatt an Thierschutz-Vereine ꝛc. zum Selbstkostenpreise abgelassen. Der Herausgeber ersucht sämmtliche Zeitungs-Redactionen, an welche das Blatt gelangt, die humane Sache des Thierschutzes durch den Abdruck möglichst vieler Artikel zu unterstützen und ihm Beleg-Exemplare einzusenden.

Wiederum sei dieses dankenswerthe Unternehmen auch an dieser Stelle allen Thierschutz-Vereinen und allen Freunden und Gönnern des Thierschutzes zu thatkräftiger Unterstützung und Förderung wärmstens empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 18 Марта 1889 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

V. Jahrgang. April — Mai 1889. № 4 u. 5.

Jahresbericht des Thierschutzvereins unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls für das Jahr 1888.

Verfaßt von der Präsidentin.

Motto: Wer nicht kann was er will, thu' was er kann!
Denn thöricht ist's, Unmögliches begehren,
Doch den will ich als Weisen hoch verehren,
Der zum Erreichbaren den Muth gewann!
Leonardo da Vinci.

Diese Worte des berühmten Malers und zugleich nicht unbedeutenden Schriftstellers dürften wohl geeignet sein, vorzugsweise den Thierschutzvereinen und deren Mitgliedern zur Richtschnur empfohlen zu werden bei ihrem Thun und Wirken für ihre, der gesetzlichen formalen Anerkennung ihres Rechts leider noch immer entbehrenden Schutzbefohlenen; denn wohl auf keinem anderen Gebiete humanitärer Liebesthätigkeit gilt es in dem Maaße sich in beengende

Schranken zu fügen und Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art zu überwinden, als solches bei der Ausübung des activen öffentlichen Thierschutzes meistentheils der Fall ist. „Thu', was Du kannst" und „gewinne dir immer auf's neue Muth zum Erreichbaren", auch wenn dein Können weit hinter deinem Wollen zurückbleibt und das Erreichte — und wie oft nur unter Kämpfen und Hemmnissen Erreichte — gar wenig dem Gewünschten entspricht, das ist die Devise für unsere Vereinsthätigkeit auch im Laufe des Jahres gewesen, auf welches wir nunmehr zurückblicken. Beim Eintritt in dasselbe stellte ein um unsere Zeitschrift hochverdienter Mitarbeiter und Gönner in seinem vortrefflichen Artikel an der Spitze des Blattes unsere Aufgabe so schön und zutreffend als eine doppelte hin: „für das duldende Thier handeln, für das schweigende reden." Daß wir uns eine Stätte für die Erfüllung der ersten Aufgabe in unserem Thierasyl und eine Stelle für die Ausführung der zweiten in unserem Anwalt der Thiere geschaffen haben, ist ein hoher Gewinn, den unser Verein vor vielen Thierschutzvereinen voraus hat. Möge letzterer eingedenk dessen, daß ihm diese beiden Errungenschaften von dem ersten, sich aus kleinen Anfängen entwickelt habenden Damencomité fertig überkommen sind, dieses Erbe stets hochhalten und es zu wahren wissen, auch wenn die jetzigen Hüterinnen nicht mehr unter seinen Mitgliedern, resp. unter den Lebenden weilen.

In unserem letzten Jahresberichte konnten wir mittheilen, daß der vom Vorstande sorgfältig ausgearbeitete, von der Generalversammlung genehmigte und von den örtlichen Autoritäten gebilligte Instructions-Entwurf für die Bezirksvorsteher unseres Vereins von dem Herrn livl. Gouverneur im December 1887 dem Herrn Minister des Innern unterlegt worden sei. Wir gaben zugleich unserer Hoffnung Ausdruck diesen Entwurf, dessen Anfertigung dem Vorstande durch die Statuten vorgeschrieben ist, baldigst bestätigt zu sehen. Dieser Wunsch hat sich leider nicht erfüllt, das Jahr ist zu Ende gegangen, ohne uns die erhoffte Bestätigung gebracht zu haben. Es hat daher unser Verein auch im verflossenen Jahre ohne Bezirksvorsteher arbeiten müssen, was insofern schmerzlich zu beklagen ist, als nach den Statuten die Ueberwachung der möglichst genauen Ausführung aller im Betreff des Thierschutzes bestehenden Bestimmungen und Verordnungen vorzugsweise zu den Verpflichtungen der Bezirksvorsteher gehört. Der Verein hat sich daher wie in dem vorhergehenden Jahre auf die Thätigkeit seines bewährten Thierschutz-Agenten und auf die Mitwirkung seiner Mitglieder beschränken müssen. Trotzdem haben wir, dank dem jederzeit freundlichen Entgegenkommen des Rigaschen Polizeimeisters Herrn Collegienrath Wlassowski, mittelst der kleinen Control-Chekbücher zur Anzeige eines jeden einzelnen Falles, welche den Mitgliedern ein Einschreiten bedeutend erleichtern, im letzten Jahre immerhin mehrere thatsächliche Erfolge zu verzeichnen, die freilich — und das bleibt stets die alte traurige Klage, die sich wie ein rother Faden durch alle unsere Jahresberichte zieht — weit weniger, ja meist gar nicht den gequälten, mißbrauchten Thieren selbst die gewünschte Erleichterung und Hilfe gebracht, sondern höchstens dem Thierquäler zur Warnung und Abschreckung gereicht und ihm

begreiflich gemacht haben, daß überhaupt Gesetze zum Schutze der Thiere vorhanden sind, durch deren Heranziehen ihm sein böses Sündigen an den Thieren mindestens erschwert und unbequem gemacht werden kann. Mehr läßt sich in der Regel nicht erzielen und wird wohl auch nicht eher erreicht werden können, als bis die noch immer vielfach vertretene Anschauung „das Thier sei Eigenthum, wie eine bloße Sache" auf dem Wege der Gesetzgebung aus der Welt geschafft und ein Vergehen gegen Thiere nicht nur vom Standpunkte des Eigenthumsrechts, sondern wie ein Verbrechen am Leben und Wohlsein unseres Nächsten verurtheilt und bestraft werden wird. Stünde nicht die Thatsache fest, daß die meisten Thierschutzvereine es mit dem Schutze des Thieres um seiner selbst willen gar nicht ernst nehmen, ja den Thierschutzbestrebungen nur insofern Berechtigung zugestehen, als sie dem Menschen nützen, selbst durch Preisgeben der Thiere nützen, die man doch schützen zu wollen vorgiebt — stünde es, wie gesagt, nicht so traurig um die meisten Thierschutzvereine, so hätte längst ein gemeinsames Vorgehen, ein lebendiges Zusammenwirken aller zu Stande kommen müssen, um in allen Ländern den Erlaß eines solchen Thierschutzgesetzes herbeizuführen, mit dem in der Praxis etwas anzufangen und auszurichten wäre. Wenn die Thierschutzvereine erst einmal dazu gelangt sein werden, in der formalen Anerkennung der Rechte der Thiere eine feste Grundlage sich errungen zu haben, dann wird sich auf derselben mit weit mehr Aussicht auf thatsächlichen Erfolg weiter bauen lassen und die Erledigung vieler Thierschutzfragen, und zwar nicht nur solcher, über welche nun schon auf neun internationalen Thierschutz-Congressen berathen und beschlossen worden, sondern die wichtige Kulturfrage der Vivisektion mit eingeschlossen, wird sich vom Standpunkte dieses Grundrechtes der Thiere fast von selbst ergeben; zugleich aber wäre auch für die Wirksamkeit der Thierschutzvereine die rechtliche Basis geschaffen, welche jederzeit viel leichter Anerkennung findet, als der Appell an das Gefühlsleben, das bei dem Kampfe um die materielle Existenz nur selten zu voller Entwickelung gelangt. Obwohl es uns und unserer heutigen Generation allem Anscheine nach kaum beschieden sein wird, einen solchen Fortschritt auf dem Thierschutzgebiete zu erleben, so dürfen wir eingedenk dessen, daß „ein Wassertropfen zuletzt den Stein aushöhlt", nicht nachlassen, neben der täglichen, nie endenden Arbeit für unsere bedrängten Schützlinge, zugleich als Pioniere einer besseren Zeit, das Nahen derselben durch ausdauernde, geduldige Vorarbeit für die Erkämpfung eines thatsächlichen staatlichen Rechtsschutzes der Thierwelt beschleunigen zu helfen.

Der Vorstand setzte sich auch im verflossenen Jahre aus den 1887 auf drei Jahre gewählten Gliedern zusammen, bis gegen Ende des Jahres Frau Staatsrath von Oern aus demselben zurücktrat, weil sie Riga verließ. Die Präsidentin widmete der scheidenden Collegin, welche sich in hervorragender Weise durch eifrige und erfolgreiche Betheiligung bei den Veranstaltungen zum Besten des Thierasyls, wie überhaupt durch ihr warmes Interesse für die Thierschutzsache, um den Verein verdient gemacht, im Namen des Vorstandes warme Worte der Anerkennung und des Dankes, besonders auch für

ihr freundliches Verbleiben im Verein als ständiges Mitglied, was nach den Statuten einem jeden Mitgliede bei einmaliger Zahlung von 25 Rbl. freisteht. An Frau von Oern's Stelle, welche dem Vorstande seit 1884 angehört hatte, wurde von der Generalversammlung am 29. November 1888 Frau Baronin von Uexküll mit großer Stimmenmehrheit in den Vorstand gewählt und hatte die Güte, die auf sie gefallene Wahl anzunehmen. Außerdem wurden in der Vorstandssitzung vom 10. December drei Mitglieder: Frau Rosa Gülich, Frau Lina Esbeer und Fräulein Valeska Willsch in den Vorstand cooptirt, so daß dieser zur Zeit 28 Glieder zählt, von denen 10 stimmberechtigt sind, während den übrigen in den Vorstandssitzungen nur eine berathende Stimme zusteht. Der Vorstand ist im Laufe des Jahres in 26 Versammlungen zu gemeinsamen Berathungen zusammengekommen; der Versuch, allen Vereins-Mitgliedern nach dem Vorgehen der russischen Central-Thierschutz-Gesellschaft in Petersburg — die Betheiligung an den Vorstandssitzungen zu gestatten, hat sich bisher keines Erfolges zu erfreuen gehabt. Desto reger wurden die Versammlungen von den cooptirten Damen besucht und die wohlthätigen Veranstaltungen zum Besten des Thierasyls von einigen derselben in dankenswerthester Weise thatkräftigst unterstützt und gefördert; trotz aller dieser Bemühungen und Anstrengungen ist der gesammte Reinertrag der Unternehmungen auch im letzten Jahre gegenüber dem Budget, wo dieser Posten mit 2550 Rbl. belastet steht, bedeutend im Rückstande geblieben. Diejenigen Leser unseres Jahresberichtes, welche den Rechnungsabschluß unseres Vereins einer aufmerksamen Prüfung würdigen, seien darauf aufmerksam gemacht, daß die große Differenz, welche der Posten „eisernes Kapital" in unserem diesjährigen Berichte, gegenüber dem des Vorjahres, aufweist, aus einer nicht zutreffenden Auffassung der §§ 10 und 11 der Statuten hervorgegangen ist. Der Vorstand hatte im Jahre 1887 den Abzug für das eiserne Kapital irrthümlicher Weise von allen Einnahmen incl. denjenigen des Thierasyls gemacht, während nur die in § 10 angegebenen Einnahmen einem Abzuge von 5% unterliegen. Dies der Grund, weßhalb der Zuschlag zum eisernen Kapital sich im letzten Jahre um mehr als fünffach geringer als im Jahre 1887 herausgestellt hat.

Außer den Vorstandssitzungen fanden zwei Generalversammlungen statt. In der Jahres-Generalversammlung am 4. Mai wurde den Mitgliedern Bericht über die Thätigkeit und über Einnahmen und Ausgaben des Vereins und des Thierasyls erstattet und der Jahresbericht pro 1887 vertheilt. Der Geschäftsführer wies aus dem Rechenschaftsberichte nach, welche großen Mittel der Verein zu beschaffen habe, trotzdem die wesentlichste Arbeit im Asyl, die aufopfernde Thätigkeit der Leiterinnen desselben, dem Verein unentgeltlich geboten werde und trotzdem der gesammte Immobilienbesitz ein geschenkter sei, daher der Kapitalwerth somit keine Verzinsung verlange. Die Thatsache, daß die Ausgaben für das Asyl die Einnahmen im Asyl in so bedeutendem Maße überwiegen, stelle das Rigaer Thierasyl in eine Reihe mit den bedeutendsten privaten Wohlthätigkeitsanstalten in Riga, denn diese Mehrausgaben würden dadurch bedingt, daß auch alle herrenlosen Thiere Aufnahme fänden, d. h.

die Anstalt müsse für dieselben die Verpflegungs- und Tödtungskosten tragen und indem sie das thäte, leiste sie der gesammten Einwohnerschaft Rigas einen bedeutungsvollen Dienst. Alle Arbeiten des neuen Thierschutzvereins leite der eine Gedanke, daß der Thierschutz eine sittliche Frage ist und daher sei der Thierschutz eine Angelegenheit, die mehr und mehr Alle und Jeden in ihre Kreise zu ziehen habe." Die in Aussicht genommene Zuerkennung von Belohnungen mußte vorläufig unterbleiben, da aus den erbetenen, hierauf bezüglichen Mittheilungen des Herrn Polizeimeisters sich kein Fall entnehmen ließ, in welchem niedere Polizei-Chargen aus eigener Initiative gegen Thierquälerei eingeschritten wären. In einer späteren Vorstandssitzung wurden jedoch vier Marktaufseher, welche vom Anstaltsarzte hierzu empfohlen waren, durch Geldgeschenke belohnt. Alexander Schmidt und Carl Tischler mit je 3 Rbl. — Nicolai Widring und Friedrich Schwedler mit je 5 Rbl. Dieselben wurden nach § 28 der Statuten zu Mitarbeitern gewählt und erhielten Mitgliedskarten, Statuten und Control-Chekbücher.

Der Generalversammlung am 29. November wurde das Budget für 1889 vorgelegt, welches in derselben Höhe, wie für das laufende Jahr — mit 7300 Rbl. als Gesammtbetrag der Ausgaben wie der Einnahmen angenommen wurde. Ferner wurden in die Revisionscommission zur Beprüfung des Jahresberichtes dieselben Herren: Burkhardt von Berg, Geheimrath von Rudnicki und Staatsrath Glasenapp wiedergewählt und zur Vertretung im Falle ihrer Abwesenheit die Herren Aksionow und Esbeer; auch wurde, wie bereits mitgetheilt, die Wahl eines neuen Vorstandsmitgliedes vollzogen. Der Versammlung wurde die Mittheilung gemacht, daß nunmehr das von einem geehrten Vereinsmitgliede, Herrn Architekt Zirkwitz gezeichnete und hierorts lithographisch vervielfältigte Ehrendiplom fertig gestellt und dem Herrn livl. Gouverneur, General Sinowjew, welcher am 28. Mai 1887 zum Ehrenmitgliede erwählt worden, durch eine Deputation persönlich überreicht, den anderen auswärtigen Ehrenmitgliedern übersandt worden sei. Zugleich nahm die Präsidentin Anlaß, die Herren Alexander von Reinhold, Geheimrath von Sawinow, ehemaligen Vicepräses des Petersburger Thierschutzvereins, und Baron J. de Chaudoir wegen ihrer hervorragenden Verdienste um den Verein, zu Ehrenmitgliedern in Vorschlag zu bringen. Die Versammlung vollzog die Ernennung mit Einstimmigkeit. Schließlich machte der Geschäftsführer nach Daten, welche die Präsidentin zusammengestellt, Mittheilungen über das verschiedene Verfahren beim Tödten und Einfangen der Hunde, woran sich eine Discussion schloß.

Zu den Angelegenheiten, welche wir beim Beginne des letzten Vereinsjahres als noch unerledigt aus dem alten hinübernahmen, gehört unter Anderem unsere Schuldforderung an den livl. Thierschutzverein. Durch unseren Rechtsbeistand, dem wir die Beitreibung dieser Schuld übergeben hatten, wurde uns das Anerbieten des Vorstandes des livl. Thierschutzvereins übermittelt, derselbe wolle uns eine Abfindungssumme im Betrage von 35 Rbl., statt der dem Thieraſyl rechtmäßig zukommenden 97 Rbl. auszahlen. Den Anschauungen unseres Vereinsvorstandes widerstrebte die Annahme dieser

Abfindung; es konnte sich für ihn nur darum handeln, ob er auch noch diese Summe, wie schon früher die viel größere, an den livl. Verein verlieren oder bei seiner gerechten Forderung beharren wolle. Um den durch die Hergabe des Thierasyl-Kapitals bereits pekuniär geschädigten jungen Verein vor weiteren Verlusten zu bewahren, beschloß der Vorstand, nicht freiwillig auf die Schuldforderung zu verzichten, sondern dieselbe aufrecht zu erhalten. Diese einfache Sache ist seitdem zu einem complicirten Processe geworden, der im Laufe dieses ganzen Jahres nicht zum Abschlusse gelangt ist.

Auch eine andere Angelegenheit, die Regelung des Hundefanges, welche die Thätigkeit unseres Vereins im vorigen Jahre vollauf in Anspruch genommen hatte und im Betreff welcher wir in unserem letzten Jahresberichte bereits in das neue Vereinsjahr hinüber gegriffen hatten, harrt noch jetzt, nach Abschluß eines weiteren Jahres, vergeblich der gewünschten Lösung. Wie wir bereits in unserem letzten Berichte mitgetheilt, war der am 1. Februar 1888 abgelaufene Contract mit dem Abdeckerei-Institut von der Stadt, zu schmerzlichem Bedauern aller Wohlgesinnten, um 9 Monate verlängert und hierdurch alle den Bestimmungen des alten Contracts anhaftenden Unzulänglichkeiten und Mißstände für die gleiche Zeitdauer von neuem sanctionirt worden. Noch weitere 9 Monate sollte wieder Alles beim Alten bleiben! Als aber auch dieser verlängerte Contract am 1. November 1888 abgelaufen war und über die zu diesem Termin in Aussicht gestellten Verbesserungen sogar bis zum Schluß des Jahres noch immer nichts verlautete, erachtete der Vorstand es für seine Pflicht, sich mit folgendem, um Auskunft bittenden Schreiben an das Stadtamt zu wenden.

An das Stadtamt der Stadt Riga.

In den Verhandlungen, die seinerzeit in der Stadtverordnetenversammlung betreffend das Ortsstatut zum Schutz gegen Hunde geführt worden sind, wurde am 16. Februar 1888 die Erklärung abgegeben: „daß die in Aussicht gestellten Verbesserungen beim Einfangen der Hunde nicht sofort, sondern erst später in Kraft treten könnten, weil der am 1. Februar c. abgelaufene Contract mit dem Abdeckerei-Institut im Hinblick auf die von der Stadt anzulegende Poudrette-Fabrik um 9 Monate verlängert sei. Erst nach Ablauf dieser Zeit könnten, beim Abschluß eines neuen Contractes, die erforderlichen Verbesserungen eingeführt werden." Diese Erklärung auferlegt dem Vorstande jedes örtlichen Thierschutzvereins die Pflicht, nach Ablauf genannter Frist es seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen zu lassen, ob die versprochenen Verbesserungen nach dem genannten Termin eingeführt wurden und worin dieselben bestanden haben.

Da der Termin abgelaufen und bis hiezu über solche Verbesserungen in der Oeffentlichkeit nichts bekannt geworden ist, so scheint es dem unterzeichneten Vorstand in den Kreis seiner Pflichten zu gehören, an ein hochgeehrtes Stadtamt die höfliche Anfrage zu richten, zu welchem Termin wohl das Publicum darauf rechnen darf, daß die in Aussicht gestellten Verbesserungen, von denen das obige Citat spricht, Kraft gewinnen werden?

Selbstverständlich wird jeder Thierschützler nicht nur von der Frage nach dem Termin, sondern noch mehr von der Frage bewegt, worin diese geplanten Verbesserungen wohl bestehen werden? Wenn daher ein hochgeehrtes Stadt-Amt der Oeffentlichkeit bekannt geben wollte, wann es die Verhandlungen über diesen Punkt wieder aufzunehmen gedenkt, so würde es hierdurch alle Einwohner Rigas sich zu Dank verpflichten.

Für so manche Auskunft, wie z. B. für das letzte Schreiben der Sanitätscommission, hat der unterzeichnete Vorstand die angenehme Pflicht, höflichst zu danken und es hofft der

unterzeichnete Vorstand daher auch dieses Mal auf eine freundliche Aufnahme seiner Fragen und Bitten.

Im Auftrage des Vorstandes des Thierschutzvereins unter dem Namen Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Präsidentin M. v. Schilling,
Geschäftsführer H. Westermann.

Anlangend das leidige Ortsstatut zum Schutze gegen Hunde war es, wie bereits im letzten Jahresbericht mitgetheilt, den unermüdlichen Bemühungen des Vorstandes gelungen, durch seine mehrfach erneuten Anträge beim Stadtamt wenigstens einige, den Anforderungen des Thierschutzes entsprechende Abänderungen einzelner Paragraphen zu veranlassen, so z. B. daß die unbillig harte Forderung fallen gelassen wurde, der zufolge der Besitzer eines Hundes gezwungen werden sollte, seinen Hund lediglich auf den Verdacht hin, daß derselbe von einem tollen Hunde gebissen sein könne, sofort zu tödten, ferner, daß es dem Besitzer frei gestellt wurde, welcher der in Riga bestehenden Thier-Heilanstalten er seinen wuthverdächtigen Hund zur Isolirung und Beobachtung abgeben wolle und endlich, daß an Stelle der auf 90 Tage fixirten Dauer der Einsperrung die Bestimmung trat, daß der beobachtende Thierarzt in jedem einzelnen Falle diese Dauer festzustellen habe. Wie dankenswerth diese nicht unwesentlichen Verbesserungen auch von uns begrüßt wurden, so schien es dem Vorstande in gegebener Veranlassung doch geboten, noch einmal auf einzelne stehen gebliebene Punkte dieses Ortsstatuts zurückzukommen und gehörigen Orts um deren Abänderung nachzusuchen, namentlich auch die Herabsetzung der übermäßig hoch fixirten Einlösungsgebühr zu beantragen. Leider blieben diese Bemühungen erfolglos, zum Theil wohl deshalb, weil der livl. Thierschutzverein, dessen Kasse diese Gebühren zufließen, sich in dem mit dem Stadtamt vereinbarten Contracte gegen eine Herabsetzung derselben sicher zu stellen gewußt hatte*).

Bald nachdem das Ortsstatut zum Schutz gegen Hunde in Kraft getreten war, mußte unsere Asylverwaltung immer häufiger die Erfahrung machen, daß verschiedene böse Krankheitserscheinungen (vorherrschend Ohren- und Augenübel) bei den der Anstalt übergebenen Hunden nur durch den schlecht angepaßten Maulkorb hervorgerufen waren. Der Vorstand ersuchte daher die Sanitätscommission um gefällige Auskunft darüber, ob, wie die Punkte 5 und 6 des Ortsstatuts vorschreiben, ein Anpassen der Maulkörbe von Seiten des Stadtthierarztes überhaupt stattfände und wenn solches der Fall, ob es in wirklich gewissenhafter Weise zur Ausführung käme.

Da in dem Antwortschreiben der Sanitätscommission eine im Publicum allgemein herrschende, auch von unserem Verein getheilte, durch den Wortlaut der §§ 5 und 6 des Ortsstatuts**) hervorgerufene irrthümliche Auffassung

*) Vgl. Jahresbericht des livl. Thierschutzvereins für das Jasr 1887. Seite 21. Punkt 7.

**) Die betreffenden Paragraphen lauten: § 5. Die Maulkörbe müssen der Größe des Hundes genau angepaßt sein und den von der Stadtverwaltung vorzuschreibenden Modellen entsprechen. Zum Beweis der Uebereinstimmung des Maulkorbs mit dem Modell

dieser Punkte zurechtgestellt wird, so dürfte der Abdruck besagten Schriftstückes an dieser Stelle von Nutzen und unsern Mitgliedern und Lesern nicht unwillkommen sein. Dasselbe lautet:

An den Thierschutzverein unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls.

Im Schreiben vom 16. August 1888 Nr. 70 hat der obl. Thierschutzverein der Sanitätscommission die Mittheilung gemacht, daß die Erfahrungen im Thierasyl es beweisen, daß die Punkte 5 und 6 des Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde keine genügende Beachtung finden," und „daß die Erfahrungen im Rigaer Thierasyl dafür sprechen, daß diejenigen Personen Recht zu haben scheinen, welche behaupten, es finde ein Anpassen des Maulkorbes von Seiten des Veterinairarztes überhaupt nicht statt."

Diese Mittheilung des Thierschutzvereins scheint von der Auffassung auszugehen, als ob die §§ 5 und 6 des erwähnten Ortsstatuts oder einer dieser Paragraphen dem Stadtthierarzt die Verpflichtung auferlegen, jedem einzelnen Hunde den gerade für den Körperbau dieses bestimmten Hundes geeigneten Maulkorb anzupassen.

Diese Auffassung ist eine irrthümliche.

Im § 5 ist von Verpflichtungen des Stadtthierarztes überhaupt nicht die Rede und der § 6 besagt nur, daß der Stadtthierarzt zu prüfen hat, ob die in den Handel zu bringenden Maulkörbe den von der Stadtverwaltung vorgeschriebenen Modellen entsprechen und daß er ferner darauf zu achten hat, daß die Marke, welche die Uebereinstimmung des Maulkorbes mit dem Modell bestätigt, nur an solchen Maulkörben befestigt wird, welche thatsächlich den Modellen entsprechen.

Die Verpflichtungen, jedem einzelnen Hunde den gerade für den Körperbau des bestimmten Hundes geeigneten Maulkorb anzupassen, hat das Ortsstatut dem Stadtthierarzt nicht auferlegt.

Wenn im § 5 gesagt ist: „die Maulkörbe müssen der Größe des Hundes genau angepaßt sein und den von der Rigaschen Stadtverwaltung vorzuschreibenden Modellen entsprechen" — so begründet diese Bestimmung eine Verpflichtung derjenigen Personen, welche für die Hunde verantwortlich sind, also der Hundebesitzer. Ein Hundebesitzer kann also auf Grund des Ortsstatuts zur Verantwortung gezogen werden, wenn er seinem Hunde einen Maulkorb angelegt, welcher dem Hunde nicht genau angepaßt ist oder welcher dem Modell nicht entspricht. Den Stadtthierarzt würde eine Verantwortlichkeit nur dann treffen, wenn ihm nachgewiesen werden würde, daß er die Befestigung der Marke an einem Maulkorb gestattet hat, welcher dem Modell nicht entspricht.

Der § 6 wird folgendermaßen gehandhabt: die Stadtverwaltung liefert dem Stadtthierarzt die Marken; diejenigen Personen, welche mit Maulkörben handeln, haben, wenn sie Maulkörbe in den Handel bringen wollen, den Stadtthierarzt zu ersuchen, daß er sich in ihrem Geschäftslokal einfindet, um bei der Befestigung der Marken an den Maulkörben zugegen zu sein. Der Stadtthierarzt prüft sodann, ob die in den Handel zu bringenden Maulkörbe den Modellen entsprechen, übergiebt den Händlern die erforderliche Anzahl von Marken und achtet darauf, daß dieselben in seiner Gegenwart nur an solchen Maulkörben befestigt werden, welche er als mit den Modellen übereinstimmend anerkannt hat.

Präses: Hillner.
Secretair: Krause.

Die Art und Weise, wie der Hundefang im Sommer an unseren Strandorten betrieben wurde, veranlaßte den Herrn Geschäftsführer unseres Vereins, unter Namhaftmachung einzelner Fälle, in welchen die Einfänger sich offen-

---

muß an dem ersteren eine von der Rigaschen Stadtverwaltung gestempelte Blechmarke angebracht sein.

§ 6. Diese Blechmarke ist in der Stadtverwaltung (?) in Empfang zu nehmen und darf nur in Gegenwart des Stadtthierarztes und nur an einem Maulkorb angebracht werden, den der Stadtthierarzt als mit dem Modell übereinstimmend anerkennt.

bare Uebergriffe, Ungehörigkeiten und Thierquälereien erlaubt und die Gorodowois solches geduldet hatten, bei dem Herrn Polizeimeister für die Strandorte Beschwerde zu führen und um vollständige Einstellung der Hundefängerei zu bitten. Da der Hundefang bald darnach aufhörte, dürfen wir wohl annehmen, daß dieser Erfolg durch jene Klage herbeigeführt worden war.

Um darauf hinzuwirken, daß die Polizeichargen und insbesondere die auf den Straßen, Märkten und Plätzen stationirten Gorodowois, welche jeder Aufforderung eines Vereinsmitgliedes bereitwillig nachkommen, auch unaufgefordert und aus eigener Initiative in allen Fällen von Thierquälerei und Thiermißbrauch einschreiten, schickte der Vorstand, nach eingeholter Genehmigung des Herrn Polizeimeisters und gestützt auf § 6 der Vereinsstatuten*) und § 8 der ministeriell bestätigten Thierschutzregeln**) an alle Herren Districts-Pristaws der Stadt Riga und deren Vorstädte ein Circulär, das die Bitte enthielt, dem Verein ihre Hilfe und Unterstützung zur Erreichung seiner gemeinnützigen edlen Ziele nicht versagen und allen Beamten ihres Districts zur Pflicht machen zu wollen, daß sie den Mitarbeitern, Bezirksvorstehern, Agenten und überhaupt allen Vereinsmitgliedern auf Vorweisung ihrer Karte vollen Beistand gegen die Uebertreter des Thierschutzgesetzes angedeihen lassen, zugleich aber auch unaufgefordert von sich aus einschreiten und die Schuldigen der Polizei überweisen. Jedem Circulär war 1 Exemplar der Statuten und die Instruction für die Agenten beigelegt.

Anlangend unsere Vereinsanstalt, das Rigaer Thierasyl, über dessen umfangreiche Thätigkeit die Tabelle über den Bestand der Thiere den besten Ueberblick gewährt, sei noch ergänzend mitgetheilt, daß der Andrang des Publicums, welche die Anstalt für theils eigene, theils herrenlose, verirrte und verunglückte Thiere in Anspruch zu nehmen wünschte, zeitweilig ein so großer war, daß die nicht mehr ausreichenden Räumlichkeiten und Arbeitskräfte eine weitere Aufnahme kaum mehr zuließen. Hierdurch sah der Vorstand sich zu nachstehender Publication in den Tagesblättern gedrängt:

In der Thatsache, daß dem Thierasyl von Seiten des Publicums mit jedem Jahr immer mehr und mehr Thiere zugewiesen werden, erkennt der Verein mit Dank ein werthvolles Zeichen für das anwachsende Vertrauen, dessen die Verwaltung des Thierasyls, trotz aller Anfeindungen, sich zu erfreuen hat. Da aber das Thierasyl seinem Namen, seinem Gründungsstatut entsprechend, nicht nur solche Thiere aufnimmt, für deren Verpflegung gezahlt wird, sondern eine Zufluchtsstätte ist und bleiben soll auch für herrenlose Thiere, und zwar nicht minder zum Nutzen des Publicums, wie dem der Thiere — so ist es eine Wohlthätigkeitsanstalt, die der materiellen Hilfe des großen Publicums bedarf. Diese materielle Hilfe aber sieht der Verein leider zu keiner seiner Unternehmungen in aus-

*) § 6 der Statuten lautet: „Die Regierungsbehörden und -Beamten leisten dem Verein allen möglichen Beistand in dieser gemeinnützigen Sache."

**) Im § 8 der Thierschutzregeln heißt es: „Es ist überhaupt jedes Quälen und jede harte Behandlung irgend eines Thieres verboten. Allen Polizei-Chargen wird zur Pflicht gemacht, die Erfüllung vorstehender Verordnungen unabläßig zu überwachen und den Mitgliedern des Thierschutzvereins, auf Vorweisung ihrer Vereinskarte, wider die Uebertreter dieser Verordnungen vollen Beistand zu leisten. — Alle bei der Uebertretung Betroffenen müssen der Polizei übergeben werden, damit diese mit ihnen genau nach Artikel 29 des Friedensrichter-Strafgesetzes verfahre".

reichendem Maße sich entgegengebracht, so daß es ihm nicht möglich ist, die den steigenden Ansprüchen nicht mehr genügenden Räumlichkeiten entsprechend zu erweitern. Da in Folge dessen eine Beschränkung in der Aufnahme der eingelieferten Thiere eintreten muß, so hält der unterzeichnete Vorstand es für geboten, die Beschränkung so zu treffen, daß die Mitglieder desjenigen Vereins nicht geschädigt werden, der das Thierasyl erhält. **Daher werden vom 15. November ab nur noch solche Thiere im Thierasyl Aufnahme finden, die durch Mitglieder des oben genannten Vereins eingeliefert werden** — und zwar bezieht sich das sowohl auf Thiere, deren Besitzer für die Verpflegung zahlen, als auch auf herrenlose Thiere. Gestützt auf die Thatsache, daß die Leiterinnen des Thierasyls ihre aufopfernde Thätigkeit ganz unentgeltlich in den Dienst des Publicums gestellt haben, erscheint der Wunsch wohl berechtigt, daß endlich seitens dieses Publicums, privat und officiell, dem Thierasyl genügende Mittel zufließen mögen, damit es seine edle Aufgabe ohne Einschränkung erfüllen könne. **Der Vorstand.**

Da diese Kundgebung Mißverständnisse hervorgerufen und von verschiedenen Seiten Anfragen bei der Asylverwaltung zur Folge gehabt hatte, so hielt der Vorstand es für geboten, die Erklärung abzugeben, daß nur Mangel an Raum und an ausreichender Arbeitskraft diese Beschränkung nothwendig machen. Da es nicht dazu kommen dürfe, daß die Vereinsmitglieder und die das Asyl durch Beiträge im Collectenbuche unterstützenden Personen schließlich mit ihren Thieren zurückgewiesen werden müssen, so sei es ganz in der Ordnung und werde jedem Gerechtdenkenden einleuchten, daß in erster Reihe diejenigen Personen von der Maßnahme der Beschränkung betroffen werden, welche dem Verein und seiner Anstalt fern und fremd, ja häufig unsympathisch gegenüber stehen, aber trotzdem ihre Thiere in's Asyl schicken. Uebrigens betreffe die Beschränkung der Aufnahme nur Hunde und Katzen, Pferde, Kühe ꝛc. könnten — weil genügend große Stallungen vorhanden — von Jedermann und zu jeder Zeit zur Kur, zur Verpflegung und zur möglichst schmerzlosen Tödtung eingeliefert werden, desgleichen fänden tollwuthverdächtige Hunde in den zu diesem Zwecke eingerichteten, vergitterten, geräumigen Abtheilungen jederzeit Aufnahme.

Die Verwaltung des Thierasyls hat auch im verflossenen Jahre 41 elende, zu Grunde gerichtete Pferde für 217 Rbl. 80 Kop. zur Tödtung angekauft, zu welchem Zweck ein hochgeehrtes Mitglied unseres Vereins, Fräulein Marie v. Transehe-Roseneck auf Schloß Helmet 85 Rbl. gespendet hatte. Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß dieses Verfahren in den weitaus meisten Fällen dem wahren Thierschutz, der sowohl dem Menschen, als auch dem Thiere zu Gute kommen soll, keineswegs zur Förderung dient, denn indem es den Eigenthümer eines elenden Pferdes veranlaßt, dasselbe in sicherer Aussicht auf Entschädigung zuvor noch erst recht bis auf's letzte Mark auszubeuten, trägt es hierdurch zugleich zu immer größerer Verrohhung des betreffenden Menschen bei. Trotzdem werden wir unter den obwaltenden, dem Thierschutze leider wenig günstigen Verhältnissen dieses Verfahrens nicht entrathen können und fühlen uns jedem Freunde und Wohlthäter der bedrängten Thiere zu herzlichem Danke verpflichtet, der uns durch gütige Spenden zu diesem besonderen Zwecke die bedeutende Ausgabe für diesen Posten ermöglichen hilft, und zwar um so mehr, als es ja glücklicher Weise auch nicht an solchen Fällen fehlt, wo der Ankauf

eines alten, unheilbaren Pferdes nicht nur für dieses, sondern in gleichem Maße für den bedrängten Eigenthümer eine wirkliche Wohlthat ist. So brachte ein Fuhrmann sein Pferd, einen nicht werthlosen Rappen, unter Thränen in's Thierasyl. Er hatte dasselbe leihweise einem „guten Freunde" zum Sachenführen überlassen, wobei es gestürzt war und sich im Fallen den Kinnbackenknochen gebrochen und einen Fuß stark beschädigt hatte. Da die Kur eine langwierige und der Erfolg derselben zweifelhaft war, so verkaufte der Besitzer das Pferd für 7 Rbl. der Asylverwaltung, welche dasselbe jedoch nicht tödten ließ, sondern in Kur nahm; gegenwärtig ist der Bruch glücklich verheilt, während der Fuß sich noch in Behandlung befindet.

Ein Pferd wurde zum Ankauf gebracht, das derart abgearbeitet, zerprügelt und elend war, daß man es kaum in den Stall führen konnte, woselbst es hinstürzte und auch nicht mehr aufstehen konnte, so daß es daselbst durch Chloroform getödtet werden mußte.

Ein schönes, stattliches Pferd war von seinem Herrn über seine Kräfte angestrengt worden; es hatte ohne Erholung 50 Werst zurücklegen müssen, war darnach nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt worden und wurde in's Asyl mit einer heftigen Lungenentzündung gebracht, welche in gallopirende Schwindsucht überging und nach einer Woche den Tod herbeiführte.

Zu je 6 Rbl. wurden zwei Pferde angekauft, welche durch qualvolle Kuren von Kurpfuschern derartig zugerichtet und heruntergebracht waren, daß ihren Qualen durch Erschießen ein Ende gemacht werden mußte. Dem einen war beim Reinigen der Zähne und des Maules (was hierorts leider ganz gebräuchlich ist und dem einfachen Manne unumgänglich nothwendig erscheint) der Kehlkopf so arg beschädigt, daß dem armen Thiere Speise und Trank durch die Nüstern zurückkamen, weil es nichts mehr hinunterzuschlucken vermochte

Unter den von 24 Bauerwirthen behufs Tödtung zum Ankauf gebrachten Pferden, waren die meisten in einem Zustande, der genügenden Anlaß geboten hätte, die Eigenthümer wegen Thierquälerei zur gesetzlichen Verantwortung und Strafe zu ziehen: verhungert, blind, zerprügelt, mit Wunden und gebrochenen Schenkelknochen, mit ausgeschlagenen oder hervorgetretenen, blutrünstigen Augen, überarbeitet und zu Tode erschöpft, so daß kein Fünkchen Lebenskraft mehr in diesen Märtyrern menschlicher Habgier und Hartherzigkeit vorhanden war. Allein die Leute hatten sie freiwillig gebracht und so mußte die Asylverwaltung selbst mit dem „Insgewissenreden" noch vorsichtig sein, sonst werden die armen Thiere in die Abdeckerei, wo keine Controle stattfindet, geschleppt und einem entsetzlich qualvollen Ende preisgegeben.

Wie nothwendig es ist, ein bedenklich erkranktes Thier ohne Zeitverlust in's Asyl zu schicken, beweist unter Anderem ein Fall, wo ein Pferd, das sogleich nach dem ersten Kolikanfall in die Anstalt gebracht worden war, nach 24 Stunden geheilt entlassen werden konnte, während ein anderes, das

zu Hause von verschiedenen Leuten kurirt worden war, daselbst getödtet werden mußte.

Ein anderes zur Kur geschicktes Pferd geberdete sich wie toll, schlug und biß um sich, bäumte sich und ließ keinen Menschen nahe an sich herankommen; nachdem es schon am anderen Tage seinen Qualen erlegen war, wurde eine Section vorgenommen, welche eine Gehirnentzündung ergab.

Von ihren Eigenthümern wurden im Laufe des Jahres neun herrschaftliche Pferde der Anstalt zur Tödtung übergeben und drei wurden auf Wunsch der Besitzer bei diesen zu Hause getödtet und darnach dem Asyl zur Verwerthung überlassen.

Bei der Polizei gelangten mittelst der Control-Chekbücher 57 Fälle von Thierquälerei zur Anzeige und zwar war, wie aus den uns vom Herrn Polizeimeister gütigst zurückgeschickten Chek-Blättern ersichtlich, in 45 Fällen von unserem eifrig thätigen, keine Mühe scheuenden Agenten und nur in 12 Fällen, soweit uns bekannt, seitens einzelner Mitglieder eingeschritten worden. 47 Anzeigen bezogen sich auf lahme, blinde, wunde, alte, zeitweilig oder überhaupt unbrauchbare Pferde, und 2 Fälle auf Mißhandlung von Geflügel, resp. eines Schafes, das mit gebrochenem Fuß einem jüdischen Fleischer abgenommen und von der Asyl-Verwaltung angekauft wurde. Der Unmensch hatte das arme Thier gezwungen, der von ihm getriebenen Schafheerde, trotz seines gebrochenen Fußes, zu folgen. Die übrigen 8 Fälle betrafen eine schändliche Thierquälerei, welche von Leierkastenmännern, meist Italienern, an armen, kleinen, zum Ziehen sogenannter Wahrsagezettel abgerichteten, mehr oder weniger verstümmelten Vögeln begangen wird. Leider sind von diesen acht mißhandelten Vögeln nur drei ihren Peinigern abgenommen und von diesen dreien nur zwei in's Thierasyl gelangt. *)

Im Betreff der angehaltenen Pferde sei mitgetheilt, daß in 23 Fällen den Pferden Kronssiegel angelegt und die Eigenthümer verpflichtet wurden, ihre kranken Thiere behandeln zu lassen und nicht eher zur Arbeit zu gebrauchen als bis nach Vorweisung eines veterinärärztlichen Atteste's über den Gesundheitszustand des betreffenden Thieres, das Kronssiegel seitens der Polizei wieder entfernt worden. Von diesen 23 Fällen vermochte unser Agent jedoch nur 13 bis zur Erledigung im Auge zu behalten, — in 10 Fällen war es den Besitzern gelungen, sich jeder weiteren Controle zu entziehen, indem sie sich theils heimlich davongemacht, theils vorgegeben hatten, ihre elenden Pferde verkauft, resp. getödtet zu haben, oder endlich sich die Erlaubniß erwirkt hatten, mit ihren kranken Thieren an ihren, oft sehr weit entfernten Wohnort (Mitau, Schaulen, Kowno ꝛc.) zurückkehren zu dürfen. Obwohl sie im letzteren Falle sich mittelst Reversals verpflichten mußten, ihre kranken Pferde bis zur Genesung zur Arbeit nicht zu gebrauchen, so lag doch keine Möglichkeit vor, die wirkliche Einhaltung dieser übernommenen Verpflichtung zu überwachen.

In 4 Fällen hat die Polizei die Schuldigen dem Criminalgericht zu weiterer Verfügung, resp. Bestrafung, übergeben. Es sind dies die Fuhrleute A. Grünwald und Mikkel Freyberg, der Markthändler Popow und der

*) Vgl. Anwalt der Thiere, Nr. 1/2, Seite 7.

Geflügelhändler Bulowaß. Grünwald hatte das Kronssiegel eigenmächtig entfernt und darnach sein Pferd verkauft. Freyberg und Popow hatten ihre Pferde in krankem Zustande zur Arbeit verwendet und letzterer sein Thier auch noch unmenschlich behandelt und Bulowaß hatte eine Anzahl Gänse derartig schlecht untergebracht und ungenügend gefüttert, daß ein Theil derselben diesen Qualen erlegen war. Von diesen dem Criminalgericht übergebenen Fällen ist bis jetzt nur der Fall Mikkel Freyberg erledigt, indem letzterer mit 5 Rbl. bestraft wurde; in den 3 anderen Fällen steht das Urtheil noch aus.

Von Seiten der Polizei erhielt ein Fuhrmann, dessen Pferd bei raschem Fahren und Umbiegen um die Straßenecke niedergestürzt war, einen tadelnden Vermerk. Ein Fall, wo ein Pferd beim Abführen von Maurermaterial, das zu nahe am Bollwerk des Dünaufers gestapelt war, in den Fluß stürzte, aber gerettet wurde, — bewirkte die polizeiliche Verfügung, daß in Zukunft kein Material unmittelbar hart am Bollwerk gestapelt werden darf.

Von 17 Pferden, welche durch den Agenten mit Hilfe der Polizei in's Thierasyl geführt worden waren, wurden sechs daselbst in Kur genommen und ihren Besitzern (meist auswärtigen Ebräern) geheilt zurückgegeben, — die übrigen elf erwiesen sich als völlig incurabel und wurden daher zur Tödtung angekauft.

Die Zahl der wegen Tollwuthverdacht dem Thierasyl zur Beobachtung zugewiesenen Hunde betrug im verflossenen Jahre 48, von denen 33, die theils an der Schnebe, an Halsgeschwüren, Zahnfisteln und Erkältungen litten, gesund entlassen wurden. Von den übrigen mußten drei wegen ihrer qualvollen, durch die herzlose Art des Transportes noch vergrößerten Leiden getödtet werden; dem einen hatte man beim Herausschaffen in's Asyl das eine Bein an zwei Stellen gebrochen, einen andern in einen Sack gesteckt und weil das Thier schwer und groß war und um sich biß, eine Strecke auf der Straße nachgeschleift und sehr schlimm zugerichtet. Zwölf tollwuthverdächtige Hunde erlagen verschiedenen innern Krankheiten und die meisten von ihnen wohl nicht minder den Folgen schlimmster Behandlung und Mißhandlung.

Bei einem schönen, klugen, von seinem thierfreundlichen Herrn geliebten und auf's beste gehaltenen Setterhunde, ließ das Ergebniß der Section mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Tollwuth schließen. Als derselbe in die Anstalt gebracht wurde, machte er den Eindruck eines todtmüden, sehr kranken Hundes und da er verhältnißmäßig ruhig war, kam er nicht in den eisernen Käfig, sondern wurde bei der milden Witterung in einer geräumigen Außenabtheilung untergebracht. Bereits früher, in der Jugend, hatte das schöne Thier im Asyl Heilung ernster Krankheit erhalten, doch diesmal verendete es trotz aller Pflege und Mühewaltung schon am Abend des folgenden Tages. Drei Hunde, welche von ihm auf der Straße gebissen worden waren, sind bis jetzt gesund geblieben und werden von der Asylverwaltung im Auge behalten.

Eine werthvolle Jagdhündin, welche ihr eigenes Junge gebissen hatte, wurde mit Symptomen der Tollwuth in's Asyl geschickt, wo sie verendete. Die Section ergab einen Blut- und Gallenerguß. Bei genauer Erkundigung

wurde in Erfahrung gebracht, daß das arme Thier einen überaus weiten Weg, der Equipage seines Herrn nachlaufend, zurückgelegt hatte, schließlich zurückbleibend, von dem beim Alexanderthor stationirten Wächter zur Nacht aufgenommen und am andern Tage krank, elend und bissig zu Hause angelangt war.

Ein schöner Leonberger, der, nach Aussage des Ueberbringers, während mehrerer Tage in einem für seine Größe viel zu kleinen Käfig im Stalle des livl. Thierschutzvereins arge Qualen ausgestanden hatte, so daß die Schnauze blutig durchgerieben und die Augen blutunterlaufen und verschwollen waren, wurde von dort fortgenommen und in's Asyl gebracht, wo er jedoch schon am andern Tage seinen Leiden erlag. Auch bei der Section dieses Thieres konnte die Tollwuth nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden. Der von ihm gebissene Diener ist bis jetzt gesund geblieben.

Bei einem in sehr wüthendem Zustande in's Asyl gebrachten Hunde constatirte der Arzt eine heftige Gehirnentzündung, welche, wie sich ergab, in Folge wuchtiger Schläge auf den Kopf entstanden war. Die Augen glühten dem Thiere wie Kohlen, es raste förmlich in seiner Abtheilung und brach sich die Zähne an den eisernen Stäben aus. In diesem Zustande konnte dem Hunde keine Arzenei beigebracht und überhaupt keine Hilfe geleistet werden und er verendete nach einigen qualvollen Tagen. Eine Katze, die zufällig auf die eiserne Abtheilung gesprungen war — hatte er sofort am Hinterfuße gepackt und den Knochen zerbissen. Die Katze wurde separirt gehalten; der Biß ist verheilt und das Thier gesund geblieben. Wie auch aus diesem Falle ersichtlich, kann bei den meisten dieser armen, an Tollwuth oder doch solchen Krankheiten leidenden Hunden, deren Symptome denen der Tollwuth gleichen, die Ursache dieses Erkrankens wohl mit Recht der Fahrlässigkeit, Gleichgiltigkeit und Rohheit der betreffenden Eigenthümer zugeschrieben werden, welche ihre treuen Wächter nur zu häufig bei schlechter, ungenügender Nahrung und rüder Behandlung, an einer miserabeln Hundehütte oder auch wohl ganz obdachlos irgendwo angekettet, verkommen lassen. Hier wird der Grund gelegt zu qualvollen, unheilvollen Darm- und Magenleiden, wozu in der Regel auch noch Bandwürmer hinzukommen, welche schließlich die Schleimhäute aufzehren, wodurch Gallenergüsse und schreckliche Schmerzen sich einstellen. Hals-, Kehlkopf-, Schilddrüsen-Entzündungen Zahnfisteln und Scorbut sind oft die Ursache, daß die Thiere das Maul nicht schließen können und daß der Geifer aus demselben fließt. Da die Thiere gewöhnlich erst in vorgeschrittenem Stadium der Krankheit in's Asyl gebracht werden, wo die unerträglichen Schmerzen sie bereits mißtrauisch und mehr oder weniger bissig gemacht haben, so läßt die Furcht vor dem Bisse eines solchen Hundes in der Regel keine genaue, gründliche Untersuchung zu und die eigentliche Krankheit wird erst hinterher bei der Section erkannt. Immer und immer wieder bewährt sich auch hier die Wahrheit des Ausspruches: „Alles Wissen ist Stückwerk!"

Als im März des verflossenen Jahres im Badeorte Kemmern eine Hundemetzelei executirt wurde, weil ein Fleischerhund, der hinter dem Wagen

nachlaufend, die ihn anbellenden Hunde fortgebissen hatte, für toll gehalten und erschlagen worden war, gelang es zweien Hundebesitzern, die ihre Thiere gleichfalls zum sofortigen Tödten hatten herausgeben sollen, dieselben auf Umwegen in's Thierasyl zu schaffen, wo beide Hunde beobachtet wurden, sich völlig gesund erwiesen und nach 6 Wochen zurückgegeben werden konnten.

Als Beleg dafür, wie weit diese von den Hundefeinden heraufbeschworene und künstlich cultivirte Furcht vor sogenannten tollen Hunden bei uns geht, möge folgender Fall dienen: In der Moskauer Vorstadt hatte ein böser Kettenhund einige Tage keine Nahrung zu sich genommen, natürlich wurde sofort Tollwuth gewittert, das Thier in seine Hütte getrieben, diese vernagelt und sammt dem Hunde in's Asyl geschafft. Die beim Transporte ausgestandene Angst und Durchrüttelung hatte den Zustand des bereits kranken Thieres in hohem Grade verschlimmert. Als das vorgenagelte Brett abgenommen wurde, fand man das geängstigte Thier am äußersten Ende der Hütte zusammengekauert, matt, mit trüben Augen. Nur fremde Menschen um sich her erblickend, wies der von Natur oder wohl richtiger in Folge falscher Erziehung und schlechter Behandlung bissige und mißtrauische Hund knurrend die Zähne und ließ keinen Menschen an sich herankommen. Am zweiten Tage verendete er und auch in diesem Falle konnte durch die Section keine specielle Krankheit festgestellt werden.

Wie wir bereits in unserer Zeitschrift mitgetheilt haben, hat unser Verein und speciell unser Thierasyl durch das am 11. August nach langem Leiden erfolgte Hinscheiden unseres langjährigen, hochverdienten Anstaltsarztes, Hofrath Ollino, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Sein Nachfolger, Herr Gouv.-Veterinärarzt Lindenkampff, hat schon als Stellvertreter seines Vorgängers sich an unserer Anstalt bewährt und das Vertrauen der verwaltenden Damen erworben.

Unserem Verein resp. Thierasyl sind auch im vorigen Jahre gütige Geschenke und Zuwendungen im Betrage von 528 Rbl. 50 Kop. zu Theil geworden. Außer den für den speciellen Zweck des Ankaufes elender verunglückter Pferde gespendeten 85 Rbl. erhielten wir von zwei bewährten Wohlthäterinnen unserer Anstalt 123 und 100 Rbl., von zwei Gönnern Herrn F. v. R. 100 Rbl. und Herrn Baron de Ch. 50 Rbl. und kleinere Spenden im Betrage von 70 Rbl. 50 Kop. Außerdem gingen von Frau Justizrath Lembcke, der hochverdienten Vorsteherin des Frauen-Thierschutzvereins in Kopenhagen, 50 deutsche Reichsmark und von Herrn Baron de Ch. 30 Rbl. als Subsidie für den Anwalt der Thiere ein. Diesen edeln Freunden des Thierschutzes, sowie Allen, welche die Veranstaltungen des Vereins zum Besten des Thierasyls in der einen oder andern Weise unterstützten, freundliche Beiträge im Collectenbuche und großmüthige Ueberzahlungen ihrer Mitgliedsbeiträge leisteten, sei hiermit wärmster Dank ausgesprochen. Nicht minder herzlich dankt der Verein allen Freunden und Gönnern unseres Thierschutz-Organs für die mit stets gleicher Energie und Wärme fortgeführte Redaction, sowie für die gediegenen Beiträge unserer würdigen Mitarbeiter. Des unersetzlichen Verlustes, den unsere Zeitschrift, wie überhaupt die Thierschutzsache und vornehmlich die Anti-

vivisektionsbewegung durch das am 31. Mai erfolgte Hinscheiden unseres unvergeßlichen Mitarbeiters Dr. Gryzanowski erlitten, ist bereits in diesen Blättern in einer des großen Todten würdigen Weise gedacht worden.

Um unsere werthen Mitglieder mehr, als es bisher der Fall war, mit unserer Zeitschrift bekannt zu machen, schickten wir denselben vor Jahresschluß eine Probenummer mit der Aufforderung zum Abonnement zu. Wir hoffen auch unter diesen neu hinzugetretenen Abonnenten unserem Blatte dauernde Freunde zu gewinnen.

Auch in diesem letzten Jahre haben wir uns freundlicher und anregender Beziehungen zu vielen, gleiche Ziele verfolgenden Vereinen des In- und Auslandes und eines fleißigen Austausches von Zeitschriften, Jahresberichten, sowie eines regen Briefwechsels mit zahlreichen Freunden wahren Thierschutzes zu erfreuen gehabt. Der unter der vortrefflichen Leitung des würdigen Vorstand-Stellvertreters Dr. von Sicherer sich immer weiter ausbreitende Münchener Thierschutzverein erwies uns die Ehre, in seiner Generalversammlung am 16. Februar die Präsidentin und Vice-Präsidentin unseres Vereins in die Zahl seiner Ehrenmitglieder aufzunehmen. Von dem Kurländischen Thierschutzverein war uns eine Einladung zur Generalversammlung in Mitau zugegangen, die wir mit lebhaftem Bedauern ablehnen mußten, weil es keinem unserer Vorstandsmitglieder möglich war, an derselben Theil zu nehmen. Unter den unserem Verein im Laufe des Jahres zugegangenen Schreiben heben wir an dieser Stelle eine Zuschrift vom internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter in Dresden hervor, welche zugleich auch an den Central-Thierschutzverein in Petersburg gerichtet war und die Bitte enthielt gegen das vom Ausschusse der kaspischen Fischereien erlassene Preisausschreiben*) gehörigen Orts die eindringlichsten Vorstellungen zu erheben und auf dessen Zurücknahme an maßgebender Stelle dringen zu wollen, weil durch dieses Ausschreiben die Befürchtung zur Gewißheit vorläge, daß eine Unzahl von Thieren den entsetzlichsten Qualen unterworfen werden würden." — Indem wir das betreffende Schreiben sogleich weiter an den Russischen Thierschutzverein nach Petersburg sandten, nahmen wir mit Freuden die Gelegenheit wahr, uns der Bitte des Dresdner Internationalen Vereins mit wärmster Befürwortung anzuschließen, denn wenn sich in dieser Sache, wie überhaupt in Sachen des Vivisektionsunfuges etwas ausrichten läßt, so könnte solches nur den energischen Bemühungen des hochverdienstvollen, einflußreichen Central-Thierschutzvereins in Petersburg gelingen. Auch bei uns in Rußland fördern die unheilvollen Verirrungen und Ausschreitungen der Vivisektoren und ihrer Jünger mehr und mehr eine Unmenge entsetzlicher Greuel und unerhörter Rohheiten zu Tage, so daß der Augenblick unmöglich fern sein kann, wo diesem unmenschlichen Thun endlich ein energisches „Halt" zugerufen werden wird. Bis dahin gilt es nicht zu ermüden in der unablässigen Aufdeckung dieses Frevels durch die Presse, ein Verfahren, das in letzter Zeit namentlich die Zeitung „Nowoje Wremä" in

*) Vgl. Anwalt der Thiere Nr. 11/12 1888, Seite 379.

dankenswerther Weise sich angelegen sein läßt. Erst kürzlich brachte dieselbe unter dem Titel „Gelehrte Schinder" einen bemerkenswerthen Artikel, auf den wir in unserer Zeitschrift noch zurückzukommen gedenken.

An Thierschutz-Zeitungen erhielten wir im Austausche gegen den Anwalt der Thiere: „Der Bote (Westnik) des Russischen Thierschutzvereins" in Petersburg; „The Zoophilist", Organ der beiden vereinigten Antivivisektions-Gesellschaften in London; „Die Taube", Berliner Thierschutz-Zeitung; „Der Thierfreund", Monatsschrift des Wiener Thierschutzvereins „Der Thier- und Menschenfreund", Organ des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter und der neuen Thierschutzvereine zu Berlin, Dresden, Hamburg und Leipzig; „Cimbria", Zeitschrift des Verbandes Schleswig-Holst. Thierschutzvereine; „Der Thierfreund", Mittheilungen des Würtembergischen Thierschutzvereins; „Androklus", herausgegeben vom alten Dresdner Thierschutzverein; „Miesiecznek", Organ des Lemberger Thierschutzvereins; „Przyjaciel Zwierząt", Warschau; „Thierschutz-Correspondenzblatt", Berlin; „Grazer Vierteljahrsschrift", Graz; „Thalysia", Nordhausen; „Rundschau" (Thiermedicin), Berlin; „Vegetarische Rundschau", Berlin; „Sunem", Berliner Wochenblatt; „Pestalozzi-Blätter", Cassel; „Thier- und Kinderfreund", Schwerin; „Zeitschrift für Erziehung und Unterricht" von M. Schmidtbauer. — Jahresberichte erhielten wir von dem Internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter in Dresden, 1887; von den Antivivisektions-Gesellschaften in London und Hannover, 1887 und von den Thierschutzvereinen in Aargau, 1887/88; Basel, 1887; Bern, 1887; Budapest, 1888; Christiana, 1887; Frankfurt a. d. Oder, 1888; Kärnthen, 1886 und 1887; Köln, 1887; Leipzig, vom alten und vom neuen Thierschutzverein, 1887/88; Luzern, 1887/1888; Nürnberg, 1887/88; Rostock, 1887/88; Stettin, 1887; Straubing, 1887/88; vom Tirolisch-Vorarlbergschen Thierschutzverein, 1887/88; vom Wupperthaler Verein, 1887. An Schriften und Broschüren im Interesse des Thierschutzes gingen uns zu: „Zusammenstellung der Deutschen Thierschutzvereine" von Otto Hartmann, Köln 1887. — „Der Thiere Dank", von Pfarrer Emil Knodt, 1888. — „Protokoll" über die Verhandlungen des 7. Delegirtentages der Mecklenb. Thierschutzvereine, 1888. Neustrelitz. — „Aussprüche und Anderes über den Taubensport", gesammelt von A. Engel. Schwerin, 1888. — „Tevelve years trial of the Vivisection", London, 1889. — „Zu Weihnacht 1888", vom Straubinger Thierschutzverein. — Androklus-Kalender, 1889. Dresden. — „Thierschutz-Kalender", 1889. Donauwörth. — „Revidirte Statuten des russischen Thierschutzvereins", 1888. Petersburg. — „Kurze Uebersicht der Fischerei-Ausstellung in Petersburg", 1888, herausgegeben vom russischen Thierschutzverein.

Von einigen Thierschutz-Zeitungen sind uns zu unserem lebhaften Bedauern keine vollständigen Jahrgänge zugegangen — ganz ausgeblieben ist die Vierteljahrsschrift des Kurländischen Thierschutzvereins. Wir erlauben uns, unsere bereits früher ausgesprochene Bitte zu wiederholen, daß die geehrten Brudervereine, um Abgabe an unrichtiger Stelle seitens der Brief-

austräger zu vermeiden, uns ihre Sendungen unter der Adresse der Präsidentin zukommen lassen möchten.

Die Mitgliederzahl unseres Vereins betrug beim Beginn des Jahres 394. In Folge von Ortsveränderungen und Todesfällen schieden 17 Mitglieder aus; es kamen 78 neue hinzu, so daß wir beim Jahresabschluß deren 455 zählen. Da das unserem vorigjährigen Jahresberichte beigegebene Mitglieder-Verzeichniß keine wesentliche Veränderung aufweist, so glaubten wir von der Beilage einer neuen Liste für den vorliegenden Jahresbericht absehen zu dürfen.

Indem wir unsere werthen Mitglieder herzlich ersuchen, unsern Verein durch Gewinnung neuer Mitglieder kräftigen, stützen, erweitern zu helfen, bitten wir um ein immer lebendiger und reger sich erweisendes Mitwirken und Mitarbeiten Aller bei der Erfüllung unserer Doppelaufgabe: für das duldende Thier zu handeln — für das schweigende zu reden; — denn nur von allseitiger Betheiligung, von einem nie ermüdenden Eingreifen dürfen wir eine allmähliche Abnahme der unzähligen Vergehen am Recht der Thiere erhoffen.

Bestand der Thiere im Rigaer Thierasyl

im Jahre 1888.

	Pferde.	Hunde.	Kühe.	Kälber.	Ziegen.	Schafe.	Katzen.	Vögel.	Zusammen.
Es verblieben zum 1. Januar 1888	8	87	5	2	1	—	11	7	121
Es kamen im Jahre 1888 hinzu	67	554	4	7	2	2	114	5	755
Also 1888 verpflegt:	75	641	9	9	3	2	125	12	876
Im Jahre 1888 entlassen	13	246	2	7	3	—	18	2	291
Im Jahre 1888 gestorben, resp. getödtet .	51	302	1	1	—	1	97	4	457
Also schieden 1888 aus:	64	548	3	8	3	1	115	6	748
Demnach verblieben zum 1. Januar 1888.	11	93	6	1	—	1	10	6	128

Von den Pferden waren 24 zur Kur und Pflege eingeliefert, 9 von den Eigenthümern zum Tödten zugeschickt und zu gleichem Zwecke aus den Mitteln der Anstalt 41 Pferde für 217 Rbl. 80 Kop. angekauft worden. 1 todtes Pferd wurde zum Eingraben geschickt, 11 Pferde wurden geheilt, 2 verkauft, 3 verendeten, 47 wurden getödtet und 11 verblieben zum 1. Januar 1889.

Von den Hunden wurden für 260 die Kosten von den Eigenthümern, für 381 von der Anstalt bestritten, jedoch theilweise durch Verkauf wieder gedeckt. Zur Kur übergeben waren 153, zur Pflege 25, zum Tödten 67, zur Beobachtung 48, ein todter Hund wurde zum Eingraben geschickt und 3 todte zur Section. Geheilt wurden 103, ungeheilt 7, aus der Pflege und Beobachtung entlassen 50 und von 8 sagten die Besitzer sich los. Getödtet wurden 249, verkauft 47, verschenkt 25; es fanden ihren Herrn 5, starben 49, entkam 1 Hund und 93 Hunde verblieben zum 1. Januar 1889.

Von den Katzen wurden 95 getödtet, 9 geheilt entlassen, 7 verschenkt, 2 starben, 2 verschwanden und 10 verblieben zum 1. Januar 1889.

Kassen-Bewegung im Rigaer Thierasyl

1888.

Einnahme.	Rbl.	Kop.
An Saldo vom Jahre 1887	1	4
„ Zahlungen für verpflegte Pferde	836	60
„ „ „ verpflegtes Hornvieh	33	25
„ „ „ verpflegte Hunde	913	68
„ „ „ verpflegte Katzen	51	40
„ „ „ verpflegte Vögel	5	25
„ Einnahmen durch den Verkauf von Hunden	235	50
„ „ „ „ „ „ Pferden	63	—
„ „ „ „ „ „ Kälbern	57	28
„ „ „ „ „ „ Milch und Schmand	693	—
„ Erträgen durch Verwerthung der getödteten Pferde und aus dem Verkauf von Dünger ꝛc.	166	70
„ einem Geschenk zum Ankauf elender oder verunglückter Pferde	85	—
„ sonstigen Geschenken (speciell zu Heu 100 Rbl.)	315	50
„ Zuschuß aus der Hauptcasse	1,852	80
	Rbl. 5,310	—

Ausgabe.	Rbl.	Kop.
Für Fütterungskosten von Pferden und Hornvieh (98 Thiere)	1,774	85
„ Streu, Lagerstroh und Schmied	159	20
„ Ankauf von 41 elenden Pferden	217	80
„ Transport, Tödtung und Abhäuten derselben	82	90
„ Ankauf eines gequälten Schafes	2	20
„ Fütterungskosten von Hunden und Katzen (766 Thiere)	1,207	74
„ Fütterung von Vögeln	5	60
„ Honorar des Veterinairarztes	129	—
„ Arznei und Bäder	147	95
„ Gratificationen	13	50
„ Besoldung, Geschenke und theilweise Beköstigung von 4 Dienstleuten und 1 Tagelöhner	724	—
„ Inserate und Stempelmarken	12	—
„ Remonte	198	86
„ Abgaben und Feueraffecuranz	125	4
„ Beleuchtung und Beheizung	153	56
„ Ankauf, Ergänzung und Reparatur des Inventars	119	23
„ Diversa	56	50
	Rbl. 5,129	93

Saldo 180 Rbl. 7 Kop.

B. Douglas,
Schrift- und Rechnungsführerin des Thierasyls.

Rechnungs-Abschluß des Thierschutz-Vereins unter dem Namen Damen-Comité des Rigaer Thier-Asyls für das Jahr 1888.

Vermögens-Bestand.

	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.
Behalt zum Jahre 1888			12,563	8
Hierzu erhöhter Werth des neuen Wohnhauses			450	—
„ eine ausstehende Schuld			130	—
„ Vermehrung des Inventars			25	—
„ eisernes Kapital			47	72
			13,215	80
Ab Verluste beim Umsatz von Werthpapieren			10	50
			13,205	30

Ausgaben 1888.

Gagen	978	Rbl.	10	Kop.
Drucksachen	300	„	31	„
Abgaben und Assecuranz	130	„	44	„
Remonte und Neubauten	198	„	86	„
Inventar	119	„	23	„
Beleuchtung und Beheizung	153	„	56	„
Fütterung und Tödtung	3,450	„	29	„
Apotheke und Bäder	147	„	95	„
Verschiedenes	56	„	62	„
Ausgaben			5,535	36

Einnahmen 1888.

Mitgliedsbeiträge	475	Rbl.	81	Kop.
Collecten	396	„	2	„
Geschenke	528	„	50	„
Concerte ꝛc.	1,414	„	32	„
Zinsen	31	„	29	„
Verkauf	1,215	„	48	„
Verpflegung	1,840	„	18	„
	5,901	Rbl.	60	Kop.
Ab zum eisernen Kapital	47	„	72	„
Einnahmen			5,853	88
Ueberschuß der Einnahmen			318	52
			13,523	82

Am 27. März 1889 durchgesehen und richtig befunden:

B. v. Berg, C. Fr. Glasenapp, W. Esbeer.

Vermögens-Nachweis.

	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.
In Cassa	845	42		
Im Asyl	180	7		
In Werthpapieren	340	—		
Im Inventar	1,110	—		
Im Immobil	10,820	33		
In Debitores	228	—		
Summa			13,523	82
			13,523	82

H. Westermann, Geschäftsführer.

Anzeige der Asylverwaltung.

Das Thierasyl auf Hagensberg, Fuhrmannsstraße Nr. 32 belegen, ist für das Publikum den ganzen Tag, mit alleiniger Ausnahme der Stunden von 1—3 Uhr Nachmittags, geöffnet. Anstalts-Arzt ist Herr Gouvernements-Veterinärarzt Lindenkampff, welcher an jedem Mittwoch während seiner Anwesenheit im Asyl, zwischen 12—1 Uhr, Unbemittelten ärztlichen Rath unentgeltlich ertheilt.

Daselbst werden Thiere zur Kur, zur Verpflegung, zur Tödtung, zur Beobachtung (tollwuthverdächtige), zur Section, zum Eingraben, sowie Hündinnen zur Isolirung entgegengenommen. Kranke, elende, verkommene, hungernde, verirrte oder verstoßene, von der Straße aufgenommene Thiere finden im Asyl gleichfalls Obdach, Pflege und Heilung und wo diese nicht mehr möglich, einen schnellen, möglichst schmerzlosen Tod.

Die Taxe beträgt für Pferde 50—70 Kop. täglich.

" " " " Kühe 50—60 " "
" " " " Hunde 60 Kop. bis 2 Rbl. wöchentlich.
" " " " Katzen 60 Kop. wöchentlich.
" " " " Tödtung von Hunden, Katzen ꝛc. durch Chloroform: 50 Kop. bis 1 Rbl.
" " " " Tödtung von Pferden durch Chloroform: 2 Rbl. 60 Kop.
" " " " Tödtung von Pferden durch Erschießen: 1 Rbl.
" " " " Eingraben von Hunden, Katzen ꝛc.: 25—50 Kop.
" " " " " " Pferden ꝛc.: 2 Rbl.
" " " " eine Section: 2 Rbl.

Für die Tödtung von Pferden, welche der Anstalt zur Verwerthung überlassen werden, ist keine Zahlung zu entrichten, hingegen ist diese Zahlung für die Tödtung solcher Pferde zu leisten, deren Besitzer die Roßhaut oder den Geldwerth beanspruchen.

Für jedes zur Kur geschickte Thier ist außerdem, je nach der Krankheit, eine einmalige Zahlung für die ärztliche Behandlung incl. Arzenei zu machen.

Die Anzahlung ist für 1 Monat pränumerando zu entrichten; falls das betreffende Thier kürzere Zeit in der Anstalt verbleibt, wird der Ueberschuß zurückgezahlt.

Bei nothwendig werdender Eincassirung hat der säumige Zahler die Incassogebühren zu entrichten.

Falls die Eigenthümer nicht persönlich ihre Thiere einliefern, haben sie dem Ueberbringer ein Begleitschreiben mitzugeben, das ihre Verfügung über das betreffende Thier, ob zur Kur, zur Verpflegung, zur Beobachtung, zur Isolirung oder zum Tödten geschickt, enthalten muß, sowie die genaue Adresse des Eigenthümers, den Namen des Thieres und etwaige Krankheitsursachen, resp. Symptome.

Die eingelieferten Thiere werden nur auf persönlich oder schriftlich ausgesprochenen Wunsch des Besitzers und nach erfolgter Berichtigung der Kur- und Verpflegungskosten herausgegeben.

Vorstand des Thierschutzvereins

unter dem Namen

Damencomité des Rigaer Thierasyls

im Jahre 1888.

Frau wirkl. Staatsrath Mary von Schilling, Präsidentin.
Frau Mary Haensell, Vice-Präsidentin.
Fräulein Emilie Douglas, I. Vorsteherin des Thierasyls.
Fräulein Bertha Douglas, II. Vorsteherin und Schrift- und Rechnungsführerin des Thierasyls.
Miß Kitty Deighton, Gehilfin im Thierasyl.
Frau Adelheid Thiel, Gehilfin in Cassa-Angelegenheiten des Vereins.
Frau Staatsrath Amalie von Reinhold.
Frau wirkl. Staatsrath Baronin E. von Mengden.
Frau Emma von Gödeberg.
Frau Staatsrath Luise von Oern.
Herr Oberlehrer H. Westermann, Geschäftsführer.
Herr Redacteur R. Nehring, Protokollführer.

Vorstands-Kandidatinnen.

Fräulein Livia Eichberger.
Frau Charlotte Zirkwitz.
Fräulein Arnoldine Möller.

In den Vorstand cooptirte Mitglieder.

Fräulein von Berg.
Frau Lina Esbeer.
Frau Staatsrath Henriette Glasenapp.
Fräulein Marie Glasenapp.
Frau R. Gülich.
Frau Stefanie Löbmann.
Baronesse Elli von Mengden.
Baronesse Sophie von Mengden.
Frau von Paul.
Fräulein Anna von Paul.
Frau Oberlehrer Aline Westermann.
Fräulein Valeska Willsch.
Frau Rathsherr Zimmermann.

Instruction

für die Agenten des Thierschutzvereins unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls.

Die Agenten sind von dem Vorstande des Vereins im Einvernehmen mit der örtlichen Polizei-Verwaltung ernannte und von ihm besoldete Mitglieder des Vereins. Sie erhalten außer ihrer Mitgliedskarte mit den Thierschutzregeln und außer den Statuten des Vereins auch noch diese von der Generalversammluug bestätigte besondere Instruction und ein Chekbuch, welches zur Vermerkung jedes einzelnen Falles, dem weiterer Verfolg zu geben ist, dient.

§ 1.

Der Agent hat im Allgemeinen die Verpflichtung, unabläßig und überall darauf zu achten, daß kein Thier gequält werde, sei es durch schlechten Anspann, durch Ueberlastung, durch falsches Knebeln, durch Durst und Hunger, durch falschen Gebrauch oder wodurch sonst Qualen für ein Thier, welches es auch sei, hervorgerufen werden.

§ 2.

Insbesondere hat der Agent seine Aufmerksamkeit dem Markte und den Schlächtereien, den Einfahrten und den Abdeckereien d. h. also insbesondere denjenigen Thieren zuzuwenden, mit welchen ein Gewerbe betrieben wird.

§ 3.

Der Agent hat Uebertretungen der Thierschutzregeln und Gesetze mit Hilfe der Polizei zu verfolgen, wobei im Betreff des Anhaltens untauglicher Pferde die folgenden Tagesbefehle der Rigaschen Stadtpolizei maßgebend sind:

Tagesbefehl vom 18. Juni 1887 Nr. 1663.

„Beauftrage die Polizeichargen, im Falle Pferde wegen Untauglichkeit angehalten werden, dieselben einer Besichtigung durch den Veterinairarzt zu unterziehen, den als untauglich befundenen alsdann um den Hals an einem Bindfaden das Kronssiegel anzulegen und den Eigenthümern unter Abnahme eines Reversals, die Pferde bis zur Entscheidung der Sache zum Fahren nicht zu benutzen, zu übergeben, wobei gleichzeitig Protokolle aufzunehmen und dem betreffenden Gericht zu übergeben sind, um die Schuldigen wegen Benutzung untauglicher oder kranker Pferde zur Verantwortung zu ziehen."

Tagesbefehl vom 11. Juli 1887 Nr. 1950.

In Ergänzung des Tagesbefehls vom 18. Juni c. Nr. 1663, beauftrage ich die Polizeichargen, wenn sie Pferde wegen Untauglichkeit zum Fahren oder wegen Krankheit anhalten, den Besitzern derselben, wenn diese Auswärtige oder auch Einwohner der Stadt sind, jedoch nicht die Möglichkeit besitzen, den angehaltenen Pferden bei sich zu Hause eine gute Pflege angedeihen zu lassen, den Vorschlag zu machen, ihre Pferde im Thierasyl unterzubringen, wobei sie jedoch auf keinen Fall dazu genöthigt werden sollen; diejenigen Pferdebesitzer aber, welche weit außerhalb der Stadt wohnen und deren angehaltene Pferde bei der Besichtigung durch den

Veterinairarzt sich so krank erweisen, daß sie nicht im Stande sind, den Rückweg anzutreten, zu nöthigen, ihre Pferde im Thierasyl oder in einer anderen Heilanstalt für Thiere in der Stadt zur Kur unterzubringen. Hierbei halte ich es für nöthig, zu bemerken, daß die, den wegen Untauglichkeit oder Krankheit angehaltenen Pferden angelegten Kronssiegel erst nach Vorweis einer Bescheinigung des Veterinairarztes darüber, daß die Pferde wiederum zum Fahren gebraucht werden können, abgenommen werden dürfen, für eigenmächtiges Abreißen des Siegels jedoch ohne Vorweis einer ärztlichen Bescheinigung sind die Schuldigen nach Art. 304 des Strafgesetzbuches zur Verantwortung zu ziehen."

§ 4.

Falls der Agent eine Thierquälerei irgend welcher Art und wo auch immer bemerkt, so hat er zunächst durch gütliches Zureden die Beseitigung der Quälerei zu versuchen.

§ 5.

Besteht die Quälerei in Umständen, die sofort abstellbar sind, wie z. B. falscher Anspann, schlechtes Knebeln, Durst, Zusammenpferchen in zu engem Raume, rohes Schlagen, Aufladen zu großer Lasten und dergleichen und das gütliche Zureden bleibt ohne Erfolg, so hat der Agent die Pflicht, den nächsten Polizeimann zu veranlassen, ihm zur Abstellung der quälerischen Mißbräuche behilflich zu sein. Sollte der Schuldige sich auch der vereinten Autorität des Thierschutzagenten und des Polizeimannes nicht fügen, so ist er zur Polizeiverwaltung abzuführen.

§ 6.

Besteht die Quälerei in dem Gebrauch, das ist also Mißbrauch eines kranken Thieres, so hat der Agent mit dem Schuldigen nach § 3 zu verfahren.

§ 7.

Sollte der Agent den Verkauf solcher Thiere bemerken, deren Verkauf zu der betreffenden Zeit oder unter den betreffenden Umständen gesetzlich nicht gestattet ist, so hat er hiervon sofort dem nächsten Polizeimann Meldung zu machen.

§ 8.

Der Agent hat darauf zu achten, daß im Winter die Thorwege der Häuser, sowie die Auffahrten an Brücken und Ufern mit Schnee beschüttet werden und nimmt nöthigenfalls hierzu die Unterstützung der Polizei in Anspruch.

§ 9.

Diese Instruction legitimirt den Agenten und giebt ihm das Recht, jede Lokalität zu besuchen, in welcher Thiere sich befinden, mit denen ein Gewerbe betrieben wird.

§ 10.

Der Agent ist über seine Thätigkeit dem Vorstande des Vereins Bericht und Rechenschaft schuldig.

Aus anderen Vereinen.

Ueber die Generalversammlung des Russischen Thierschutzvereins vom 13. März c., unter dem Präsidium des Kammerherrn Shukowski, wird uns aus Petersburg mitgetheilt, daß in derselben der Erzbischof und der Oberpolizeimeister von Warschau, sowie die Gemahlin des Kriegsministers Wannowski zu Ehrenmitgliedern erwählt worden sind. Die silberne Medaille wurde dem neuerwählten Vorstandsmitgliede und Bibliothekar, Herrn Cand. jur. S. Nikiforow, für seine nützlichen Bemühungen im Interesse des Vereins, sowie für seine Mitarbeit an der vom Russischen Thierschutzverein herausgegebenen „Uebersicht der Fischerei-Ausstellung" (Herr Nikiforow hat die vortrefflich gelungenen Zeichnungen geliefert) zuerkannt, — die bronzene Medaille erhielt Herr Warpachowski für den Text obiger Broschüre. In derselben Sitzung wurde der von einer besonderen Commission ausgearbeitete Entwurf eines Thier-Hospitals bestätigt, das im Centrum der Stadt mit 15 Käfigen für kleine Thiere und mit 5 Stallständen für große — Kühe und Pferde — eröffnet werden soll. Für eine ambulatorische Consultation wird die Zahlung 20 Kop., für die Benutzung eines Käfigs 50 Kop. und für die eines Stallstandes 1½ Rbl. für 24 Stunden betragen. Notorisch armen Leuten kann die Zahlung für ihre Thiere, jedoch nur bei ambulatorischer Behandlung derselben, erlassen werden. Schließlich machte Dr. Walitzki Mittheilungen über ein bei den heidnischen Burjäten übliches, äußerst grausames Verfahren beim Opfern lebender Thiere. Nachdem die Versammlung diesem Referate (das wir nachstehend zum Abdruck bringen) — mit großem Interesse gefolgt war und dem Berichterstatter gedankt hatte, wurde beschlossen, der Verein möge sich an die örtlichen Autoritäten wenden und darauf hinwirken, daß durch die dortigen christlichen Missionaire eine Milderung dieser rohen, heidnischen Gebräuche oder doch wenigstens die Abschaffung jeder unnöthigen Grausamkeit beim Tödten der Opferthiere herbeigeführt werde.

* * *

Das Fest des sich erneuenden Graswuchses bei den Burjäten.

Referat des Herrn Dr. Walitzki in der Generalversammlung der Mitglieder des Russischen Thierschutzvereins in Petersburg am 13. März 1889.

Das obige interessante Referat hatte in die Generalversammlung ein zahlreiches Publikum gelockt, das mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vortrage folgte. Dr. Walitzki theilte Folgendes mit: Auf die Zeit der sengenden Sommerhitze, da alles Wachsthum ausgestorben ist und die Natur einen traurigeren Anblick als in den Wintermonaten bietet, folgt im Osten bekanntlich die sehnlichst erwartete Regenperiode. Die ausgetrocknete Erde erwacht und die verdorrte Pflanzenwelt sammelt allmählich neue Lebenskräfte. Aus diesem Grunde wird das Erscheinen des Grases bei den Burjäten, einem Volke, dessen alleiniger Wohlstand in seinen Viehheerden besteht, durch ein besonderes Fest, unter Darbringung lebender Opfer, gefeiert. Die niedrige Bildungsstufe dieses heidnischen Volksstammes macht die Art und Weise seiner religiösen Opfer zu einer besonders grausamen, ja barbarischen. Wir

erlauben uns auf einige bei dem Opfern der Burjäten übliche Ceremonieen hinzuweisen.

Schon eine Woche vor dem bestimmten Festtage beginnen die Burjätenfamilien aus der ganzen Umgegend sich an dem hierzu bezeichneten Orte zu versammeln, um die Vorbereitungen zur Feier und die Auswahl der Opferthiere zu treffen, welche, beiläufig gesagt, die besten unter allen vorhandenen sein müssen.

Am Tage des Festes stellen sich alle versammelten Burjäten in Reihen auf. Der Schaman (Geistliche) läßt hierauf die zu Opferthieren erwählten Stuten niederwerfen und ihre Vorder- und Hinterfüße mit Stricken an zwei nahestehenden Bäumen befestigen. Ist das geschehen, so nähert sich der Schaman einem auf solche Weise wehrlos hingestreckten Thiere, zielt und bringt ihm mit seinem breiten Messer in der linken Seite eine 1/4 Arschin lange Wunde bei, steckt in demselben Moment seine Hand in dieselbe, durchreißt die Fleischwände, dringt bis zum Herzen vor und reißt es dem Thiere aus dem Leibe. Die harrende Menge der Burjäten stürzt sich nunmehr gierig auf das der Wunde entströmende Blut, um es zu trinken. Nach Beendigung der Ceremonie werden den Thieren die Felle abgezogen und auf hohen Pfählen längs der Wege aufgehängt. Diese Felle werden als den Göttern geweiht betrachtet.

Dieser grauenhafte Brauch ist bei den Burjäten sehr fest eingewurzelt; sogar kleine Kinder beschäftigen sich mit dem Ausreißen der „zuckenden Herzen" schwächerer Thiere, Hammel, Schafe, Ziegen. Dem Opfern folgt ein Trinkgelage, das mit einem scheußlichen Bacchanal endet. Mit Bedauern muß hierzu bemerkt werden, daß derartige Unmenschlichkeiten vor den Mauern der aufgeklärten Hauptstadt Sibiriens — Irkutsk und von einem Volke begangen werden, welches nach Ansicht der Gelehrten in hohem Grade der Civilisation zugänglich ist.

Es ist schwer, gegen religiöse Ueberzeugungen anzukämpfen, so schloß der Berichterstatter, — vor Allem thut die Bekehrung der Burjäten zum Christenthum noth und erst dann wird es Sache der russischen Thierschutzgesellschaft sein, nach Kräften die Barbarei ähnlicher Excesse zu mildern.

Cand. jur. S. Nikiforow.

(Aus dem Russischen von L. Esbeer.)

Das deutsche Vogelschutzgesetz vom 1. Juli 1888.

Die vom russischen Thierschutzverein in Petersburg herausgegebene, äußerst reichhaltige, vortrefflich redigirte Thierschutz-Zeitschrift „Westnik" bringt in ihren beiden ersten Nummern dieses Jahrganges eine Besprechung des deutschen Vogelschutzgesetzes, auf welche wir hiermit die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken.

Der Verfasser des Artikels, Herr Cand. jur. Radke, prüft und beurtheilt dieses Gesetz vom thierschützerischen Standpunkt aus und gelangt zu dem Schluß, daß das deutsche Vogelschutzgesetz, obwohl es thatsächlich einen Fortschritt auf dem Gebiete des Thierschutzes bedeutet, leider dennoch mannig-

fache, nicht unwesentliche Mängel aufweist, schon durch die vielen, den wichtigsten Punkten angehängten Ausnahmen und Einschränkungen, welche die getroffene Verfügung zum Theil sofort wieder aufheben und die hilflosen Geschöpfe, gleichsam von Gesetzes wegen, der menschlichen Willkür und Rohheit preisgeben. Oder was ist es anders, wenn im § 1 das Zerstören und Ausnehmen von Nestern, Eiern, Jungen ꝛc. im Allgemeinen zwar verboten, jedoch den Eigenthümern von Gebäuden und Hofräumen gestattet wird, oder wenn, wie solches gleichfalls der § 1 besagt, dies Verbot auf Strandvögel, Seeschwalben, Möwen und Kiebitze keine Anwendung findet? Selbst der mustergiltig zusammengestellte § 2, welcher vom Vogelfang und den hierzu verwendbaren Hilfsmitteln ꝛc. handelt, wird durch § 5 paralysirt, und fast hinfällig gemacht. Und nun gar § 8! — Wahrlich, es hätte dem Gesetze keineswegs zum Schaden gereicht, wenn dieser ganze Paragraph fortgeblieben wäre! Beim Lesen der hier aufgezählten langen Liste von vierzehn Vogelgattungen, welche jeglichen Schutzes entbehren und durch das Gesetz selbst, der Qual, dem Verderben und Tode ausgeliefert werden, möchte man wohl unwillkürlich fragen: „Ja, welche Vögel sind denn nach dem deutschen Vogelschutz-Gesetze überhaupt existenzberechtigt? Nach § 8 sind vom Schutze ausgeschlossen: alle im Privatbesitz befindlichen, alle jagdbaren und alle Raubvögel, ferner aber auch noch Sperlinge, Schwalben, Krähen, Raben, Tauben, Störche, Kreuzschnäbel, Möwen u. s. w. u. s. w.*) Solche Ausnahmen sind jedoch nicht bloß vom thierschützerischen, sondern selbst vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus zu verwerfen. Das weiß ein Jeder, der den Nutzen kennt, den z. B. Schwalben, Störche, Saatkrähen ꝛc. den Feldern und Saaten leisten. Anstatt sich auf derartige Ausnahmen und Einschränkungen einzulassen, hätte man mit mehr Ernst und Nachdenken an dieses Gesetz gehen und dasselbe durch manches Fehlende vervollständigen sollen. Es sei hier nur an das „Taubenschießen", an diesen in Europa sich immer weiter ausbreitenden elenden Sport, an diese zwecklose, müssige Vernichtung hunderter hingemarterter Tauben, an diesen sinnlosen Zeitvertreib jämmerlicher Nimrode erinnert. Hierüber verlautet im deutschen Vogelschutzgesetz nichts und auch ein anderer Unfug, das Vernichten von Tausenden kleiner Vögel zur Befriedigung des Molochs der Mode, wird einfach ignorirt. Denn wenn auch in letzter Beziehung in Deutschland besondere Bestimmungen existiren, so hätten dieselben doch in das allgemeine Gesetz mit eingeschlossen werden müssen.

Der Verfasser schließt mit dem Wunsche, daß es ihm gelungen sein möchte, durch seine Besprechung einige kleine Bausteine zu dem Fundamente geliefert zu haben, auf welchem in nächster Zeit das von einer Special-Commission des russischen Thierschutzvereins zu berathende und auszuarbeitende russische Vogelschutzgesetz und zwar — so hoffe er — ein allseitig umfassenderes und durchdachteres, als sein deutscher Vorgänger, sich aufbauen werde. Aus dem Russischen von M. S.

*) Daß bei der Zusammenstellung des deutschen Vogelschutzgesetzes die Vivisektorenzunft, resp. deren blind fanatische Anhänger auch wieder ihre Hand mit im Spiele gehabt haben, beweist das durch dieses Gesetz sanktionirte Preisgeben der Vögel zu „wissenschaftlichen und Lehrzwecken". Und das nennt sich Vogelschutz!! — „Schutz der menschlichen Ausbeutungssucht und Habgier" — das wäre in diesem Falle die richtigere und zutreffendere Bezeichnnng. M. S.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 12 Апрѣля 1889 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

V. Jahrgang. Juni — Juli 1889. № 6 u. 7.

Richard Wagner und die Thierwelt.

Von Hans von Wolzogen.

Die nachstehenden, zuerst in der Schweriner Thierschutz-Zeitschrift „Der Thier- und Kinderfreund" 1888, Nr. 4—9 veröffentlichten Aufsätze wurden vom Verfasser für den nochmaligen Abdruck im „Anwalt der Thiere" durch zahlreiche Hinzufügungen erweitert und vervollständigt, und von C. Fr. Glasenapp mit Zusätzen unter dem Text versehen. Man vergleiche dazu die früheren Artikel unserer Zeitschrift: „Die Thiere in den Werken Richard Wagners" (1887, Nr. 1); „Aus dem Parsifal" von H. Westermann (1887, Nr. 2/3); „Das deutsche Gemüth und die Thierwelt" von Friedrich Hofmann (1888, Nr. 1/2); besonders aber „Tugend der Thiere" von Heinrich von Stein (1886, 4/5).

Richard Wagner und die Thierwelt.

Von den meisten wahrhaft großen Menschen weiß man, daß sie Thierfreunde waren. Wo man das Gegentheil weiß, darf man an der wahren Größe zweifeln. Wohl nur ein weltberühmt gewordener Ritter vom Geiste ist bekanntermaßen sogar Thierquäler gewesen (die „Vivisektoren" nicht mitgerechnet!) — das war Baruch Spinoza. Dieser Philosoph entfernte aber auch das Gefühl aus seiner „Ethik" und machte die Sittlichkeit zu einer Sache der Berechnung. Den allergrößesten Gegensatz zu dieser abnormen Erscheinung unter den Abnormitäten, welche man „Genies" nennt, bildet in der Schaar der Philosophen Arthur Schopenhauer, welcher auf Grund des allen lebenden Wesen gemeinsamen, selben „Willens zum Leben" das Mitleiden für das Fundament der Moral erklärt hat, und in der Zahl der Künstler: Richard Wagner, welcher Schopenhauer's Lehre selbständig auf dem Gebiete der Kunst verkörpert, und auf dem Gebiete der Religion — als der „Religion des Mitleidens" — vervollständigt hat.

Man hat ohne Einschränkung an dem vielangefeindeten Manne die allumfassende Vielseitigkeit seines Geistes bewundert, meist jedoch ohne Einsicht in deren tieferen Gemüthsgrund. Man staunte darüber, daß ein Musiker auch dichte, schriftstellere, philosophire, reformire u. s. w., aber man übersah, daß er es eben thue kraft seiner Musik. Dadurch wird Wagner's Kunst so eigenartig charakterisirt, daß die Musik ihm der Ausdruck der Weltseele ist: der Schopenhauer'sche Lebenswille in idealer Freiheit und Verklärung. So kommt denn in Wagner's Musik nicht nur das menschliche Gefühl, sondern thatsächlich die ganze Natur zu melodisch, rhythmisch und harmonisch beseeltem Leben. Kein Musiker hatte vordem die Seele der Wälder und Felsen, des Feuers und der Flüsse, der Blumen und der Bäume, ja der Thiere, dergestalt zu künstlerischem Ausdruck gebracht, daß diese ganze Fülle von Erscheinungen den Menschen nicht mehr nur als effektvolle Dekoration, etwa nur tonmalerisch imitirt, umgab, sondern daß sie völlig miteingeschlossen war in das gleiche ideale Reich des Ausdrucks der Weltseele, welcher aus Wagner's Musik zum Drama geworden ist. Wer dies verstanden hat — und es kann recht eigentlich, wie alle Kunst Wagner's, nur von dem Gefühle ganz verstanden werden, — der wird auch nicht mehr Anstoß daran nehmen, daß Wagner in überraschendem Maße die Thierwelt auf die Bühne gebracht hat. Auch dies hat man oft genug bespöttelt, für kindischen

Märchentand oder für barocke Effekthascherei erklären wollen; gewissermaßen für eine „Barbarei" in unserer geschmackvoll gebildeten Kunstwelt! Man beachte aber nur, in welcher Bedeutung diese „Thiere" bei Wagner auftreten, und welchen musikalischen Ausdruck ihre Erscheinung erhalten hat, so muß der Spott verstummen, oder er wird zum ungerechtfertigten Hohn über das Große und Wahre. Man denke an die Gralsboten, den Schwan und die Taube im „Lohengrin" und im „Parsifal", an die reizenden Elementarwesen der „Rheintöchter", an die ergreifende Verkörperung einer absterbenden Riesenwelt im Lindwurm Fafner, an das Waldvöglein, das den einsamen Siegfried die Sprache der mütterlichen Natur verstehen lehrt, an das treue Roß der Walküre, Grane, das sie der Liebe Siegfried's so innig anempfiehlt mit derselben Melodie, welche einst der höchsten Menschenliebe jenes unseligen Wälsungenpaares Ausdruck gegeben hatte. Ja, man sehe sich auch ein scheinbar nur äußerlich scenisches Moment etwas näher an, wie z. B. das „Wimmeln des Wartburgthales" vom reichsten Jagdtrosse mit Rossen, Falken und Hunden am Schlusse des 1. Tannhäuser-Aktes. Der Künstler hat die vollständige Darstellung dieses lebendigen Bildes einer freudigen Jagdgesellschaft eben deshalb so sehr betont, weil er dadurch ein künstlerisches und symbolisches Gegengewicht schaffen wollte zu jenem bunten, rauschenden, wild-sinnlichen, dämonisch-bewegten Bacchanal im Venusberge mit seinen Najaden und Sirenen, Faunen und Satyrn, dem Schwan der Leda, dem Stier der Europa u. s. f. am Anfang desselben Aktes. Den antiken Phantasmagorien heidnischen Zauberspukes gegenüber: die romantische Belebtheit der freien, frühlingsfrischen deutschen Heldennatur; zugleich aber auch eine mahnende Andeutung, daß in einer solchen Welt übermüthig lustiger Jagdfreuden der leidenschaftlich tief und menschlich wahrhaft empfindende Ritter aus dem Venusberge ebenso wenig seinen Platz finden werde als wie die keusche Jungfrau, die „heilige" Elisabeth! — Als dann der Schluß des dritten Akts das andere tragische Gegenbild zu diesem munteren Jagdzuge bringt in dem Trauerzuge mit Elisabeth's Leiche und dem nächtigen Thale wimmelnd von frommen Pilgerschaaren: auch da spricht die Natur wieder mit; denn an Stelle jener am Thiermorde sich betheiligenden Thierwelt blüht hier die ewige Wiederkehr des unertödtbaren Naturlebens symbolisch bedeutsam auf: in dem „dürren Stab aus Priesters Hand". — So sehen wir ja auch endlich noch im „Parsifal", im ersten Akte, den Schwan erschossen vom unkunden, stürmischen Waldknaben, wogegen im dritten Akte der büßende

Pilger zum Grale, durch Mitleid wissend geworden, das Geheimniß des Lebens versteht aus dem „Charfreitagszauber", welcher die Blumen nun neu erblühen läßt unter „des Sünders Reuethränen". Das Leben ist göttlich; es ist erlösungsbedürftig; der Mensch ist berufen, durch mitleidsvolle Erkenntniß dieses Bedürfnisses aller Natur und durch Umsetzung dieser seiner Erkenntniß in selbstlose Liebesthaten, die Erlösung der Natur zu vollziehen im Namen des Gottes, der ihm selber zum Erlöser geworden ist:

„Nun freut sich alle Kreatur
auf des Erlösers holder Spur,
will ihr Gebet ihm weihen.
Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen:
da blickt sie zum erlösten Menschen auf;
der fühlt sich frei von Sünden-Angst und Grauen,
durch Gottes Liebesopfer rein und heil:
Das merkt nun Halm und Blume auf den Auen,
daß heut' des Menschen Fuß sie nicht zertritt,
doch wohl, wie Gott mit himmlischer Geduld
sich sein erbarmt und für ihn litt,
der Mensch auch heut' in frommer Huld
sie schont mit sanftem Schritt.
Das dankt dann alle Kreatur,
was all' da blüht und bald erstirbt:
da die entsündigte Natur
heut' ihren Unschulds-Tag erwirbt."

Wir wollen hier einmal den Lebensweg verfolgen, welcher unseren Künstler bis zu solchem letzten Bekenntnisse seines Glaubens geführt hat. Wir werden sehen, daß den großen Mann die Thierwelt durch alle seine leidensvollen und schaffensreichen Perioden treu begleitet hat. Dachte er es sich doch als eine traute Altersbeschäftigung, noch einmal die „Geschichte meiner Hunde" als eine Ergänzung zu seiner eigenen Biographie zu schreiben. Bedauerlicher Weise ist weder diese vollendet, noch jene begonnen worden. Dem immer rastlos für das Höchste thätigen Meister kam der Tod im 70. Lebensjahre noch viel zu frühe! —

I.

1813—1842.

Am 22. Mai des Jahres 1813 war unser Meister als Jüngster einer zahlreichen Familie mitten im Kriegslärmen von der Bautzener Schlacht zu Leipzig geboren worden. Das Haus am Brühl, eines der ältesten der Stadt, trug über seiner Thür mannigfach bedeutungsvoll das Sinnbild des „rothen und weißen Löwen". Unter diesem symbolischen Thier-Schutze lebte das Kind freilich nur kurze Zeit: im fünften Monat verlor es seinen Vater, die Mutter vermählte sich nach zwei Jahren mit dem treu sorgenden Freunde des Hauses, dem reichbegabten Maler, Dichter und Schauspieler Ludwig Geyer, und die Familie siedelte nach Dresden über.*) Den Namen jenes edlen Wohlthäters führte nun der heranwachsende Knabe wie ein neues Schutzzeichen anstatt des eigenen; erst in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts giebt es einen „Richard Wagner". Auch der liebevolle Stiefvater starb schon nach 4 Jahren. „Sollte er vielleicht Talent zur Musik haben?" hörte der kleine Richard den Sterbenden zu seiner Mutter sagen, als der Knabe im Nebenzimmer am Klavier sich den „Jungfernkranz" zurecht zu stümpern suchte. Auf der Dresdener Kreuzschule war „Richard Geyer" ein fleißiger, geistig sehr regsamer Schüler. Das Griechenthum in seiner hellen Naturfreudigkeit ward für seine lebhafte und tief empfängliche Phantasie mächtig bestimmend lebendig. An diesem erhabenen Vorbilde ward er zum Dichter. Die Musik lebte für ihn nur erst in der geheimnißvoll erklingenden deutschen Wald- und Sagen-Natur des „Freischütz". Weber,

*) F. Avenarius, der Sohn von Wagner's Stiefschwester, erzählt nach Familientraditionen in der „Allg. Zeitung": „Ein Grundzug von Wagner's Charakter — und nicht nur während seines Knabenalters — war seine ausgesprochene, fast leidenschaftliche Liebe zur Natur. Diese Naturfreude äußerte sich aber nicht in Schmetterlings- und sonstigen „Naturalien"-Sammlungen, sondern in der hingebenden Neigung zu lebenden Thieren. Als Knabe schon ging er förmlich auf Entdeckung nach Hunden aus, mit denen er Freundschaft knüpfte. Einst hörte er in einem Teich etwas wimmern: mit seiner Schwester Hilfe zog er ein neugeborenes Hündchen heraus. In die Wohnung ein solches mitzubringen, war ihm auf Grund gemachter Erfahrungen verboten, aber sterben lassen konnte er das arme Würmchen doch nicht. So nahm es die Schwester heimlich zu sich in's Bett. Doch bewies das Wesen mangelndes Verständniß der Situation: es jammerte und wurde so entdeckt. Köstlich aber ist eine andere Geschichte. Schon seit ein paar Tagen glaubte Frau Geyer zu bemerken, daß im Kämmerlein ihres Jüngsten die Mäuse gar sehr quiekten — es quiekte doch aber wieder anders, als Mäuse: was war es nur? Und als Herr Magister Humann am nächsten Tage zum Unterricht eintrat, erklärte er, es rieche so übel, daß er's nicht aushalte. Der Verdacht wird auf Richard's Arbeitsbureau gelenkt, die große Fallklappe öffnet sich vor dem Mittelfach, und daraus hervor schaut — eine Kaninchenfamilie. „Ach Gott, sie wären ja sonst verkommen!" klagt Richard — er hatte sie gefunden und so retten wollen. Was fehlte ihnen auch? Für Futter sorgte Cäcilie und ein Luftloch hatte ihr Bruder hinten in den Schrank geschnitten."

damals Kapellmeister in Dresden, war mit dem Hause Geyer bekannt: schwärmerisch verehrte der Knabe den wundervollen Meister der Töne. Im „Freischütz" war zum ersten Male jene zauberhaft überwältigende Stimme der Natur ertönt, welche zum Weckruf werden sollte für das ganze Kunstschaffen Wagner's, nachdem er auch die höchste Fülle und Kraft der symphonischen Ausdrucksmittel Beethoven's begeistert in sich aufgenommen. Erst Beethoven machte ihn entschieden zum Musiker. Dies geschah in Leipzig, wohin die Familie im Jahre 1827 wieder übergesiedelt war. Hier überwucherten die künstlerischen Interessen und Studien bald die wissenschaftlichen Schulpflichten. Eine Ouvertüre des 17jährigen ward im Theater aufgeführt. Aus der Litteratur der Zeit trat ihm als Geistesverwandter besonders der geniale Dichter-Musiker und Maler E. Th. A. Hoffmann nahe. Bis in sein Alter bewahrte er sich die innige Vorliebe für diesen außerordentlichen Schriftsteller, bei welchem die Idee der Einheit aller Natur einen ganz eigenartigen, gespenstisch-phantastischen Ausdruck erhalten hat. *) Gerade in diesen wunderbaren Dichtungen, wie Kater Murr, der Hund Berganza, der Meister Floh, der „goldene Topf" mit dem vogelreichen Zaubergarten des Salamander-Archivarius Lindhorst und Serpentina, der goldgrünen Schlange, das Märchen vom Nußknacker und dem Mausekönig ꝛc., da lebte auch die Thierwelt mit Menschen und Geistern in so vertrautem Verkehre und Zusammenhange, daß die junge Seele unseres Künstlers darin eine nachwirkende Nahrung für die Ausbildung der eigenen Geistesrichtung empfangen mußte, — umsomehr als auch bei Hoffmann als die Seele dieser Mensch und Natur umspannenden All-Einheit eben die Musik gefeiert ward. Hierdurch angeregt, dichtete der Leipziger Musikstudent seinen ersten Operntext: „Die Hochzeit", den er jedoch unausgeführt ließ: eine düstere Grausamkeit überwältigte darin allzu vernichtend den Geist der Liebe, der in all' seinen Werken verherrlicht werden sollte.

Vielleicht in diese Zeit fällt auch ein Ereigniß, das ihm unvergeßlich blieb, indem es ihn selber aufklärte über eine zum Spiele gewordene Grausamkeit unseres Geschlechts gegen die Thierwelt. Ich berichte, wie ich es von ihm erzählen gehört. Der lebenslustige, immer leidenschaftlich nach Bethätigung drängende junge Mann hatte sich in fröhlicher Gesellschaft unbesonnen fortreißen lassen, einmal mit auf die Jagd zu gehen. Ein Treiben auf Hasen begann; blindlings schoß der Ungeübte sein Gewehr ab. Er wußte nicht, ob er getroffen; Alles ging ihm unter in dem Taumel eines fremden, aufregenden „Vergnügens". Als hernach die Gesellschaft im Freien beim lustigen Mahle saß, schleppte sich ein verwundetes Häslein mühsam an den lärmenden Kreis der Menschen heran, und sein stumm-beredter, klagender

*) Vergl. hierzu: „Der Dichter des Kater Murr und des Hundes Berganza" in unserer Zeitschrift 1887 Nr. 2/3.

Thierblick fällt auf den jungen Jäger, der in demselben Augenblicke mit herzzerreißender Gewißheit sich überzeugt fühlte, daß dieses zerstörte Leben das Opfer seiner sinnlosen Lust sei! Und niemals wieder hat er ein Gewehr berührt, um ein Thier zu erjagen. Er konnte den Blick des leidenden Mitgeschöpfes nicht vergessen. Das Ereigniß fand schon in seinem dramatischen Erstlingswerke, dem Text zu der Oper „Die Feen", einen ersten dichterischen Nachklang, woselbst der wahnsinnige Held Arindal in folgende visionäre Worte ausbricht: „Halloh! Laßt alle Hunde los! Dort — dort — die Hirschin seht! Herbei, ihr Jäger, herbei! — — O seht, schon müde ward das Thier! Ich sende den Pfeil, seht, wie er fliegt! Ich zielte gut, haha, das traf in's Herz! — O seht, das Thier kann weinen, die Thräne glänzt in seinem Aug'! O, wie's gebrochen nach mir schaut! — Wie schön sie ist! — Entsetzen — ha! — es ist kein Thier, seht her — es ist mein Weib!" — Ja, und noch nach fünfzig Jahren ward ihm der selbe Vorfall, die selbe Empfindung, aus tief nachlebender Erinnerung zu einem künstlerischen Motive von ergreifender Wirkung in seinem letzten Werke „Parsifal":

Gurnemanz:

„Unerhörtes Werk!
Du konntest morden! Hier, im heil'gen Walde,
dess' stiller Frieden dich umfing?
Des Haines Thiere nahten dir nicht zahm,
grüßten dich freundlich und fromm?
Aus den Zweigen, was sangen die Vöglein dir?
Was that dir der treue Schwan?

— — — — — — — — — — — — —

Er war uns hold: was ist er nun dir?
Hier — schau' her — hier traf'st du ihn!
Da starrt noch das Blut, matt hängen die Flügel;
das Schneegefieder dunkel befleckt, —
gebrochen das Aug' — siehst du den Blick?
Wirst Deiner Sündenthat du inne?

(Parsifal hat ihm mit wachsender Ergriffenheit zugehört. Jetzt zerbricht er seinen Bogen und schleudert die Pfeile von sich.)

Wie konntest du sie begeh'n?"

Parsifal:

„Ich wußte sie nicht!"

So geht dem Knaben zunächst die Erlösungsmacht des Mitleidens auf, welche ihn bis zur „Blumenaue" jenes Charfreitags führt, wo Gurnemanz dann seine zweite große Ansprache über die Natur hält. „Doch adelig scheinst Du selbst und hochgeboren", hatte der alte Waldritter zu dem unbesonnenen

Schwanentödter gesagt. Es erinnert uns dies auch noch an die Worte Wagner's aus der Zeit der Komposition des „Parsifal", das ebenfalls die Jagd betrifft und diese unsere Episode beschließen soll: „Jedenfalls scheint ein alter brahmanischer Fluch, welcher ein besonders sündiges Leben mit der — dem Brahmanen als schrecklichste geltenden — Wiedergeburt als Jäger belegte, auf diesen heroischen Geschlechtern Germaniens immer noch zu lasten." (Bayreuther Blätter, „Wollen wir hoffen?" 1879, S. 103.)

Im Jahre 1834 begann Wagner seine eigentliche musikalische Berufsthätigkeit als Musikdirektor am Magdeburger Stadttheater. Schon hatte er seine erste romantische Oper geschrieben, nach Gozzi's Märchen „Die Frau als Schlange", von ihm die „Feen" genannt. Die Verwandlung der Fee in ein Thier ersetzte er durch eine Versteinerung, woraus der liebende Mensch sie durch Musik erlöst. Vielleicht leitete ihn dabei ein instinktives Gefühl, daß es mit der „Metamorphose" doch eine andere Bewandtniß habe, als wie sie hier märchenhaft-spielend verwendet worden war. Das Werk kam nicht zur Darstellung; ein zweites „Das Liebesverbot", ging bei einmaliger Aufführung in dem jammervollen Ruin der Magdeburger Theatergesellschaft mit zu Grunde. In den mannigfachen Nöthen seines dortigen engen Lebens und Wirkens war dem leidenden Künstler ein treuer Pudel der tröstlich erheiternde Begleiter. Bis in das Orchester folgte er seinem Herrn, und als er von dort wegen einiger allzu kritischer Aeußerungen verbannt werden mußte, ließ er es sich wenigstens nicht nehmen, allabendlich nach einem Streifzuge durch die Stadt den geliebten Herrn am Theaterpförtchen treulich zu erwarten. Bei einem Besuche der sächsischen Schweiz wollte er dem kühnen Kletterer, als welcher sich unser Künstler stets ausgezeichnet, bis auf die steilen Felsen der Bastei nachfolgen; die Gefahr des Abstürzens für das Thier befürchtend, wirft ihm sein Herr von der Höhe herab sein Taschentuch zur Bewachung zu, aber das schlaue Geschöpf weiß nach kurzem Besinnen den schweren Konflikt seiner Treue — dem Herrn nachzufolgen und das anvertraute Gut zu bewachen — dadurch zu lösen, daß er das Tuch am Fuße des Felsens verscharrt und dann eiligst — eiligst dem Herrn nach auf die Felsspitze klettert. Das war eine gern erzählte Anekdote aus der „Geschichte meiner Hunde". — Von Magdeburg kam Wagner 1836 nach Königsberg, wo er sich verheirathete, und von dort 1837 nach Riga. Hier wollte er zunächst eine komische Oper nach „1001 Nacht" komponiren: „Die glückliche Bärenfamilie"; aber der leichte Spaß verflog ihm vor der imposanten Gestalt des römischen Freiheitshelden Rienzi. (Mit diesem Werke brachte Wagner zugleich das erste Thier, das edle Roß, als Symbol des kriegerischen Sieges auf die Bühne.)

Dort in Riga war auch ein herrlicher Neufundländer in Wagner's Besitz gekommen — damals beinahe sein einziger „Besitz"!*) Als der 25jährige Künstler mit seinem jungen Weibe und ohne alles Vermögen den verwegensten aller Entschlüsse faßte, kurzweg auf einem Segelschiff dem russischen Kurland zu entfliehen und über England nach Paris zu reisen, um dort, als am Mittelpunkt des modernen musikalischen Lebens, seinen großangelegten „Rienzi" aus- und womöglich aufzuführen: da war der Hund „Robber" eine nicht geringe Last; aber auch die größten Gefahren, von denen man heute kaum eine Ahnung hat, wurden von dem selbst fast hilflosen Paare muthig bestanden, um nur das treue und schöne Thier sicher und gut mit nach Paris zu bringen. In den wilden Stürmen an der Küste Norwegens entstand der erste Gedanke des „Fliegenden Holländers". Böser aber noch ward das Wetter des armen Künstlerlebens in dem so viel verheißenden Paris! Unser deutsches Genie war nicht der Mann der Antichambren, Connexionen und Protektionen. Ein Ideal vor Augen, das Keiner im Trubel der Weltstadt verstand, kam er bei elendester Lohnarbeit mit Frau und Hund dem Verhungern nahe und legte den Grund zu dem Leiden, das ihn durch's ganze Leben eigentlich zum kranken Manne gemacht hat. Der kostbare Hund aber ward nicht verkauft; gewiß erhielt er oft eher und mehr Nahrung, als die nothleidende „Herrschaft"! Das Schicksal fügte

*) Robber, so hieß das prächtige edle Thier, gehörte ursprünglich dem Rigaschen Kaufmann Armitstead, hatte sich aber mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit an Wagner geschlossen. Er folgte ihm überallhin auf Schritt und Tritt und lag so lange vor der Hausthür des Bodrow'schen Hauses (Alexanderstraße Nr. 9) bis ihm Wagner den Eintritt nicht mehr wehren mochte. Als dem Meister nach vierzig Jahren, im Jahre 1878, eine Abbildung seines ehemaligen Rigaschen Wohnhauses zu Gesicht kam, bezeichnete er sofort die Stelle vor der Hausthür, wo Robber zu liegen pflegte. Mit seinen Erinnerungen an unsere Stadt blieb der herrliche Hund verwachsen; ja, wohl mochte er ihm zu den angenehmsten Rigaer Erinnerungen gehören. Ging Wagner zur Stadt in die Probe, so war Robber sein Begleiter; er hatte dabei die Gewohnheit, im Kanal zu baden, selbst zur Winterszeit, wenn er nur ein Loch im Eise fand. Bei einer Orchesterprobe im Schwarzhäupterſaale hatte er sich majestätisch neben das Dirigentenpult gelagert und verharrte in ruhiger Stellung, indem er jedoch den in seiner nächsten Nähe postirten Kontrabassisten fest im Auge behielt: daß dieser bei jedem Strich seinen Bogen gegen ihn führte, mochte er für eine Art auf ihn persönlich gemünzter Attaque betrachten. Endlich erfolgt ein besonders heftiger Strich, Robber schnappt zu, — ein Schrei: „Herr Kapellmeister, der Hund!" — Von Königsberg aus machte Wagner mit einem Freunde eine Fahrt nach dem kurischen Haff: beim Uebernachten im engen Gasthofzimmer stört ihn dieser durch sein geräuschvolles Schnarchen. Als Mittel dagegen hat er dem Meister anempfohlen, er solle laut pfeifen: Wagner thut dieses, aber der Freund schnarcht weiter; nur Wagner's Hund bezieht das Pfeifen auf sich, kommt an's Bett seines Herrn und fängt an ihn zu lecken; je mehr er pfeift, desto mehr verdoppelt der Hund seine Zärtlichkeiten. Diese und andere Hundegeschichten aus alter Zeit wußte der Meister noch in seinen letzten Jahren mit herrlichstem Humor zu erzählen. — Dagegen war ihm von Riga her der Anblick der „gefrornen Schweine", welche der Kaufmann Consul Sch. damals zu 4 Rubel das Stück an die englische Marine verkaufte, in recht widerwärtiger Erinnerung geblieben.

es, daß er eines Tages — gestohlen ward. Nicht als Erleichterung empfand dies Wagner in seiner Noth; es schien seine Verzweiflung auf den Gipfel treiben zu sollen. Er setzte damals auch dem Hunde ein Denkmal in jener traurigen Novelle „Ein Ende in Paris", die seinen Zustand wahrheitsgetreu schilderte — nur das Ende blieb dem Künstler erspart. „Wir haben ihn soeben beerdigt", so beginnt diese Erzählung. „Es war ein trauriges Geschäft. Die erste frische Winterluft hemmte den Athem; — keiner konnte sprechen und die Leichenrede blieb aus. Nichtsdestoweniger sollt Ihr aber wissen, daß der, den wir begruben, ein guter Mensch und braver deutscher Musiker war. Er hatte ein weiches Herz und weinte beständig, wenn man die armen Pferde in den Straßen von Paris peinigte." Ich citire daraus die folgenden Stellen:

> „Es ist stark über ein Jahr her, daß ich eines Tages im Palais royal einen großen wunderschönen Hund von neufundländischer Race im Bassin sich baden sah. Ein Hundeliebhaber, wie ich bin, sah ich dem schönen Thiere zu, welches endlich das Bassin verließ und dem Rufe eines Menschen folgte, der anfänglich lediglich nur als Besitzer dieses Hundes meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Mensch war bei weitem nicht so schön anzusehen als der Hund — — doch fielen mir seine Züge auf" —

Der Erzähler erkennt seinen alten Freund, den Musiker R. (Richard); und dieser theilt nun dem besorgt Zweifelnden seine kühnen Pariser Hoffnungen, Absichten und Pläne mit. Hierbei stampft er einmal ironisch lachend mit dem Fuße und „trat seinem schönen Hunde so empfindlich auf die herrlichen Pfoten, daß dieser laut aufschrie, dann aber seinen Herrn, händeleckend, demüthig zu bitten schien, meine Einwendungen ferner nicht mehr spaßhaft zu nehmen." Der Bericht des Freundes schließt: „In einem Jahre sollst du meine Wohnung von jedem Gamin erfragen können, oder du erhältst Nachricht von mir, wohin du zu kommen hast, um — mich sterben zu sehen." „Gellend pfiff er seinem Hunde, — eine Dissonanz, — er und sein herrlicher Begleiter waren mit Blitzesschnelle verschwunden." — Fast nach einem Jahre trifft der Erzähler den unglücklichen Künstler im Halbirrsinn wieder vor einem Polichinell-Theater, in grotesk Hoffmann'scher Weise eine „entsetzlich schöne weiße Katze" als die ihm zum Ruhm verhelfende „Primadonna" anredend. „Wie geht es Dir, lieber R.?" frug ich mit stockender Stimme. Traurig lächelnd fügte ich hinzu: „Wo ist Dein schöner Hund?" Da blickte er düster: „Gestohlen!" war die karge Antwort. „Nicht verkauft?" frug ich dagegen. „Elender", erwiderte er finster, „bist Du auch wie der Engländer?" Ich verstand nicht, was er damit wollte. Da ritt auf einem wundervollen Pferde ein eleganter Herr, seiner Physiognomie und dem besonderen Schnitt seiner Kleidung nach ein Engländer, vorüber; ihm zur Seite lief mit stolzem Bellen ein großer, schöner neufundländischer Hund. „Ha, meine Ahnung!" schrie bei diesem Anblick mein Freund mit rasender Wuth: „Der Verfluchte! Mein Hund! Mein Hund!" und wie ein

Pfeil flog er dem galoppirenden Reiter nach, welchen der Hund mit den freudigsten Sätzen begleitete. — — Zwei Monate später ruft der Sterbende seinen Freund zum letzten fürchterlichen Leidensbericht des verhungerten deutschen Künstlers in einen jämmerlichen Gassenwinkel hoch am Montmartre. Er erzählt von seinem vergeblichen Antichambriren bei Kunstgönnern und Primadonnen. Einmal beim verzweifelten Verlassen eines solchen Hauses war er über seinen Hund gefallen, der „auf der Straße antichambrirte und seinen glücklichen Herrn erwartete, dem es erlaubt war, unter Menschen zu antichambriren." „Dieser Hund, daß ich Dir es sage, war mir von großem Nutzen, denn nur ihm und seiner Schönheit hatte ich es zu verdanken, daß mich der Diener der Antichambre dann und wann eines verachtenden Blickes würdigte." — „Ich weiß nicht, wie lange ich so dalag; die Fußstöße, die ich von den Vorübergehenden empfangen haben mochte, hatte ich nicht bemerkt; endlich aber weckten mich die zärtlichsten Küsse — das wärmste Lecken meines Hundes. Ich richtete mich auf, und in einem hellen Moment begriff ich sogleich die wichtigste meiner Pflichten: dem Hunde Nahrung zu verschaffen. Ein einsichtsvoller Marchand d'Habits reichte mir mehrere Sous für mein schlechtes Gilet. Mein Hund fraß, und was er übrig ließ, verzehrte ich. Ihm schlug dies vortrefflich an, ich aber konnte nicht mehr gedeihen." Nun traf er mit jenem Engländer zusammen, der ihm für den schönen Hund 50 Guineen bietet, weil er hofft, in diesem Thiere eines Musikers endlich ein „musikalisches" Geschöpf zu finden, während seine bisherigen Hunde seine eigenen musikalischen Leistungen auf der Flöte stets mit jämmerlichem Heulen begleitet hatten. „Erbärmlicher!" — rief ich: — „nicht für ganz Britannien ist mein Freund mir feil!" Wie gespenstisch verfolgt von dem langen Engländer rast er mit dem Thier im hellen Mondschein nach Hause. „Keuchend erreichte ich mein Asyl, gab meinem Hunde zu essen und streckte mich hungrig auf mein hartes Lager. Ich schlief lange und träumte fürchterlich. Als ich erwachte, war mein schöner Hund — verschwunden! Ich rief, ich suchte ihn, bis ich stöhnend zusammensank." „Du entsinnst dich, daß ich den Treulosen einst in den Champs élysées wiedersah. Du weißt aber nicht, daß dies Thier mich erkannte, mich aber floh und vor meinem Rufe wich wie eine scheue Bestie der Wildniß! Nichtsdestoweniger verfolgte ich ihn und den satanischen Reiter, bis dieser in einen Thorweg hineinsprengte, der sich krachend hinter ihm und dem Hunde schloß. In meiner Wuth donnerte ich an die Pforte: ein wüthendes Bellen war die Antwort. — Dumpf, wie vernichtet, lehnte ich mich an, — bis mich endlich eine auf dem Waldhorn ausgeführte greuliche Skala aus der Betäubung weckte, die aus dem Grunde des vornehmen Hotels zu meinen Ohren drang und der ein dumpfes, klägliches Hundegeheul folgte. Da lachte ich laut auf und ging meiner Wege." — Noch theilt der Sterbende seinem Freunde seinen letzten Willen mit, darunter auch dies: „Ich will, daß

du meinen Hund nicht schlägst, wenn du ihm einmal begegnen solltest!" und er verscheidet mit den Worten seines heiligen Glaubens: „Ich glaube an Gott, Mozart und Beethoven; ich glaube an den heiligen Geist und an die Wahrheit der einen untheilbaren Kunst; ich glaube, daß diese Kunst von Gott ausgeht und in den Herzen aller erleuchteten Menschen lebt; ich glaube, daß die treuen Jünger der hohen Kunst in einem himmlischen Gewebe von sonnendurchstrahlten, duftenden Wohlklängen verklärt und mit dem göttlichen Quell aller Harmonie in Ewigkeit vereint sein werden. — Freuet euch, Ihr Gläubigen, die Wonne ist groß, der ihr entgegen geht!" — — — „Als wir uns bescheiden dem Kirchhofe des Montmartre näherten, bemerkten wir einen schönen Hund, der ängstlich die Bahre und den Sarg beschnopperte. Ich erkannte das Thier und blickte mich um: stolz zu Pferde gewahrte ich den Engländer. Er schien das angstvolle Benehmen seines Hundes nicht begreifen zu können, stieg ab und erreichte uns auf dem Kirchhofe. „Wen begraben Sie, mein Herr?" frug er mich. — „Den Herrn jenes Hundes", gab ich zur Antwort. „Goddam!" rief er aus, „es ist mir sehr unlieb, daß dieser Gentleman gestorben, ohne das Geld für die Bestie erhalten zu haben. Ich werde aber meinen Fehler gut machen und die 50 Guineen für den Hund zu einem Denkstein bestimmen, der auf das Grab des ehrenwerthen Gentleman gesetzt werden soll!" Er ging und bestieg sein Pferd; der Hund blieb an dem Grabe, — der Brite ritt davon." — So schließt die ergreifende Novelle, welche jeden fühlenden Leser überzeugen muß, daß Wagner ein wahrhafter Dichter und ein tiefer Kenner des Verhältnisses des Menschen zur Thierwelt war. —

Er war aber auch ein Mann, für den das schmählich mißbrauchte Wort eines „Künstlers von Gottes Gnaden" mit vollem Recht gelten darf! Inmitten all' jener erdrückenden Pariser Lebensnoth und der hundertfachen Erniedrigung künstlerischer und menschlicher Ehre, unter den Sorgen und Arbeiten des kümmerlich gefristeten Tages — vollendet Wagner, wahrlich durch höhere Macht begnadet, nicht nur seinen „Rienzi" — er schafft auch seinen „Fliegenden Holländer", Dichtung und Musik, und entdeckt den ganzen reichen Schatz germanischer Mythenwelt in den Sagen des „Tannhäuser" und des „Lohengrin". So in der jammervollsten Armuth dennoch bereichert, um eine Welt mit unschätzbaren Gaben zu beschenken, wird er endlich im Frühling 1842 durch einen Ruf aus der Heimat auch von außenher beglückt. Sein „Rienzi" ist in Dresden zur Aufführung angenommen worden, sein „Holländer" in Berlin. — Er kehrt zurück aus der Fremde — „zum ersten Male sah ich den Rhein: mit hellen Thränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue."

II.

1842—1864.

Der große Erfolg des „Rienzi" verschaffte Wagner die erledigte Stelle des Hofkapellmeisters am Dresdener Theater. Hier wirkte der geniale Dirigent durch 7 Jahre auf das Heilsamste für die Kunst. Unter Anderem bearbeitete er Gluck's „Iphigenia in Aulis" in verständniß- und pietätvollster Weise, und sicherte ihr damit noch auf langehin eine unmittelbar lebendige Wirkung. Weber's Wittwe gestand ihm unter Thränen, daß sie durch ihn ihres Gatten Werke erst wieder wahrhaft in seinem Geiste gehört habe. Beethoven's IX. Symphonie, so lange für toll und unmöglich erklärt, ward durch seine unvergleichliche Aufführung für immer im deutschen Musikleben eingebürgert. Daneben vollendete er seine eigenen Meisterwerke: „Tannhäuser" und „Lohengrin", faßte den ersten Gedanken zu den „Meistersingern von Nürnberg", entwarf den Plan des „Nibelungen-Mythos" und dichtete danach „Siegfried's Tod". Doch das Alles geschah in einer Zeit, welche noch kein Verständniß für sein Schaffen zeigte. Seine neueren Werke „Holländer" und „Tannhäuser" erwarben ihm wohl einzelne wahre Freunde, aber sie ließen das Publikum kühl und reizten die Kritik zu einem Vernichtungskriege gegen den kühnen Künstler, der das Christenthum (das für „romantisch" galt!) wieder auf die Bühne zu bringen wagte. — Seine praktischen Reformpläne für das Dresdener Theater, um diesem eine freiere und weitere Wirksamkeit für die nationale Kunst zu ermöglichen, wurden stillschweigend bei Seite gelegt. Er erkannte mehr und mehr, daß er sich mit seinen immer bestimmter sich ausprägenden Gedanken einer kulturwirkenden Idealkunst inmitten einer unkünstlerischen, engbegrenzten Sphäre des banalen Komödienspielens befinde. In mancher trüben Stunde flüchtete er sich dann zur Natur, aus welcher allein auch wahre Kultur gewonnen werden könnte.*) Seine Dichtungen entstanden meist in den

*) „Fühl' ich mich so bald gedrängt, bald gehalten, immer strebend, selten des vollen Gelingens mich freuend, oft zur Beute des Verdrusses über Mißlingen, — so kann mich einzig der Genuß der Natur erfreuen; — wenn ich mich ihr oft weinend und mit bitterer Klage in die Arme werfe, hat sie mich immer getröstet und erhoben, indem sie mir zeigte, wie eingebildet alle die Leiden sind, die uns beängstigen. Streben wir zu hoch hinaus, so zeigt uns die Natur recht liebevoll, daß wir ja nur ihr angehören, daß wir ihr entwachsen, wie diese Bäume, diese Pflanzen, die sich aus dem Keim entwickeln, aufblühen, sich an der Sonne erwärmen, der kräftigenden Frische sich erfreuen und nicht eher welken und sterben, als bis sie den Samen ausgestreut, der nun wieder Keime und Pflanzen treibt, so daß das einmal Erschaffene in immer erneuter Jugend fortlebt. Wenn ich mich nun so recht innig der Natur angehören fühle — wie schwindet da jeder eigene Egoismus, und wenn ich jedem guten Menschen die Hand reichen möchte, — — wie müssen wir dann lächeln über diese wunderlichen Irrungen und Verkehrtheiten der menschlichen Gesellschaft, die sich peinigt, um Begriffe zu erfinden, durch die jene lieblichen Bande der Natur so oft verwirrt, getrennt und verletzt werden! Wenn ich aus dem Qualm der Stadt hinaustrete in ein

böhmischen Wäldern, frei vom Tagesdienst des residenzstädtischen Hofbeamten. Daheim im kinderlosen Hause vertrieben ihm die Mißstimmungen die treuen Hausthiere: der Papagey, Papo, ein Geschenk für seine Frau, der sich ihm besonders wohlgeneigt bewies und auch wacker die Melodieen seines Herrn nachzupfeifen sich beeilte, sowie das kluge, liebenswürdige Hündchen Peps, einer seiner geliebtesten thierischen Begleiter. Der überragend große Mensch wird für sein Gemüth ein „Wesen seinesgleichen" immer noch eher in der außermenschlichen Natur finden als bei denen, welche sich alle von Geburt aus ohne Weiteres für Seinesgleichen halten, und dies durch ein wie angeborenes Unverständniß für seine höchsten Bethätigungen des Reinmenschlichen zu bezeugen pflegen. In der oft schmerzlichen Suche nach dem wahren, rein und natur-echt, groß und tief empfindenden Menschen traf Wagner damals einerseits auf den Siegfried, andererseits aber auf „Jesus von Nazareth". Des Heilands Leben, Lehren und Leiden gestaltete sich ihm zum Thema eines recitirten Dramas, wozu er sich innig versenkte in die Liebeswunder des „Neuen Testamentes". Das Werk ward nicht ausgeführt. In der selben Zeit war die Revolution in Deutschland ausgebrochen. Die revolutionäre Bewegung, welche durch ganz Europa ging, mochte dem noch jugendlichen phantasiereichen, leidenschaftlichen Idealisten wohl eine Aussicht zu eröffnen scheinen auf eine zu erhoffende Umwandlung so mancher Unechtheit und Unnatur unserer Civilisation, worunter auch die Kunst schwer zu leiden hatte Der Taumel ergriff auf kurze Weile auch unseren nun 35jährigen Künstler. Nicht in politischem Sinne, der ihm ganz fern blieb und bald genug als irrig und eitel, ja widerlich sich enthüllte, sondern rein im Interesse für die Kunst, wie sie als höchstes Ideal ihm vorschwebte, betheiligte er sich an einigen Versammlungen und hielt dabei eine Rede gegen demagogische Albernheiten, worin er auf die ethische Idee der Bewegung zurückzuweisen suchte und die Einigung eines freien Deutschlands unter einem Kaiser vertrat. Als im Mai 1849 die Unruhen auf den Dresdener Straßen selbst ausbrachen, an denen er zwar keinen thätigen Antheil nahm, mußte er flüchten — ein Steckbrief verfolgte ihn — mit seines Freundes Franz Liszt Hilfe entkam er dem Zuchthause nach der Schweiz. Einige Zeit später konnte ihm seine Frau mit den beiden Hausthieren, aber wenigen, aus dem großen Schiffbruch geretteten Sachen, nach Zürich nachfolgen.

---

schönes belaubtes Thal, mich auf das Moos strecke, dem schlanken Wuchs der Bäume zuschaue, einem lieben Waldvogel lausche, bis mir im traulichsten Behagen eine gern ungetrocknete Thräne entrinnt, — so ist es mir, wie wenn ich durch allen Wust von Wunderlichkeiten hindurch meine Hand nach Dir ausstreckte, um Dir zuzurufen: Gott erhalte Dich, Du gute alte Mutter, und nimmt er Dich uns einst, so mach' er's recht mild und sanft!" (Brief Richard Wagner's an seine Mutter, 1846.) — Siegfried unter der Linde! — —

Eine furchtbare Zeit begann: der Künstler hatte nun wohl eine ersehnte Freiheit seiner Person und seines Schaffens erlangt, aber — kaum die Möglichkeit behalten, überhaupt noch zu leben und zu wirken! — Er war völlig mittellos. — Seine Werke wurden jetzt weniger als je gegeben, und wenn es geschah, so mußte er sie in der Noth um einen Spottpreis verschenken. Nur durch Unterstützungen Liszt's und einiger Freunde gelang es, die unglückliche Familie aus der stets von Neuem drohenden Katastrophe wieder auf eine Weile zu retten. Dabei blieben alle Länder ringsumher ihm, dem Verbannten, verschlossen; mit Mühe, daß er einmal für kurze Zeit einen Paß nach Frankreich visirt erhielt, wo jetzt für ihn auch nichts zu hoffen war. Abgetrennt von allem anregenden Verkehr, von den lebendigen Einwirkungen der Kunst, nicht im Stande, eine gute Aufführung eines seiner Werke zu erleben, ja, ohne jede Aussicht, seinen „Lohengrin" nur erst einmal überhaupt zu hören — von Tag zu Tag in Sorge um das materielle Leben, dabei fast stets mit körperlichen Leiden ringend —: so vergingen ihm in seinem Züricher „Asyl" volle 9 Jahre, und es folgten ihnen noch 4 Jahre, bis er endlich 1861 in Paris seinen „Tannhäuser" zur Aufführung bringen, in Wien seinen „Lohengrin" erleben durfte! — Und während dieser schrecklichen 13 Jahre seines besten Lebensalters fand sein Genius dennoch die Kraft in sich, Werke zu schaffen, wie die vollständige Dichtung des „Nibelungenringes", die Komposition des „Rheingold", der „Walküre", des „Siegfried" bis zum 3. Akte und des ganzen „Tristan", daneben die großartigen, grundlegenden Schriften: „Kunst und Revolution", „das Kunstwerk der Zukunft", „Oper und Drama", und so manches Andere. Dabei waren nach wie vor die treuen Hausthiere seine Leidensgefährten und sein unterhaltender Trost. Der Papagey lernte neue Wunderweisen, und das Hündchen bewachte seinen rastlos arbeitenden Herrn. Auch in dem vor Kurzem erschienenen „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 2 Bände), welcher uns diese leidensvolle Periode so recht zu Gemüth führt, finden wir diese guten Geschöpfe mitten unter den gewichtigsten Lebensfragen mehrfach erwähnt. Eine Trauernachricht beginnt, am 18. Februar 1851: „Mein armer, lieber, kleiner Papagey ist nun auch gestorben! Das war mein „Spiritus familiaris", mein guter Hausgeist!" An seinen Dresdener Freund Uhlig aber schrieb der Künstler nach Vollendung von „Oper und Drama" zur selben Zeit: „Hier hast Du mein Testament: ich kann nun sterben, — was ich nun noch thun könnte, kommt mir wie unnützer Luxus vor! — Die letzten Seiten der Abschrift habe ich in einer Stimmung geschrieben, die ich Niemandem verständlich schildern kann. Unser Papagey — das liebenswürdigste und mich zärtlichst liebende Thier, der kleine redende, singende und pfeifende Hausgeist meines abgeschiedenen kleinen Hausstandes — war in der letzten Zeit öfters kränklich; ich sollte einen Thierarzt aufsuchen — da ward's gerade immer besser: meine

Arbeit fesselte mich mit einem Alles unberücksichtigt lassenden Fleiße. Am Tage vor dem Schlusse der Abschrift, verlangte das gute Thier immer so sehnsüchtig zu mir heraus, daß meine Frau nicht widerstehen konnte, und ihn auf meinen Schreibetisch zu mir herausbrachte: er wollte sich an die zum Fenster hereinscheinende Sonne setzen, — ich schloß die Vorhänge, um arbeiten zu können; er wurde mir überhaupt störend, und meine Frau mußte ihn wieder fortnehmen: — da gab er einen mir bekannten traurigen Laut von sich. Nachher hieß es — ich sollte doch wohl den Arzt aufsuchen: ich sagte — es wird wohl nichts Besonderes sein — und dachte, morgen bist du mit der Arbeit fertig, — dann willst du doch gehen. — Am andern Morgen früh war er plötzlich — todt! — Ja, wenn ich Euch sagen könnte, was mir mit diesem Thierchen gestorben ist!! — Es ist mir ganz gleichgiltig, ob man mich darüber auslacht: was ich empfinde, das empfinde ich nun einmal, und ich habe nicht mehr Lust, meinen Empfindungen Zwang anzuthun; allerdings müßte ich denen, die mich auslachen könnten, Bücher darüber schreiben, um ihnen begreiflich zu machen — was einem Menschen, der mit Allem nur auf die Phantasie angewiesen ist, solch ein kleines Geschöpf sein und werden kann.*) Es ist nun drei Tage her — und nichts kann mich noch beruhigen: — und so geht's auch meiner Frau: — der Vogel war es etwas Unwillkürliches zwischen uns und für uns. — Das (es folgt ein Motiv aus der C-moll Symphonie) hatte der Kleine noch kürzlich aufgeschnappt und warf es mir immer mit einem unsäglichen Jubel entgegen, wenn ich nach Hause kam." — Später ward dieser unvergeßliche Freund durch ein neues Thierchen ersetzt. Peps aber kam zu noch ganz besonderen Ehren. Als Liszt im Jahre 1853 endlich seinen großen Kunstgenossen in der Schweiz auf einige Tage persönlich besuchen konnte, empfing er als der Treueste der Treuen von Wagner in humoristischer Laune den Beinamen: „Doppel-Peps", und unterschrieb sich nun in seinem nächsten Briefe selber: „Dein Doppel-Peps oder Double extrait de Peps oder Double Stout Peps con doppio movimento sempre crescendo al ffff." — Dieser Besuch war ein herrliches Aufathmen für Wagner! Im Herbst 1853 kam es noch zu einem kurzen Rendezvous der Freunde in Paris — mit polizeilicher Erlaubniß. Darnach schrieb Wagner aus Zürich: „Vorgestern bin ich wieder hier angekommen. Peps empfing mich freundlichst am Wagen; dafür hab' ich ihm auch ein schönes Halsband, mit seinem (so heilig gewordenen) Namen darauf gravirt, mitgebracht. Er kommt mir nicht mehr von der Seite: des Morgens

*) In demselben Briefe heißt es: „Könnte ich nur Lust am Leben haben — die Lust an der Kunst soll ich doch nicht haben —: Sei aufrichtig und stimme mir bei: in dieser ganzen weiten Welt habe ich nicht einen Fuß breit Boden, um auf ihn als ganz Das treten zu können, was ich nun einmal bin. — Pfui über das Achtelsleben! — — Alles was ich vom Kunstwerke vornehmen könnte, muß mir als eben solche phantastische Selbstbeschwichtigung erscheinen, wie ich mich mit dem kleinen todten Freunde beschwichtigte!"

weckt er mich am Bett; es ist ein liebes, gutes Thier!" So gedachte er inmitten des Abschiedswehs und im Gefühle erneuter Vereinsamung dankbar des treuen Hundes. Auch in den Briefen an die Dresdener Freunde wird Peps öfters erwähnt: „Nun aber leben Sie wohl! Ich kann nicht mehr und muß in das Freie: Peps läßt mir schon keine Ruhe mehr!" Und im Jahre 1851 heißt es: „Peps lebt noch, aber er ist gräßlich faul, sobald er nicht bellt." Und wiederum in einem Briefe vom 21. März 1852 an seine Nichte, ebenfalls auf eine theilnehmende Nachfrage nach dem Wohlergehen dieser Hausgenossen: „Peps lebt noch in vollster Blüthe und hockt — wie immer — hinter mir auf dem Stuhle. Papo — ist vor einem Jahre gestorben; es war schrecklich und noch nie habe ich so viel geweint, als um dieses liebenswürdige — Thier."*)

Was den verbannten Künstler in der Schweizer Fremde besonders anheimelte und ihm immer wieder wohlthat, war die erhabene Natur. Nie vergaß er über seinen gewaltigen Arbeiten die Sehnsucht des Menschen in ihm: nach einem vollen innigen Frieden im Zusammenleben mit dieser allliebenden Mutter unseres Daseins. So lesen wir in den Briefen nach Dresden**) vom Oktober 51: „Wünsche: — ein kleines Häuschen, mit Wiese und Gärtchen! — Arbeiten mit Lust und Freude, -- aber nicht für jetzt. Mit dem „Siegfried" noch große Rosinen im Kopfe: drei Dramen, mit einem dreiaktigen Vorspiele. — Wenn alle deutschen Theater zusammenbrechen, schlage ich ein neues am Rheine auf, rufe zusammen und führe das Ganze im Laufe einer Woche auf. — Ruhe! Ruhe! Ruhe! — Land! Land! eine Kuh, eine Ziege u. s. w. — dann — Gesundheit — Heiterkeit — Hoffnung! — sonst — Alles verloren! Ich mag nicht mehr! — Du mußt mit her! —" Und weiter im August 1852: „Der Wunsch, ein Häuschen mit einem Garten hier auf dem Lande, weithin auf der Höhe am See zu besitzen, den kleinen Besitz zu pflegen, mich mit Blumen und Thieren zu umgeben, und einen behaglichen Winkel für besuchende Freunde herzurichten, lebt jetzt mit solcher Stärke in mir, daß ich ihn um jeden Preis auszuführen

*) Peps kommt in den obenerwähnten Briefen an die Dresdener Freunde (Uhlig, Fischer und Heine) besonders in scherzenden Nachschriften und Parenthesen vor: „Peps bellt sehr!" lautet nach Art der obenangeführten Briefstelle wiederholt der zwingende Grund, den Brief zu schließen und die Feder bei Seite zu legen. Auch mit Variationen, wie: „(Peps bellt sehr!) (Auch war Auerbach hier) (der bellte aber nicht!)". Oder es heißt: „Peps spielt soeben Fagott". Oder er muß in seiner Weise als lebendes Omen die Entscheidung der großen politischen Weltkatastrophen mit bestätigen helfen: „Und wie lange denkt Ihr denn, daß es bei Euch noch fortgehen wird? Wahrlich, ich kümmere mich nicht um Politik; aber das sieht doch ein Blinder — wenn er nicht gerade ganz darin steckt — daß das ein Ende mit Schrecken nehmen muß! — Peps benieft es eben! —"

**) Richard Wagner's Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel, 1888.

gesonnen bin." Von einer Erholungsreise über die italienische Grenze schreibt er aus Lugano am 22. Juli 1852: „Der Glanzpunkt meiner Reise war jedenfalls der Marsch über den Griesgletscher, aus Wallis, durch das Formazza-Thal nach Domodossola. — Dieses Absteigen! aus den gräßlichsten Eisregionen nach und nach, über verschiedene Thalstufen, durch alle Vegetationen des nördlichen Europa's bis in das üppigste Italien hinabgedrungen! Ich war ganz berauscht, und lachte wie ein Kind, als ich aus Kastanienwäldern durch Wiesen und selbst Getreidefelder ging, welche wiederum ganz mit Weindächern überdeckt waren. — — Von Domodossola fuhr ich am Abend noch nach Baveno am Lago Maggiore: diese Fahrt krönte den Tag; mir war selig dabei zu Muthe, als ich endlich aus dem Wilden in das ganz Liebliche eintrat. Leider störte mich andern Tages wieder die Menschenkanaille aus meiner reinen Stimmung: auf dem Dampfschiff wurden arme Thiere, Hühner und Enten (die man transportirte) so niederträchtig gequält und dem schrecklichsten Verschmachten überlassen, daß mich die scheußliche Gefühllosigkeit der Menschen, die immer diesen Anblick vor Augen hatten, neuerdings wieder mit einem rasenden Ingrimm erfüllte! Zu wissen, daß man nur ausgelacht wird, wenn man hier einschreiten wollte! — — Hier in Lugano ist es wieder göttlich: aber die Einsamkeit plagt mich fürchterlich; und so habe ich meiner Frau geschrieben, sie möge mit Peps kommen." Das waren immer kurze Momente der Erholung — und auch diese sieht man gestört durch das Leiden am Leben.

Oft fühlt er sich in dieser Zeit selber wie ein erlösungsbedürftiges Naturwesen: „Mit der wühlenden Sorge ist auch mein Nervenleiden gewaltsam wiedergekehrt" schreibt er im Januar 1854: „Während der Arbeit fühlte ich mich oft recht wohl; meist war ich schweigsam aus innerer Freudigkeit, selbst — die Hoffnung legte sich weich um mein Herz: schon traten die Kinder der Sage zum weinenden Nix und riefen ihm zu: „weine nicht, auch Du kannst noch selig werden!" — Doch immer ferner und ferner hallte endlich das Wort, bis ich es nicht mehr hören konnte: Schweigen! — Jetzt hat die alte Nacht mich wieder!" — Aber dann auch wieder einmal ein erhebender Moment, ein schöner, freier Eindruck: „So eben wurde ich gerufen: es flog ein Adler über das Haus! Ein gutes Zeichen! — — Es lebe der Adler! — er flog herrlich — die Schwalben waren sehr befangen! Leb' wohl, im Zeichen des Adlers!" (Juni 54.) Man denkt an den Gesang Walther's in den „Meistersingern": „Auf da steigt mit gold'nem Flügelpaar ein Vogel wunderbar: sein strahlend hell Gefieder licht in den Lüften blinkt, schwebt selig hin und wieder, zu Flug und Flucht mir winkt!"

Und gerade zu jener Zeit (Herbst 54) flog dem Künstler selber ein wunderbarer „Adler" zu: er lernte die Philosophie Arthur Schopenhauer's, des größesten Thierfreundes unter den Weltweisen, des Meta-

physikers des Mitleidens, und damit die philosophische Bestätigung seines eigensten Fühlens, Sinnens und Dichtens kennen. Nach dieser Bekanntschaft — „wie ein Himmelsgeschenk in meiner Einsamkeit!“ — schreibt er u. A. über den Buddhismus: „Nach Buddha's Lehre von der Seelenwanderung wird jeder Lebende in der Gestalt desjenigen Wesens wiedergeboren, dem er, auch bei sonst reinem Lebenswandel, irgend einen Schmerz zufügte, damit er selbst diesen Schmerz kennen lerne, und nicht eher hört diese leidenvolle Wanderung auf, als bis er nach einer Wiedergeburt in einem Lebenslaufe keinem Wesen ein Leid mehr zufügte, sondern im Mitgefühl mit ihnen sich, seinen eigenen Lebenswillen, vollkommen verneinte.“ „Erhaben und einzig befriedigend“ nennt er diese Lehre gegenüber dem jüdischen Dogma, wonach dem Menschen das leidende Thier nur zum nützlichen Dienste vorhanden ist. Aber er weist schon darauf hin, was er später immer deutlicher erkannte und bekannte: daß im wahrhaftigen durch fremde Mischung ungetrübten Gedanken des christlichen Heilandes selber auch die edelsten Züge des uns stets ferner bleibenden Buddhismus enthalten sind. Bemerkenswerth gewiß, wie Wagner die Religionsdogmen hier nach dem Werthe abschätzt, den sie dem Verhältnisse des Menschen zum Thiere, zur Natur beilegen! Traurig genug war es, daß den so tief ernst über die Grundfragen des Lebens und Glaubens sinnenden Künstler damals gerade auch der zweite Altgetreue seiner Dresdener Hausgenossen verlassen mußte: Peps starb im Jahre 1855, dem „Walküren- und Schopenhauer-Jahre“, kurz nach der Heimkehr seines Herrn von einer Konzertreise nach London, die wohl eine künstlerische Abwechselung, aber auch viel Aufregung, Anspannung und Aerger gebracht hatte. So bezeichnet der Meister in einem Briefe vom 29. December 1855 das überstandene Jahr als ein betrübtes und lebloses; dieses London mit seinen Nebeln habe sich ihm für das ganze Jahr fortgesetzt: „Zurückgekehrt, empfing mich mein altes Hundchen mit noch acht Tagen Leben, um mir zu zeigen, daß er mich erwartet hätte; gleich darauf aber starb er; wir haben zwei volle Tage an dem Korbe des armen treuen Thieres gesessen, das sich immer noch aufmachte, um sich nach meinem Arbeitstisch zu schleppen — und mich nicht sah, der dicht bei ihm stand. Dann hab' ich ihn in einem Kasten heruntergetragen und auf einer Wiese begraben. Das war wieder ein hartes Stück für mich.“ Und schon vorher hatte er, am 17. August, seinem alten Freunde, dem Dresdener Chordirektor Fischer geschrieben: „Daß mein Peps am zehnten Tage nach meiner Rückkehr gestorben ist, vermag ich nicht im scherzhaften Tone zu melden: denn dieser Fall hat mich und Minna sehr angegriffen. Ich weine noch, wenn ich an den Sterbetag des guten Thieres gedenke.“

Zwar erhielt Peps mit der Zeit einen freundlichen Nachfolger; doch konnte dieser ihn nicht vergessen machen, wie er denn auch nach ihm den

Namen „Fips“ empfing.*) Dieser blieb sechs schwere Jahre hindurch der Hausgenosse der sorgenreichen Künstlerfamilie.

Der einsame, viel kranke Meister verbrachte die folgende Zeit zunächst im stummen — Genusse der ihm vom Freunde, statt seiner, zugesandten „Symphonischen Dichtungen“ Liszt's, wozu er einmal bemerkt: „Aber der „Mazeppa“ ist doch furchtbar schön: ich war ganz außer Athem, als ich ihn nur das erste Mal durchlas! Auch das arme Roß dauert mich: die Natur und die Welt sind doch schrecklich.“ Zugleich zeigte er (12. Juli 1856) dem Freunde die Absicht an, zwei neue Stoffe zu bearbeiten: „Tristan und Isolde“ und — „Die Sieger“ („das Heiligste, die vollständigste Erlösung!“). — Letzteres sollte der buddhistischen Idee künstlerischen Ausdruck schaffen, ward jedoch später durch die Darstellung der christlichen Idee ersetzt, im „Parsifal“, dessen erster Gedanke bald danach, Charfreitag 1857, als ein friedlich religiöses Naturbild in der Phantasie des Künstlers auftauchte. Jetzt aber durch Liszt's Werke musikalisch neu angeregt, begab er sich selbst wieder tief in die freie schöne Schweizer Natur, lauschte im Walde dem Gesange der Amseln und nahm dergestalt sowohl den vollen Athem der Natur selbst, wie auch die Melodik des Vogelgesanges in seine schöpferische Seele auf, woraus er nun das herrlichste Idyll seiner Werke, den urdeutschen „Jungen Siegfried“ erstehen ließ! In dieser Dichtung haben wir den natürlichen Menschen noch im völlig reinen Verkehr, im innig brüderlichen, kindlichen Zusammenhang mit der Natur, mit den Thieren: es ist ein Freudengesang der Gemüths-Einheit alles Lebenden zum Preise des unschuldig freien Menschenwesens. Unmöglich, alle Stellen einzeln anzuführen, von dem ersten Auftreten Siegfried's mit dem lustig gefangenen und freigegebenen Bären bis zu seinem heftigen Zorn gegen Wotan, der seinem führenden Waldvöglein am Brünnhildenstein mit den „Raben“ droht. Ich erinnere nur an Folgendes:

Siegfried bei Mime: „Alle Thiere sind mir lieber als Du: Baum und Vogel, die Fische im Bach, lieber mag ich sie leiden als Dich: — wie kommt das nun, kehr' ich zurück?“ — „Es sangen die Vöglein so selig im Lenz, das eine lockte das andre; Du sagtest selbst, da ich's wissen wollt', das wären Männchen und Weibchen. Sie kosten so lieblich und ließen sich nicht, sie bauten ein Nest und brüteten drin: da flatterte junges Geflügel auf, und beide pflegten der Brut. So ruhten im Busch auch Rehe gepaart, selbst wilde Füchse und Wölfe: Nahrung brachte zum Neste das Männchen,

*) An Liszt (aus Mornex bei Genf, 12. Juli 1856): „Siehst Du, hierher bin ich gefloh'n, um mir endlich Genesung zu suchen. In einer Pension fand ich ein abgelegenes Gartenhäuschen, das ich ganz allein bewohne: vom Balkon aus habe ich die göttlichste Aussicht auf die ganze Montblanc-Kette, aus der Thür tret' ich in ein hübsches Gärtchen. Ein freundliches Hündchen — Pepsens Nachfolger — Fips genannt, ist meine einzige Gesellschaft.“

das Weibchen säugte die Welpen. Da lernt' ich wohl was Liebe sei: der Mutter entwandt' ich die Welpen nie! Wo hast Du nun, Mime, Dein minniges Weibchen, daß ich es — Mutter nenne?" — „Wie der Fisch froh in der Fluth schwimmt, wie der Fink frei sich davon schwingt, flieg' ich von hier, fluthe davon, wie der Wind über'n Wald weh' ich dahin: Dich, Mime, nie wieder zu seh'n." — Siegfried allein unter der Linde: „Aber — wie sah meine Mutter wohl aus? Das — kann ich nun gar nicht mir denken! Der Reh-Hindin gleich glänzten gewiß ihr hell schimmernde Augen: nur noch viel schöner! — Ach, möcht' ich Sohn meine Mutter seh'n! Meine — Mutter! — ein Menschen-Weib!" — „Du holdes Vöglein, dich hört' ich noch nie: bist du im Hain hier daheim? Verstünd' ich sein süßes Stammeln! Gewiß sagt' es mir was, — vielleicht — von der lieben Mutter?" „Noch einmal liebes Vöglein, da wir so lange lästig gestört, lauscht' ich gern deinem Sange! Auf dem Zweige seh' ich wohlig dich wiegen; zwitschernd umschwirren dich Brüder und Schwestern, umschweben dich lustig und lieb. Doch ich — bin so allein, — habe nicht Bruder noch Schwester, — — freundliches Vöglein, dich frag' ich nun: gönntest du mir wohl ein gutes Gesell? — Ich lockte so oft und erloost' es nie: du, mein Trauter, träfst es wohl besser! — Nun sing', ich lausche dem Sang!" — Und der Vogel singt sein holdes: „Lustig im Leid sing' ich von Liebe, wonnig und weh web' ich mein Lied: nur Sehnende kennen den Sinn!" und flattert Siegfrieden vorauf zum Brünnhildenstein; Siegfried jauchzend: „So wird der Weg mir gewiesen: wohin du flatterst, folg' ich dem Flug!"

Welcher Jubel, welch frohlockendes Flattern und Schwirren in dieser herzentzückenden Musik am Schlusse des zweiten Aktes. Da heißt es: Selig der Mensch, der die Stimme der Natur versteht! — Und hat nicht solch ein Glückseliger auch dieses kindlich-freudige Jauchzen der Freiheit und Liebe geschaffen? — Ach, in der äußersten Verzweiflung, sein Lebenswerk niemals vollendet zu sehen, mußte gerade hier der Meister von seinem Liebling scheiden! „Ich habe meinen jungen Siegfried noch in die schöne Waldeinsamkeit geleitet; dort hab' ich ihn unter der Linde gelassen und mit herzlichen Thränen von ihm Abschied genommen: er ist dort besser als anderswo!" (An Liszt, 28. Juni 1857.)

Es war nicht länger zum Aushalten in der nun durch 8 Jahre ertragenen Lage des Exilirten. Er gab die Fortsetzung der Nibelungen als eiteles Treiben ohne Hoffnung auf und ging an die Dichtung des „Tristan". Zur Vollendung der Komposition begab er sich, mühsam gesichert vor polizeilicher Verfolgung, nach dem stillen, einsamen Venedig; ganz beschlossen ward das tragischeste, düsterste und doch auch liebeseligste, sangreichste Werk des

Meisters wieder in der Schweiz, in Luzern 1859. In der Sphäre vollster Welt-Hoffnungslosigkeit, dem ganz In-sich-selbst-Versinken zweier liebender Herzen, die nur noch den Tod, das bewußtlose Aufgehen in die Natur, ersehnen können, da sind auch die tröstlichen Thiere aus der Gesellschaft der Menschen verbannt; nur am Schlusse des Drama's spielt der Hirt auf Tristan's zerfallener Väterburg die „traurige Weise", die dem Sterbenden zum Symbole des Weltleids wird. „Am Hügel ab weidet er Deine Herde!" sagt der treue Kurwenal. — „Meine — Herde?" fragt leise, wie abwesend, der aus tiefer Todesohnmacht erwachte wunde Held. „Herr, das mein' ich," erwidert mit treuherziger Freude der Knappe, der selbst wie das treue Thier unter demselben musikalischen Motive bald darauf an seines Herrn Seite sterben soll: „Schilt mich nicht, daß der Treue auch mitkommt!" — Und als dann alles Wehe im erlösenden Tode gebettet war, da verließ auch der Künstler das leidvoll erworbene Asyl, um — wie Tristan — „in fremde Land' zu zieh'n." In Deutschland immer noch unbegnadigt, fand er nur den Weg nach Paris offen, wo er eher hoffen durfte, endlich einmal wieder Musik zu hören, Kunst zu erleben, Kunst treiben zu können. Mit seiner Frau folgten auch die Züricher Hausthiere, der neue Papagey und Fips, bald ihm nach; doch starb hier das Hündchen plötzlich im Gewirr der Weltstadt, vielleicht vergiftet. Liszt erwähnt des Thierleins noch einmal in einem Briefe: „Fips soll Dir während der Proben etwas philosophische Geduld doziren." (31. Mai 1860). Es sind die Tannhäuser-Proben gemeint. Nach manchen vergeblichen Versuchen und enttäuschenden Erfahrungen kam es bekanntlich zu guter Letzt auf Befehl des Kaisers Napoleon am 13. März 1861 zu der ominösen „Tannhäuser" Aufführung auf der Bühne der großen Oper in Paris. Das Loos des deutschen Werkes in Frankreich war die brutalste Vernichtung durch die skandalösen Demonstrationen des „Jockeyclubs", der sich dem deutschen Künstler gegenüber zur pfeifenden Stimme des aristokratischen Mode-Geschmacks gemacht hatte, hauptsächlich wegen des Mangels eines Ballets im zweiten Akt, was der geheiligten Gewohnheit des dann erst im Theater erscheinenden „noblen" Publikums allzuscharf widersprach. Inzwischen war dem vielgeprüften Künstler jedoch das so verspätete Gute noch zu Theil geworden, daß ihm bei besonderen Anlässen und mit höherer Erlaubniß das Betreten des deutschen Bodens, außerhalb Sachsens, nicht mehr steckbrieflich verwehrt sein sollte. Der Gemahlin eines seiner diplomatischen Gönner in Paris widmete er damals ein Albumblatt, das nicht veröffentlicht worden ist: „Die schwarzen Schwäne", zugleich als ein Andenken an diese, dem Künstler stimmungsvoll merkwürdigen Thiere auf dem Teiche ihres Parkes.

Im alten Deutschland fand der heimgekehrte Meister zunächst nicht viel Freude. Die Hoffnungen auf eine baldige Aufführung des „Tristan" in Carlsruhe und Wien, als eine Art von Entschädigung für die schweren Ver-

luste durch „Tannhäuser's" jähes Ende in Paris, zerschlugen sich unter dem, besonders in Wiener Blättern hämisch betonten Vorwande, daß die Aufführung dieses „tollen" Werkes eben einfach „unmöglich" sei. In Wien gab man nach vielen Proben statt dessen endlich eine „ernste" Novität von Offenbach, die sich allerdings sofort als „unmöglich" in einem anderen Sinne bekundete! Wagner aber war bei alledem an einem neuen, ganz anders gearteten Werke beschäftigt. Schon in Paris hatte er die Dichtung seines alten Dresdener „Meistersinger"-Planes ausgeführt. Die Komposition begann er 1862 in einer stillen Klause zu Bieberich am Rhein. Dort war es, daß ihn ein Haushund, den er zu liebkosen pflegte, bei einer nicht verstandenen Bewegung, in die Hand biß, was der feindseligen deutschen Presse die offenbar erwünschte Gelegenheit gab, zu erzählen: Wagner sei — wie zum Ueberflusse — nun noch von einem tollen Hund gebissen worden!*) Es war kein Grund, diesen Leuten einen Gefallen zu thun, und Wagner blieb leben, um zunächst die unterbrochene Komposition der „Meistersinger" in Penzing bei Wien, während der Tristan-Proben, fortzusetzen. Auch dort, in einem hübschen Landhäuschen, gesellte sich ihm, wie man erzählt, ein großer Hund, der „Pol" geheißen haben soll und von Freunden als ein liebenswürdiges Thier geschildert wird. Die Preß-Meute der Gegnerschaft liebte es freilich, auch selbst die Thiere um den Meister zu verleumden, und von seiner Vorliebe für „bissige Köter" zu sprechen. Um jetzt in allem Ringen um Kunst und Leben sein so lebensfrohes, melodisches Werk schaffen zu können, bedurfte der leidende Mann wenigstens einiger Behaglichkeit des Daseins, einiger äußerer Anregung des

*) Die Bulldogge Leo war das Eigenthum des Besitzers der vom Meister bewohnten Villa zu Bieberich, der sich aber um das Thier nicht weiter kümmerte, als daß er ihm täglich seine „miserable Suppe" verabfolgen ließ. Freund- und freudelos lag der arme Hund Tag und Nacht an seiner Kette, was Wagner's Mitleid sehr herausforderte. Er löste ihn zuweilen von seiner Fessel, ließ ihn in seine Wohnung kommen und reichte ihm manchen Leckerbissen. Merkwürdiger Weise erregte dies die Unzufriedenheit von Leo's Herrn und Besitzer: dieser sah darin den Vorwurf, daß er selbst seinen Hund nicht gut genug halte, wogegen er sich im Hinblick auf die „reichliche Nahrung" heftig verwahrte. Vergebens, daß Wagner sich jede erdenkliche Mühe gab, dem Manne von den gemüthlichen Bedürfnissen eines so hochorganisirten Thieres einen Begriff beizubringen. Auf seinem Schreibtische lagen damals eine Menge von angefangenen Briefen, worin er sich selbst immer noch nicht an Klarheit und Deutlichkeit genug gethan zu haben schien, um jenes obskure Gehirn zu erleuchten. Einer dieser Briefanfänge hat sich im Privatbesitze einer dem Meister befreundeten Persönlichkeit bis auf heute erhalten, und legt von dem theilnahmvollen Ernst, mit dem sich der Künstler mitten in seinen Sorgen und Arbeiten der Sache seines Schützlings annahm, ein ergreifendes Zeugniß ab. Der Biß Leo's war nicht böse gemeint gewesen und soll seinen Charakter nicht weiter verdächtigen: Wagner trug ihm denselben am wenigsten nach; in dem harten Winter von 1862 auf 63 — für ihn selbst einer der sorgenvollsten und bedrücktesten seines Lebens — machte er sich selbst noch in der Ferne, von Wien aus (da er den Aufenthalt in Bieberich bereits aufgegeben) Sorge um den Hund in seiner kalten Hütte und wußte es durchzusetzen, daß diesem zum Schutz gegen Frost und Wetter durch Freundeshand ein warmer Teppich als Decke übermittelt wurde.

künstlerischen Sinnes in seiner täglichen Umgebung. Aber er befand sich in großer materieller Noth, da alle seine letzten Pläne seit schon 5 Jahren gescheitert waren und neue Ressourcen sich nicht eröffnen ließen. Die Ausgaben überstiegen mehr und mehr die Einnahmen. Schließlich mußte er das freundliche Heim in Penzing, sammt Hund und Garten, wiederum flüchtig verlassen, und schien nun, verfolgt von Gläubigern und Wucherern, in der That an den Rand des Abgrundes gelangt. — Völlig heimathlos irrt er, der Schöpfer des heitersten deutschen Werkes, von Neuem aus Deutschland in Elend und Irre hinausgetrieben, hastig von Ort zu Ort: da — am 4. Mai 1864 erreicht ihn der Bote des jungen Königs von Bayern, der ihn überall vergeblich gesucht, und bringt ihm in letzter Stunde den erlösenden Ruf: nach München! — Der deutsche Meister war durch diese hehre Liebesthat des edeln Fürsten als deutscher Künstler seinem Volke wieder gerettet!

III.

1864—1883.

Die großherzig schöne Entschließung des königlichen Jünglings versprach dem nun 50jährigen Meister endlich die lange ersehnte Ruhestätte und die Möglichkeit zur Verwirklichung seines künstlerischen Lebenswerkes. Eine nationale Musikschule für jeden echtdeutschen Styl — ein ideales Festspielhaus (dieses zunächst für die „Nibelungen") standen auf dem herrlichen Programme. Und — stünde heute das Semper'sche Theater, wie es damals entworfen, wirklich ausgeführt seit 25 Jahren in München: diese Stadt wäre der glänzendste und originalste künstlerische Mittelpunkt Europas geworden. Es wollte nicht — und nun muß es sich mit internationalen Gemälde-Ausstellungen begnügen, während der, um sein wahres Ideal getäuschte junge Fürst seiner reichen Phantasie im Bau phantastischer Bergschlösser ein edles, aber einsames Genüge zu thun sich gezwungen fand!

Gewisse lokale Kreise haßten im Künstler den Fremdling, den Norddeutschen, den Protestanten, den „Revolutionär" (!), den „Theatermenschen", den „Zukunftsmusiker", und Alles in Allem: den „Günstling". — Man intriguirte so lange, bis — nach der einzig erreichten Aufführung des „Tristan" 1865 — Wagner selbst nicht länger glaubte seinem geliebten

Könige nahe bleiben zu dürfen und sein Asyl mit allen neu erwachten Hoffnungen aufgab, um wieder nach der Schweiz überzusiedeln. Doch nun endlich und zum ersten Male war er wenigstens durch des Königs Pension von der gemeinen Lebenssorge befreit, und er lebte sechs selige Jahre in dem traulichen „Triebschen" am Vierwaldstädter See. Seine arme, schwer herzkranke Frau war 1866 gestorben. Er schloß eine zweite Ehe, welche sein Haus zu einer Stätte treuester Liebessorge und freundlichsten Kindersegens machte. Auch das liebe Thier fehlte dabei nicht: der Wiener „Pol" bekam jetzt einen vortrefflichen Nachfolger in dem Bernhardiner „Ruß". Das reine, volle Glück dieser gesegneten Zeit, in welcher die „Meistersinger" vollendet, der „Nibelungenring" wieder aufgenommen, der „Siegfried" abgeschlossen wurden, athmet jenes liebliche Orchesterstück, das „Siegfried-Idyll", welches die Geburt des ersten Söhnleins in der Form eines Morgenständchens feiert, und worin wir die Stimmen der Waldvögel sich vereinen hören mit der selig-wiegenden Stimmung der träumenden Mutter, die über dem süßen Schlummer des Kindes das alte Liedchen vom „schwarzen und weißen Schafe" singt. Als aber dann 1871 die deutsche Einheit, das Ideal des Dresdener „Revolutionärs", sich verwirklicht hatte, da fühlte der sechzigjährige Meister die Pflicht, sich seinem persönlichen Lebensfrieden zu entreißen und noch einmal alle Mühen auf sich zu nehmen, um seinem Volke sein größtes Lebenswerk auch in der einzig würdigen Form verwirklicht darzubieten. In Bayreuth, als einer bayrischen Stadt in der Mitte Deutschlands und mit merkwürdigen künstlerischen Erinnerungen, ward binnen vier Jahren mit Freundes- und Königs-Hilfe das „Bühnenfestspielhaus" nach des Meisters Plänen erbaut und der herrliche Festspiel-Gedanke von 1851 im Jahre 1876 mit der vollständigen Aufführung des „Nibelungenringes" erfüllt. Die „Götterdämmerung" war in der freundlichen Naturschöne der nahen „Fantaisie" 1874 vollendet worden. Die Vorproben hatten im Sommer 1875 stattgefunden. Unvergeßlich bleibt mir der festliche Schluß dieser großen Arbeitszeit: im erleuchteten Garten seines neuen Bayreuther Heims gab der Meister seinem Orchester einen fröhlichen „Feierabend", und zum Abschiede zog die ganze Menge begeisterter Künstler und Kunstfreunde, ein Jeder in der Hand eine bunte Papierlaterne, im „Gänsemarsche" durch die langen Laubengänge des schönen Grundstückes, voran die liebliche Kinderschaar, und der Meister selbst, begleitet von seinen beiden großen Hunden, die nirgend fehlen durften, — in harmlosester Lust —, der deutsche Künstler auf dem Gipfel seines Lebens und Wirkens als der liebenswürdige, herzensreine genial-naive deutsche Mensch.

Hier also hatte er sich für die letzten zehn Jahre sein eigenes Haus gebaut und es als die Stätte, „wo sein Wähnen Frieden fand": Wahnfried geheißen. Im Garten hatte er sich auch schon seine Gruft

graben lassen, bedeckt mit einer einfachen großen Granitplatte, hinter ernsten Fichten verborgen; denn an diesem freundlichen deutschen Orte gedachte er heimisch zu bleiben bis an das Ende. Der Erste, der dort bestattet ward, war der treue Hund Ruß, welcher schon vor der Festspielzeit plötzlich gestorben war, als er zum Entsetzen des Meisters nicht ablassen wollte, dem rollenden Wagen der Herrschaft nachzujagen. Er liegt zu Häupten des Grabes seines Herrn, der ihm die Inschrift setzte: „Hier ruht und wacht Wagner's Ruß". Auch in den nachfolgenden sechs Bayreuther Jahren (1877—1882) belebten sich Haus und Garten mit einer großen Anzahl wechselnder Thiergestalten. Herzlich erfreut begrüßte der Hausherr die ihm zu Geburtstagen verehrten königlichen Geschenke schwarzer Schwäne und weißer Pfauen, deren klagender Schrei ihn immer wie die „Stimme der leidenden, unerlösten Natur" mit schauerlich-schöner Wahrhaftigkeit zu ergreifen pflegte. Damals (1880) schrieb er das erhabene Wort von der Klage: „Rein und friedenssehnsüchtig ertönt uns die Klage der Natur" und „die in der Klage geeinte Seele der Menschheit, durch diese Klage sich ihres hohen Amtes der Erlösung der ganzen mitleidenden Natur bewußt werdend, entschwebt dem Abgrunde der Erscheinungen, und losgelöst von jener grauenhaften Ursächlichkeit alles Entstehens und Vergehens, fühlt sich der rastlose Wille in sich selbst gebunden, von sich selbst befreit." („Religion und Kunst" X, 297.) An die Stelle des vielbetrauerten Ruß trat bald eine Familie prächtiger Bernhardiner-Neufundländer in mehreren Generationen, denen die Kinder Namen aus den Werken des Vaters zu geben liebten. Da war der gewaltige urwüchsige schwarze Marke (statt Marco!), mit dem mächtigen Bärenkopfe, der seinem Herrn einst zunächst in den Tod folgen sollte, und seine Gemahlin, die wild-dämonische und doch so liebevolle, einer „Kundry" ähnlich durch die Felder jagende weiße Brange (Brangäne, statt Bianca!), welche der heftige Herzschlag ihrer so feurigen Natur nur zu rasch dahinraffte. Ihren Platz nahm dann Kunde (Kundry) ein, die elegante, nordische Preis-Hündin von Hannover, leider auch auf nur kurze Zeit. Von den Kindern dieser Paare nenne ich noch Fasolt und Fafner, — jener, in Freundesbesitz übergegangen, längere Zeit eine Art von Berühmtheit als einziger Lärmmacher auf dem Marcusplatze und in den engen Gäßchen des schweigsamen Venedig; dieser, der Heimath treu, als starker Wächter des Festspielhauses und in Wahnfried der würdige Nachfolger seines Vaters; endlich: Frisch und Fricka, Froh und Freia, deren Erstem man noch bei einigen Festspielen als herrlichem, gutmüthigem Riesen in langem weißem Haar auf dem Festspielhügel begegnen konnte, indessen „Freia die Gute" jetzt noch als Einzige mit zärtlicher Freundlichkeit auf dem Grunde von Wahnfried ihre Kleinen pflegt und des Hauses Gäste lebhaft begrüßt. In ihnen überlebte die Thier-Liebe des großen Menschen, und so verdienen auch sie unsere liebevolle Beachtung. Wie oft, inmitten

der geistvollsten Abendgespräche, wenn der Meister auf den Höhen der Kunst und Kultur sich erging und die kostbarsten Schätze aus dem Denker- und Künstlerschaffen aller Zeiten neubeseelt uns vergegenwärtigte, entzückte ihn der schöne Anblick der plötzlich langsam und gewichtig in den künstlerisch reichen Saal vom Garten hereintretenden mächtigen Geschöpfe: „Da kommt die Natur," sagte er dann wohl, mit der ihm eigenen Ergriffenheit dem kleinen Momente einen sehr bestimmten Werth verleihend und die Gemüther der Anwesenden mit Einem Male auf die ihm stets innig gegenwärtige, wie religiöse, Bedeutung der Natur für die Menschenseele gewaltig hinlenkend.

Dieser seiner tiefen Erkenntniß hatte er gerade in jenen Bayreuther Jahren nach dem vereinzelt gebliebenen Nibelungen-Feste mit seiner traurig-mühseligen Defizit-Folge, einmal noch mächtig künstlerisch aufathmend in der Arbeit an seinem letzten Werke „Parsifal", zugleich auch in großartigen Schriften den monumental abschließenden Ausdruck gegeben.

In den für die Verbreitung seiner Weltanschauung von ihm 1878 begründeten „Bayreuther Blättern" erschien 1879 schon sein berühmter „Offener Brief an Herrn v. Weber" gegen die Greuel der Vivisektion, und 1880 seine große Abhandlung über „Religion und Kunst", worin als ein Hauptmotiv für die sittliche Degeneration des Menschengeschlechtes die ursprüngliche Verletzung der Naturheiligkeit durch Verzehrung der lebenden Mitwesen aufgewiesen ward. Welches erstaunliche Aufsehen machten diese Schriften! Man begriff nicht, wie ein „Musiker" zu solchen Aeußerungen käme, über Dinge, die ihn doch gar nichts angingen, — von denen er gar nichts „verstehen" könne. So wenig hatte man selber den nun 70jährigen Meister noch je verstanden! Ihn, dem diese Schriften doch eben nur der litterarisch zusammengefaßte Ausdruck desselben Gemüthslebens und Weltschauens waren, woraus auch seine Kunstwerke, nur in anderer Form, gestaltet worden! Darin aber hatte man nur „neue Opern" gesehen; die ideelle Gesammtheit dieses vielseitigen Wirkens, die ethische Einheit dieser großen Menschen- und Meister-Seele, ja, um die hatte man sich nicht bekümmert. Man begriff nicht einmal soviel, daß ein Künstler, dem das Ideal rein-menschlicher Kunst vorschwebte, diese Kunst selber im Voraus mit Vernichtung bedroht sehen mußte in einer Welt, welche noch in der barbarischen Unbildung des Gemüths befangen war. Die schamlosen Scheußlichkeiten der verruchten Vivisektions-Methode — allgemein verehrt als anerkannte Zeugnisse des „Stolzes unseres Jahrhunderts", der allerhöchsten Cultur, der „modernen Wissenschaft" — wie mußten sie ihn im Tiefsten entsetzen und empören! Was konnte einer solchen Welt eine ideale Kunst bedeuten, wie konnten unter solchen Eindrücken die abgestumpften menschlichen Gemüther noch befähigt werden, die edelsten und zartesten Erlebnisse einer seelenvollen Kunst in sich aufzunehmen und fortzubilden? — Der

Künstler hatte ein volles Recht auf ein mahnendes und strafendes Wort, — und mehr noch als der Künstler sprach es in ihm der Mensch: der wahrhaftig fühlende Mensch, wie er ja nur auch als Solcher wahrer Künstler sein konnte, er, dem es religiöses Bedürfniß war, wo er nur konnte, einzutreten für die leidende und mißachtete Natur! — Herr v. Weber, der ungemein verdienstvolle Vorkämpfer gegen die Vivisektion in Deutschland, hatte dem Meister seine Schrift „Die Folterkammern der Wissenschaft" zugesandt und schon dadurch dessen ganze Theilnahme für die Bekämpfung jener Unmenschlichkeiten gewonnen.*) Ein Besuch des trefflichen Mannes in Bayreuth folgte bald nach, und nun schrieb auch Wagner seinen wundervollen „Offenen Brief", der sofort den eigentlichen Lebenspunkt der Frage aus dem feindseligen Blick des „wissenschaftlichen" Forums rückte und ihn als eine freie Sache des natürlich-moralischen Gefühles jeder faulen und feigen Nützlichkeits-Diskussion enthob.

Wir wollen hier nur einige Sätze zitiren, um die Grundgedanken des Meisters wenigstens in Kürze möglichst klar und sicher unsern Lesern mitzutheilen: „Was mich bis jetzt vom Beitritt zu einem bestehenden Thierschutz-Verein abhielt, war, daß ich alle ihre Aufforderungen und Belehrungen fast einzig auf das Nützlichkeits-Princip begründet erkannte. — Wie weit wir hierbei von dem einzig veredelnden Beweggrunde einer freundlichen Behandlung der Thiere entfernt blieben, und wie wenig auf dem eingeschlagenen Wege wirklich erreicht werden konnte, zeigte sich in diesen Tagen recht augenfällig, da die Vertreter der bisher festgehaltenen Tendenz der Thierschutzvereine gegen die allerunmenschlichste Thierquälerei, wie sie in unseren staatlich autorisirten Vivisektions-Sälen ausgeübt wird, kein giltiges Argument vorzubringen wissen, sobald die Nützlichkeit derselben zu ihrer Vertheidigung zur Geltung gebracht wird." — „Uns sollte es fortan einzig daran gelegen sein, der Religion des Mitleidens, den Bekennern des Nützlichkeits-Dogmas zum Trotz, einen kräftigen Boden zu neuer Pflege bei uns gewinnen zu lassen." — „Wer zur Abwendung willkürlich verlängerter Leiden von einem Thier eines anderen Antriebes bedarf, als den des reinen Mitleidens, der kann sich nie wahrhaft berechtigt gefühlt haben, der Thierquälerei von Seiten eines Nebenmenschen Einhalt zu thun. Daß wir aber dieses einzig uns bestimmende Motiv des unabweisbaren Mitleidens nicht an die Spitze aller unserer Aufforderungen und Belehrungen für das Volk zu stellen uns getrauen, darin liegt der Fluch unserer Zivilisation, die Dokumentirung der Entgöttlichung unserer staatskirchlichen Religionen." „Als es menschlicher Weisheit dereinst aufging, daß in dem

*) Vgl. auch: „Bisher ungedruckte Briefe Richard Wagner's an Ernst von Weber." Dresden, Verlag des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. Amalienstraße 8, I.

Thier das Gleiche athme, was im Menschen, dünkte es bereits zu spät, den Fluch von uns abzuwenden, den wir, den reißenden Thieren selbst uns gleichstellend, durch den Genuß animalischer Nahrung auf uns geladen zu haben schienen. Die hierdurch gewonnene Einsicht führte zum Innewerden einer tiefen Verschuldung unseres weltlichen Daseins. Der Weise mußte erkennen, daß das vernunftbegabte Wesen seine höchste Beglückung durch freiwilliges Leiden gewinnt, welches er daher mit erhabenem Eifer aufsucht und brünstig erfaßt, wogegen das Thier nur mit schrecklichster Angst und furchtbarem Widerstreben dem ihm so nutzlosen absoluten Leiden entgegensieht. Noch bejammernswerther aber dünkte jenen Weisen der Mensch, der mit Bewußtsein ein Thier quälen und für seine Leiden theilnahmlos sein konnte, denn er wußte, daß dieser noch unendlich ferner von der Erlösung sei, als selbst das Thier, welches im Vergleich zu ihm schuldlos wie ein Heiliger erscheinen durfte" „Die ungeheure Schuld alles dieses Daseins nahm ein sündenloses göttliches Wesen selbst auf sich und sühnte sie mit seinem eigenen qualvollen Tode. Durch diesen Sühnungstod durfte sich Alles, was athmet und lebt, erlöst wissen, sobald er als Beispiel und Vorbild zur Nachahmung begriffen wurde. Legenden berichten, wie diesen Heiligen vertrauensvoll sich Thiere zugesellten, — vielleicht nicht nur um des Schutzes willen, dessen sie hier versichert waren, sondern auch durch einen tieferen Antrieb des als möglich entkeimenden Mitleids gedrängt: hier waren Wunden, endlich wohl auch die freundlich schützende Hand zu lecken. In diesen Sagen, wie von der Rehkuh der Genovefa und so vielen ähnlichen, liegt wohl ein Sinn, der über das alte Testament hinausreicht." — „Die menschliche Würde auf den menschlichen Stolz, gegenüber dem Thier, begründen zu wollen, würde verfehlt sein, und wir können den Sieg über sie nur von unserer größeren Verstellungskunst herleiten. In seiner großen Wahrhaftigkeit und Unbefangenheit versteht das Thier nicht das moralisch Verwerfliche dieser Kunst abzuschätzen; jedenfalls erkennt es etwas Dämonisches darin, dem es scheu gehorcht: übt jedoch der fühlende Mensch Milde und freundliche Güte gegen das nun furchtsam gewordene Thier, so dürfen wir annehmen, daß es in seinem Herrn etwas Göttliches erkennt und dieses so stark verehrt und liebt, daß es seine natürliche Tugend der Tapferkeit ganz einzig im Dienste der Treue bis zum qualvollsten Tode verwendet. Wo unter Menschen hingebende Treue bis zum Tode angetroffen wird, hätten wir schon jetzt ein edles Band der Verwandtschaft mit der Thierwelt keineswegs zu unserer Erniedrigung zu erkennen. Unsern Physiologen dürfte es aber jedenfalls zu empfehlen sein, nicht sowohl in das aufgeschlitzte Innere eines lebenden Thieres, als vielmehr mit einiger Ruhe und Besonnenheit in das Auge desselben zu blicken; vielleicht fände der wissenschaftliche Forscher hier zum ersten Male das Allermenschenwürdigste ausgedrückt, nämlich: Wahrhaftigkeit, die Unmöglichkeit der Lüge, worin, wenn er noch tiefer

hineinschaute, die erhabene Wehmuth der Natur über seinen eigenen jammervoll sündhaften Daseinsdünkel zu ihm sprechen würde!" — „Unser Schluß in Betreff der Menschenwürde sei dahin gefaßt, daß diese genau erst auf dem Punkte sich dokumentire, wo der Mensch vom Thiere sich durch das Mitleid auch mit dem Thiere zu unterscheiden vermag, da wir vom Thiere andererseits selbst das Mitleiden mit dem Menschen erlernen können, sobald dieses vernünftig und menschenwürdig von uns behandelt wird." — Aus der Schrift „Religion und Kunst" sei noch als Schlußsatz das folgende Wort hinzugefügt, das sich bezieht auf den Gedanken einer Verbindung der Thierschutz-, Vegetarier-, Mäßigkeits- und christlich-sozialen Arbeiter-Vereine: „Stünde von den, durch unsere Zivilisation nur auf korrekte Geltendmachung des Egoismus angewiesenen Menschen zu erwarten, daß die zuletzt in das Auge gefaßte Vereinigung, mit vollkommenem Verständnisse der Tendenz jeder der genannten, in ihrem Unzusammenhange machtlosen Verbindungen, unter ihnen einen vollen Bestand gewinnen könnte, so wäre auch die Hoffnung des Wiedergewinnes einer wahrhaftigen Religion nicht minder berechtigt." — „Wessen Gedenken würden die Gemeinden dieses Vereins wohl feiern, wenn sie nach der Arbeit des Tages sich zum Mahle versammelten, um an Brod und Wein sich zu erlaben?" — —

Aus diesen Grundanschauungen ist das Kunstwerk des „Parsifal" erwachsen: das religiöse Drama von dem durch das Mitleid wissend gewordenen Menschen. Die selbstlose Mitleidsthat des reinen Menschen bringt Erlösung zur freien Liebesthätigkeit dem sündigen Mitmenschen, ja, der in dessen befleckende Hut gegebenen leidenden göttlichen Liebe selbst — dem „Grale". Die Gralsgemeinde mit ihrem symbolischen Liebesmahle von Wein und Brod ist ein künstlerisches Abbild jenes großen Gedankens eines menschlichen Vereins auf dem Grunde der Religion des Mitleidens, darin auch die Natur und das Thier liebevoll eingeschlossen wären, gleichwie die unverletzlichen Schwäne im heiligen Gralshaine und die entsühnt weinende Blumen-Aue im „Charfreitagszauber".

Nach diesem seinem letzten Worte und Werke, das er leidend unter dem harten deutschen Winter schon in der südlichen Natur Italiens vollendet und dann in einem neuen Festspiele 1882 zu Bayreuth herrlich verwirklicht hatte, schied der große Meister von uns, jäh abberufen, in der Tristan-Stadt Venedig am 13. Februar 1883 Am letzten Abend noch hatte er das schöne Naturgedicht der „Undine" gelesen und danach am Klavier die wehmüthige Klage seiner „Rheintöchter" angeschlagen: „Traulich und treu ist's nur in der Tiefe!" — Der treuen Tiefe der Natur ward sein Sterbliches auf dem heimischen Bayreuther Boden nach wenigen Tagen trauervoll heimgegeben. Und mitten durch die von tiefstem Schmerze überwältigte Versammlung seiner menschlichen Getreuen drängten sich nun auch die großen,

schwarzen, ernst blickenden Hunde in geheimnißvoll erregter Weise an die Gruft des geliebten Herrn, jenes Bild seltsam verwirklichend, das der junge Künstler in Paris einst von seinem verhungerten „deutschen Musiker" und seinem schönen Hunde so ergreifend gezeichnet hatte.

Beschlossen war ein siebenzigjähriges Leben, dem in all' seiner überragenden Größe mehr Leiden als Freude zu Theil geworden, das aber dafür der leidenden Menschheit für alle Zeiten die höchsten, edelsten und freiesten Freuden geschaffen und hinterlassen hat! Dazu gehört auch die erhebende Mahnung an des Menschen Liebesbund mit der Natur, an die Mensch und Thier umschließende, erlösende Mitleidsreligion. Auf dem Bayreuther Hügel steht das hohe Haus, welche dieser Religion den künstlerisch-symbolischen Ausdruck in den Darstellungen des „Parsifal" rein und frei bewahren wird, und wo nun stets in diesem weihevollen Geleite je nach dem Beistande des deutschen Volkes auch alle anderen Werke des Meisters in ihrem echten Style als Siegesthaten des deutschen Geistes und Triumphgesänge der reinen Menschlichkeit zur Darstellung gelangen sollen, gemäß dem Worte ihres Schöpfers: daß „wahre Kunst nur gedeihen könne auf dem Boden wahrer Sittlichkeit". — Auch seine Zeitschrift, die „Bayreuther Blätter", werden nach wie vor die Sache des „Thierschutzes" in dem bedeutenden Sinne des Meisters treulich vertreten. Ein eigener „Bayreuther Taschenkalender", reichhaltig wie nichts Aehnliches, den der Allg. R. Wagner-Verein jährlich herausgiebt, bringt zu den Bildern des Thierkreises immer neue eigenartig beziehungs- und sinnvolle Verse aus des Meisters Dichtungen — ein kleines Zeichen mehr für die Bedeutung, welche in seiner Geisteswelt die Natur, das Thier, erhalten hat. Endlich finden wir noch in seinen nachgelassenen Entwürfen und Notizen, welche in den letzten Jahren als kostbare Ergänzung zu den 10 Bänden seiner gesammelten Schriften und Dichtungen (E. W. Fritzsch in Leipzig, II. Auflage, Volksausgabe, 18 M. veröffentlicht worden sind, manche darauf bezüglichen schönen Worte. Mögen denn einige davon, wie verhallende Glockentöne vom Gralstempel, unsere heutige Arbeit nicht unfeierlich beschließen!

Entwürfe — Gedanken — Fragmente". (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1885.) S. 116—119):

„Zur Moralität welches Menschen werdet Ihr mehr Vertrauen haben, im Unglück bei ihm Hilfe suchen u. s. w., desjenigen, der die geknebelten Thiere befreit, oder desjenigen, der sie knebelt, um sie zu foltern?"

„Warum nicht häufiger, ja zahllos die Beweise der aufopfernden Thierestreue? Das liegt nur am Menschen, der den Thieren nicht die genügende Veranlassung giebt."

„Die Thiere sind so gut, daß sie Alles willig leiden würden, könnte man ihnen nur die Nützlichkeit davon beibringen."

„Die Jünger verstanden den Herrn fast ebenso wenig, als ein treuer Hund uns; doch — sie liebten ihn, gehorchten (ohne zu verstehen) und — gründeten eine neue Religion."

„Was erwarten wir von einer Religion, wenn wir das Mitleid mit den Thieren ausschließen?"

„Jesus von Nazareth" (ebenda. 1887. S. 45):

(1848.)

„Weiß doch jedes Thier im Walde, welches Kraut ihm nützt, — wie solltet Ihr es nicht wissen, sobald Ihr nur hell sehet und die Augen offen habt; solange Ihr aber den Weg des Elends und der Völlerei, des Wuchers und Darbens wandelt, ist Euer Auge verdeckt und Ihr sehet nicht, was das Einfachste ist." — „Warum siechen die Thiere in der Wüste nicht? Sie leben in Kraft und Freude, und wenn ihre Stunde kommt, scheiden sie still und legen sich dahin, wo ihr Schöpfer sie enden läßt." —

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Der Thier- und Kinderfreund.

Motto: Ihr solltet Freundschaft mit den Thieren schließen,
Der sie erschuf, will, daß der Mensch sie liebe.
Lamartine.

Billigste Kinderzeitung.

Inhalt: Erzählungen, Gedichte, unterhaltende und belehrende Aufsätze, mannigfaltige Nachrichten, Räthsel ꝛc.

Allmonatlich erscheint eine Nummer.

Preis: Große Ausgabe (16 Seiten) vierteljährlich 60 Pfge. Kleine Ausgabe (8 Seiten) jährlich 50 Pfge.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Auch direct von der Verlagshandlung von Albert Koenig oder von der Herausgeberin, Frl. A. Engel in Schwerin, gegen vorherige Einsendung des Betrages zu beziehen.

Дозволено цензурою. — Рига, 24 Мая 1889 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

V. Jahrgang. August 1889. № 8.

Die moderne Folter.

Unter den Vorkämpfern der Schilderhebung gegen die Vivisektion steht auf englischem Boden Miß Frances Power Cobbe, eine an Herz und Geist gleich vorzüglich begabte Frau, seit längerer Zeit in erster Reihe. Seit dem Erscheinen unserer Zeitschrift ist der Name dieser Edlen in ihren Spalten wiederholt mit der ihr gebührenden Hochachtung und dankbaren Verehrung genannt. Ihre zahllosen Beiträge in der großen ethischen und wissenschaftlichen Controverse, an Broschüren, Aufsätzen, Zeitungsartikeln, Adressen, offenen Briefen u. s. w. sind in den thierschutzfreundlichen Zeitschriften des Continents gleich nach ihrem Erscheinen theils in deutschen oder französischen Uebersetzungen reproducirt, theils eingehend gewürdigt worden. Logische Schärfe des Denkens, Wärme der Empfindung, stets bereite Schlagfertigkeit des Ausdruckes, — das sind die Eigenschaften, welche ihren Arbeiten diese

weite Beachtung gesichert haben, und die innerste Durchdrungenheit von ihrer moralischen Ueberzeugung, das lebhafte Mitleiden mit dem schuldlos leidenden Thier, ihre gründliche und vielseitige Geistesbildung haben ihr jedesmal die sichersten und wirksamsten Waffen zur Kampfführung dargeboten. Es war ein glücklicher Gedanke der Verfasserin, in ihrer weitestverbreiteten, in mehrere Sprachen übersetzten Flugschrift „Licht an dunklen Stätten" (Light in dark places, Lux in tenebris, Lumière dans les tenèbres) die beredten Illustrationen, Stiche und Holzschnitte aus den berühmten Werken der namhaftesten Physiologen zu einem, durch erläuternden Text verbundenen Ganzen zu vereinigen und auf diese Weise unmittelbar auf die Anschauung des Lesers zu wirken. Es ist ein nicht minder glücklicher Gedanke, der Miß Cobbe dazu angeleitet hat, eine größere Anzahl früher einzeln erschienener Abhandlungen und Artikel in der Vivisektionsfrage nunmehr in Buchform zusammenzufassen: wir finden in dieser ihrer neuesten Publikation alle die oben angeführten Eigenschaften ihrer Darstellungsweise zu einer bedeutsamen und wirkungsvollen Gesammtdarbietnng vereinigt.

Die in vornehmer äußerer Ausstattung uns vorliegende Sammlung von Schriftstücken unter dem Titel: „Die moderne Folter"*) ist keineswegs als eine erschöpfende Vereinigung alles dessen zu betrachten, was die Verfasserin je über diesen Gegenstand veröffentlicht hat. Der mäßige Band von ca. 17 Druckbogen beabsichtigt nicht eine vollständige Kollektion aller bezüglichen Arbeiten der Verfasserin zu sein; desto mehr zeichnet er sich durch Auswahl und Anordnung aus. Er ist kein gewöhnliches Sammelwerk, vielmehr der Inbegriff und Auszug dessen, was eine zehnjährige hingebungsvolle Thätigkeit auf einem bestimmten Gebiete geleistet hat, durch Vielseitigkeit in Behandlung des Stoffes und inneren Zusammenhang der einzelnen Beiträge eine Publikation ersten Ranges. Wer entscheidenden Fragen der Sittlichkeit und Menschlichkeit nur halbwegs ein Interesse entgegenbringt, wer nicht insbesondere von der Vivisektionsfrage mit allerstumpfester Gleichgiltigkeit sich abwendet, ohne sich der Verantwortlichkeit bewußt zu sein, mit der er durch solche Abwendung sein Gewissen belastet, wer irgend ein reges Mitgefühl für unsere stummen, sprach- und vernunftlosen Mitgeschöpfe und ihre namenlosen Qualen als Opfer einer verfehlten wissenschaftlichen Forschungs-Methode hegt, — kann und wird dieses Buch nicht unberücksichtigt lassen und es nicht unergriffen aus den Händen legen. So lange es nicht in deutscher Uebersetzung vorliegt, ist es zwiefach unerläßlich, zum mindesten einen kurzen Gang durch dasselbe zu machen und sich über seinen Inhalt eine gedrängte Uebersicht und Rechenschaft zu geben. Die Anordnung der einzelnen Abschnitte, 21 an der Zahl, ist, wie Miß Cobbe in dem kurzen einleitenden Vorwort ausdrücklich bemerkt, keine chronologische, — mit Ausnahme des ersten Aufsatzes, „die Vivisektion vom moralischen Gesichtspunkte betrachtet", welcher wirklich auch einer früheren Zeit angehört.

*) The modern Rack, papers on Vivisection, by Frances Power Cobbe. London, S. Sonnenschein & Co., Paternoster Square. 1889. 8°.

Die Verfasserin ist als Herausgeberin und Anordnerin des Ganzen nicht sowohl bestrebt gewesen, einen geschichtlichen Ueberblick über die Antivivisektions-Bewegung in England zu geben (wiewohl auch ein solcher aus ihrem Buche gleichzeitig gewonnen werden kann) und ihre einzelnen Beiträge demgemäß als historische Aktenstücke und Dokumente zu behandeln, sondern sie hat dieselben vielmehr nach den verschiedenen Gesichtspunkten der Controverse, welcher die Blätter ihres Buches gewidmet sind, in den Zusammenhang einer folgerechten Entwickelung gebracht. Als ein nicht zu unterschätzender Vorzug ist es dabei anzuerkennen, daß alle diejenigen Abschnitte, welche die Frage nach ihrer wissenschaftlichen Seite hin behandeln oder auch nur Beschreibungen der an lebenden Thieren vorgenommenen Experimente enthalten, mit Hinzuziehung fachwissenschaftlicher Autoritäten oder wenigstens nicht ohne eine Revision durch solche abgefaßt sind, so daß auch von der schärfsten Kritik ernstliche Angriffe in dieser Richtung nicht erhoben werden können. Einige, nicht direkt auf die Vivisektion bezügliche Aufsätze haben an geeigneter Stelle ihren Platz unter den anderen gefunden, und zwar immer so, daß sie, zur Abrundung des Ganzen dienend, es nach allen Richtungen stützen und ausbauend vervollständigen, und namentlich wohl dazu geeignet sind, von der ethischen Seite her helle Streif- und Schlaglichter auf die Gesammtdarstellung fallen zu lassen.

Die Aufsätze I—VI bilden in dieser Weise eine Gruppe für sich. Hier werden die Grundlagen und Voraussetzungen für eine richtige Beurtheilung der Frage mit sicherer Hand in wenigen Hauptzügen festgestellt. Diese Gruppe wird durch den bereits genannten Aufsatz „Die Vivisektion unter dem moralischen Gesichtspunkt" eröffnet; „Was ist Vivisektion?" darauf antwortet der zweite Beitrag, ursprünglich eine Adresse an ein zu Southampton unter dem Vorsitz des Bischofs zu Winchester tagendes Meeting. Die vielbehauptete „höhere Zweckdienlichkeit" der vivisektorischen Grausamkeiten bildet den Gegenstand der dritten, „das Recht der Folter" der vierten Abhandlung, beide ursprünglich als Adressen an die Mitglieder des Richmond Athenäum und an ein Meeting der schottischen Antivivisektionsgesellschaft gerichtet. Die beiden folgenden Beiträge: „Was ist Grausamkeit?" (V) und „Das neue Moralprinzip" (VI) dienen gewissermaßen dazu, dieser ersten grundlegenden und einführenden Abtheilung den Abschluß zu geben; der letztere trägt als Motto die Worte an der Spitze: „Selig sind die Unbarmherzigen, denn sie werden nutzenbringende Kenntniß erhalten" (Neues Evangelium der Wissenschaft, 1. Kapitel). — Die folgenden Artikel VII—XII haben mehr historisch-polemischen Charakter und beziehen sich auf einzelne bezeichnende Vorgänge der englischen Antivivisektions-Bewegung. Der erste in dieser Reihe „Bemerkungen zu der Debatte im Hause der Gemeinen vom 4. April 1883" (VII) widerlegt in schlagender Weise die, gegen Mr. Reid's Bill über gänzliche Abschaffung der Vivisektion in's Feld geführten Scheingründe, und weist in 28 Punkten den Gegnern der Bill die gröblichsten Irrthümer und Entstellungen der Wahrheit nach. Die englische Zeitschrift „Das neunzehnte Jahrhundert" hatte eine Trilogie von Artikeln zur Verherrlichung der

wissenschaftlichen Thierfolter aus der Feder eines namhaften Anhängers und Vertheidigers der vivisektorischen Methode gebracht; gegen sie ist die gründliche Widerlegung: „Eine Erwiderung an Mr. James Paget in Sachen der Vivisektion" (VIII) gerichtet, ein Meisterstück in Abwehr und Angriff. Unter dem Titel „Darwin und die Vivisektion" (IX) finden wir die beiden, durch eine Zuschrift des Lord Shaftesbury an den Redakteur der „Times" eingeführten, offenen Briefe der Verfasserin vereinigt, welche zu ihrer Zeit bei ihrem Erscheinen in dem Londoner Weltblatt ein so berechtigtes Aufsehen erregt haben. Der Beitrag mit der Ueberschrift „Der Januskopf der Wissenschaft" (X) weist auf dem Wege der Konfrontirung eigener Aussprüche berühmter englischer Physiologen in unwiderleglich treffender Weise die Widersprüche nach, deren sich diese Herren bei ihren öffentlichen Erklärungen zu Gunsten der Vivisektion schuldig gemacht haben, — als hätte jeder von ihnen einen gleichnamigen Doppelgänger, der sich ärgerlicher Weise darin gefiele, an anderen Orten und in anderen Zeitschriften das ausdrückliche Gegentheil dessen auszusagen, was kurz zuvor an dem einen Orte und in einer Zeitschrift mit der gleichen Namensunterzeichnung zu lesen gewesen war. In der That ist die Leichtfertigkeit der Behauptungen hier wie dort das gleichmäßige Kennzeichen der Apologeten der Vivisektion, wenn sie sich in populären Ansprachen oder Journalartikeln von der Höhe der „Wissenschaft" aufklärend und beschwichtigend zu dem willig vertrauenden Publikum herablassen, und es ließe sich aus den Schriften unserer Heidenhain ꝛc. leicht eine ähnliche Auslese veranstalten. Von den beiden Aufsätzen: „Mr. Love und die Vivisektions-Akte" (XI) und „Das Manifest englischer Mediziner" (XII) ist der erstere, ausführlichere, ursprünglich in derselben Contemporary Review abgedruckt gewesen, welche ihre Spalten in der Folge dem widerspruchsvollen Prof. Yeo für die Darlegung seiner, der Moral und sich selbst widersprechenden Ansichten zur Verfügung stellte; der zweite übt eine strenge, aber gerechte Kritik an der von Prof. Humphry abgefaßten und den 8000 Mitgliedern der British medical Association zur Unterzeichnung versandten Adresse, welche nach ihrer Entstehung und Bestimmung als die bestersinnliche Vertheidigung der Vivisektion müßte betrachtet werden können, während sie in Wahrheit nicht allein nach Seiten der Logik, sondern auch der gebildeten englischen Sprache die bedenklichsten Verstöße aufweist.

Die bereits zuvor erwähnte, als Broschüre im Original und in Uebersetzungen vielverbreitete Abhandlung „Licht an dunkeln Stätten" leitet mit ihren, auch an dieser Stelle reproduzirten, den eigenen Werken der hervorragendsten Physiologen entnommenen, ausdrucksvoll sprechenden Illustrationen, zu der letzten Gruppe von Betrachtungen (XIV—XXI) über, welche das Facit der vorausgehenden Abschnitte ziehen. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß die tiefgreifenden Schäden einer Forschungsmethode, welche sich auf das Recht der erbarmungslosen Folterung hochorganisirter Lebewesen beruft und begründet, durch eine äußerlich auferlegte Beschränkung von ihren extremen Ausschreitungen auf ein rechtes Maaß zurückgeführt werden könnte. Es

giebt hier keine „Beschränkung", kein „rechtes Maaß", sondern als einzige Möglichkeit das Aufgeben einer irrigen Bahn und ein Einlenken in eine bessere, weil gesunde und einzig den Forderungen der Sittlichkeit entsprechende Richtung: dieß lehren die beiden folgenden, in ihrer gedrängten Fassung — auf Grundlage der vorhergehenden Ausführungen — um so beredteren und überzeugenderen Artikel: „Das Trügerische einer (angeblichen) Beschränkung der Vivisektion" (XIV) und „Vier Gründe zur gänzlichen Abschaffung der Vivisektion" (XV). Wie aber Grausamkeit und Feigheit im Leben so oft Hand in Hand gehen, so ist es gerade auch die, durch eine eingebildete Gefahr hervorgerufene thörichte Furcht, welche bei einer so großen Zahl von Menschen den Ausschlag dazu giebt, das treueste und aufopferungsfähigste unserer Hausthiere gleichgiltig den Messern, Sägen und Bohrern, Gluthöfen und Martertrögen unserer experimentirenden Folterer zu überantworten. Wir finden demgemäß die, unter der Aufschrift „Ein toller Hund!!" (XVI) an dieser Stelle eingereihten, besonnenen Betrachtungen über die Tollwuth und die Pasteur'schen Versuche im Zusammenhange des Ganzen sehr am rechten Orte. Ihnen folgen die Aufsätze „Menschenliebe und Thierliebe" (XVII), „Zum Tode Bestimmte" (XIX), „Die Fortdauer der Thierseele" (XX), „Ausblick in die Zukunft" (In the long run, XXI); von denen der zweite die Anomalie des menschlichen Empfindens zu ihrem Gegenstande hat, wodurch sich dem einmal zur Tödtung bestimmten Thiere gegenüber das angeborene natürliche Mitleiden in fühllose Härte verwandelt; der dritte aber die, für die Annahme einer Fortdauer der Thierseele über den Tod hinaus sprechenden Gründe, in einem ersten Abschnitt durch die geistvollen Ausführungen der Verfasserin, in einem zweiten durch die Aussprüche englischer Denker und Schriftsteller zu verstärken bestrebt ist; der letzte endlich, nach weitumfassendem Rückblick auf untergegangene Kultur- und Civilisationsformen der Vergangenheit, in Ninive und Babylon, Memphis und Theben, Griechenland und Rom, aus deren Trümmern das Christenthum einst sich hervorrang, der Hoffnung Ausdruck giebt, daß endlich auch dem reinen und unverfälschten Grundgedanken des Christenthums, der die Thierliebe mit in sich begreift, der Sieg nicht ausbleiben werde.

Mitten unter den letztangeführten Betrachtungen nimmt, in bedeutsamer Weise dem Aufsatz über Menschen- und Thierliebe sich anreihend, die Mysterien-artige Folge dramatischer Scenen: „Wissenschaft im Himmel (Science in Excelsis), eine neue Vision des Gerichtes", eine eigenartige Stelle ein. Der auch in unserer Zeitschrift gelegentlich einmal ausgesprochene Gedanke, wie sich wohl der Mensch, der sich für sein Recht die Thiere zu foltern, auf seine, der ihren überlegene, höhere Natur beruft, dazu verhalten würde, wollte ein etwa vorzustellendes, wiederum höher als er organisirtes Wesen ihm gegenüber ein gleichbegründetes Recht geltend machen*), — dieser Gedanke findet hier eine poetische Gestaltung, der es bei allem schrecklich Ernsten des Gegenstandes nicht an packendem, stellenweise wahrhaft

*) Vgl. „Anwalt der Thiere" 1885, Nr. 8 und 9, S. 121: „Stellung des „Anwalt" zur Vivisektionsfrage," von E. v. Lüdinghausen-Wolff. (Schluß.)

Lucianischem Humor gebricht. Die erste Scene zeigt uns, auf Wolken gelagert, in einer Außenregion des Paradieses, eine Gruppe von Erzengeln, im Hintergrunde Eloa, die Schwester der Engel, den sanften Genius des Mitleidens. Der Cherub Raphael ergreift als Vorsitzender der Versammlung das Wort, um in einer Ansprache die Ansicht auszusprechen, daß sie nun nachgerade lange genug den Problemen der Metaphysik, dem „urvorherbestimmten Schicksal", dem „freien Willen" und dem „Absolutum" ihre Forschungen gewidmet hätten; wenn er nicht irre, seien es nun bald neunmal hunderttausend Jahre, daß sein gelehrter Kollege Uriel diese abstrakten Materien zur Verhandlung gebracht, und sie seien damit noch zu keinem Abschluß gelangt. Es sei hohe Zeit, zu einem mehr praktischen Studium überzugehen, wenn sie nicht den Ruhm der Cherubim als „wissender Geister" in Gefahr bringen und den Seraphim als „liebenden Geistern" den offenkundigen Vorrang einräumen wollten. Unter allgemeinem Beifall seiner Zuhörer bringt er die Begründung einer „himmlischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaft" in Vorschlag; das Projekt der Aussendung einer gelehrten Expedition rund um das Universum zur Erforschung der entferntesten Nebelflecken wird angenommen, mehrere der Anwesenden erbieten sich zu seiner Ausführung als Freiwillige, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß sie nach einer kleinen Million von Jahren mit reicher Ausbeute an Erfahrung und Wissen wieder heimkehren werden. Aber noch ein fernerer Wissenszweig sei bei ihnen der eifrigsten Pflege bedürftig: die Physiologie. Wie gering seien doch z. B. noch ihre Kenntnisse von jenem sonderbaren kleinen Automaten, „Mensch" genannt, jener winzigen Kreatur aus Knochen und Muskeln, Blut und Nerven, welche dennoch ihre Gedanken zu ihrem erhabenen Sitze heraufsende, mit ihrem Sehrohr bis zu den entlegensten Sonnen vordringe, die Ereignisse längst vergangener Zeitalter durchforsche und durch Geisteswerke, wie die „göttliche Komödie" oder das „verlorene Paradies", selbst Engeln ihren Beifall abgewinne. In Wahrheit könnten sie in allen sie umringenden Sphären der Unendlichkeit keinen interessanteren Ausgangspunkt für den Beginn ihrer praktischen Studien finden, als die Physiologie des Menschen; ja, er für seinen Theil als der Arzt unter den Erzengeln, verspreche sich zuversichtlich davon die wohlthätigsten Entdeckungen, um, wie in dem Falle des blinden Tobias, die Krankheiten dieser armen Wesen zu heilen. Stürmische Rufe der Zustimmung unterbrechen hier den Redner, der alsbald seinen Vortrag wieder aufnimmt und zunächst die Anwendung der unter den Menschen gebräuchlichen eigenen Forschungsmethode derselben empfiehlt, um den Körperbau dieser kleinen Kreaturen, insonderheit ihr Nervensystem zu untersuchen und über die Beschaffenheit ihrer Organe so viele Daten als möglich zu gewinnen und sicherzustellen, — wie lange Zeit es brauche, sie umzubringen, wenn man sie lebend in siedendes Wasser tauche, oder hungern lasse, oder in einen Backofen stecke u. s. f. Bis hierher hat Eloa schweigend und theilnahmlos, an ein Stück Regenbogen gelehnt, den Verhandlungen beigewohnt, bei den letzten Worten des Cherubs fällt sie ihm, plötzlich aufschreckend, in die Rede:

Eloa. „O, Bruder Raphael! Nicht im Ernst kannst du diese armseligen Kreaturen ersticken, oder verhungern, oder bei lebendigem Leibe backen wollen. Erwäge, daß sie augenscheinlich für den Schmerz empfänglich sind!"

Raphael (zurechtweisend). „Liebe Eloa, ich bitte dich, nicht so empfindsam! Ich versichere dich, nichts soll mit ihnen vorgenommen werden, als was die Wissenschaft gerechter Weise für sich beanspruchen darf. Es muß stark bezweifelt werden, ob diese „Menschen" mehr als bloße Automaten sind; aber selbst zugestanden, daß sie einige Empfindung für Schmerz und Freude hätten, so würde es doch wahrlich absurd und thöricht sein, ihre Schmerzempfindungen auch nur einen Augenblick zu dem erhabenen Wissensdrang in dem Geiste eines höheren Wesens in Vergleichung zu setzen! Wer sollte nur den bloßen Gedanken fassen, ein solches Menschen-Leben gegen die Möglichkeit der Erlangung einer wichtigen Wahrheit durch Erzengel, gleich Gabriel, Michael und mir selbst, in die Wagschale zu legen?"

Eloa (weinend und die Hände ringend). „O Raphael, wenn ich dich so sprechen höre, und deine majestätische Gestalt um tausend Klafter höher erheben und deine regenbogenfarbenen Schwingen schütteln sehe, da fühle ich wohl, wie arm, niedrig und gering gegen dich die schwachen Kreaturen der Erde sind. Und doch, du mächtiger, weiser, großmüthiger Erzengel, habe Mitleid mit diesen armseligen Wesen! Für den größeren Theil derselben ist der Name „Wissenschaft" nur ein Wort, ein Schall ohne Bedeutung und Sinn! Ihr kurzes Dasein am Sonnenlicht zu verbringen; zu spielen, zu essen, zu trinken und zu schlafen; ihre Gatten und ihre Nachkommenschaft zu lieben, — das ist *ihr* Leben, harmlos, wenn auch gemein und verächtlich. Sprich, du großer und ruhmwürdiger Raphael, willst du wirklich diese niedere Existenz in einen Zustand der Verdammniß umwandeln, indem du sie Qualen aussetzest, deren Ziel und Ende sie nicht zu begreifen im Stande sind?"

Einige der Cherubim (ihr auf die Schulter klopfend). „Schwester Eloa! Es ist ein Jammer anzuhören, wenn liebenswürdige Engel sich um Dinge kümmern, von denen sie nichts verstehen."

Raphael. „Wohl, wohl, Eloa soll ihren Willen haben. Wir wollen unsere Versuche nicht an jenen harmlosen Sterblichen machen, für welche sie fleht, welche nichts von dem Ruhm der Wissenschaft kennen und an unseren Untersuchungen in ihren Mägen und Eingeweiden kein theilnehmendes Interesse haben können. Wir wollen unsere Forschungen lediglich auf jene hervorragenden Physiologen beschränken, die sich den gleichen Bestrebungen gewidmet und so manches Experiment an Kreaturen ausgeführt haben, die weit weniger tief unter ihnen stehen, als sie selbst unter uns: an lebenden Katzen, Hunden und Affen. Sie sind so scharfsinnig in der Erfindung und so aufrichtig in dem Zugeständniß ihrer Kunstgriffe, daß wir nur einige ihrer „Handbücher" und „Berichte" aufzuschlagen, und die dort beschriebenen Verfahrungsweisen der Reihe nach an ihren eigenen Körpern in's Werk zu setzen haben. Am Ende — wenn es zweifelhaft bleiben muß, ob diese menschlichen Physiologen bei ihren Thierquälereien je etwas von Belang erreicht haben — dürften wir mit unserem schärferen Blick und unserer tieferen Kenntniß mit unseren Experimenten am höheren Thier die Wissenschaft mächtig fördern."

Es wird demnach unter allgemeiner Zustimmung der Beschluß gefaßt, im Anschluß an das zu begründende himmlische College of Science ein physiologisches Laboratorium zu errichten und es mit dem nöthigen Apparat an Tischen zum Anbinden der Opfer, Operations-Trögen, Bernard'schen Knebeln, Zangen, Sägen, Klammern, Meißeln, Röhren, Messern und wirksamen Aetzmitteln auszustatten; ein Ofen oder zwei, und eine Vorrichtung zur Unterhaltung künstlicher Athmung, wenn die Versuchsobjekte curarisirt sind, solle nicht fehlen. Wenn Alles fertig sein wird, soll der Engel des Todes, Azrael, zur Erde hinab fliegen und den Physiologen melden, daß man ihrer bedürfe. Die zweite Scene zeigt uns dieses himmlische Laboratorium bereits fertig errichtet dastehend: eine luftige Halle, angefüllt mit

einer Auswahl mannigfaltiger Tröge und Tische von verschiedener Beschaffenheit und Gestalt. Eine furchtbare Sammlung von Instrumenten ist längs den Wänden aufgestellt. Eine Maschine arbeitet im Winkel; galvanische Batterien, Kymographions, Blutlaufmesser (Hämodromometer) und andere physiologische Vorrichtungen, befinden sich rings um und auf den Tischen. Ueber der Eingangsthür steht die Inschrift: „Peinliche Eingriffe an Wirbelthieren sind nach Maaßgabe der Untersuchung freigestellt;" — ein witziger Cherub-Jüngling hat mit Kreide darunter geschrieben: „Hier wird gemangelt." Raphael und die Cherubim treten ein; Eloa folgt furchtsam von Ferne.

Raphael. „Unser Architekt hat seine Arbeit mit gewohnter Schnelligkeit ausgeführt. Unser Laboratorium ist emporgestiegen, wie ein Luftgebilde. Ich hoffe, meine Freunde, wir werden bald im Stande sein unseren Wissensdurst an den Quellen des Lebens zu stillen. Ah, da kommt unser allezeit pünktlicher Azrael mit unseren „Objecten".

Azrael, der Engel des Todes, tritt ein, ein Dutzend hervorragender Physiologen im Gefolge, welche bleich und schaudernd an der Thür stehen bleiben.

Deutscher Physiologe. „Mein Gott! Was ist das für ein Ort? Er erinnert mich an eine wohlbekannte Stätte."

Französischer Physiologe. „Mais qu'est ce que c'est donc? Un Laboratoire de physiologie? Aber wo sind die Hunde, und die Katzen, und die Kaninchen? Mon Dieu! serait-il possible que. . . ."

Englischer Physiologe. „Well! Was will diese furchtbare Menge von Engeln da gegenüber von uns? Sollten sie vielleicht die Absicht haben, einige Lectionen aus unserem Handbuch für Physiologie zu nehmen und uns eingeladen haben, um ihnen einen Cursus von Vorlesungen zu halten, wie den Studenten in unserem guten alten Hospital?"

Raphael (nähert sich lächelnd). „Nicht so ganz unrecht, mein gelehrtester Herr Doctor. Wir möchten von Ihnen Physiologie erlernen, aber nicht auf die Art, wie Sie es voraussetzen. Sie haben überall so laut bekannt gemacht, daß eine Theorie ohne Experiment von geringem Werthe sei; deshalb möchten wir einige der von Ihnen selbst beschriebenen Beispiele an Ihren und Ihren Freunden erproben."

Physiologen im Chorus. Oh! oh! oh! Nein! nein! nein! Oh, wie unschicklich! Oh, wie grausam! Welche Beleidigung der Wissenschaft!

Raphael (zu den Cherubim gewandt). „Habt ihr schon etwas so Ungereimtes, einen solchen offenen Widerspruch gehört? Ei, sind das dieselben Männer, welche es immer und immer wiederholt haben, ein Fortschreiten der physiologischen Wissenschaft sei nur durch stets neue thatsächlich ausgeführte vivisektorische Versuche möglich und die Wissenschaft ein so hohes und rühmliches Ziel, daß es nicht der Mühe werth sei, auf die Schmerzen Rücksicht zu nehmen, welche eine Kreatur um ihres Fortschrittes willen erduldet? Ich habe wirklich nicht Zeit und Geduld für sie überflüssig; aber ich will mich doch herablassen, um ihnen mit ein paar Worten die Situation klar zu machen. (Er winkt den Physiologen, und pfeift nach ihnen, wie man Hunde ruft). Hierher, ihr armen kleinen zweibeinigen zitternden Kreaturen! Murrt nicht und weint nicht, sondern fühlt euch vielmehr geehrt, daß wir Cherubim uns mit euch etwas zu schaffen machen."

Physiologen. „Oh, mein Herr! Oh, Ew. Hochehrwürden! Oh, Ew. Heiligkeit Versuchen Sie Ihre Experimente nicht an uns! Wir sind nicht dazu geschaffen, daß man an uns experimentire, — ganz gewiß nicht; und wir sind ganz überzeugt, daß das „Unbekannte und Unerkennbare" dadurch nicht an's Licht gebracht werden wird!"

Raphael. „Ich möchte wissen, weshalb ihr nicht dazu geschaffen sein solltet, an euch zu experimentiren, da ihr eure eignen Einfälle und Erfindungen an fast Allem, was Athem hat, ausversucht habt?"

Physiologen. „Weshalb nicht? Weil wir Menschen sind und unsere Versuchsobjekte Thiere waren. Mit diesen durften wir doch thun, was uns gefiel."

Raphael. „Gut! Wir sind Engel und ihr seid Menschen; nach derselben Logik haben wir ein Recht, mit euch zu thun, was uns gefällt, da wir sicherlich so sehr über euch erhaben sind, als ihr über Hunde und Affen. Ueberdies sind aber jene Affen, nach eurer eigenen Ansicht, eure nahen Verwandten; während wir Engel zu euch armseligen Sterblichen in keiner Art von Verwandtschaft stehen."

Physiologen. „Aber Sie sehen ja, daß wir intelligente Wesen sind."

Raphael. „Wenn ich nicht sehr irre, sind die Hunde ebenfalls intelligente Wesen; dem Niveau eurer Intelligenz weit näher stehend, als ihr dem unsrigen."

Physiologen. „Wir haben Verstand."

Raphael. „Sie auch."

Physiologen. „Wir haben Empfindungen."

Raphael. „Sie auch, ich glaube sogar, mehr als ihr."

Englischer Physiologe. „Wir haben unsterbliche Seelen."

Raphael. „A la bonne heure! Ich war dessen gewärtig, daß Einer von euch das sagen würde; und setzte nur voraus, daß die Herren aus Frankreich und Deutschland und Italien dieß Argument mit einiger Schüchternheit vorbringen würden. Gewiß habt ihr unsterbliche Seelen; eure Gegenwart hier am Orte, nachdem Azrael euer Todesurtheil vollzogen, beweist das hinreichend. Aber wollt ihr mir erklären, wie der Umstand, daß ein Thier (nach Eurer Ansicht) nur Ein Leben hat, euch rechtfertigen soll, wenn ihr ihm dieses sein einziges Leben so sehr zur Hölle macht, daß es ihm besser wäre, es nie erhalten zu haben?"

Deutscher Physiologe (sich in die Brust werfend). „Wir brauchen keine Rechtfertigung. Wir sind Philosophen, und können nicht zugeben, daß abergläubische, aus den ererbten Vorurtheilen unserer Urväter abgeleitete, veraltete Moralbegriffe auf den Gang unserer Forschung von Einfluß sein sollen."

Raphael. „Herr Professor! Wenn Sie auch nicht an die Geschichte von Adam und dem verbotenen Baum der Erkenntniß glauben, so sprechen Sie doch eben ganz wie einer seiner Abkömmlinge. Aber ich frage Sie, ob Sie es eines Philosophen für ebenso würdig halten, um der Erkenntniß willen zu stehlen und zu lügen und zu betrügen, als um ihretwillen grausam zu sein?"

Französischer Physiologe. „Quelle tracasserie à propos de quelques malheureux chiens! Enfin — wir sind die Stärkeren, und damit genug."

Raphael. „Recht getroffen, Monsieur! Den Nagel auf den Kopf. Ihr Argument ist unanfechtbar, und Sie werden deshalb freundlichst in seine Anwendung auf den gegenwärtigen Fall einwilligen. Wir Cherubim sind stärker als ihr Menschen, und werden deshalb mit Ihnen genau so verfahren, wie Sie mit den Hunden."

Die Physiologen (schweigen und sehen schreckensbleich, mit klappernden Zähnen, auf den Apparat und auf die Cherubim, welche ihre Aermel aufstreifen).

Eloa (auf die Kniee sinkend). „Ach, mein geliebter Erzengel, habe Barmherzigkeit mit ihnen!"

Raphael. „Nichts da! — Eloa, du bist wirklich zu weichmüthig, ich kann diese Kreaturen da nicht entschlüpfen lassen. Eben die — noch so geringe — Aehnlichkeit, welche zwischen ihrer Natur und der unseren besteht, macht sie (wie sie es von den Hunden gesagt haben) als Versuchsobjekte „so werthvoll, daß es jammerschade wäre, sie von der Forschung ausschließen zu wollen"; und in dem geheiligten Interesse der Wissenschaft —"

Alle Cherubim. „Jawohl! jawohl! Das geheiligte Interesse der Wissenschaft! Das geheiligte Interesse der Wissenschaft!"

Physiologen (einstimmig). „Verd –te Wissenschaft!"

Raphael. „Heran, heran; wir haben keine Zeit zu verlieren. Reiche mir einen von diesen Krausköpfen, Sandalphon, und ich will damit beginnen, ihn durch Curare zu lähmen."

Die Physiologen (schreiend). „Gnade! Barmherzigkeit! Nur kein Curare!"

Raphael. „Was ist das für ein miserables Geschmeiß. Das weint und schreit schon, ehe man ihm noch ein Haar gekrümmt hat! Genug damit! Die Assistenten sollen das ganze Pack so stark als möglich an die Operationströge binden. Wo sind ihre Bücher?

Dienstthuender Cherub. Hier, Ew. Gnaden. Hier ist das Handbook of the Physiological Laboratory, und die Lezioni di Fisiologia sperimentale, und die Leçons sur le Système nerveux, und die Physiologie Opératoire, und die Pression barométrique, und die „Methodik" und die Archives de Physiologie, und das „Centralblatt" und viele andere Bücher und Schriften."

Nach dieser dramatisch lebendigen Scene entwirft Raphael das Programm der vorzunehmenden Experimente genau nach den Vorschriften des British Medical Journal, des Handbook of the Laboratory, der Lezioni di Fisiologia, des Traité de Physiologie Humaine ꝛc. ꝛc. Die Versuche sollen mit dem englischen Professor eröffnet werden, weil die seinigen nicht von so ausgesucht raffinirter Grausamkeit seien (leider sind sie es in Wahrheit, wie die Beispiele selbst es bezeugen, fast nicht minder, als die der anderen, insbesondere in der schonungslos übertriebenen Anwendung der Aetzmittel). Es folgt dann der „slippery little German", der seine Zöglinge nach den Lezioni di Fisiologia unterweist, und im Betreff dessen wir leider ununterrichtet bleiben, ob wir es in ihm mit einem blonden oder mit einem schwarzen „Germanen" vom Stamme der Cyon, Wertheim, Lesser, Cohnheim ꝛc. zu thun haben. Für die bis zuletzt aufgesparten Franzosen giebt es eine reiche Auswahl von Experimenten aus dem Traité und den Archives de Physiologie, der Physiologie Opératoire ꝛc. Eloa, deren starr blickende Augen sich während dieses furchtbaren Vortrages vor Grauen und Entsetzen weit und immer weiter geöffnet haben, wirft sich am Schlusse desselben in die Arme Raphael's, um noch einmal seine Barmherzigkeit zu beschwören:

Eloa (flehend). „Oh, mein Bruder! mein ruhmwürdiger Erzengel! Schone diese elenden, beklagenswerthen Wichte! Es ist unmöglich, daß deine erhabene Großmuth so weit von ihrer Höhe herabsteigen könne, um solche Qualen über die geringste von Gottes Kreaturen zu verhängen!"

Raphael. „Theure Eloa! Muß ich dich daran erinnern, daß eben der unselige Hang, dein Mitleiden an unwürdige Gegenstände zu verschwenden, dich einst in so schreckliche Irrthümer verstrickt hat? Hast du vergessen, wie du einst Lucifer selbst in die Hölle begleitetest, als er dir seine jammervolle Geschichte erzählte, und wie, als er dich so weit verführt hatte, er dich fast mit seinen Klauen festhielt, um dich für ewig mit sich in's Verderben zu ziehen; und wie es die Gerechtigkeit, und nicht das Mitleid war, welches dich befreite, damit du nun dein Geschlecht für immer warnen könnest, deinem thörichten Beispiele zu folgen?"

Bahman (der Herr der Thiere*), der bisher in der ersten Reihe der Cherubim-Gruppe gestanden). „Ehrwürdiger Erzengel und Bruder Cherub! Ich glaube, es kommt mir zu, in dieser Sache ein Wort mitzusprechen. Hast du wohl verstanden, sanfte und gütige Eloa, daß diese Ungeheuer in Menschengestalt all diese entsetzlichen Dinge meinen armen, harmlosen, unschuldigen Schützlingen zugefügt haben? Weißt du, daß sie sie Stunden und Tage lang, zu Dutzenden und zu Hunderten gequält und eine gedankenlose Jugend gelehrt haben, mit Unterdrückung jeder Regung des Mitgefühls das Gleiche zu thun und jede Art und Gestalt von Todesqual und -pein durch stets erneute Wiederholung zu vervielfältigen? Weißt du, daß diese rasselnden Maschinen, welche den Lebensathem in den regungslos curarisirten, zwiefach leidenden Kreaturen künstlich erhalten, bei Tag und Nacht in ihren verfluchten Laboratorien arbeiten? und daß sie in ihren weichen Daunenbetten liegen und schlafen, während sie ihre gefesselten Opfer an ihren Martergerüsten zurückgelassen haben,

*) Einer der sieben Amshaspands. Siehe das Zend-Avesta!

um auf die neuen Qualen des folgenden Morgens zu warten? Weißt du, daß einer dieser Menschen dafür bekannt ist, seine teuflische Foltererfindsamkeit an nicht weniger als vierzehntausend Hunden geübt zu haben, ungerechnet die zahllosen anderen empfindenden Kreaturen?"

Eloa (schluchzt convulsivisch, dann bedeckt sie ihr Antlitz mit beiden Händen und verläßt langsamen Schrittes die Halle).

Raphael. „Meine Brüder! Nichts ist mehr vorhanden, was uns die Hände binden könnte. Das Mitleid ist vor der ‚Wissenschaft' entflohen, diese wird nunmehr allein unser Verfahren bestimmen."

Ein Vorhang fällt und verschließt die Scene. Man hört eine Stimme hinter dem Vorhang:

„Mit welcherlei Maße ihr messet, damit soll euch gemessen werden!"

Aus weitester Ferne vernimmt man einen Chorgesang der Seraphe:

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!"

Die Frage der ferneren Zulässigkeit der Vivisektion als wissenschaftliches Forschungsmittel hat im Laufe des letzten Jahrzehntes eine in ihrer Ausdehnung fast unübersehbare Litteratur an Büchern, Broschüren, Flugschriften u. s. w. hervorgerufen. Es scheint beim Hinblick auf dieselbe, als ob der erste Aufschrei des Entsetzens und der sittlichen Empörung, wie er zunächst von einzelnen, in ihrem Denken und Empfinden unabhängigen, in ihren Aeußerungen freimüthigen und unbeeinflußten Personen ausging, seit der Aufdeckung jener verborgenen blutigen Greuel in hunderten und tausenden von Herzen die gleichen Gefühle erweckt, in hunderten und tausenden Stimmen ein verstärkendes Echo, einen weiter und weiter tragenden Wiederhall gefunden hätte. Gleichwohl ist der Kampf gegen den, jedes unbefangene Gefühl unversöhnlich verletzenden, grauenvollen Mißbrauch menschlicher Ueberlegenheit über das wehrlos duldende Thier, wie er sich in jener angeblichen Forschungsmethode kundgiebt, von einem endgiltigen, entscheidenden Siege noch weit entfernt. Noch immer muß der Name der Wissenschaft sein volles Gewicht dazu hergeben, um die empörendsten Greuel nicht allein ungestraft verüben zu lassen, sondern sie staatlich zu autorisiren und sanktioniren; noch immer sind Unbefangenheit der Empfindung und Freimuth ihrer Aeußerung dem großen Publikum gerade in dieser Sache so fernliegend, daß sie uns, wo wir ihnen begegnen, als eine wahre Seltenheit und Ausnahmserscheinung entgegentreten; und die Vivisektoren üben ihr blutiges Handwerk täglich und stündlich unbehindert weiter fort. Wie viel Geist und Kenntniß, wie viel Herz und Gemüth hat sich nicht inzwischen in diesem ungleichen Kampfe in beharrlicher Ausdauer bewährt und bethätigt! Ungleich aber ist wahrlich der Kampf zu nennen, in welchem dem angegriffenen Gegner die Unbeweglichkeit der großen Menge zu Gute kommt, Indolenz und Trägheit mit ihrer lastenden Schwere das Gewicht der gelehrten Autorität verstärken, und bei der hierdurch bedingten Langsamkeit des Vordringens wohl zu Zeiten der entmuthigende Eindruck der Sieglosigkeit des Guten sich beängstigend geltend macht. Da braucht uns denn immer nur ein Blick auf die thatsächlichen Erfolge wieder neu zu erkräftigen, die das Gute als solches durch sein bloßes

Dasein und Wirken in sich birgt und für die Zukunft verbürgt, — das Gute als Bürgschaft des Guten! In diesem Sinne einer Ermuthigung haben wir in dem Buche von Frances Power Cobbe als einer neuen Bethätigung dieses wirkenden Guten Notiz zu nehmen: ist es zwar nur wieder ein „Buch", so hat es doch Seele und Leben; und mußten wir es mit seiner Fülle an überzeugender Beredtsamkeit des Geistes und des Herzens unter dem rein litterarischen Gesichtspunkte als eine Produktion ersten Ranges qualifiziren, das seine Wirkung, wohin es dringt, unmöglich verfehlen kann, so wollen wir unseren Bericht darüber mit dem Urtheil beschließen, daß wir es auch auf sittlichem Gebiete für eine der bemerkenswerthesten Thaten unserer Tage erklären.

Pernau, 17. (29.) Juni 1889. C. Fr. Glasenapp.

Die Heilung eines Pferdes.

Von Edmund Dorer.

Die alten Griechen glaubten, daß die Götter für die Thiere sorgten und sie nicht gering schätzten, sondern liebten und schützten. Daher waren auch Tempel und heilige Haine Freistätten für die verfolgten Thiere, die man als Schützlinge der Gottheit ehrte. In Arkadien lag ein Heiligthum des Pan. Alle Thiere, die dorthin ihre Zuflucht nahmen, wurden als Hülfesuchende des Gottes betrachtet und dies gewährte ihnen den besten Schutz. Ebenso waren die Hirsche, die in den Hain Apollos in Kunidium flohen, von jeder Verfolgung sicher.

Als ein gewisser Aristodikus die an dem Tempel zu Kumä befindlichen Vogelnester zerstörte und die Jungen herausnahm, soll er eine Stimme aus dem Innern des Tempels vernommen haben, die ihm zurief: „Verruchter, wie kannst du es wagen, die bei mir Zuflucht Suchenden zu vertreiben?"

Die Ueberzeugung, daß die waltende Gottheit das Wohl der Thiere nicht minder, als das der Menschen wolle und fördere, bewog den Griechen, den himmlischen Schutz nicht nur für sich und die Seinigen, sondern auch für geliebte Thiere zu erflehen. Aelian erzählt dies von einem gewissen Lenäus, der bei der Reiterei diente. Er hatte ein Pferd von schöner Gestalt, schnell im Lauf und starken Muthes. Außerdem machte es bei den Musterungen die Schulen, die ihm gezeigt worden waren, sehr geschickt, war ausdauernd im Kriege und ebenso tüchtig im Verfolgen, wo es Zeit war, als sich zurückzuziehen, wenn die Umstände es hierzu aufforderten. Dieses Pferd nun, so ausgezeichnet durch die einem Pferde zukommenden Tugenden, war durch einen Schlag unvermögend geworden, mit dem rechten Auge zu sehen. Da nun Lenäus das gefahrdrohende Uebel seines edlen Thieres erkannte, führte er das kranke Pferd in den Tempel des Gottes Serapis, den man als den Hort der Kranken verehrte, und bat ihn, wie für einen Bruder oder einen Sohn, sich des Leidenden zu erbarmen, der nichts Unrechtes begangen habe.

„Menschen", sagte er, „sind an manchen ihrer Leiden schuld, indem sie entweder etwas Gottloses gethan, oder etwas Frevelhaftes gesagt haben; ein Pferd aber — wie kann dies einen Tempelraub, wie einen Mord verschulden, oder eine Gotteslästerung, wie und woher?"

Zugleich nahm Lenäus auch selbst den Gott zum Zeugen, daß er seinerseits nie einem Andern ein Unrecht gethan und bat deshalb den Gott, seinen trefflichen Kriegskameraden und treuen Freund von seinem Augenübel zu befreien. Und es wird berichtet: Der Gott verachtete diese Bitte nicht und verschmähte es nicht, ein vernunftloses Thier zu heilen, sondern erbarmte sich des Kranken und dessen, der für ihn bat. Er ließ diesen ein Mittel finden, das Auge durch Bähungen zu erwärmen. Dieses wurde befolgt und das Auge des Pferdes wurde gesund.

Lenäus brachte nun Serapis Dank- und Rettungsopfer dar; das Pferd aber sprang und wieherte freudig um den Tempel her, als wollte es auch nach Kräften seine Dankbarkeit gegen den rettenden Gott bezeugen.

Gelehrte Folterhenker*).

Die Special-Forschungen der Physiologen pflegen gewöhnlich nur das Interesse der Gelehrten in Anspruch zu nehmen, doch sind etliche so absurd und werden von so wunderlichen Gelehrten angestellt, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. Jeder Mensch mit gesunden Sinnen wird dieselben nach Gebühr zu würdigen wissen.

Greifen wir z. B. eine der Fragen heraus, welche heutigen Tages die Physiologen, besonders die russischen, beschäftigen, die Frage der sogenannten Hautathmung. Bekanntlich athmet jedes Lebewesen nicht nur vermittelst der Athmungsorgane (wie der Lungen u. a.), sondern der Athmungsproceß vollzieht sich mehr oder weniger auch durch die Haut. Durch die Haut werden verschiedene Producte des Stoffwechsels aus dem Organismus ausgeschieden.

Um nun diese Frage zu ergründen, werden die verschiedensten Methoden angewandt, die jedoch alle nur die einzige Richtung verfolgen, auf die eine oder andere Weise die Athmungs- und Ausscheidungsfähigkeit der Haut künstlich zu hemmen und alsdann die Wirkung festzustellen, welche dieses Verfahren auf den Organismus ausübt. Welche Mittel ersann man zu diesem Zwecke? Man überzog die Haut mit einem beliebigen luftdichten Stoffe, wie Lack, Oel und dergl., aber die auf diese Weise erzielten Resultate fielen nicht befriedigend aus und die Experimentirenden ersannen „rationellere" Methoden. Im Laboratorium des Professors Paschutin**) wurde längere

---

*) In der „Nowoje Wremjä" Nr. 4684, der wir den nachstehenden Artikel entnehmen, lautet die Ueberschrift wörtlich übersetzt: „Gelehrte Schinder." — Vergl. auch „Anwalt der Thiere" 1889, Nr. 4 und 5, S. 69.

**) Paschutin „Allgemeine Pathologie", B. II, 2. Ausgabe: „Von der Athmung durch die Haut."

Zeit hindurch folgendes Verfahren gehandhabt: das Thier wurde in einen Gummisack gesteckt, dieser an seinem Halse festgebunden und das Thier so lange in diesem Sack belassen, bis es in Folge der „gehemmten Hautfunction" verendete. Da es jedoch seine täglichen Verrichtungen der Wissenschaft zu Liebe nicht einzustellen vermochte, so sammelte sich im Sack eine gehörige Menge von Excrementen an (um so mehr, da sich bei allen Thieren ein Magenleiden entwickelte), welche von den Experimentirenden durch einen Abzugsschlauch aus dem Sack mit den Händen gepreßt wurde. Einem Laien würde die Absurdität eines solchen Verfahrens sofort einleuchten, aber im genannten Laboratorium florirte es, wie gesagt, lange Zeit. Es ist begreiflich, daß auch diese „Methode" die „Wissenschaft" nicht völlig zufrieden stellen konnte, es mußte eine neue ersonnen werden: man verbrühte das Thier mit kochendem Wasser, in der richtigen Voraussetzung, dadurch seine Haut athmungsunfähig zu machen. Die im thierischen Organismus vorgehenden Veränderungen wurden nunmehr einer sorgfältigen Beobachtung unterzogen, wobei man nur das Eine außer Acht ließ, nämlich die Wirkung, welche das Verbrühen lebenden Fleisches schon an und für sich ausübt. Wie man sieht — für diese gelehrten Herren ein Umstand, der nichts zu bedeuten hat. . . . . Doch auch diese Methode fand bei anderen, in Sachen der „physiologischen" Forschung wahrscheinlich weniger erfahrenen „Gelehrten" nicht unbedingten Beifall. Und so ist man jetzt im Laboratorium des Herrn Paschutin, um allen unliebsamen Erörterungen ein Ende zu machen, bei einer äußerst einfachen — anschaulich überzeugenden und unwiderlegbaren Methode angelangt! Von dem Princip ausgehend, daß die Function irgend eines beliebigen Organs sich am deutlichsten feststellen läßt, wenn man dasselbe entfernt, zogen Herr Paschutin und der unter seiner Leitung arbeitende Herr Petermann lebenden Thieren das Fell vom Leibe. Dies klingt zwar völlig unglaublich, doch unterliegt das Factum keinem Zweifel, wovon sich ein Jeder überzeugen kann, der die merkwürdige Broschüre des jungen Gelehrten Petermann — „Ueber die Wirkung der gestörten Hautfunction auf die allgemeinen Erscheinungen im Thierkörper" (Dissertation Nr. 24, 1889) zur Hand nimmt. Unter Beihilfe seines Professors zog dieser Herr Petermann mit aller Gemüthsruhe Hunden und Kaninchen das Fell vom lebendigen Leibe ab (im buchstäblichen Sinne des Wortes), wobei er nur äußerst selten zu einer leichten Chloroform-Narkose griff, vielmehr dieses „Geschäft" meist ohne Anwendung anästhesirender Mittel vornahm (S. 64, 65, 68 u. s. w.) und zwar, „um die Ergebnisse dieser „wissenschaftlichen (!) Forschungen nicht zu trüben!" Das Experiment wurde folgendermaßen ausgeführt: Nachdem der Hund fest angebunden worden, wurde das „zum Abziehen bestimmte" Stück seines Felles ringsum durch einen Messereinschnitt bezeichnet und „entfernt", das heißt vom lebendigen Leibe gerissen (S. 54). In dieser Weise zogen die Herren Forscher dem Thiere stückweise alles Fell vom Rücken und von beiden Seiten ab und ließen dasselbe nur am Bauche, an den Extremitäten und dem Kopfe unangetastet, wahrscheinlich weil das Schinden dieser Theile nicht ganz so mühelos ist — es lohnt nicht,

sich damit zu befassen! Möge der Leser nur nicht denken, daß sie die Thiere durch diese Procedur lange gequält haben; bewahre! Herr Petermann versichert allen Ernstes, daß die ganze Operation bei genügender Handfertigkeit nicht länger als 15 Minuten dauert (!?) (S. 53, 54). Seiner Meinung nach hat es folglich nichts zu bedeuten, ein lebendes Geschöpf eine Viertelstunde lang zu schinden! Und wenn das Stillen des Blutes die Sache nicht verzögerte, so würde es mit diesem Schindergeschäfte noch rascher gehen. . . . Was nun die Schmerzhaftigkeit der Operation betrifft, so ist es freilich klar, daß weder Herr Petermann, noch der ihn unterstützende Professor den geringsten Schmerz dabei empfanden; Herr Petermann versichert sogar ganz ernst, daß selbst die Hunde sich „ganz leidlich" dabei befanden, denn nach seinem Dafürhalten können nur die Messerschnitte schmerzhaft sein (S. 54) — das Schinden selbst käme gar nicht in Betracht; außerdem fühlten sich die Hunde wahrscheinlich durch das stolze Bewußtsein gehoben, den Interessen der „Wissenschaft" zu dienen.

Nachdem den Hunden das Fell abgezogen worden, hüllte Herr Petermann dieselben ganz human in Watte und „Lappen" (S. 54) und beobachtete sie alsdann unter Anwendung der feinsinnigsten Forschungsmethoden. Das Resultat war ein ganz erstaunliches: es ergab sich, daß *Hunde ohne ihre Haut absolut nicht leben können*, ungeachtet aller Watte, „Lappen" und künstlichen Erwärmung. Nun waren alle Zweifel wie mit einem Schlage beseitigt. Ferner muß nunmehr als erwiesen betrachtet werden, daß alle früheren Methoden, wie das Ueberziehen der Thiere mit Lack, das Einstecken derselben in die eigenen Excremente, das Verbrühen u. s. w. äußerst ungenau und unsicher sind, weil ihre Wirkung verhältnißmäßig langsam zu Tage tritt (die Verbrühung natürlich ausgenommen), während die „Beseitigung" des Fells, d. h. die *plötzliche* und absolute „Unterdrückung" der Hautthätigkeit das handgreiflich hervortretende Resultat ergiebt, daß der Hund nach beendeter Operation sofort vollständig erschöpft und kraftlos daliegt (S. 92, 93, 95) — so heftig äußert sich der Effect dieser „Hemmung der Hautfunction"! Einige Hunde haben sich jedoch wieder etwas erholt und sollen nach Petermann's Aussage sogar ganz „munter" geworden sein (S. 70, 72, 75) — was uns, persönlich, äußerst befremdlich vorkommt. . . . Nach einiger Zeit nahm alsdann die Entkräftung zu, die Temperatur stieg und es erfolgte der Tod.

Nachdem Herr Petermann mehreren Dutzend Hunden das Fell abgezogen, wozu — eine Viertelstunde per Hund gerechnet, — nicht wenig Zeit erforderlich gewesen, überzeugte er sich, daß *die Thiere ihre Haut unumgänglich nöthig haben*. . . .

Nicht uninteressant sind ferner die Details der erlangten Resultate. Herr Petermann erklärt die Thatsache, daß bei den geschundenen Hunden die Temperatur in hohem Grade steigt mit der Ueberproduction von Wärme (S. 138, 140), die der seines natürlichen Pelzes beraubte Organismus nunmehr den inneren Theilen abgiebt. Diese Folgerung ist äußerst einfach und gleicht den Erscheinungen, welche sich bei einem Menschen einstellen, dem

man bei starkem Frost seinen Paletot abnimmt. Ueberhaupt betrachtet Herr Petermann die Haut, wie ersichtlich, ganz wie einen Pelz, den man nach Belieben von den Schultern werfen kann.

Wolle der Leser nicht annehmen, daß Schreiber dieser Zeilen zu den Leuten gehört, die sich gedankenlos gegen die Vivisektion erheben. Bei aller Achtung für die Männer, welche sich der wissenschaftlichen Physiologie widmen, können wir nicht umhin, unserer Empörung über solche Leute, wie die Herren Paschutin und Petermann, Ausdruck zu geben, denn sie schänden die Wissenschaft und werfen einen Schatten auf die Experimental-Arbeiten an Thieren*). Wie darf man sich darüber wundern, daß die Gesellschaft den Schindereien der Physiologen feindlich entgegentritt, wenn solche Herren Petermann's sich gleichfalls zu den Physiologen zählen! Experimente, wie die Petermann-Paschutinschen können doch unmöglich wissenschaftliche genannt werden — sie sind ein ganz unglaubliches Hirngespinnst und legen bloß Zeugniß ab von der merkwürdigen Eigenartigkeit sowohl der Anschauungen wie der wissenschaftlichen Vorbildung der Experimentirenden. Von Herzlosigkeit wollen wir schon gar nicht sprechen, denn der Begriff „Herz" ist den Psychopathen unzugänglich. „Selig ist, der auch die Thiere liebet" — „dieses Wort steht nicht nur für die Wiener Droschkenkutscher geschrieben" — sagt Hyrtl in seinem Handbuch der Anatomie, das dem Herrn Petermann wahrscheinlich wenig bekannt sein dürfte, trotz der ihm zuerkannten Doctorwürde eines Fellabziehers. . . Verzeihung, eines Mediciners. In der uns vorliegenden Dissertation eines Herrn Sassetzky: „Ueber den Einfluß von „Ermüdung" auf die Functionen des Organismus" lesen wir, daß die „Ermüdung" dadurch erzielt wurde, daß man Katzen einen Corridor entlang so lange hin und her peitschte, bis ihnen die Zunge aus dem Halse hing! Wahrlich — ein großartiges Mittel, überraschende Resultate und ein Doctordiplom zum Dank für die Bereicherung der Wissenschaft!!

Alles so eben Angeführte gehört übrigens in den Bereich solcher Experimente, welche an Thieren vorgenommen werden, bei denen bekanntlich statt einer Seele nur „Dampf"**) anzutreffen ist. Sehen wir nun zu, wie diese Herren sich zu ihren Mitmenschen verhalten.

In letzter Zeit haben Physiologen à la Paschutin es für nöthig erachtet, den Kreis ihrer Forschungen auch auf den menschlichen Organismus auszudehnen. Zur Lösung derselben Frage über „Unterdrückung der Hautthätigkeit" hat Herr Tikutjew in der Klinik des Professors Polotebnow kein Bedenken getragen, Menschen zu lackiren, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Thiere diese Procedur nicht vertragen, sondern sterben. Zum Glück erwies es sich, daß der Mensch viel zu ertragen vermag. Ein mit Lack

*) Hier weichen unsere Anschauungen von denen des geehrten Herrn Verfassers ab. In unseren Augen ist alles Vivisociren, alles Experimentiren an lebenden Thieren ein ungeheurer Frevel, ein Schandfleck, der so dunkel ist, daß kein Schatten ihn noch mehr zu verfinstern vermag. M. S.

**) Nach einer im Volke herrschenden Anschauung.

überzogener Knabe wurde nur schlaffüchtig und dumm, blieb jedoch — noch zu rechter Zeit vom Lack gereinigt — zum Trost seiner Angehörigen am Leben.

Ganz gleiche Anschauungen vertritt auch Herr Heidenreich, der auf die Nothwendigkeit hinweist, daß künstlich gezüchtete, tödtliche Krankheiten erzeugende Mikroben direct dem Menschen eingeimpft werden müßten, um die Wirkungsfähigkeit der gezüchteten Kulturen endgiltig feststellen zu können. Diese Aeußerung ist so originell, daß wir sie im Wortlaut wiedergeben: „Freilich", — sagt er*), „wäre es für die Wissenschaft und für das Wohl des zukünftigen Menschengeschlechts am vortheilhaftesten, wenn es gestattet werden würde, die Lösung dieser brennenden Frage der menschlichen Hygiene (wie Einimpfung des Typhus, der Cholera u. s. w.) dadurch herbeizuführen, daß besagte Kulturen wenn auch nur zum Tode verurtheilten Verbrechern eingeimpft werden dürften. Dieser für das 19. Jahrhundert noch nicht genügend reife Fortschritt (!?) würde dieselbe Bedeutung haben, wie die humane Verfeinerung (?) in der Vervollkommnung unserer heutigen, einen ungeheuren Massenmord erzielenden Kriegswerkzeuge" (?) . . . Alsdann könnte man die schädlichen Glieder der Gesellschaft mit großem Nutzen verwerthen (!?). Aus diesem Wortschwulst ergiebt sich deutlich, daß Herr Heidenreich sich für einen, dem 19. Jahrhundert bedeutend Vorausgeeilten hält.

Und wer weiß, vielleicht wird Herr Heidenreich keinerlei Bedenken tragen, seine Ideen gelegentlich zu verwirklichen, ja, warum sollte er es nicht? Gesteht doch der Gynäkolog Herr Ahlfeld in seinem „Berichte aus der geburtshilflich-gynäkologischen Klinik zu Gießen" (S. 294) ganz freimüthig, daß er Ovariatomien an Kranken vorgenommen habe, die dieser Operation gar nicht bedurften; seiner eigenen Aussage nach habe er dieselben einzig und allein zu seiner eigenen Uebung angestellt, da sich ihm nur selten Gelegenheit zur Erlangung der nöthigen Handfertigkeit darbot. Bekanntlich ist aber die Ovariatomie eine mit Aufschneiden des Unterleibes und — trotz der, heutigen Tages so sehr vorgeschrittenen chirurgischen Technik — mit großer Gefahr für die Patientin (natürlich nicht für den Operateur) verbundene Operation. Wenn aber ausländische Gelehrte von dem Schlage Ahlfeldt's es sich erlauben, derartig mit Menschen umzugehen, dann müssen die barbarischen, nichtsnutzigen Experimente, welche unsere einheimischen Gelehrten an sprachlosen Thieren anstellen, freilich als ganz harmlose Beschäftigungen erscheinen. . . .

Wäre es denn nicht möglich, irgend einen Ausweg zu ersinnen, um einem derartigen Forschungsgebahren aller ähnlichen Herren Zügel anzulegen?

N. Warpachowsky.

---

*) Heidenreich. Untersuchungs-Methoden niederer Organismen. S. 169.

X. Internationaler Thierschutz-Congreß in Dresden.

Unter den Punkten, die in den Sitzungen des Congresses zur Berathung, resp. zur Beschlußfassung gelangten, heben wir als eine der wichtigsten Thierschutzfragen*), die zur Beseitigung der Massenthierquälerei beim Schlachtgeschäfte empfohlene „Betäubung der Schlachtthiere" hervor, indem wir dem „Dresdner Anzeiger" (Nr. 164 vom 13. Juni 1889) folgenden Bericht aus dem betreffenden Referat entnehmen:

„Der Referent, Beringer-Berlin, faßt die von den Thierschutz-Vereinen aller Länder in Referaten, Resolutionen, Vorträgen und Fachzeitschriften niedergelegten Forderungen dahin zusammen: Zur Beseitigung der Thierquälereien, welche in Folge von Vorurtheil, Rohheit, ungenügender Körperkraft und mangelnder Kenntniß des Schlachtgeschäftes beim Schlachten vorkommen, ist die Betäubung aller Schlachtthiere nothwendig. Um diese Betäubung rasch, sicher, ohne Quälerei der Thiere durchzuführen, ist die allgemeine Anwendung geeigneter Betäubungsinstrumente anzustreben. Es sollen nur Leute zum Schlachten verwendet werden, welche hierzu befähigt sind. Ausnahmslos werden von den Thierschutz-Vereinen aller Länder verurtheilt der Genickstich, das sogenannte Knicken, und das Schächten ohne Betäubung. In verschiedenen Ländern ist die Betäubung aller Schlachtthiere schon länger in Uebung. In neuerer Zeit ist sie in den Schlachthäusern mehrerer deutschen Städte und in einigen Amtshauptmannschaften Sachsens durch obrigkeitliche Verordnung eingeführt. Referent betrachtet die Beseitigung der gräulichen Schauspiele, welche das Todtmartern der Thiere bietet, nicht bloß als eine Pflicht der Barmherzigkeit gegenüber der hilflosen Kreatur, sondern auch als eine Pflicht gegenüber den Menschen, besonders gegenüber den Kindern, die in kleinen Orten den Schlachtacten wie einer Volksbelustigung anwohnen und in denen dadurch schon frühe die besseren Gefühle erstickt werden. Daß ein solcher Zustand noch besteht, dafür sei die ganze Gesellschaft verantwortlich, alle Diejenigen, welche als die Träger des culturellen Fortschrittes gelten, alle Diejenigen, denen es besonders obliegt, über den Sittenzustand des Volkes zu wachen. „Wir sehen es ja", sagt Redner, „wie viel ein Mann in einflußreicher Stellung in einer Gemeinde thun kann: überall da, wo ein Pfarrer, ein Landrath oder sonst ein in der Gemeinde geachteter Mann sich die Abstellung des abscheulichen Brauchs, die Thiere ohne vorherige Betäubung zu schlachten, hat angelegen sein lassen, wurde ohne Schwierigkeit das Betäuben der Schlachtthiere eingeführt." Geistliche, Verwaltungsbeamte, alle Leute in einflußreicher Stellung, besonders die Presse, müßten zusammen helfen, um die Vorurtheile, die verkehrten

*) Die hervorragendste und brennendste: Die Vivisektion, diese grauenhafte, scheußlich raffinirte Thierquälerei ist, — wie bereits zu befürchten war, — auch auf diesem X. internationalen Thierschutz-Congresse todtgeschwiegen worden!! Ein Antrag des neuen Dresdner Thierschutzvereins, welcher sich gegen die wissenschaftliche Thierfolter wendet, wurde zwar verlesen, aber den „getroffenen Bestimmungen" gemäß, als „nicht discutirbar" (!?) zurückgelegt. M. S.

Ansichten, die Rohheit und die Macht der Gewohnheit zu bekämpfen, die in Bezug auf das Schlachtgeschäft herrschen, und auf gesetzliche Einführung der Betäubung aller Schlachtthiere hinwirken. Wenn für diese wichtige Sittenfrage, nur der zehnte Theil von Interesse, von Druckerschwärze und von Zeitungspapier aufgewendet würde, wie für siamesische Zwillinge, preisgekrönte Schönheiten und andere dergleichen interessante Sujets, so würden wir schon längst in allen Ländern Gesetze haben, welche die ganz unnöthigen Thierquälereien beim Schlachten beseitigen.

Mit dankender Anerkennung erwähnt Redner, daß für das Jahr 1890 eine Anzahl Kalenderverleger den Thierschutzvereinen ihre Unterstützung in dieser Sache zugesagt haben. Er ist der Ansicht, daß die öffentliche Meinung, wenn aufgeklärt durch die Presse, die gesetzliche Reform des Schlachtwesens so laut verlangen würde, daß die Herren Volksvertreter einer neuen Petition der Thierschutzvereine vielleicht dieselbe Beachtung schenken würden, wie den gegen die letzte Petition gerichteten Vorstellungen der israelitischen Gemeinden. Die Thierschutzvereine könnten die Abstellung der Thiermartern, die allein im deutschen Reiche täglich an ca. 100,000 Thieren beim Schlachten verübt werden, nicht von ihrem Programm streichen, weil etwa 5 Procent aller Schlachtthiere geschächtet werden. Redner glaubt, etwas näher auf diese Schlachtart eingehen zu sollen, weil gerade am Schächten die Bemühungen um eine gesetzliche Reform des Schlachtwesens zu scheitern drohen und weil von einer Seite das Schächten als ein besonders humanes Verfahren dargestellt worden sei. Daß jede gehässige Nebenabsicht ausgeschlossen sei, beweise schon der Umstand, daß unter den Mitgliedern der Thierschutzvereine viele Juden seien, welche gleichfalls im Schächten ohne Betäubung eine Thierquälerei erblicken, die in schroffem Gegensatze zu dem Geiste des mosaischen Gesetzes steht. Von Sentimentalität könne hierbei keine Rede sein, da selbst abgehärtete Schlächter das Schächten für eine Grausamkeit erklären. Wenn man die widerlichen Vorgänge bei solch' einem Schlachtacte sehe, glaube man gern jenen Rabbinern, welche versichern, daß das Schächten, so wie es bisher ausgeübt wird, nicht durch die mosaische Religion geboten sei. Redner zeigt an einigen Stellen aus französischen Schriften, wie in Frankreich das Schächten verurtheilt wird. Er verliest die Stellen aus der Bibel, auf welche die späteren Rabbiner diese Schlachtmethode begründet. Sie sind dabei von den physiologischen Kenntnissen ihrer Zeit ausgegangen. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zeigt sich aber, daß sie mit dem Schächten gerade das Gegentheil von dem bewirkten, was sie beabsichtigten, nämlich, das geschächtete Thier vollständig vom Blute zu entleeren. Das rituell, vorschriftsmäßig geschächtete, nicht nachgeschnittene Thier blutet im Gegentheil nicht so gut aus, wie das betäubte und unmittelbar darauf gestochene Thier, und das Fleisch desselben geht rascher in Fäulniß über. Ebenso wird die Talmudvorschrift, kein Fleisch von erstickten Thieren zu essen, illusorisch, da beim Schächten die Durchschneidung der beiden unteren Kehlkopfnerven Erstickung bewirkt. Redner verliest einen Artikel der „Deutschen Fleischerzeitung", welcher die interessanten Untersuchungen des

Physiologen Du Bois-Reymond über die Veränderungen im Blute gequälter Thiere behandelt. Redner glaubt, es würden wohl die meisten gebildeten Israeliten einverstanden sein, daß in dieser Sache eine Concession an die Anschauungen und das Sittlichkeitsgefüh. der modernen Welt gemacht werden müsse, um so mehr, als durch das Schächten ohne Betäubung dem Geiste des mosaischen Gesetzes, das Thierquälerei verbietet, zuwider gehandelt werde.

Die Thierquälereien, welche beim Schlachten ohne Betäubung der Thiere stattfinden, geben Redner Anlaß, die Frage in Erwägung zu ziehen: Ist der Verblutungstod an sich, abgesehen von der Stich- oder Schnittwunde und sonstigen Verletzungen, schmerzhaft oder nicht. Es komme hier ganz darauf an, ob der Kopf hoch gehalten wird oder ob er abwärts hänge. Im ersteren Fall werde das Hirn bald blutleer, was Bewußtlosigkeit zur Folge habe: im letzteren Fall bleibe das Hirn mit Blut gefüllt und es kämen die äußerst schmerzhaften Krämpfe, welche eintreten, wenn sich die kleinsten Blutgefäße entleeren, zum Bewußtsein. Hebe man den Kopf eines geschächteten oder gestochenen Thieres hoch, so schwinden rasch alle Lebenszeichen und das Auge reagirt auf keine Berührung mehr, während bei herabhängendem Kopfe des Thieres noch 6—10 Minuten lang die lebhaftesten Empfindungen der Todesqual in allen seinen Gliedern und besonders in den um Barmherzigkeit flehenden Augen zum Ausdruck kommt. Da nun beim Schlachten der Kopf des Thieres immer nach unten liegt oder hängt, so empfinde es die furchtbare Marter bis zum letzten Athemzug, wenn es nicht betäubt worden.

Als die verwerflichste Schlachtmethode bezeichnet Redner den Genickstich oder das „Knicken", von dem Professor Gerlach sagte, „daß es die größte Thierquälerei sei, die von Staats wegen mit der größten Strenge unterdrückt werden sollte. Die Thiere sind nach demselben zwar gelähmt, aber das Gehirnleben dauert fort trotz der Verletzung des verlängerten Markes. Die geknickten Thiere sterben eigentlich an einer langsam erfolgenden Erstickung unter den größten Qualen. Ein geknickter Hirsch kann noch fühlen, wie ihm aus lebendigem Leibe die Eingeweide herausgenommen werden." Warum man alle diese grausamen Schlachtmethoden noch anwendet, anstatt die Thiere zu betäuben, ist nicht einzusehen; nicht bloß das Mitleid mit den Thieren, auch hygienische Gründe, die bessere Beschaffenheit und größere Haltbarkeit des Fleisches und die Erleichterung des Schlachtgeschäftes sprechen für die Betäubung der Thiere vor der Tödtung durch Blutentziehung.

Um die Thierquälereien, welche beim Schlagen der Thiere durch Mangel an Kraft, Unsicherheit und Zaghaftigkeit verübt werden können, zu verhüten, sollen geeignete Betäubungsinstrumente angewendet werden. Für Großvieh, besonders für sehr starke Thiere, hat sich die Schußmaske, die in mehreren Schweizer Schlachthäusern verwendet wird, vorzüglich bewährt. In Frankreich und in Italien ist die Bruneausche Schlachtmaske viel in Gebrauch, für deren Einführung die dortigen Thierschutzvereine sehr thätig sind. Nach demselben System stellt Brausewaldt in Güstrow Schlachtmasken für Groß-

und Kleinvieh her. In neuerer Zeit werden die verbesserte Schlachtmaske von Kleinschmidt, sowie dessen Betäubungsinstrumente für Kälber, Schafe, Ziegen und Schweine immer mehr in Gebrauch genommen*).

Da man so praktische Betäubungsapparate hat, deren Handhabung weder große Kraft noch viel Uebung erfordert, so sei nicht einzusehen, sagt Redner, warum man immer noch das Großvieh mit Keule und Beil schlage. Besonders verwerflich sei es, daß man die Lehrlinge das Schlagen am lebenden Thiere lernen lasse und noch dazu an großen Thieren. Die Berliner Schlachthausverwaltung habe jetzt eine sehr nachahmenswerthe Einrichtung getroffen; sie habe einen Uebungsapparat aufgestellt, an dem die Lehrlinge das Schlagen lernen. Erst wenn sie hier die nöthige Uebung erlangt haben, werden sie zum Schlagen der Thiere zugelassen.

Redner citirt einen Vers, der im Schlachthaus zu Siegen an der Wand angeschrieben ist:

„Blutig ist ja Dein Amt, o Schlächter, d'rum übe es menschlich;
Schaffe nicht Leiden dem Thier, das Du zu tödten bestimmt;
Leit' es mit schonender Hand und tödte es sicher und eilig,
Wünschest Du selber ja auch: Käme doch sanft mir der Tod!"

Mögen diese Worte, fährt Redner fort, die gute Vorbedeutung haben, daß auch in den Kreisen, in welchen die Thierschutzbestrebungen bisher die meisten Widersacher fanden, die Auffassung durchdringe: es ist gewissenlos, einem Thiere, das wir tödten, auch noch unnöthige Schmerzen zu bereiten.

Zum Schluß bittet Redner die Versammlung, ihre Zustimmung zu nachfolgendem Appell zu geben:

„Wir beim X. internationalen Congreß versammelten Vertreter der Thierschutzvereine richten an die Regierungen aller Länder die Bitte: Dieselben wollen gegen die beim bisherigen Schlachtbetrieb vorkommenden Thierquälereien einschreiten und die nöthigen Schritte zur gesetzlichen Einführung der Betäubung aller Schlachtthiere thun.

Wir bitten alle staatlichen Verwaltungs- und die Gemeindebehörden, daß sie die Betäubung aller Schlachtthiere innerhalb ihres Verwaltungsbezirkes anordnen und die Verwendung von Apparaten empfehlen, welche eine rasche und sichere Betäubung ermöglichen. Als solche haben sich bewährt: die Schußmaske, die nach dem System Bruneau construirten Schlachtmasken für Großvieh und die Kleinschmidtschen Betäubungsinstrumente für Schafe, Kälber, Schweine und Ziegen.

Wir legen es besonders den Geistlichen an's Herz, in ihren Gemeinden dahin zu wirken, daß die Menschen in der Thierquälerei ein

*) Anmerkung. Vor Erstattung des obigen Referats wurden im Dresdener Schlachthause vor den Congreßmitgliedern Schlachtproben mit der Schlachtmaske und den von der Maschinenfabrik Höhnemann u. Küchler in Erfurt angefertigten Kleinschmidtschen Betäubungsinstrumenten vorgenommen. Die Betäubung der Thiere erfolgte blitzartig schnell; kein Klagelaut war zu hören und das Thier lag so vollkommen ruhig, daß das Abstechen leicht und bequem vorgenommen werden konnte. An den Köpfen der Thiere war kaum eine Verletzung zu sehen und die Ausblutung war nach dem Urtheil der Sachverständigen vollständig.

Unrecht, eine Sünde erkennen, daß sie den Thieren, die sie schlachten, einen raschen, schmerzlosen Tod geben, statt ihnen lange und unnöthige Qualen zu bereiten.

Wir bitten die Lehrer, bei der ihnen anvertrauten Jugend belehrend und ermahnend dahin zu wirken, daß dieselbe die Schlachtstätten und den Anblick von Schlachtungen meide.

Wir bitten die Schriftsteller und besonders die Zeitungsredacteure, die Verleger der periodischen Presse und der Kalender, ihren großen Einfluß auf die öffentliche Meinung anzuwenden zur Weckung des Volksgewissens, um die Beseitigung der Thierquälereien beim Schlachtgeschäfte und eine Reform desselben herbeizuführen.

Wir richten an die Angehörigen des Fleischergewerbes die dringende Bitte: dieselben möchten den berechtigten Forderungen aller humanen und gesitteten Menschen Rechnung tragen und die Betäubung aller Schlachtthiere, in welcher rationelle Schlächter schon bisher einen Fortschritt und eine Erleichterung ihres Geschäfts erblicken, einführen und damit alle beim Schlachten vorkommenden unnöthigen Thierquälereien beseitigen.

Endlich richten wir an alle Israeliten, die Werth darauf legen, sich nicht in Widerspruch zu setzen mit den sittlichen Anschauungen und Forderungen ihrer christlichen Mitbürger, die Bitte, sie mögen ihren Einfluß auf ihre Religionsgenossen aufbieten, damit die auch beim rituellen Schächten so dringend nöthige Reform angebahnt und der Widerstand beseitigt werde, der von einem Theil ihrer Glaubensgenossen unseren Bestrebungen zur Herbeiführung einer gesetzlichen Reform des Schlachtbetriebes entgegengesetzt wird."

Vorstehende Resolution wurde nach lebhafter Debatte einstimmig angenommen.

Zur 50jährigen Jubelfeier des (alten) Dresdner Thierschutzvereins, welche im Anschluß an den X. Internationalen Thierschutz-Congreß am 13. Juni in Dresden begangen wurde, entsandte unser Verein folgendes Schreiben:

An den Dresdner Verein zum Schutze der Thiere unter dem Protektorate Sr. Majestät des Königs von Sachsen.

Dem hochgeehrten Dresdner Verein zum Schutze der Thiere sendet zu der Jubelfeier seines 50jährigen Bestehens der unterzeichnete Verein seine herzlichsten Glückwünsche.

Unter allen Verdiensten, welche der Dresdner Verein während seiner langjährigen Wirksamkeit in die ihn schmückende Ehrenkrone geflochten, glänzt, nach unserer und aller gleichgesinnten Vereine thierschützerischer Ueberzeugung, als herrlichster Juwel das hohe Verdienst von allen Thierschutzvereinen des deutschen Reiches der erste gewesen zu sein, der — zur Zeit seiner schönsten Blüthe — den Muth gewann, die Gräuel der Vivisektion aufzudecken und unentwegt den Kampf gegen diese, unser Jahrhundert schändende, menschenunwürdige sogenannte Forschungsmethode aufzunehmen.

Möge es dem Dresdner Verein beschieden sein, den zeitweilig getrübten Glanz dieses schönsten Edelsteins in der Krone seiner vielfachen Verdienste neu erstrahlen zu sehen und als würdiger Veteran unter den deutschen Thierschutzvereinen auch nach dieser, in kultureller und sittlicher Beziehung wichtigsten thierschützerischen Seite hin, den Brudervereinen ein leuchtendes Vorbild zu sein!

Für den Thierschutzverein unter dem Namen „Damencomité des Rigaer Thierasyls"

Präsidentin: **Mary v. Schilling.**

Riga, am 8. Juni 1889.

Thierschutz-Congreß in Petersburg. Die russische Central-Thierschutzgesellschaft in Petersburg beabsichtigt, gelegentlich der Feier ihres 25jährigen Bestehens am 4. October 1890 einen Thierschutz-Congreß zusammenzuberufen, der sich aus Delegirten aller Zweig- wie selbstständigen Thierschutzvereine in Rußland zusammensetzen soll. Falls diese Vereine ihre Betheiligung zusagen, wird die Genehmigung zur Veranstaltung dieses Congresses erbeten und das Programm für die Tagesordnung derselben entworfen werden. Der Vorstand fordert die betreffenden Vereine auf, diejenigen Fragen, welche sie auf die Tagesordnung des Congresses gesetzt zu sehen wünschen, anzugeben und einen kurzen Abriß über ihre Thätigkeit seit ihrem Bestehen einzusenden. — Vom Central-Verein wird ein vollständiger Ueberblick über seine Wirksamkeit während der 25 Jahre seines Bestehens als Festgabe herausgegeben werden. M. S.

Der Freund aus Eden.

Nach alter Sage.

Aus seines Paradieses Lauben
Zog still das erste Sünderpaar,
Und seufzte, daß verloren war,
Was eig'ne Schuld nur konnte rauben.
Wohl schimmert's noch mit gold'nen Strahlen
Herüber aus den fernen Thalen,
Noch weht es in dem Hauch der Lüfte
Wie reine Paradieses Düfte;
Doch ach! der Düfte reiche Bronnen,
Der Blumenkelche farbig Heer,
Die goldnen Sterne, lichten Sonnen,
Sie sah der arme Mensch nicht mehr!
Und die sich ehe zu ihm fanden
Und klug-gesellig ihn verstanden,
Verwandter Wesen liebe Schaar,
In deren schmeichelnder Geberde,
In Liebeslauten wunderbar
Die Unschuld sich der jungen Erde,
Der Kreaturen heil'ger Bund
In Lust und Liebe thaten kund —
Die Zeugen seines schönen Lebens
Sucht er in Flur und Wald vergebens.

Aus seiner Heimath ausgetrieben
Lag fern der arme Mensch und sprach:
„Ach! folgte mir von all' den Lieben
Nur Eines als Gefährte nach!
Nur Eines, daß der alten Liebe
Ein Denkmal uns, ein Zeugniß bliebe!"
Das hört der Herr und nimmt zu Herzen
Sich der verwaisten Menschen Schmerzen,
Und zu den Thieren, die er schuf,
Tönt alsobald sein Will' und Ruf.

Noch auf des letzten Berges Saume
Liegt stumm das Paar dahingestreckt,
Als, wie aus einem finstern Traume
Ein wohlbekannter Laut sie weckt.
Und freudig kommt's mit munter'm Lauf
Durch's Feld daher, die Höh' herauf,
Und schmiegt sich mit der Liebe Zeichen,
Als wollt' es nie von ihnen weichen,
Den Beiden traulich kosend an.

Und in den Wolken, aufgethan,
Zeigt sich der Herr und ruft zur Erde:

„Des Himmels Zorn hat nicht Bestand;
Straft ein', erfreut die and're Hand.
D'rum, daß euch kund das And're werde,
Hab' für die lange Pilgerfahrt
Ich euch dies Hündlein aufgespart.
Sei es euch Wacht in finst'rer Nacht,
Ein Schirm euch gegen Feindes Macht,
Ein Tröster in des Lebens Wehen,
In Blindheit euch ein Hort und Stab,
Ein treuer Freund euch bis an's Grab!"
So sprach der Herr, so ist's geschehen.

Karl Förster.

Ein fehlerhaftes Pferd. Herr v. R. ist seit einigen Jahren im Besitz eines Steppenkleppers, den er bisher für ein fehlerfreies Pferd hielt. Neulich wurde er von seinem Kutscher, der, trotz seines kleinrussischen Phlegmas, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, einen eichenen Balken umschwenkt, als wäre er ein Spazierstock, eines andern belehrt. „Herr!" sprach derselbe eines Tages, unser „Maltschik" ist wohl ein tüchtiges, munteres Pferd, aber heute hat er mir doch einen ganz ungehörigen Streich gespielt. Ich fuhr mit fast überschwerer Last den steilen Berg am Flusse hinauf und wollte ihm, wie sich's gehört, beim Ziehen helfen. Doch, was denken Sie!? Da schritt er so aus, daß ich ihm unmöglich folgen konnte."

Eines andern Tages bemerkte Herr v. R., daß sein Kutscher am Arm litt. Auf seine Frage, was ihm fehle, streifte dieser seinen Aermel zurück, zeigte eine breite Stelle, die in allen Regenbogenfarben schillerte und sagte: „Da sehen Sie, was Maltschik gemacht hat!" „Aber weshalb erlaubst Du ihm solche Ungezogenheiten?" „Ach, Herr," war seine Antwort, „Maltschik" tollte und schäkerte wie gewöhnlich mit mir und dabei versah er sich, indem er mich nicht an der Switka, sondern am Arm faßte; und dafür kann ich ihn doch unmöglich strafen!"

* * *

Mögen vorstehende, aus dem Leben gegriffene kleine Episoden den Herrschaften ein Wink sein, Thierpfleger welchen Charakters sie zu wählen haben und diesen Letzteren, wie sie ihres Amtes zu walten haben. Gewiß ist die alte Regel begründet: Suum cuique proprium dat natura munus. Leider wird dies so sehr häufig bei Stellenbesetzung ganz außer Acht gelassen! Findet man einen nüchternen russischen Kutscher, so thut man im Allgemeinen gut daran, ihm den Vorzug vor anderen Nationalitäten zu geben.

H. v. R.

Einfache Heilmittel. Gegen verdorbene Hufen soll frische, ungesalzene Butter sich vortrefflich bewähren. Bei einem sehr werthvollen Pferde angewandt, wurde in sechs Wochen ein glänzendes Resultat erzielt.

Desgleichen soll sich bei der Schnäbe Essig mit Ziegelmehl, wovon den an dieser Krankheit leidenden Hunden zweimal täglich einige Tropfen in die Nase getröpfelt werden, empfehlen, und alsbald Genesung erfolgen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 10 Августа 1889 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

V. Jahrgang. September—Oktober 1889. № 9 u. 10.

Berganza's Lehr- und Wanderjahre.

Von Edmund Dorer.

Der große Dichter Cervantes, der so tiefe Blicke in das Wesen der Menschen gethan, was seine Romane und Novellen an vielen Stellen beweisen, war auch ein liebevoller und scharfsichtiger Beobachter der Thiere, die er ebenso trefflich schildert als die Menschen, mit denen sie in nähere Berührung kommen. Freilich läßt uns der Dichter merken, daß bei solchen Verhältnissen der Vorzug einer verständigen Lebensführung nicht immer auf Seiten der Menschen ist, sondern daß im Gegentheil die Thiere oft vernünftiger sich erweisen als diese, und daß sie durch deren Bosheit, Tücke oder Thorheit viel zu leiden haben. Im „Don Quijote" müssen Rossinante, das Pferd des irrenden Ritters und der Esel seines Schildknappen nutzlos alle Kreuz- und Querzüge der Abenteurer mitmachen, wobei sie meistens nichts als Mühe und Hunger ernten und nur Gelegenheit haben, ihre Anhänglichkeit, Treue und

Ausdauer zu zeigen. Und wie gelassen und vernünftig beträgt sich auch sogar der wilde Löwe, dessen Käfig Don Quijote öffnen läßt, im Vergleich mit dem phantastisch kühnen Ritter, der ihn in toller Verwegenheit zum Kampfe herausfordert! Das Thier kehrt ihm einfach den Rücken zu und nimmt die Ausforderung gar nicht an, obwohl der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft gewesen wäre.

Eine Ironie, wie sie diese Ereignisse aus Don Quijote enthalten, waltet auch in der Humoreske: „Das Gespräch der zwei Hunde Berganza und Cipion", welches Cervantes einer seiner Novellen beigefügt hat. In diesem Gespräch erzählt der Hund Berganza, dem plötzlich die Fähigkeit zu sprechen verliehen worden, seinen ganzen Lebenslauf bis zu seinem Eintritt in das Hospital zu Valladolid. Seine Erfahrungen und Erlebnisse zeigen, daß er durch die Bosheit oder Dummheit der Menschen vielfach in seinen vernünftigen Lebensplänen gestört wurde und daß er erst nach langen Irrfahrten und Leiden zu dem schönen Ziele einer befriedigenden Thätigkeit gelangt, wonach er stets in seinem dunklen Drange gestrebt hatte.

Das Gespräch der Hunde ist keine sehr umfangreiche Dichtung, aber es enthält mehr der tiefsten Empfindungen und Gedanken des trefflichen Mannes und Dichters, als viele seiner größeren und kunstreicheren Werke. Cervantes legte in dem Gespräch dem vielgewanderten Hunde Berganza Meinungen und Aussprüche in den Mund, die er selbst in seinem wechselvollen und bewegten Leben gewonnen hatte. Gewiß eine große Ehre für den Hund und sein ganzes Geschlecht, das der Dichter nach Verdienst schätzte. Dies beweist nicht nur die Wahl eines Hundes zum Helden des Gespräches und gleichsam zum Vertreter des Dichters und seiner Ansichten, sondern auch die Aeußerungen der Hunde über sich selbst, welche die Ansicht des Dichters enthalten. Nach dieser wohlbegründeten Voraussetzung war Cervantes der Meinung, daß die Hunde große Vorzüge vor anderen Thieren haben und wie viele bemerkt hätten, einen in vielen Dingen höchst lebendigen und scharfen Instinkt besitzen, welcher offenbar nicht weit davon entfernt sei, ein gewisses Etwas von Verstand nachzuweisen, das selbst des Vernunftgebrauches nicht ganz unfähig sei. Allgemein sei ihr gutes Gedächtniß, ihre Dankbarkeit und große Anhänglichkeit gepriesen. Sie seien dem Menschen das Symbol der Treue geworden und viele derselben nach dem Tode ihrer Herren vor Schmerz freiwillig gestorben. Nach dem Elephanten nehme der Hund den ersten Rang unter den Thieren im Besitze des Verstandes ein. Als eine vorzügliche Tugend des Hundes wird die Demuth von Cervantes erwähnt, welche ihm die feste Grundlage aller Tugenden ist und ohne welche keine derselben bestehen könne. Die Demuth, sagt er, überwindet Hindernisse, besiegt Schwierigkeiten und ist ein Mittel, welches uns immer zu einem rühmlichen Ziele führt. Aus Feinden macht sie Freunde, mäßigt den Zorn der Erbitterung und mildert den Stolz der Uebermüthigen. Sie ist die Mutter der Bescheidenheit und Mäßigung. Ueber sie können die Laster keinen Sieg von Bedeutung feiern, denn die Pfeile der Sünden stumpfen sich ab und verlieren ihre Schärfe an ihrer Güte und an ihrer Sanftmuth.

Die Selbstbiographie, welche Berganza nach diesem Lob der Hunde mittheilt, giebt dem Dichter Gelegenheit, sich über verschiedene Stände, über die Schattenseiten des spanischen Staatswesens, über gewissenlose Betrügerei und Unredlichkeit, die die Rechtsbegriffe erschüttern, über Wahn und Vorurtheile zu äußern und zwar durch den Mund des Hundes, der freilich dabei Aeußerungen thut, welche den Lippen eines Weisen keine Unehre machten.

Oft empörte sich das Herz des Dichters bei der Betrachtung der Welt, aber er mäßigte seinen Zorn, um nicht gegen das Gebot der Religion und der Liebe zu fehlen. Sein Scharfsinn durchschaute die Seelen der Menschen; er fand sie voller Thorheiten und schlimmer Neigungen; aber seine milde Geisteshoheit und seine christliche Gesinnung ließen ihn nicht zum vernichtenden und liebelosen Satiriker werden. Er wollte belehren und ergötzen, und nicht lästern und geißeln; die Sachen rügen und nicht die Personen schmähen. Und dies ist nach der Ansicht des Dichters nicht leicht, denn er meint, derjenige müsse viel wissen und gut in den Bügeln sein, der unterhalten wolle, ohne die Grenzen der Lästerung und Rachsucht zu berühren, weil wir von unseren ersten Eltern mit der Muttermilch die bösen Thaten und die bösen Reden tränken und erbten. Man sehe es deutlich daran, daß ein Kind kaum sein Aermchen aus den Windeln stecke, so hebe es schon die Hand auf, um sich an demjenigen zu rächen, von dem es sich gekränkt glaube und beinahe das erste Wort, daß es hervorbringe, sei eine Beschimpfung der Amme oder der Mutter.

Cervantes wollte diese Klippen einer im Grunde edlen Entrüstung vermeiden und er hat sie vermieden. Seine Satire gleicht nicht dem tödtenden Schwert des Scharfrichters, sondern der Lanzette des Arztes, der verwundet, um zu heilen. Denn trotz allen schweren Erfahrungen und Enttäuschungen verfiel der heitere, edle Geist nicht in dumpfen Groll und düsteren Menschenhaß. Er gehörte zu den Auserwählten, die nach dem Wort des Apostels sich nicht erbittern lassen.

Ein glänzendes Beispiel dieser Denkungsart und einer edlen Satire ist der ganze Don Quijote; aber auch in seinen kleineren Dichtungen hat Cervantes Bemerkungen und Schilderungen eingeflochten, die denselben Geist athmen, doch nirgends findet man so viele Aussprüche der Art, als in dem Hundegespräche. In diesem Gespräche benutzt er die Lebensschicksale des Hundes Berganza, um über Dinge und Menschen sein Urtheil abzugeben und ein Bild des damaligen Spaniens zu entwerfen. Berganza ist der vierbeinige bescheidene Vorläufer des berühmten Gil Blas, der wie dieser durch den Dienst bei verschiedenen Herren die Welt und sich selbst kennen lernt und am Ende zu einem Ruheport gelangt. Dies möge ein kurzer Ueberblick seines Lebens und einiger seiner Abenteuer beweisen.*)

Berganza erblickte das Licht der Welt in der schönen Stadt Sevilla und zwar in dem Schlachthause vor dem Fleischthore. Sein erster Herr war

*) Wir benutzten hierzu die verdienstvolle und mit Einleitungen versehene Uebersetzung der Novellen des Cervantes von R. Baumstark (Regensburg 1868).

ein Metzger Nikolas, genannt die Stumpfnase, ein kräftiger, gedrungener und jähzorniger Bursche. Dieser Nikolas lehrte ihn die Stiere anfallen und an den Ohren packen. Mit großer Leichtigkeit wurde Berganza sehr gewandt in diesem Kunststück, welches eine Art Thierquälerei war; denn wie er meint, da das Böse von selbst komme, so lerne man es auch leicht üben.

Was er nun weiter in dem Schlachthause sah, befremdete ihn und erregte seinen Unwillen. Er fand, daß Alle, die dort arbeiteten, ruchlose Menschen mit weitem Gewissen waren, die weder den König noch die Obrigkeit fürchteten, und einem Menschen mir nichts, dir nichts, das Messer in den Leib stießen, als wenn sie einen Stier schlachteten. Die Meisten glichen fleischfressenden Raubthieren, die sich und ihre Freundinnen von dem, was sie stahlen, ernährten. Nikolas machte keine Ausnahme von der Regel, und da er den Berganza gelehrt hatte, einen Korb im Munde zu tragen und ihn gegen Jedermann zu vertheidigen, so zeigte er dem Hunde das Haus seiner Geliebten, wodurch die Gänge ihrer Magd zum Schlachthause überflüssig wurden; denn Berganza brachte ihr am frühen Morgen, was ihr Geliebter gestohlen hatte. Eines Tages nun, als er in der Morgendämmerung in aller Sorgfalt dahinwandelte, ihr ihren Antheil zu bringen, hörte er aus einem Fenster seinen Namen rufen. Er blickte empor und sah ein außerordentlich schönes Mädchen. Er hielt ein wenig an, sie kam an die Hausthüre herab und rief ihn abermals mit Namen. Er näherte sich ihr, als ob er erfahren wollte, was sie von ihm verlange. Dies war nun nichts Anderes, als daß sie ihm nahm, was er im Korbe hatte und ihm statt dessen einen alten Pantoffel hineinlegte. Nachdem das Mädchen ihm das Fleisch genommen hatte, sagte es zu ihm: „Geh, Garilan, oder wie Du heißest, und sage Deinem Herrn, dem stumpfnasigen Nikolas, er solle sich nicht auf ein Thier verlassen. Vom Wolfe das Fell und dies aus dem Korbe!“ Berganza hätte ihr ganz füglich wieder abnehmen können, was sie ihm genommen hatte, aber er wollte nicht, da er vor der weiblichen Schönheit Achtung hatte. Also kehrte er ohne die Fleischportion und mit dem Pantoffel zu seinem Herrn zurück. Als dieser den Pantoffel sah, stellte er sich gleich den gespielten Streich vor, ergriff das Messer und führte einen solchen Stich nach dem Hunde, daß, wenn er nicht einen Seitensprung gemacht hätte, sein Leben verloren gewesen wäre. Berganza ergriff sogleich die Flucht, nahm den Weg unter die Füße und eilte hinaus in die freie Welt, wohin ihn das Schicksal führen wollte. Eine Nacht schlief er unter freiem Himmel; am andern Tage führte ihn das Geschick einer Heerde Schafe und Hammel entgegen. Sobald er dieselben erblickte, glaubte er einen Hafen der Ruhe und einen angemessenen Wirkungskreis gefunden zu haben; denn es kam ihm als eigentliches und natürliches Amt der Hunde vor, Heerden zu bewachen, ein Geschäft, das eine große Tugend in sich schließe, Demüthige und Machtlose gegen die Gewaltigen und Uebermüthigen zu schützen und zu vertheidigen. Den Hirten und dem Herrn derselben gefiel der Hund, und sie nahmen ihn als Wächter der Heerde an und behandelten ihn freundlich wie ihre anderen Hunde. Er war äußerst zufrieden mit seinem zweiten Herrn und mit dem neuen Beruf. Er zeigte sich sorgfältig und aufmerksam

in der Bewachung der Heerde. Wenn er sich auch bei Tage gütlich that, so schlief er doch nicht in den Nächten, weil gar häufig die Wölfe die Hürde überfielen. Kaum sagten die Hirten zu ihm: An den Wolf! so lief er allen Hunden voran nach der Richtung, welche sie ihm als den Aufenthalt des Wolfes bezeichneten. Er durcheilte die Thäler, durchforschte die Berge und Wälder und kam am Morgen keuchend und ermüdet zur Heerde zurück, ohne den Wolf oder auch nur eine Spur von ihm gefunden zu haben; aber er fand bei der Heerde oft ein todtes Schaf oder einen vom Wolf erwürgten und halbgefressenen Hammel. Er wollte verzweifeln, wenn er sah, wie wenig seine große Sorgfalt und Mühe nützte. Dann kam der Eigenthümer der Heerde; die Hirten empfingen ihn mit den Fellen der getödteten Thiere; er warf den Hirten ihre Nachlässigkeit vor und befahl die Hunde wegen ihrer Faulheit zu züchtigen; es regnete Prügel auf sie und Vorwürfe auf jene. Als Berganza sich solchergestalt eines Tages schuldlos gezüchtigt sah, so beschloß er eine andere Methode einzuschlagen. Er wollte sich nämlich nicht mehr entfernen, um den Wolf wie bisher, weit von der Heerde zu suchen, sondern in der Nähe bleiben, weil er dachte: da der Wolf immer hierher komme, so sei es auch hier am sichersten, ihn zu fangen. In einer sehr dunkeln Nacht sah er einmal genug, um Wölfe zu erblicken, gegen welche die Heerde unmöglich zu schützen war. Er duckte sich hinter ein Gebüsch; seine Kameraden, die anderen Hunde liefen vorbei und er erspähte und beobachtete von seinem Verstecke aus, wie zwei Hirten einen der besten Hämmel des Pferches ergriffen und ihn dergestalt umbrachten, daß er am anderen Morgen wahrhaftig aussah, wie wenn der Wolf sein Henker gewesen wäre. Berganza war erstaunt, als er sah, daß die Hirten die Wölfe waren und daß diejenigen die Heerde in Stücke zerrissen, welche sie hüten sollten. Den Herrn setzten sie sogleich in Kenntniß, gaben ihm das Fell und einen Theil des Fleisches und aßen selber von Letzterem das Meiste und das Beste. Der Herr zankte sie von Neuem aus und von Neuem schritt man zur Züchtigung der Hunde. Gern hätte Berganza Alles entdeckt, aber er fühlte sich stumm, und so beschloß er den gewählten Beruf aufzugeben, so sehr er ihm sonst gefiel, und einen anderen zu wählen, bei dem er, wenn auch nicht belohnt, so doch nicht gezüchtigt würde. Er ließ die Heerde in den Händen der Ruchlosen und lief nach Sevilla zurück. Dort begab er sich in das Haus eines reichen Kaufmanns, der ihn gut aufnahm und in Dienste nahm. Er diente ihm mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit und fand volle Anerkennung bei seinem Herrn, der ihn gut zu behandeln und reichlich zu nähren befahl. Zugleich erwarb er sich die Liebe der Söhne des Hauses, die er durch seine Klugheit und Gelehrigkeit ergötzte. Aber er hatte sich bald durch einen Mißgriff das Mißfallen seines Meisters zugezogen und eine andere verhängnißvolle Begebenheit brachte ihm noch größeres Unglück. Die Negerin nämlich, welche im Hause diente und den Hund fütterte, war in einen Neger verliebt, der gleichfalls als Sklave im Hause lebte. Dieser Neger schlief in einer Vorhalle des Hauses zwischen der Thüre nach der Straße zu und der inneren Thüre, hinter welcher der Hund schlief. Die Liebenden konnten nur bei Nacht zu-

sammenkommen und hatten zu diesem Zwecke die Schlüssel gestohlen oder nachgemacht. So kam denn die Negerin in den meisten Nächten herunter und stopfte dem Hunde das Maul mit einem Stück Fleisch oder Käse und öffnete dem Neger ungestört die Thüre, worauf sie dann die Zeit mit dem Genusse von vielerlei gestohlenen Sachen fröhlich hinbrachten. Endlich aber erwachte das Gewissen Berganza's und sein redlicher Sinn trieb ihn an, seine Pflicht gegen seinen Herrn und Wohlthäter zu erfüllen. Als die Negerin einst zu ihrem gewohnten Zeitvertreib herunterkam, fiel er sie an, zerzauste, zerkratzte und biß sie. Und dies wiederholte er einige Nächte hindurch. Die Negerin aber rächte sich, ließ ihn hungern und um mit einem Male mit ihm fertig zu werden, reichte sie ihm einen in Schmalz gebackenen Schwamm, der dem, der ihn verschlingt, den Magen aufbläht und dessen Tod herbeiführt. Berganza merkte aber ihre Bosheit und genoß die Speise nicht. Da es ihm nun unmöglich schien, sich gegen die entrüsteten Feinde zu schützen, so floh er aus dem gefährlichen Hause, wo er einst so gute Tage verlebt hatte, bis die Schurkerei der Negerin sein Glück zerstörte. Er traf in den Straßen Sevillas auf einen ihm von früher her bekannten Gerichtsdiener; dieser eignete sich gleich den Hund an und benutzte ihn zu Häscherdiensten. Der Herr war aber ein unredlicher Diener der Gerechtigkeit, der sein Amt mißbrauchte, um von den Leuten durch allerhand Kunstgriffe Geld zu erpressen. Ein Zufall führte auch hier eine Katastrophe herbei, die den Berganza wiederum zwang, die Flucht zu ergreifen. Er floh zum zweiten Male aus Sevilla und stieß auf eine Kompagnie Soldaten, deren Trommler den Hund kannte und ihm große Zuneigung zeigte. Berganza beschloß, sich ihm anzuschließen. Nun war der Trommler der Lustigmacher der Kompagnie und um noch mehr seine Gefährten zu ergötzen, fing er an, ihn nach dem Klang seiner Trommel tanzen zu lehren und andere Kunststücke zu treiben. Berganza machte seinem Lehrer Ehre und fand überall Beifall, so daß er den Namen: „der weise Hund" erhielt. Kaum waren die Soldaten in ein Quartier eingerückt, so schlug der Trommler seine Trommel und verkündete, Jedermann der die Künste und Geschicklichkeiten des weisen Hundes sehen wolle, dem werde man denselben an dem und dem Ort zeigen, um den Preis von einigen Maravedis. Bei solchen Anpreisungen war meistens Niemand im ganzen Ort, der nicht gekommen wäre, ihn zu sehen und Niemand ging fort, ohne Bewunderung und Zufriedenheit, ihn gesehen zu haben. Sein Herr triumphirte über seine reiche Einnahme und unterhielt sich und seine Kameraden auf's glänzendste.

Durch einen Zufall wurde Berganza seiner Künstlerlaufbahn entrissen und gelangte in die Hände eines alten Weibes, die sich mit Zauberkünsten beschäftigte, was ihm Gelegenheit gab, den Wahn des Hexenglaubens zu beobachten. Bald entfloh er voll Ekel der Hexe, die ihn als einen in einen Hund verwandelten Menschen betrachtete und durchaus entzaubern wollte. Nachdem er hierauf noch in die Gewalt von Zigeunern gelangt war, erwählte er sich zu seinem Herrn einen geldarmen, aber hoffnungsreichen Poeten, der eben mit der Abfassung eines Schauspieles beschäftigt war. Als der Dichter

das Stück vollendet hatte, ging er mit Berganza in das Haus eines Schauspieldirektors. Es versammelte sich die ganze Gesellschaft, um das Schauspiel seines Herrn anzuhören. Schon in der Mitte des ersten Aktes machten sie Alle, daß sie hinauskamen, zuerst Einer um den Andern, dann aber Zwei und Zwei. Nur der Direktor und Berganza blieben als einzige Zuhörer zurück. Der Dichter war höchst ärgerlich, als er die Einsamkeit erblickte, in welcher ihn die Zuhörer gelassen hatten, und das war auch kein Wunder, wenn die ahnende Seele tief im Busen ihm das Unheil verkündete, das ihn bedrohte. Dieses bestand darin, daß alle darstellenden Künstler zurückkehrten und ohne ein Wort zu sprechen den Sohn Apollos anpackten; und wenn sich nicht die Autorität des Direktors mit Bitten und Geschrei ins Mittel gelegt hätte, so würden sie ihn ohne Zweifel geprellt haben. Der gute Hund Berganza war über den Vorfall entsetzt, der Direktor verdrießlich, die Schauspieler erfreut und der Poet tief gekränkt. Mit großer Selbstbeherrschung, wiewohl mit etwas verzerrtem Gesicht, nahm er sein Schauspiel, steckte es in den Busen, und murmelte zwischen den Zähnen: „Man soll die Perlen nicht vor die Schweine werfen." Damit entfernte er sich in stolzer Ruhe. Vor lauter Beschämung konnte und wollte Berganza ihm nicht folgen und er that ganz gut daran, denn der Schauspieldirektor erwies ihm solche Zärtlichkeit, daß er sich verpflichtet fühlte, bei ihm zu bleiben. Und in weniger als einem Monat war der talentvolle Hund ein großer Akteur in Zwischenspielen und trefflicher Darsteller stummer Rollen geworden. Man legte ihm eine Art Maulkorb an und lehrte ihn, auf dem Theater diejenigen anzugreifen, bezüglich welcher man es haben wollte. Wie nun sonst die Zwischenspiele größtentheils mit einer Prügelei zu schließen pflegten, so endeten sie bei der Gesellschaft seines Herrn und Direktors, daß man ihn hetzte, worauf er Alles umwarf und über den Haufen rannte, darüber lachte das kunstliebende Publikum und dem Direktor trug es reichen Gewinn ein. Die theatralische Laufbahn wollte aber unserem Bühnenkünstler nicht lange gefallen. Weder befriedigte ihn sein neuer Beruf, noch war er mit dem Leben und Treiben seiner höher gestellten Kollegen zufrieden, da ihn deren Charakter, Sitten und schlimme Eigenschaften durchaus abstießen. Als er daher mit einer Schauspielertruppe nach Valladolid gekommen und dort von einem boshaften, vielleicht neidischen Schauspieler eine uncollegiale Wunde erhalten hatte, so war ihm das ganze Theaterleben aufs Höchste verleidet, nicht als ob es eine große Arbeit gewesen, sondern weil er dabei Dinge sah und erlebte, die Strafe und Rüge verdienten. Er beschloß der Bühne zu entsagen und sich einer Thätigkeit zu widmen, die seinem Gemüthe und seiner veränderten Lebensanschauung entsprechen würde.

Einst wandelte er Abends in solchen Gedanken in Valladolid durch die Straßen; da sah er einen Mönch, den menschenfreundlichen Pater Mahudes, welcher für das Armenhospital Almosen sammelte. Ihn begleitete ein Hund mit einer Laterne. Die Hunde des Hospitals waren nämlich abgerichtet, den Bettelmönchen beim Almosensammeln Hilfe zu leisten. Wenn Jemand ein Almosen zum Fenster herabwarf und es auf den Boden fiel, so liefen sie

gleich hinzu und leuchteten beim Suchen der hinabgefallenen Gaben; auch blieben sie vor den Fenstern stehen, wo sie wußten, daß man gewöhnlich ein Almosen gab.

Als Berganza den Mönch und seinen Begleiter im Dienste der Barmherzigkeit sah, so faßte er den Entschluß, der Welt und dem Ruhm zu entsagen und sich den armen Kranken und dessen frommen Pflegern zu widmen. Er schloß sich dem Pater Mahudes an und ward ein Hund des Hospitals, der Nachts den almosensammelnden Mönch getreulich begleitete und Tags sorgsam das Krankenhaus bewachte.

Hiermit enden die Erzählung des Cervantes und die Abenteuer des Berganza. Er, der einst ruhlos die Lande durchzog, hat allen Wanderträumen entsagt und zieht sich vor der Welt zurück, die ihn einst während seiner Künstlerlaufbahn als den „weisen Hund", die talentvollste Zierde seines Geschlechts, gepriesen hatte; er beschließt sein Leben genügsam, zufrieden und zum Nutzen Vieler, als der „gute Hund".

Die Lehr- und Wanderjahre haben Berganza zu einem sichern Ruheport geführt. Er findet endlich Ruhe und Glück im Dienste des Guten. Es ist sein einziger Wunsch und sein letztes Bestreben gut zu sein und Gutes zu thun.

Nach der Meinung der Welt sind freilich die Guten die Dummen, und die Worte gut und dumm gelten Vielen für gleichbedeutend. Für Cervantes aber ist der Gute der wahrhaft Weise. Dies ist auch die Ansicht des sterbenden Don Quijote. Als der begeisterte Verehrer des Ruhms und des Ritterthums dem Tode nahe ist, und sein Geist wieder klar wird, verschwinden vor seinem Blicke alle Träume des Ehrgeizes, des Stolzes und er sagt zu den Seinigen:

„Wünschet mir Glück, liebe Freunde, denn ich bin nicht mehr Don Quijote von der Mancha, sondern Alonzo Quijano, den man den Guten zu nennen pflegte!"

„Sie wissen nicht was sie thun." *)

Der Redaction des „Westnik" gegenüber wird sowohl in mündlichen Auseinandersetzungen, als auch schriftlich in ihr zugehenden Artikeln auf die Nothwendigkeit des Kampfes gegen die unter dem Namem „Vivisektion" an lebenden Thieren verübten Martern hingewiesen.

Unser Blatt brachte bereits in Nr. 31 des Jahrganges 1887 unter dem Titel „Die Vivisektion vom Standpunkt eines Laien betrachtet" einen Artikel, in welchem die Beweise erbracht waren, daß die Vivisektion als vergleichende Lehrmethode der Vorgänge im menschlichen Organismus, keine Kritik aushält und daher der Menschheit keineswegs Nutzen, sondern vielmehr den größten Schaden bringt, weil sie bei der ärztlichen Behandlung des Menschen zu Widersprüchen und Trugschlüssen, ja zu unglaublichen Abgeschmacktheiten führt.

*) Aus der Thierschutz-Zeitschrift: „Der Bote (Westnik) des Russischen Thierschutzvereins" Nr. 4, 1889.

Der erwähnte Artikel wurde nach Möglichkeit verbreitet und namentlich auch vielen „Männern der Wissenschaft", für welche die Vivisektoren sich ja ausgeben, zugeschickt, aber trotz der großen Wichtigkeit des in demselben behandelten Gegenstandes, blieb er eine wehklagende Stimme in der Wüste, die von keiner Seite ein Wort der Erwiderung hervorrief; weßhalb das geschah, ist um so befremdender, da heutigen Tages das Polemisiren doch sonst bei uns an der Tagesordnung ist.

Doch wie dem auch sei, bisher nahm man an, daß die Vivisektoren durch ihre Verirrungen der Menschheit zu nützen wähnten und die Thierfolter nur im Hinblick auf die „vergleichende Methode" anstellten, zu deren Erforschung ihnen dieselbe unentbehrlich schien.

Da brachte die „Nowoje Wremä" im März dieses Jahres in Nr. 4684 einen, N. A. Warpachowski unterzeichneten Artikel**), in welchem Thatsachen angeführt wurden, vor denen ein Jeder, der nicht so unglücklich ist, zu den „Männern der Wissenschaft" zu gehören, buchstäblich erstarren muß. Es ist klar, daß diese Gattung Menschen keineswegs im Interesse der „Wissenschaft" lebende Thiere zu Tode martert, sondern — wer weiß weßhalb; diese Leute im Doctorhut ziehen den Hunden das Fell vom Leibe und gelangen dabei zu der Entdeckung, daß ein Hund ohne seine Haut nicht leben kann; sie kochen Hunde in siedendem Wasser und überzeugen sich, daß die Thiere dabei zu Grunde gehen; sie jagen Katzen mit Peitschenhieben hin und her und finden, daß eine Katze unter Peitschenhieben verenden kann u. s. w.

Wenn man alle diese Gräuel liest, welche von Männern verübt werden, die, nach ihrem Thun zu urtheilen, freilich gar keinen Theil an irgend einer Wissenschaft haben, aber dabei dennoch für Männer der Wissenschaft gelten, — so drängt sich einem unwillkürlich die Frage nach dem psychischen Zustande dieser Männer und nach den Ursachen auf, welche diesen Zustand in ihnen hervorriefen.

Die Beantwortung dieser Frage ist einer der wesentlichsten Zwecke der folgenden Zeilen.

Der Mensch ist, ungeachtet seiner geistigen Ueberlegenheit über alle anderen Lebewesen, von Natur blutdürstig und nicht minder, als jedes beliebige Raubthier zur Grausamkeit geneigt, — ja er übertrifft letzteres in dieser Hinsicht, weil dieses nur äußerst selten aus Lust über ein anderes Geschöpf herfällt. Wenn diese dem Menschen angeborenen Eigenschaften nicht schon bei Zeiten durch eine wahrhaft christliche Erziehung unterdrückt wurden, so ruft der Anblick von Grausamkeiten nicht nur den Wunsch nach weiterem Anschauen derselben in ihm hervor, sondern weckt auch das Gelüst solche Gräuel selbst auszuüben. Hat er es aber erst einmal versucht, so vermag er freiwillig nicht mehr davon zu lassen, sondern versinkt, indem er zu größeren und immer größeren Grausamkeiten schreitet, förmlich im Schlamme dieser Beschäftigungen und geht so seiner Menschenwürde verlustig.

**) Vergl. „Anwalt der Thiere" Nr. 8, Jahrg. 1889.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Menschen ist seine Fähigkeit, daß er bei all' seinem Verstande, zuweilen sogar bei den allereinfachsten Dingen, in unglaubliche Irrthümer verfällt.

Nehmen wir z. B. die Vivisektion an.

Ein jeder auch nur etwas nachdenkende Mensch wird, wenn er in die Unsicherheit der „vergleichenden Methoden" als Hilfsmittel die Dinge kennen zu lernen, eindringt, zu der Einsicht gelangen, daß die Vivisektion die allergrößte Absurdität ist, auf welche der Mensch überhaupt verfallen konnte. Und dennoch ist diese Wahrheit, unter der großen Zahl von Männern welche berufen waren, die Menschheit von ihren Krankheiten zu heilen, nur von wenigen hervorragenden Geistern und wirklichen Gelehrten begriffen worden, so z. B. von dem berühmten Raspail und seinen Nachfolgern, von diesen wahrhaften Wohlthätern sowohl der leidenden Menschheit als auch der leidenden Thierwelt, die in ihrem ganzen Leben kein einziges Thier zu Tode gemartert haben; alle übrigen, die große Mehrzahl ausmachenden Aerzte aber folgen sklavisch den Verirrungen ihrer Vorgänger und bleiben daher Vivisektoren.

Wenn wir diese beiden von uns besprochenen Eigenthümlichkeiten des Menschen in Betracht ziehen, so nähern wir uns dem Schlusse unserer Betrachtung.

Ein solcher in der Schule der Vivisektoren Ausgebildeter wird zu den „Männern der Wissenschaft" gezählt; da er weder in den Anfängen der Logik, noch im Worte Gottes bewandert ist und über sehr viel freie Zeit verfügt, so entschließt er sich, „die Wissenschaft zu fördern"; zu diesem Zwecke denkt er vor Allem darüber nach, was für eine Entdeckung er denn eigentlich zur Bereicherung der „Wissenschaft" machen soll, jedenfalls eine solche, welche mit einem recht schwierigen Namen benannt werden könnte und von einem gewöhnlichen Sterblichen nicht leicht begriffen werden würde; nachdem er den Titel für seine zukünftige Entdeckung ersonnen, fängt er, — da man sich ja verlaufene Hunde und Katzen umsonst verschaffen kann, — einige dieser Thiere ein und schreitet nun zu seinen „wissenschaftlichen Forschungen, d. h. er schneidet Katzen und Hunde auf, spickt sie mit Nadeln, pfropft sie mit verschiedenen Giften voll, wendet ihre inneren Theile um, wühlt in denselben herum, stellt irgend welche Tabellen zusammen und zieht aus diesen irgend welche Schlüsse; doch da diese Schlüsse natürlich nicht übereinstimmen, so fängt er an Stelle der von ihm zu Tode gemarterten Hunde und Katzen neue ein und schreitet zu neuen „Forschungen" u. s. w. u. s. w.

Nachdem er auf diese Weise einige Jahre zum Nutzen der „Wissenschaft" gearbeitet (?), gelangt er zuweilen, fast instinktiv, zu der Erkenntniß, daß all' sein Thun und Treiben ein völlig unnützes, vergebliches gewesen; aber das Stöhnen der gemarterten Thiere, der Geruch ihres Blutes, der Anblick ihres zerfetzten Innern und ähnliche Abscheulichkeiten (wenigstens für den Laien sind es solche) — alles das wirkt auf die für Grausamkeiten empfängliche und an dieselben gewöhnte Natur des Forschers dermaßen anregend, daß er, trotz dieser Erkenntniß, ohne sich weiter darüber Rechenschaft abzulegen, seine

„Arbeiten" fortsetzt oder auch, des Wirkens für das Wohl der Menschheit überdrüssig geworden, die Thiere gleichsam um ihrer selbstwillen fortmartert, d. h. dem Hunde das Fell schindet, um zu erfahren, ob es für den Hund nicht zuträglicher sei, sein Fell zu behalten u. s. w.; mit einem Worte, er weiß selbst nicht, was er eigentlich will und thut, weil ihm der Verstand mehr als die Vernunft gilt.

Wenn der Rahmen unserer Zeitschrift und hauptsächlich ihr Programm uns gestatteten über andere, nicht bloß die Thierwelt betreffende Dinge zu reden, so vermöchten wir wohl Beweise zu liefern, in wie hohem Grade schädlich für die Menschheit die Ausbildung ihrer Aerzte in der Schule der Vivisektion ist, nicht allein um ihrer bloßen Existenz willen, sondern weil sie die Aerzte auch gegen ihre Patienten grausam macht und sie veranlaßt, auch an diesen die empörendsten, natürlich einen traurigen Ausgang nehmenden Versuche anzustellen.

So wie ersichtlicher Weise diese Sache nun einmal liegt, d. h. bei der eingefleischten Grausamkeit der Vivisektoren den Thieren gegenüber und bei ihrer Entfremdung von der wahren Wissenschaft, sind noch so überzeugungsvolle, für Wahrheit und Recht eintretende Worte nicht im Stande, eine Wendung zum Bessern herbeizuführen. Hier kann nur ein Mittel helfen — ein Verbot von Seiten competenter Autoritäten, wie ein solches kürzlich gegen die, den Thieren verschiedene Seuchen einimpfenden „Männer der Wissenschaft" erlassen worden ist, weil die Thiere in Folge dieser Impfungen zu Tausenden zu Grunde gingen.

Dies sind die Gründe, welche uns als Redacteur des „Westnik" veranlassen, allen Gesinnungsgenossen, die im Betreff der Vivisektion auf unserer Seite stehen, anzuzeigen, daß wir Artikel über diesen Gegenstand, so vorzüglich sie auch sein sollten, in unser Blatt nicht aufnehmen werden, weil denselben doch nur das traurige Loos bevorstünde, eine „wehklagende Stimme in der Wüste" zu sein.

Anderseits halten wir uns nicht für berechtigt, unsere hier ausgesprochene Ansicht, — wie sehr wir auch von der Richtigkeit derselben überzeugt sind, — für die Anschauung des ganzen Russischen Thierschutzvereins, dem wir dienen, auszugeben und unterzeichnen daher nicht redactionell, indem wir, uns stützend auf unsere, in unserm früheren Artikel, die Vivisektion vom Laien-Standpunkt aus betrachtet" (Nr. 31 des Westnik 1887) dargelegten Ausführungen, nochmals wiederholen, **daß wir von der allgemeinen Schädlichkeit der Vivisektion und von der Nothwendigkeit eines unbedingten Verbotes derselben fest überzeugt sind.**

Ingenieur-Architekt: S. Soffimowski.

* * *

Wir haben uns erlaubt, den vorstehenden Artikel in unserer Zeitschrift in deutscher Uebersetzung zum Abdruck zu bringen, weil wir demselben die weiteste Verbreitung, über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, geben, und ihn auch denjenigen Lesern unseres Blattes zugänglich machen möchten,

denen er im russischen Texte unbekannt geblieben wäre, — ferner aber auch, weil die in ihm ausgesprochenen Ansichten über die Vivisektion und das vivisektorische Treiben ganz unseren Anschauungen entsprechen. Nur möge uns gestattet sein, an dieser Stelle unserm lebhaften Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß der geehrte Verfasser die redactionelle Erklärung abgiebt, in Zukunft alle gegen die Vivisektion gerichteten Artikel ablehnen zu wollen. Es wäre das in hohem Grade zu beklagen, denn es hieße eine mächtige Waffe in diesem schwierigen ungleichen Kampfe aus der Hand geben. Weil die Vivisektion die empörendsten, frevelhaftesten Thierquälereien in sich schließt, so gehört sie — ganz abgesehen davon, daß sie ein schimpflicher Schandfleck für unsere heutige Civilisation ist — unbedingt zu den dringendsten und brennendsten Thierschutzfragen, die nimmer todtgeschwiegen werden dürfen, zumal nicht von einem Blatte, das, wie unser geschätzter College an der Newa, bisher stets unentwegt für Recht und Gerechtigkeit eingetreten ist. Gerade der sicherlich zu beklagende Umstand, daß die vom thierschützerischen, wie sittlichen Standpunkte aus allein zulässige Ansicht des hochgeehrten Herrn Redacteurs des „Westnik" über die Vivisektion nicht von allen Mitgliedern des Russischen Thierschutzvereins getheilt wird, sollte ein Grund mehr sein, diese Mitglieder unermüdlich durch Wort und Schrift aufzuklären und zu belehren und für eine richtige Auffassung zu gewinnen. Wollen sie nicht von ihren Irrthümern lassen, nun wohl — so mögen sie lieber aus dem Verein scheiden, derselbe kann durch den Austritt solcher Phrasenthierschützer nichts verlieren, wohl aber durch ihr Verbleiben geschädigt werden.

Die aus dem Auslande importirten, auch bei uns an Scheußlichkeit und Umfang immer mehr und mehr zunehmenden Gräuel der Vivisektion schreien zum Himmel und berechtigen zu dem Ausrufe „wenn Menschen schweigen, werden Steine reden!" Möge daher für uns, die wir Thierschützer sind und nicht bloß uns so nennen, — immerdar die Parole gelten, als befugte Anwälte unserer sprachlosen Klienten, unermüdlich und unverzagt für sie, auch in Sachen der Vivisektion, unsere Stimme zu erheben und zwar so lange, bis dereinst der Tag anbricht, wo unsere „wehklagende Stimme in der Wüste" endlich eine triumphirende, den Sieg unserer gerechten Sache verkündende geworden sein wird! M. S.

Thier-Ausstellungen.

Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß die Ausstellung von Thieren mehr oder weniger unzertrennlich von Thierquälerei ist und daher abgeschafft werden sollte. Die Thierschutzvereine müßten es für eine ihrer ernsten Pflichten erachten, auf ein Verbot dieser Art Thierquälerei hinzuwirken. Die soeben hier in Wilna stattfindende landwirthschaftliche Ausstellung ist leider auch mit einer Abtheilung verbunden, in welcher Hunde und Geflügel ausgestellt sind. Mein Gefühl empörte sich über die Art und Weise dieser Schaustellung. Die Gitter-Käfige, in welchen sowohl Hunde, als

auch Geflügel sehr eng und meist mit sehr geringer Strohunterlage untergebracht sind, stehen mitten auf dem Platze und da sie keine einzige schutzbietende feste Wand haben, so befinden sich die Thiere in Folge des unbehindert überall hindurchziehenden Windes in beständiger Zugluft. Jeder Thierfreund und -Kenner wird aber wissen, welche schädlichen Folgen dieser Uebelstand für das Wohlbefinden, namentlich ganz junger Hunde, die vielfach vertreten sind, haben kann. Darf man sich da wohl wundern, wenn manches schöne, mit theurem Gelde bezahlte Exemplar hinterher erkrankt und stirbt! So bemerkte ich zwei Hunde, einen schönen, schwarz mit braun gezeichneten Setter und eine prächtige englische Dogge, die höchst unglücklich aussahen und förmliche Schmerzensschreie ausstießen; ein anderer Hund war in einem hochstehenden Käfige angebunden und hatte gar kein Stroh als Lagerstätte. Selbst die armen Hühner und Tauben schauten sehr trübselig drein. Und das Alles schon jetzt beim Beginn der Ausstellung — wie wird es erst nach weiteren zehn langen Tagen aussehen, während welcher die ausgestellten Thiere es bei dieser ungewohnten, naturwidrigen Lebensweise aushalten müssen! K. Deighton.

Wilna, im August.

Zur Beleuchtung der Hundswuthfrage.

Wir entnehmen das Nachstehende einem Vortrage des Dr. Bell-Taylor, Mitglied der medicinischen Gesellschaft in London, gehalten in Nottingham in der Gesellschaft der Aerzte:

Ehemals, meine Herren, war ein wüthender Hund so selten wie ein schwarzer Schwan. Es ist eine alte Sage, daß wir in England nie mehr als einen zu gleicher Zeit gehabt, und es vergingen Jahre, ohne daß man überhaupt von einem solchen gehört hätte. Mr. Pavitt beispielsweise, der Aufseher des Hundeasyls während 17 Jahre, hat nie einen gesehen. Heute aber unter dem Einfluß der angeblich wunderbaren Entdeckung Pasteurs und des Lärmes, den die Zeitungen fortwährend darüber machen, ist die Hundswuth beinahe so häufig geworden wie die Masern, denn jedes Dorf scheint ein oder zwei solcher Fälle zu zählen und jeder Hundebesitzer sieht seinen Pudel von der Seite an, in der Erwartung, daß er vielleicht schon des andern Tages wüthend wird. 60,000 Hunde wurden unlängst in London allein binnen kurzer Zeit getödtet. Beinahe täglich wurden einige Hunde in den Straßen erschlagen, weil man sie für wüthend hielt, und so groß war die Zahl der todten Hunde, daß man keinen anderen Ausweg wußte sie zu beseitigen, als die Verbrennung. Sieben Tausend Pfd. Sterl. gingen an Hundesteuer verloren, und der Werth der vernichteten Hunde beträgt eine bedeutende Summe. Inzwischen, inmitten dieses Gemetzels, hat die Hundswuth-Commission durch Monate nichts von sich hören lassen. Und warum? Einfach deßhalb, weil sie keinen wüthenden Hund zu Experimenten auftreiben konnte!!

Meine Herren, was ist die Hundswuth? Wenn ich meine gelehrten Freunde frage, was die Hundswuth ist, so sagt man mir, es ist eben die Hundswuth; und wenn ich um nähere Aufklärung zu finden, in den betreffenden Schriften nachsuche, so finde ich nichts als Zweifel, Ungewißheit und Widersprüche. Dr. Banham beispielsweise, der der Autor des ausgezeichneten Artikels über diesen Gegenstand in Quain's neuestem Wörterbuch der Medicin ist, sagt uns: „Die Hundswuth ist eine fieberlose Krankheit, die sich durch gewisse nervöse Symptome, schnelle Abmagerung und Tod binnen wenigen Tagen kennbar macht." Dagegen sagt uns Mayhew, der ausgezeichnete Thierarzt, dessen Buch über den Hund ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle und dessen Meinung, wie ich erwähnen will, auch von Prof. Youat und Sir Thomas Watson getheilt wird: „Die Wuth ist eine fieberhafte Krankheit, der Hund ist thatsächlich vom Fieber verzehrt. Jede Fiber des Körpers ist entzündet, und die Augen, die im ersten Stadium der Krankheit wie glühende Kohlen leuchten, werden flaschengrün und mit Blut unterlaufen und fallen aus den Augenhöhlen, ehe der Tod die Scene schließt." Dr. Stockwell, eine erfahrenere Autorität kann ich nicht vorführen — sagt uns aber, daß „die wirkliche Wuth vielfache und verschiedene Erscheinungen in sich schließt, ohne daß eine einzige gleichbleibend ist; daher ist ihre Gegenwart selbst von den Erfahrensten schwer festzustellen. In der That, ihre Entwickelung, ihre Symptome und ihre äußerlichen Erscheinungen sind so irreführend, daß es eine sehr streitige Frage ist, ob sie überhaupt als besondere Krankheit existirt. Die Hundskrankheit, Zahnweh, Ohrenweh Krebs, Darmkrankheiten, Magenkrankheit, Fieber, Hals- und Lungenleiden, Epilepsie, Meningitis und die ganze Klasse von Nervenleiden, denen die Hunde unterworfen sind, werden fortwährend damit verwechselt. Was mich persönlich betrifft, fügt er hinzu, so habe ich nach mehr als 30jähriger Erfahrung als Arzt, als Hundebesitzer und Forscher noch keinen absoluten Fall von Hundswuth angetroffen, und was einige solche Fälle betrifft, die mir als angebliche Hundswuthfälle vorgeführt werden, so haben sie alle an anderen und verhältnißmäßig unschädlichen Krankheiten gelitten. In der That, fährt er fort, giebt es keine sicheren Kennzeichen, weder während des Lebens noch nach dem Tode, an denen die Wuth bestimmt erkannt werden könnte, selbst von dem erfahrensten Arzt oder Thierarzt".

Ich glaube, aus diesen Aussagen und Thatsachen können wir leicht schließen, daß die wirkliche Wuth, wie Mathew sie beschreibt, heute noch so selten ist, wie ehemals, aber daß wir jetzt die Diagnose sehr weit ausdehnen und daß nach den Ideen moderner Aerzte ein Hund bloß excentrisch, erregbar, bissig, oder geistig leidend zu sein braucht, um als wüthend zu gelten. Natürlich muß man in zweifelhaften Fällen Vorsichtsmaßregeln treffen, aber als bloß wissenschaftliche Frage können Zeugnisse über Hundswuth keinen Werth beanspruchen, wenn ihnen nicht sorgfältige Untersuchung nach dem Tode, und zwar nach einem nicht gewaltsamen, folgt, die überdies von einer kompetenten Kommission geprüft und bescheinigt sein muß.

Die Wasserscheu beim Menschen, bloß ein Symptom und das seltenste dieser Krankheit, ist so selten, daß es schwer ist, einen Arzt zu finden, der jemals einen solchen Fall gesehen — so selten, daß unsere großen Provinzspitäler 20 und selbst 30 Jahre lang keinen einzigen Fall hatten, so selten, daß nach der Wahrscheinlichkeitslehre ein Mensch viel eher Aussicht hat, durch den Hufschlag eines Pferdes getödtet zu werden, als durch den Biß eines Hundes, viel eher ermordet zu werden, als an Wasserscheu zu sterben, — so selten, daß Herr Holmes Coote während seiner 35jährigen Erfahrung bloß zwei Fälle im großen St. Bartholomäus-Spital sah, — so selten, daß unter 1 Million Todesfälle nur einer der Hundswuth zugeschrieben werden kann und selbst dieser Fall ist noch zweifelhaft.

Und welche Gefahr läuft ein Mensch, der von einem wirklich wüthenden Hunde gebissen würde? Die Gefahr ist viel geringer, als Sie im vornherein glauben mögen. Der Herausgeber der „Medical Times and Gazette" vom 31. Oktober 1886 sagt: „Fünfundneunzig Prozent der von wüthenden Hunden Gebissenen bleiben gesund." Im Depart. der Seine wurden in den Jahren 1881, 1882, 1883 von wirklich wüthenden Hunden 268 Personen gebissen, und von diesen starben bloß 34 an der Wasserscheu. John Hunter sagt, von 28 von wüthenden Thieren Gebissenen wurde bloß einer krank; und der verstorbene Prof. Dick, Vorsteher der Edinburger Thierarzneischule, erklärt die Wasserscheu bloß für ein Nervenleiden, durch Schreck verursacht. Er selbst würde öfter von wüthenden Hunden, die er zu pflegen hatte, gebissen und hätte keine Sorge, wenn er auch noch so oft gebissen würde. Prof. Youat wurde siebenmal von Hunden gebissen, die er wegen Hundswuth in Behandlung hatte, ohne irgend welche schlimme Folgen. In der Krankenanstalt des angesehenen Thierarztes Bourrel wurden 11 Personen von Hunden, die an der Wuth starben, gebissen und alle blieben gesund. Dr. Stockwell behauptet ebenfalls, daß 98 Prozent gesund bleiben, und ein Amerikaner, Stephens, um darzuthun, daß die Hundswuth ganz allein in der Einbildung der Menschen besteht, versäumt keine Gelegenheit, sich von einem wüthenden Hunde beißen zu lassen. Er wurde von Hunden 47mal verwundet, und einer seiner Schüler, Fischer, neunzehn mal. Sicherlich die große Majorität der gebissenen Personen blieb gesund, und das gilt nicht bloß vom Menschen, von dem man voraussetzen kann, daß er irgend welche Vorsicht oder Behandlung durch Waschen, Aussaugen oder Zerstören des Giftes anwendet, sondern auch von Thieren, die solche Sorgfalt nicht erfahren. Das ist ein Beweis, daß es ein Wuthgift nicht giebt. Bei der Katze, die von dem Hunde gebissen worden, gleichzeitig mit dem Manne, der unlängst an der Wuth (?) im Spital starb, zeigten sich keine üblen Folgen. Hartwig, der berühmte Patholog, hatte einen Pudel, der neun mal zu verschiedenen Zeiten gebissen und mit Wuthgift inokulirt worden war. Er that alles, um die Wuth zu erzeugen, aber ganz umsonst. Dr. Stockwell sagt, daß Hunde, die man in den deutschen Thierarzneischulen drei bis elf mal beißen ließ, nicht erkrankten. Grove erklärt, daß von 20 Hunden, die von notorisch wüthenden Hunden gebissen wurden,

höchstens einer wüthend wird. John Hunter sagt: einer von 21, Hamilton: einer von 25, Niemann: einer von 35, und Fahr nach seinen ausgedehnten Forschungen fand bloß 31 Fälle von 892. Hier liegt nach meiner Meinung das Geheimniß der Immunität, die Pasteur angeblich durch seine Impfungen erzeugt.

Giebt es Thierschutz-Vereine?*)

Der geehrte Leser, welcher die obige Aufschrift liest, wird geneigt sein, dem Verfasser die gröbste Ignoranz zuzuschreiben, weil er nicht zu wissen scheint, daß es Thierschutzvereine giebt. Und allerdings, wenn man die Straßen einer Stadt durchwandert, wird man gewiß irgendwo eine Tafel mit der Inschrift „Thierschutzverein" angebracht finden. Und dennoch die Frage: Giebt es Thierschutzvereine?

Bekanntlich tagte im Juni l. J. in Dresden der zehnte internationale Thierschutzcongreß. Die auf demselben versammelten Thierschutzvereine waren — das ist charakteristisch — von vornherein übereingekommen, die Frage der Vivisektion von den Verhandlungen auszuschließen und als am Schlusse derselben der Neue Dresdner Thierschutzverein doch noch den Versuch machte, einen gegen die Vivisektion gerichteten Antrag einzubringen, wurde derselbe als nicht discutirbar zurückgewiesen. Liegt nicht in diesem Vorgehen des Thierschutzcongresses die deutlichste Beantwortung der Frage: „Giebt es Thierschutzvereine?" Denn was erklärt der Congreß eigentlich damit? Doch nur: Der Thierschutz reicht nur soweit, als die Anforderungen der Wissenschaft beginnen; diese Anforderungen bilden für uns eine unübersteigliche Schranke, die wir unter allen Umständen respectiren müssen; mit anderen Worten heißt das: Der sogenannten Wissenschaft ist Alles zu thun erlaubt. Wenn es der Regierung eines Landes einfiele, zu erklären: „Bis zu diesem Rain könnt Ihr Euren Thierschutz ausüben soviel Ihr wollt, jenseits desselben aber habt Ihr nichts zu suchen," so würde ein solches Ansinnen mit Recht als Verhöhnung, als ein Faustschlag in's Angesicht von jedem Thierschützer empfunden werden. Genau das Gleiche thun aber jene Thierschutzvereine, welche das von einer sogenannten Wissenschaft beanspruchte Gebiet von ihrer Wirksamkeit ausschließen, weil es besagter Wissenschaft zufällig beliebte, „Eintritt verwehrt" an ihre Pforten zu schreiben. Der ganze Unterschied besteht darin, daß sie diesen Faustschlag sich selber versetzen. Möglich, daß sie dabei im Sinne ihres Wahlspruchs: „Thiere schützen, heißt Menschen nützen," zu handeln meinen, eigentlich aber handeln sie nach dem Satze: „Kleine Diebe hängt man, die großen läßt man laufen." Denn alle Thiermißhandlungen, die im gewöhnlichen Leben vorkommen, halten gar keinen Vergleich aus mit denjenigen, deren sich wissenschaftelnde Gelehrte und studentische Stümper aus angeblichem Wissensdrang schuldig machen.

---

*) Aus der „Grazer Morgenpost" (Nr. 144 v. 26. Juni a. c.)

Wir leugnen nicht, daß die Thierschutzvereine viel Gutes geleistet, manche Thiermißhandlung verhindert, manchen Thierquäler der Strafe zugeführt haben. Wenn sie aber ihre Pflicht schon damit gethan zu haben glauben, daß sie für den Vogelschutz eintreten, für einen besseren Thiertransport sorgen, und dabei es mit ihren Principien für vereinbar halten, vor den vom Blute der Opferthiere rauchenden Altären einer Afterwissenschaft sich im Staube niederzuwerfen, so ist das eine so eigenthümliche Auffassung vom Wesen des Thierschutzes, daß man über die arge Inconsequenz, die darin liegt, nur den Kopf schütteln kann. Und wenn sie den Nutzen für den Menschen als Hauptbeweggrund für die Pflege des Thierschutzes hinstellen, so ist das wieder eine so eng- und mattherzige Auffaffung, daß man sich nicht wundern kann, wenn unter diesem Zeichen selbst Vivisektoren sich als Thierschützer geberden können. Indem aber die Thierschutzvereine in unbegreiflicher Verblendung vor dem Phantom des vielgerühmten „Nutzens für die Menschheit" ruhmlos die Waffen strecken, stiften sie einen unberechenbaren Schaden, weil sie, ohne es zu wollen, auch ihrerseits dazu helfen, die moralischen Begriffe des Volkes zu verwirren. Dieses Capituliren vor einer greuelvollen Wissenschaft, mit der es kein Paktiren geben kann, weil Vivisektion und Thierschutz einander ausschließen, ist ein Zeichen bedauerlicher Charakterschwäche: Die Furcht, in gewissen Kreisen nicht anzustoßen, wirkt auf diese Haltung entscheidend ein, ist aber entschieden vom Uebel. Nur muthiges, consequentes Vorgehen kann dem Gegner eine, wenn auch widerwillige Achtung abnöthigen, nicht aber eine aus arger Verkennung der eigenen Pflichten entspringende schwächliche Rücksichtnahme auf irrige Ansichten, abergläubische Vorstellungen und ganz unberechtigte Ansprüche. Ein Thierschutzverein, der nicht zugleich Antivivisektionsverein ist, trägt seinen Namen mit keinem besseren Rechte, als etwa ein Antisklavereiverein, der seine Wirksamkeit auf Afrika, wo die Sklaverei gerade ihre empörendsten Seiten zeigt, nicht ausdehnen wollte, den eines Menschenschutzvereins: Entweder man gehe jeder Thierquälerei auch dann zu Leibe, wenn sie sich unter einem wissenschaftlichen Mäntelchen versteckt, oder man schließe die Bude! Das gegenwärtige Verhalten der meisten Thierschutzvereine ist eine Heuchelei des Thierschutzes, nicht dieser selbst. A. v. Gvosdanovic.

Nachruf.

Der Thierschutz im skandinavischen Norden verlor einen seiner wärmsten, eifrigsten und einflußreichsten Freunde, als die Prinzessin Eugenia von Schweden und Norwegen am 23. April (1889) ihre Augen im Tode schloß.

Engenia Augusta Amalia Albertina war die einzige Tochter des Königs Oskar I und Schwester des noch regierenden Königs. Sie erreichte das Alter von 59 Jahren; ein mehrjähriges Brustleiden war die Ursache des Todes dieser vielgeliebten, jetzt vielbeweinten Prinzessin. Diese hohe Frau hatte sich die herrliche Aufgabe gestellt, so weit es möglich war, Schmerzen

zu lindern. Vornehmlich wirkte sie zum Besten armer Kinder, sowie auch für alte Nothleidende, Blinde und Elende. In echt christlichem Geiste errichtete die Prinzessin Zufluchtsstätten für Unglückliche aller Art und widmete ihr ganzes Leben philanthropischen und christlichen Zwecken. Unendlich viel hat die edle Frau auch zum Schutze der leidenden Thierwelt geleistet. Sie verabscheute besonders die Vivisektion als die größte aller Thierquälereien. In ihrem Salon wurde der „nordische Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierquälerei" (1882) gestiftet. Auch hat die Prinzessin stets für diesen Verein und seine Zwecke gewirkt. Das Damencomité des „Nordischen Vereins" hatte die hohe Ehre, unter der eigenen Leitung Ihrer Königl. Hoheit und in ihrer Wohnung im Schlosse zu Stockholm seine Jahresversammlungen abzuhalten.

Die Prinzessin Eugénia war Mitglied mehrerer nordischer Thierschutzvereine, sowie auch des „Internationalen Vereins z. B. d. w. Thierfolter" in Dresden und der „Victoria Street Society" in London. Für Kindervereine zum Schutze der Thiere interessirte sie sich lebhaft und rief einen solchen Kinderverein auf der Insel Gothland, wo sie sich im Sommer auf ihrem Gute „Friedheim" aufhielt, in's Leben.

Schon zu ihren Lebzeiten nannte ein bekannter schwedischer Dichter die Prinzessin „Fürstin der Leidenden". Nach ihrem Tode war dieser Ehrentitel auf den Lippen Aller.

Gesegnet sei das Andenken dieser „Fürstin der leidenden Mitmenschen und Mitgeschöpfe"!

Kopenhagen. J. L.

Die Diamanten der Prinzessin Eugenie von Schweden und Norwegen.

Die nach dem Hinscheiden Ihrer Königl. Hoheit, der Frau Prinzessin Eugenia von Schweden und Norwegen erschienenen Nachrufe haben mit vollem Rechte nicht genug die vielen Thaten der Liebe und des Mitleids für Mensch und Thier rühmen können, durch welche diese dem Throne so nahe stehende Frau Zeit ihres Lebens sich in hohem Grade ausgezeichnet hat.

Wohin dieselbe ihre Schritte lenkte, allenthalben gaben sich die Spuren ihres helfenden und lindernden hohen Einflusses kund. Sehr viele, humanen Zwecken dienende Vereine und Institute verdanken ihr Entstehen der hohen Frau, auch das Eugenia-Heim, in der Nähe von Stockholm, welches ein gar vortreffliches Asyl für unheilbare verkrüppelte Kinder ist. Wo diese edle Fürstin nur im Stande war, dem Elend zu steuern und Hilfe zu bringen, da schritt sie ein. So auch ordnete sie den Bau eines Spitals für arme und kranke Leute an und gab alles Geld dazu, das sie erübrigen konnte. Allein die Summe reichte nicht aus, und als der Bau stille zu stehen drohte, da ließ sie ihre Diamanten verkaufen, und aus deren Erlös das Spital

fertig bauen. Schon hatten die Kranken dasselbe bezogen, als die Prinzessin selbst hinging, um die Anstalt zu besichtigen. Beim Durchschreiten eines der Krankensäle fällt ihr Blick auf einen kranken Mann, der vor Rührung, eine so gute Pflegestätte gefunden zu haben, in lautes Weinen ausbricht. Prinzessin Eugenia sah diese Thränen und sagte mit tiefer Bewegung: „Ich sehe meine Diamanten wieder."

Bremen. J. F. C. Kühtmann.

Meta Wellmer †.

Aus Ebersdorf geht uns die Nachricht zu, daß der Tod unsere werthe Gesinnungsgenossin, Fräulein Meta Wellmer, am 1. August von langen und schweren Leiden erlöst hat. Ihr Heimgang bedeutet einen neuen Verlust für unsere Thierschutzsache, der sie von ganzem Herzen ergeben und dienstbar war. Ihre gediegenen, ansprechenden Aufsätze und Artikel haben vielfach zur Anregung und Förderung thierfreundlicher Gesinnung und Bethätigung beigetragen und werden ihr ein bleibendes Andenken in unseren Herzen sichern. M. S.

Aus dem „Jahrbuch" des Budapester Thierschutzvereins für 1888.

Dies reichhaltige, von dem um den Verein und die Thierschutzsache in Ungarn hochverdienten Generalsecretär Professor Dr. Julius Szalkay zusammengestellte Jahrbuch ist mit dem Bildnisse des am 21. September 1888 in Budapest verstorbenen Menschen- und Thierfreundes Konstantin Rökk geschmückt. Es bringt an seiner Spitze einen Nekrolog dieses schlichten Ehrenmannes aus der Feder Dr. Szalkay's und enthält außerdem folgende Aufsätze und Arbeiten: „Die Kulturideen im Leben" von Alex. v. Havas; „Die Frage des Thierschutzes in Ungarn bis 1848" von Professor 'Arpád Kerékyarló; „Ueber das dem Thierschutz gespendete Rökk'sche Legat von 50,000 Gulden" von Dr. Jul. Szalkay; den „Jahresbericht über die Vereinsthätigkeit im Jahre 1888" und verschiedene Akten, darunter: „Gesuch an das hohe Ministerium um Einschränkung der Vivisektion an den Universitäten und Thierarznei-Instituten". Dem Jahresbericht ist zu entnehmen, daß der Generalsekretär Professor Dr. Szalkay die Seele des Vereins ist und denselben einem immer erfreulicheren Aufschwunge entgegenführt. Das Direktorium setzt sich aus je 20 Damen und Herren zusammen, die Summe der Vereinsmitglieder beträgt 1425.

Der Kampf um die dem Thierschutz testirten 50,000 Gulden.

Von Prof. Dr. Julius Szalkay, Generalsekretär des Landesthierschutzvereins zu Budapest.

Es ist in dieser Zeitschrift (Nr. 3, S. 43—46) bereits mitgetheilt worden, daß unter den vielen Legaten, welche ein hochherziger Bürger der Stadt Budapest, Konstantin Rökk, zu Zwecken menschlicher Wohlfahrt im Gesammtbetrage von 750,000 Gulden gestiftet, sich auch ein dem Thierschutz gewidmetes Vermächtniß befindet, an welches jedoch auf Grund eines im Stiftungs-Documente leider vorhandenen Satzes verschiedene humanitäre Vereine, ja sogar Religionsgenossenschaften Ansprüche erheben zu dürfen vermeinen.

In dem an den städtischen Magistrat gerichteten, im Jahre 1872 niedergeschriebenen Stiftungsbriefe spricht der Testator die Bitte aus: der Magistrat wolle die in Pfandbriefen hinterlegten 50,000 Gulden verwalten und die Zinsen für einen, Ungarn zu gute kommenden edlen Zweck verwenden. Und zwar würde es ihm (Konstantin Rökk) zum Seelenheil gereichen, wenn der weise Rath der Stadt seinen, schon seit Jahren gehegten Wunsch verwirklichen und die Zinsen des erwähnten Legats zur zweckentsprechenden Verhinderung der Thierquälerei verwenden würde. Wenn aber Zeit und Umstände erfordern sollten, daß diese auf dem Altare des Vaterlandes dargebrachte Spende zu nützlicheren und nothwendigeren Wohlthätigkeitszwecken, etwa für Volkserziehung, Armenwesen oder Nothdürftige zu verwenden wäre, so wolle er seinen Willen dem des weisen Rathes unterstellen. Nur wünsche er, daß die Zinsen ungetheilt einem und demselben Zweck zu gute kommen sollen und daß das Packet erst zwei Jahre nach seinem Tode eröffnet werde."

Der hochlöbliche Magistrat hat diesen Stiftungsbrief seinem Rechtsconsulenten zur Beprüfung zugeschickt und Letzterer folgendes Gutachten abgegeben: „Da der Erblasser die Verwendung dieses Legats zu Thierschutzzwecken als sehnlichsten Wunsch hinstellt und außerdem sein Seelenheil von der Erfüllung dieses Wunsches abhängig macht, so ist das Legat dem Thierschutzverein zuzusprechen."

Auf dieses Gutachten hin wurde der Landesthierschutzverein aufgefordert, sich darüber zu äußern, wie und wozu er das viele Geld zu verwenden beabsichtige. Der Verein erwählte ein Komité, das er mit der Beantwortung dieser Frage betraute und welches die Punkte festsetzte, durch welche eine gedeihliche Agitation zur Verhinderung der Thierquälerei bewirkt werden könnte. Die Ausarbeitung dieses Elaborates übernahm der ehemalige Generalsecretär und nunmehriger Ehrenpräsident, der Landtags-Deputirte Otto Herman.

Da es weitere Kreise interessiren dürfte zu erfahren, in welcher Weise wir unsere Ansprüche zur Geltung bringen wollen, so gebe ich hiermit das Gesuch, welches der Landesthierschutzverein dem Magistrat eingereicht hat, in deutscher Uebersetzung wieder:

Hochlöblicher Hauptstädtischer Magistrat!

Der die Angelegenheiten des Landesthierschutzvereines leitende Ausschuß rechnet es sich zum Glücke an, daß durch das Legat des Konstantin Rökk, eines in vollstem Sinne des Wortes edlen und ganzen Mannes — ihm Gelegenheit geboten wurde, sein Wirken und die Ziele seiner Bestrebungen vor dem Magistrate und der Hauptstädtischen Bevölkerung zu entrollen.

Wir wollen dies recht eindringlich thun, denn der Ort und die Gelegenheit sind ganz dazu geeignet, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Thierschutz zu lenken, weil durch das Legat das Urtheil und die Kritik des Publikums geradezu herausgefordert worden ist; wir wollen dies recht eindringlich schon deshalb thun, weil weder die Pflicht noch die Bedeutung des Thierschutzes die Gesellschaft bisher so recht durchdrungen hat; wir wollen dies recht eindringlich thun, weil man um Wirkung zu erzielen, dies nur durch eine an competenter Stelle abzugebende Aufklärung erreichen kann.

Es kann gar kein Zweifel darüber obwalten, daß der Seele des Konstantin Rökk im Jahre 1872, als er seinen Stiftungsbrief niederschrieb, wo die Thierschutzidee in Ungarn zwar schon angeregt worden, jedoch wieder eingeschlummert war, jene schrecklichen Bilder von Thierquälerei vorgeschwebt haben, welche im ganzen Lande, ja selbst in den Straßen und auf den Plätzen der Hauptstadt zu sehen waren — er sagt wörtlich, daß dieselben „nervenerschütternd und Anstoß erregend" waren — und ihn bestimmten, das Legat dem Thierschutze zuzuwenden.

Es ist ferner nicht anzunehmen, daß der den öffentlichen und bürgerlichen Institutionen soviel Interesse und Aufmerksamkeit zuwendende Mann, als welchen wir Konstantin Rökk kannten, von jenen Versuchen keine Kenntniß gehabt haben sollte, welche Johann Török und Ludwig Kaeskovics im Jahre 1842 machten; von jener im Jahre 1843 den Thierschutz betreffenden Preisausschreibung des August v. Kubinyi, bei welcher Salomon Petényi den Palmenzweig davontrug und ferner, daß er nichts von dem Scheitern der zur Gründung eines Vereins zum Schutze der Thiere im Jahre 1847 von Paul Raloch v. Alruássy ergriffenen Initiative gewußt haben sollte. Mit einem Worte, daß er nicht erfahren, daß alle diese edlen Bestrebungen erfolglos geblieben waren.

Ganz allein dieser letztere Umstand, die Erfolglosigkeit der bisherigen Bestrebungen, hat ihn schwankend gemacht, und ihn bewogen, in seinem Testamente einige andere Disciplinen zu erwähnen, aber immerhin konnte er seinen sehnlichsten Wunsch nicht unterdrücken, welchem er folgenden Wortlaut gab:

„Zu meiner Seelenruh würde es dienen, wenn der weise Rath des Hauptstädtischen Magistrates mein Legat zur zweckentsprechenden Verhinderung der Thierquälerei verwenden würde."

Der Stiftungsbrief spricht von 50,000 Gulden östr. Währung (30,000 Rbl.) als Kapital, von welchen nur die Interessen und auch diese nur zu einem

und demselben Zwecke verwendet werden dürfen. Es kann daher nur von einer zweckmäßigen Verwendung der Interessen, einer jährlichen Summe von 2000 bis 2500 Gulden, die Rede sein.

Der Ausschuß des Landesthierschutzvereins bestreitet nicht, daß nach dem Wortlaute des Stiftungsbriefes gewissermaßen auch andere Vereine Ansprüche erheben können; doch eben aus dem Wortlaute desselben schöpfte er auch die für ihn sprechenden Hauptmotive, da der Erblasser das Hauptgewicht auf die Verhinderung der Thierquälerei legt und sein Seelenheil auch auf dieses Motiv stützt.

Nur in der Ausführung seiner Idee war der Erblasser schwankend, obwohl ein richtiger Instinkt ihn leitete, als er die Hebung der Volkserziehung namhaft macht. Das aus dem Testamente sich für ihn ergebende Recht will aber der Thierschutzverein nicht einseitig ausnutzen, sondern er macht es sich im Gegentheil zur Pflicht, die objektive Zergliederung des Gegenstandes kritisch zu beleuchten.

Es möge daher dem Landesthierschutzverein gestattet sein, in erster Linie jene Principien zu entwickeln, auf welchen seine Thätigkeit — und wir können es mit ruhigem Gewissen aussprechen — seine obwohl bescheidene, doch immerhin sichtbare Erfolge aufweisende Thätigkeit basirt; in zweiter Linie auf jene schreienden Uebelstände hinzuweisen, welcher wir infolge unserer mißlichen pekuniären Verhältnisse nicht Herr werden konnten; und drittens jene Vorkehrungen aufzuzählen, durch welche diese Uebelstände beseitigt werden könnten.

Der Landes-Thierschutz-Verein wurde durch dir Ueberzeugung ins Leben gerufen, daß der Schutz der Thiere eine sittliche Pflicht jeder Gesellschaft sei, welche auf das Epitheton: „gebildet" Anspruch macht. Diese Ueberzeugung fußt auf dem anerkannten Satze, daß, je gebildeter eine Nation, desto entwickelter ihre Thierschutz-Maßnahmen und ihre Thierschutzgesetze.

Der L.-Th.-V. enthält sich zuvörderst aller Gefühlsüberschwänglichkeit; seine Grundlage bildet das Recht der Thiere, die Hebung der Gesellschaft in moralisch-sittlicher Beziehung und die Wahrnehmung der landwirthschaftlichen, daher nationalökonomischen Interessen.

Dies läßt sich dahin zusammenfassen: Die dem Thiere gegenüber sich äußernde gute menschliche Behandlung ist Pflicht, durch welche die Moral gehoben wird. Das in guter sorgsamer Pflege stehende Thier wird besser, ausdauernder und mit mehr Kraft dem menschlichen Haushalt dienen; jene Thiere, welche nicht im Solde des menschlichen Dienstes stehen (Vögel), werden ihrer von der Natur zugetheilten Aufgabe um so besser entsprechen (Vertilgung der Raupen).

Dieser Satz gilt für jene Thiere, die unbedingt nützlich sind. Jene Thiere, welche den menschlichen Zwecken gefährlich sind, stehen unter der Wohlfahrtsobrigkeit; bei ihrer Verfolgung kommt der thierschützende Gesichtspunkt insofern in Betracht, daß bei ihrer Vernichtung keine Grausamkeiten vorkommen dürfen.

Die Grundlage, auf welcher der L.-Th.-V. seine Thätigkeit entfaltet, ist daher eine vernünftige und zweckentsprechende.

Die nach diesen Prinzipien bisher erreichten, obwohl nur lokalen Resultate sind unbestreitbar. Deshalb haben sich auch die Besten der Gesellschaft aus der Hauptstadt und seiner Umgebung, bereits 1425 Mitglieder, um die Fahne des Landes-Thierschutzvereins geschaart. Dank seinen zweckentsprechenden und vernünftigen Grundprinzipien hat er nicht nur das Vertrauen, sondern auch die Unterstützung der öffentlichen Obrigkeit erlangt.

Seine Unterbreitungen, welche er den hauptstädtischen Behörden und den königl. ungarischen Ministerien einsandte, sind in Betracht gezogen worden und haben alle ohne Ausnahme günstige Erledigung gefunden.

Weniger durch seine materiellen Mittel, — welche sehr bescheiden, ja mit Rücksicht auf seine Ziele, sogar dürftig genannt werden können, — als vielmehr durch seine zweckentsprechende Richtung, welcher er die werkthätige Unterstützung der Behörden dankt, ist jener Schandfleck: die öffentliche, Aergerniß erregende Thierschinderei, wenn auch nicht gänzlich verschwunden, so doch auf ein Minimum reduzirt. Daß das ein Gewinn für die öffentliche Moral bedeutet, ist unbestreitbar.

Das Knebeln der Vierfüßler, das in einen Knäuel zusammengebundene Geflügel, das Abhetzen der Pferde gehört zu einem überwundenen Standpunkte der Hauptstadt; und wenn es auch in sporadischen Fällen auftritt, so folgt die Strafe auf dem Fuße.

Das Archiv des L.-Th.-V. beweist aber, daß in diesen, wie in noch vielen anderen Fällen die Impulse sowohl, als auch die Initiative eben von dem Verein ausgegangen sind.

Durch die Belohnung eifriger Schutzmänner, guter Rosselenker, eifriger Diener der Veterinär-Anstalt und des Thiergartens, durch die Zuertheilung von Anerkennungen und ehrenden Diplomen, und schließlich durch öffentliche Vorträge hat der L.-Th.-V. bedeutenden moralischen Erfolg erzielt.

Dies alles — obwohl das Grundkapital noch nicht die Höhe von 1000 Gulden und das Jahreseinkommen im allergünstigsten Falle von bloß 700 Gulden erreichte — ward nur dadurch ermöglicht, daß die an Aufopferung grenzende Thätigkeit einzelner aktiver Mitglieder, so: die Evidenzhaltung, die Gesuche an die verschiedenen Behörden, die Herausgabe unserer Schriften, die vielen Schreibereien, die tausend und abermals tausend Laufereien und die Intervenirung bei den betreffenden Behörden, daß dies alles ohne jedes Entgeld geleistet wurde.

Dies ist also unser bisheriger Erfolg, betrachten wir nunmehr die schreienden Uebelstände.

Der L.-Th.-V. weiß nur zu gut, daß seine bisherigen Erfolge eigentlich nur lokale und auch hier nur erst oberflächliche sind, weil er die vorhandenen Uebelstände, welche man nicht wegleugnen kann, mit seinen geringen materiellen Mitteln, die ihm bis jetzt zu Gebote stehen, nicht an der äußerst tief liegenden Wurzel anfassen konnte. Hier muß man einen

Blick in die tiefer liegenden Regionen werfen, um die bedeutsamen Lücken wahrzunehmen.

Wenn die große menschliche Gesellschaft das sittliche Prinzip aufstellt, daß die Sünde und das Laster gerächt werden müssen, so fordert sie auch mit noch größerem Nachdruck, daß dieselben durch Erziehung und Aufklärung, wenn auch nicht gänzlich verschwinden, so doch auf ein minimales Maß zurückgedrängt werden sollen.

Konstantin Rökk hat es richtig getroffen, als er sagte: „Vielleicht sollten wir allem zuvor die Volkserziehung auf ein höheres Niveau erheben.

Die ungarische Volkserziehung hat in den letzten 20 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht; doch selbst die leitenden Kreise bestreiten es nicht, weil sie es auch nicht leugnen können, daß ihr noch organische Fehler anhaften; so umfaßt sie noch nicht die Gesammtheit der Schulpflichtigen, das Unterrichtssystem noch nicht das wirklich Nothwendige und diejenigen aus dem Volke, welche Elementarbildung genossen, werden eine Beute der sittenverderblichen Kreuzer-Litteratur.

Die Religions- und Sittenlehre des Volksunterrichtes hat allerdings die Pflichten des Menschen gegen Gott und gegen die Kirche in ihr Pensum aufgenommen, sie lehrt und predigt die Nächstenliebe, läßt aber jene Gutherzigkeit, jenes edle menschliche Gefühl, das sich auf alle lebenden Wesen erstreckt und eben deshalb am tiefsten Wurzel faßt, außer dem Bereich ihrer Aufgaben.

Nur in dieser Unterlassung finden wir die Erklärung für jene schreckliche Unbarmherzigkeit, welche in einigen Gegenden bis zur Rohheit gegen das arme Thier sich steigert und welche den schädlichsten Einfluß auf die Moral und auf das gesellschaftliche Leben ausübt, denn die Rohheit ist nicht wählerisch und pflegt keine Unterschiede zu machen.

Der L.-Th.-V. erblickt darin des Uebels Wurzel, daß die Volkserziehung nicht Hand in Hand mit dem Thierschutze geht; dies bewirken zu helfen, ist eine Pflicht der Gesellschaft. Ihre und unseres Vereins Aufgabe wird es sein, des Uebels Kern an seiner Wurzel zu erfassen, zu schwächen, zu rütteln, damit dieser Baum der Rohheit und Unbarmherzigkeit allmählich schwächere und schwächere Früchte zeitige. Die Zinsen des Rökk'schen Legates wären eben zum Fällen dieses Baumes folgendermaßen zu verwenden:

1) Die so weit verbreitete sittenverderbende und das Volk verdummende Kreuzer-Litteratur durch zweckentsprechende erhebende, lehrreiche, sittenveredelnde litterärische Erzeugnisse zu ersetzen, in welchen der Thierschutz in seiner sanften und veredelnden Form, mit den nöthigen, entsprechenden Illustrationen ausgestattet — in volksthümlicher Weise vorgeführt wird.

2) Durch Verbreitung inhaltreicherer, mehr spezialer Werke; in erster Linie thierärztlicher, dem Volke verständlicher Schriften, nach welchen sowohl der verständige Landwirth, als auch der auf der Pußta in großer Entfernung von einem Thierarzt wohnende Kleinhäusler seinem Vieh die nöthige Hilfe angedeihen lassen und es vor der auf dem Lande noch so sehr verbreiteten Marterung der Entherzung bewahren kann.

3) Der L.-Th.-V. würde die Verfassung solcher, in gefälliger Form ausgestatteter und als Prämie für Volksschüler sich eignender Schriften übernehmen und für die genügende Verbreitung von jährlich 20,000 Stück sorgen, in welchen, dem Bildungsgang der Kinder entsprechend, die sanfte und vernünftige Behandlung der Thiere und der Umgang mit denselben in anregender Weise beschrieben stände. Dies ist äußerst wichtig, denn im Grunde genommen fühlt sich jedes Kind zum Thiere hingezogen; der erste Impuls ist oft entscheidend fürs ganze Leben und ist dieser erste Impuls edel, so bleibt das Kind in seinem ferneren Leben edelherzig. Der Hang zur Grausamkeit, welcher bei einzelnen Kindern auftritt, ist immer die Folge eines Erziehungsfehlers, das böse Beispiel von Rohheit im Hause.

4) Entsprechend seinem Charakter als Landes-Thierschutzverein, würde der Verein seine Anerkennungs-Remunerationen auch auf Elementar-Lehrer in der Provinz ausdehnen, deren Bedeutung und Einfluß in thierschützerischer Beziehung gewiß nicht zu unterschätzen ist; denn sie sind diejenigen, welche auf die Masse des Volkes, auf die junge noch biegsame Generation den unmittelbarsten Einfluß ausüben.

Der Erfolg schriftlicher Erzeugnisse hängt von ihrer Güte, von der Massenhaftigkeit ihrer Verbreitung und von ihrer Billigkeit ab. Um das Beste zu liefern, denn das Beste ist eben für das Volk gut genug, muß man solche Autoren, die dem Zwecke entsprechende, im Volkston geschriebene Schriften zu verfassen im Stande sind, ausfindig machen. Das Beste ist aber auch hier eine gesuchte Waare, die ihrem Werthe entsprechend bezahlt werden muß.

Bei Ausschreibung von Concurrenz-Preisen müßten diese so hoch gestellt sein, daß sie einen gesunden und edlen Wettstreit der Besten hervorzurufen vermögen.

Wenn wir eine Massenverbreitung erzielen wollen, so müssen die Preise der einzelnen Schriften auf das Allerbilligste gestellt werden, ja, wo es gilt, einen kaum glimmenden Funken anzufachen, darf man vor der Gratis-Vertheilung nicht zurückschrecken.

Wenn wir die Volkszahl Ungarns, die Zahl der Elementarschulen und die der Lehrer in Betracht ziehen, und die vorstehenden vier Punkte in gewünschtem Umfange zur Ausführung bringen wollen, so sind die Interessen des Rökk'schen Kapitals fürwahr eine viel zu bescheidene Summe und wir werden genöthigt sein, in erster Zeit uns in engeren Grenzen zu bewegen.

Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Besorgung der vielen potenzirten Arbeiten nicht mehr von der Opferwilligkeit einzelner Mitglieder erwartet werden darf, sondern daß dieselbe, wenn auch mäßig besoldeten Beamten übergeben werden müßte, was schon vom Gesichtspunkte der Verantwortlichkeit und der Controle wünschenswerth erscheint; ferner, daß ein konstantes Lokal gemiethet werden, und daß die Forderung einer regelmäßig erscheinenden Zeitschrift in den Vordergrund treten müßte. Dies alles würde der Verein aus anderen Quellen zu beschaffen trachten, da die Interessen des Rökk'schen Kapitals zur Bestreitung dieser Ausgaben nicht ausreichen dürften.

In Beantwortung des möglichen Einwurfes, wozu der Landes-Thierschutzverein die bedeutenden Einnahmen, welche möglicherweise mit der Zeit durch die litterärischen Arbeiten erzielt werden würden, verwenden wolle, ist die Antwort ganz einfach folgende: In den wirklich vorgeschrittenen Staaten des Westens, auf deren Kulturstufe auch wir uns erheben wollen, tritt der Thierschutz immer mehr aus seinem schablonenmäßigen Vereinsleben heraus und nimmt allmählich den Charakter einer obrigkeitlichen Institution an. So hat der New-Yorker Thierschutz-Verein polizeiliche Gewalt. Der unter dem Protektorate der Königin stehende Londoner Thierschutz-Verein besitzt ein eigenes Vereinshaus, mit einer die Weltlitteratur vertretenden Bibliothek, mit einem Thierschutz-Museum, mit Conversations- und Berathungs-Sälen; er hat ein konstituirtes litterarisches Komité und eine hervorragende Fachzeitschrift; er verfügt über unzählige Legate, über ein Thierspital mit vollständigem besoldeten Personal, über ein Thierasyl, das verirrte und hinausgestoßene Thiere unter seinen Schutz nimmt, über ein ambulantes Personal, welches die Weltstadt tagtäglich durchstreift, die durch Unglück verstümmelten Thiere auflieft, sie einer ärztlichen Behandlung übergiebt, für ein schnelles qualloses Vernichten solcher Thiere sorgt, denen nicht mehr geholfen werden kann, und die Thierquäler zur polizeilichen Anzeige bringt, so daß die Bestrafung der Ausschreitung auf dem Fuße folgt.

Diese mustergiltigen Institutionen finden wir, wenn auch in kleinerem Maßstabe, in allen wichtigeren Provinz-Centren Englands; der menschenfreundliche Umgang mit den Thieren ist dem Volke zur zweiten Natur geworden, der moralische wie landwirthschaftliche Nutzen ist offenbar, denn die riesigen Erfolge der englischen Thierzucht hängen mit dem englischen Thierschutz organisch zusammen.

Mit diesen Erfolgen verglichen ist alles das, was bei uns Thierschutz heißt, nur ein Rudiment desselben; selbst das Rökk'sche Legat kann nur der erste Grundstein sein, auf welchem das Gebäude zu errichten ist, zu dem die Steine noch herbeizuholen sind und zwar aus dem jetzt erwachenden Bewußtsein der gebildeten Gesellschaft und aus dem sich stets steigernden Thätigkeitsdrange, welcher bis heute leider noch nicht so weit sich entwickelt hat, daß er dem Thierschutz thatkräftig unter die Arme greift.

Der Ausschuß des L.-Th.-V. hat in seiner Einleitung bereits erwähnt, daß der Wortlaut des Konstantin Rökk'schen Stiftungsbriefes in gewisser Beziehung einen Wettkampf zwischen dem Guten und Besseren zuläßt, daß Rökk die Entscheidung in die Hände des hauptstädtischen Municipiums legte, und daß seine Bescheidenheit sogar so weit ging, dem weisen Rathe der Hauptstadt die Ruhe seiner Seele anheimzugeben. Wir sind überzeugt, daß das feine Gefühl des hauptstädtischen Rathes das Seelenheil des Testators in Betracht ziehen wird; aber auch das müssen wir dankend zugestehen, daß das Municipium weise gehandelt hat, als es uns zu fragen beschloß: wozu und auf welche Weise will der L.-Th.-V. die Zinsen des Rökk'schen Legates verwenden?

Dies haben wir in Obigem entwickelt.

Was nun noch die zum Wettkampf sich rüstenden Institutionen betrifft, so haben wir die Ueberzeugung, daß man auch hier die Worte des Testators beachten muß, der als zuläßig die Volkserziehung, das Armenwesen und die Nothdürftigkeit bezeichnete.

Der L.-Th.-V. ist nicht nur von der Wichtigkeit, sondern sogar von der Heiligkeit der obengenannten Disciplinen überzeugt, jedoch ebenso davon, daß die Volkserziehung, welche vom Staat aus dem Landesvermögen, durch confessionelle Revenüen und aus Legaten sattsam unterstützt wird, allgemein betrachtet keinen wesentlichen Gewinn aus dem Erlangen eines verhältnißmäßig geringen Betrages haben könnte.

Den wohlthätigen Einfluß aber, welchen der Thierschutz nach Richtung, Zweck und Ziel auf die Volkserziehung im Allgemeinen und in gesellschaftlicher Beziehung auszuüben im Stande ist, haben wir Punkt für Punkt gekennzeichnet.

Die Unterstützung der Armen und Nothdürftigen, — abgesehen davon, daß dies zum Theil eine municipiale, zum Theil eine Landes-Aufgabe ist — ist heute in Ungarn der ausschließliche Gegenstand der Sorge unserer Gesammtwohlfahrtspflege; dieser Umstand beweist schon allein zur Genüge, daß die Theilnahme für's Armenwesen eine allgemeine ist; und daß dasselbe heutzutage solche Dimensionen angenommen hat, daß eine kleinere Summe — wenn man die Gesammtheit in's Auge faßt — ihr keinen wesentlichen Nutzen schafft.

Anders steht es mit der bei uns noch so wenig geförderten Sache des Thierschutzes, welcher dennoch keine, eine wahre Bildung anstrebende Gesellschaft aus dem Wege gehen darf, die vielmehr, wie jeder edle Gedanke bei seiner Entstehung, einer kräftigen Unterstützung bedarf, damit er die unumgänglich nothwendige Wirkung erziele.

Dieser Gedanke ist auf ungarischem Boden früh gereift; nach seiner Priorität früher als in manchem ausländischen Staate, denn er tauchte schon im Jahre 1820 auf. Die stiefmütterlichen Verhältnisse aber, unter welchen die Nation damals lebte, erstickten diesen Gedanken alsbald; er lebte dennoch von neuem auf, um bald wieder zu entschwinden.

Die heutige, geistig gereiftere ungarische Gesellschaft hat ihn wieder in's Leben gerufen und wenn auch in bescheidenem Rahmen, so hat er doch Fleisch und Leben erhalten. In dieser Beziehung ist Konstantin Rökk's Stiftungsbrief wichtig, nicht nur vom materiellen, sondern vom allgemeinen kulturellen und moralischen Standpunkt aus.

Wir sind der Ueberzeugung, daß der löbliche Magistrat unsere Unterbreitung gefälligst zur Kenntniß nehmen, die angeführten Argumente aber für genügend überzeugend erachten wird, um das Rökk'sche Legat dem ungarischen Landes-Thierschutz-Verein zuzusprechen.

Im Namen des ungarischen Landes-Thierschutz-Vereins:

Dr. Julius Szalkay, Generalsekretär. Paul v. Király, Präsident.

Budapest, 7. Februar 1889.

Das sterbende Reh.

Ein unschuldiges, fröhliches Reh tummelte sich auf dem thaubenetzten Quendel am Rande eines Waldes. Ich bemerkte von Zeit zu Zeit, wie es die Ohren spitzte, mit den Hufen stampfte, sich an den Strahlen der aufgehenden Sonne wärmte, die jungen Triebe abfraß, im Genusse der Sicherheit und Einsamkeit.

Ich war der Sohn eines Jägers; meine Kindheit hatte ich mit Förstern und Landedelleuten zugebracht, die ihre Meute mit der meines Vaters abkoppelten. Ich hatte niemals über diesen rohen Trieb des Menschen nachgedacht, der sich aus dem Tode ein Vergnügen macht, und der, ohne Noth, ohne Recht, ohne Mitleid, Thiere des Lebens beraubt, welche über ihn dasselbe Jagdrecht hätten, wenn sie ebenso gefühllos, ebenso bewaffnet und ebenso wild in ihren Vergnügungen wären wie er. Mein Hund suchte, mein Gewehr war zur Hand, ich hatte das Reh vor dem Laufe. Ich fühlte wohl ein gewisses Bedauern, ein gewisses Bedenken, ein solches Leben, eine solche Freude, eine solche Unschuld zu vernichten bei einem Geschöpfe, das mir nie etwas zu Leide gethan hatte, welches sich desselben Lichtes, desselben Thaues, derselben Morgenfrische erfreute, wie ich; welches von derselben Allmacht geschaffen, mit derselben Empfindung und demselben Denkvermögen, wenn auch in geringerem Grade wie ich begabt, durch dieselben Bande der Liebe und Verwandtschaft wie ich in seinem Walde gebunden war; welches einen Bruder suchte, von einer Mutter, von seinem Weibchen, von seinen Kleinen erwartet ward. Aber der mechanische Trieb der Gewohnheit siegte über das natürliche Gefühl, welches dem Mord widerstrebte. Der Schuß fiel, das Reh that einen Sprung in seinem Schmerze und stürzte mit zerschmetterter Schulter auf den von seinem Blute gerötheten Rasen.

Als der Rauch des Schusses verweht war, näherte ich mich, bleich und schaudernd über mein Verbrechen. Das arme Reh war nicht todt; es blickte mich an mit Augen, worin Thränen schwammen. Nie werde ich diesen Blick vergessen, welchem der Schmerz, die Ueberraschung, der unerwartete Tod die Tiefe menschlicher Empfindung zu geben schienen; denn das Auge hat seine Sprache, zumal wenn es verlöscht.

Dieser Blick sprach deutlich einen herzzerreißenden Vorwurf über meine Grausamkeit: „Wer bist Du? Ich kenne Dich nicht; ich habe Dich nie beleidigt; warum hast Du mich tödtlich getroffen? Warum raubst Du mir meinen Theil am Himmel, Licht, Luft, Jugend, Freude, Leben? Was soll aus meinen Jungen werden, die mich im Dickicht erwarten, und die von mir nichts wiedersehen werden als diese Blutstropfen auf der Haide? Giebt es denn nicht einen Rächer droben für mich, einen Richter für Dich? Doch ich verzeihe Dir, in meinen Augen ist kein Zorn, so sanft bin ich von Natur, selbst gegen meinen Mörder; nur Erstaunen, nur Schmerz, nur Thränen."

So sprach zu mir der Blick des todtwunden Rehes. Ich verstand es, als ob es Worte gesprochen hätte: „Gieb mir vollends den Tod," schien es mir noch zu sagen durch die Klage in seinen Augen und das Zittern seiner

Glieder. Ich hätte es um jeden Preis retten mögen; aber ich ergriff wieder mein Gewehr, diesmal aus Mitleid, und indem ich den Kopf abwandte, endigte ich seinen Todeskampf mit einem zweiten Schusse. Mit Abscheu warf ich dann das Gewehr weit von mir und, ich gestehe es, ich weinte. Selbst mein Hund schien gerührt, er beroch nicht das Blut, er berührte nicht die Leiche, er legte sich still an meiner Seite nieder.

Von diesem Tage an ging ich nie wieder auf die Jagd. Ich entsagte diesem rohen Vergnügen am Morde, dieser grausamen Willkür des Jägers, der, ohne Noth, ohne Recht, ohne Mitleid das Leben denen raubt, welchen er es nicht wiedergeben kann. Ich schwur mir selber, niemals wieder den Bewohnern der Wälder, den Vögeln des Himmels eine Stunde Sonnenschein zu rauben; schmecken sie doch wie wir die kurze Freude am Lichte, und freuen sich mit mehr oder weniger Bewußtsein des Lebens in demselben Sonnenstrahle. Lamartine.

Das Kalb.

Von Justinus Kerner.*)

Du Thier, im dunklen Stall geboren,
Eh' du des Lebens recht bewußt,
Greift dich ein Schlachter bei den Ohren,
Und reißt dich von der Mutterbrust!

Dein großes Auge, fromm und helle,
Sieht da die Au zum ersten Mal,
Doch angstvoll; denn des Hunds Gebelle
Treibt rastlos dich durch's grüne Thal.

Bald binden sie dir deine Glieder,
Sie achten nicht dein Angstgeschrei,
Man wirft dich auf die Schlachtbank nieder
Und schneidet dir den Hals entzwei.

Doch bei dem letzten Hauch der Kehle
Ein Glanz aus deinem Auge spricht:
„In mir auch wohnet eine Seele,
Für mich auch hält ein Gott Gericht!"

Ein chinesischer Erlaß. Der Gouverneur der chinesischen Provinz Ning-po erließ folgende Bekanntmachung an die Landwirthe seines Kreises. Das Schriftstück ist in den üblichen sechssilbigen Zeilen abgefaßt und lautet:

*) Justinus Kerner, mit Uhland und Gustav Schwab Begründer der schwäbischen Dichterschule, war, wie aus vielen seiner sinnigen Gedichte ersichtlich, ein warmer Freund der Natur, in deren düstere, mystische Seite er sich mit Vorliebe versenkte. Ein wie inniges Verständniß für das tiefe Leiden und Seufzen der Kreatur, für ihr geheimnißvolles Sehnen nach Erlösung und Befreiung im Gemüthe des Dichters lebte, bringt obiges Gedicht so schön zum Ausdruck.

„Frösche kommen vor auf Euren Feldern. Obwohl sie kleine Dinger sind, so sind sie ihrer Gestalt nach doch menschlichen Wesen ähnlich. Sie hegen lebenslängliche Liebe für ihren Geburtsort und in der Nacht singen sie mit klaren Stimmen in melodischem Konzert. Ueberdies beschützen sie Eure Ernte, indem sie die Heuschrecken vertilgen und so machen sie sich Eurer Dankbarkeit würdig. Warum geht Ihr also hinaus in die finstere Nacht mit Laternen, um diese unschuldigen und nützlichen Wesen zu fangen? Sie mögen mit Eurem Reis gut schmecken, aber es ist herzlos, sie zu schinden. Von nun an ist es verboten, solche zu kaufen oder zu verkaufen, und Diejenigen, welche unserem Befehl nicht gehorchen, werden streng bestraft werden. Da sind ferner die Sperlinge, welche in ihrer Jahreszeit so süß auf ihren Bäumen zwitschern. Sie sind nicht wie die Wölfe, Tiger oder Leoparden, welche, sobald sie groß werden, sich die Gewohnheit aneignen, die Menschen zu verletzen. Also warum geht Ihr mit Euren Netzen auf die Hügel und in die Wälder, um sie zu fangen? Wisset, daß es thierisch ist, die Geringeren zu tödten und zu verzehren. Widersteht der Wollust Eures Mundes und Eures Bauches für schmackhafte Fleischgerichte und handelt im Einklang mit dem Himmel, welcher es liebt, das Leben zu erhalten. Es ist von nun an verboten, diese zwei Gattungen von Geschöpfen zu fangen. Aber gebt Euch nicht der Hoffnung hin, daß, wenn Ihr meiner Warnung zuwider handelt, Eure Strafe eine geringe sein wird." „D. St. Petersb. Ztg."

Umpflanzung der Schwänze der Ratten. In welche abscheuliche, jedem menschlichen Gefühl Hohn sprechende grausame Spielereien nur zu häufig Menschen sich verirren, welche die den Thieren verursachten Qualen für gar nichts achten, davon hier ein neues Beispiel, das zugleich als neuer Beweis dienen kann, wie der eine Vivisektor dem anderen in dem widerspricht, was dieser behauptet auf dem Wege jener Thiermarterung wahrgenommen zu haben.

Wir fanden dasselbe in der „Pall Mall Gazette" vom 8. Juni unter obiger Ueberschrift. Dort steht zu lesen:

„Mr. Bert nähte das Ende des Schwanzes in dem Rücken der Ratte fest. Nachdem es an der neuen Stelle festgewachsen war, schnitt er den Schwanz dicht an dem ursprünglichen Grunde ab. Jetzt trug die Ratte einen umgekehrten Schwanz, indem die frühere Spitze zur Wurzel geworden war. Nach einiger Zeit wurde gefunden, daß der neue Schwanz Gefühl hatte. Dr. Koch hat kürzlich dasselbe Experiment an 40 Ratten vollführt. In dreißig Fällen waren die Schwänze befriedigend eingewachsen, aber niemals, selbst nicht acht Monate später, war irgend Gefühl in dem veränderten Schwanze vorhanden."

Bremen. J. F. C. K.

Mitleid bei Thieren. In der Zeitung „Kaukasus" wird Folgendes mitgetheilt: „Kürzlich gerieth auf der Bahnstation in Tiflis ein weißes

Hündchen, das einem der an der Bahn Angestellten gehörte, unter die Schienen, wobei ihm die Hinterfüße abgeschnitten wurden. Trotzdem gelang es ihm, sich bis znm Eisenbahn-Lazareth hinzuschleppen, woselbst es während einer ganzen Woche liegen blieb. Niemand von den vielen Menschen erbarmte sich seiner und das Thierchen hätte elendiglich verhungern müssen, würde nicht ein schwarzer Jagdhund sich seiner angenommen haben.

Als derselbe den verstümmelten Hund erblickt hatte, trug er ihm während der ganzen Zeit Brod und Fleisch, mit einem Worte Alles zu, was er sich verschaffen konnte. Nachdem er die mitgebrachte Speise dem Krüppel zugetragen und sich alsdann etwas entfernt hatte, setzte er sich in der Nähe nieder und ließ, so lange jener aß, keinen anderen Hund an ihn heran, worauf er wieder Nahrung holen ging. Nicht selten besuchte der schwarze Hund den Kranken auch in der Nacht. Dies währte so lange, bis dieser Vorgang Vielen bekannt wurde und Manche nur deshalb hinkamen, um sich zu überzeugen, daß auch ein Thier Mitleid mit einem anderen zu empfinden vermag. Nun kam ein praktischer Eisenbahn-Beamter auf den Gedanken, die Sache auszubeuten und die Reisenden nur gegen Bezahlung zuzulassen. Vielleicht wäre es ihm auch gelungen, wenn der Hund nicht Aufnahme im Thierspital gefunden hätte.

Die Thiere ihre eigenen Aerzte. Man weiß, daß die Thiere in Krankheitsfällen nicht zu ihrem Leibarzt schicken können; dafür befähigt die Natur sie durch den eigenen Instinkt, Mittel aufzusuchen und zu finden, die in den meisten Fällen Heilung bringen. Haben die Thiere Fieber, so fasten sie, suchen an kühlen Orten die Ruhe und das Dunkel auf, trinken Wasser und gehen soweit, sich aus Instinkt in's Wasser zu werfen, da sie fühlen, ein derartiges Bad werde ihnen wohlthun. So fabelhaft es klingt, so haben doch die Ameisen in chirurgischer Hinsicht organisirte Ambulanzen und verbinden die Wunden ihrer Verletzten, indem sie dieselben mit einer transparenten Flüssigkeit bedecken, die sie in ihrem Munde führen. Der verwundete Chimpanse unterdrückt das Bluten der Wunde dadurch, daß er eine seiner Hände fest auf dieselbe drückt, oder er verbindet sie mit Blättern oder einem Stück Rasen. Dr. Frobet in Puyde-Dome beobachtete einen Hund, der, als er von einer Viper in die Schnauze gestochen wurde, eiligst zu einem fließenden Wasser lief und den Kopf ununterbrochen in die Fluth tauchte und sich dadurch heilte. Ein Jagdhund, der von einem Wagen überfahren worden war, legte sich, als er kriechend den Fluß erreicht hatte, in denselben hinein und blieb, nur ab und zu herauskommend, trotzdem es Winterzeit war, 3 Wochen darin liegen. Aus Mitleid brachten ihm die Leute, die es sahen, täglich ein wenig zu essen. Er genas trotz dieser heroischen Kur. Ein Dachshund hatte eine schwere Verletzung am linken Auge erhalten, legte sich in einen dunklen, kühlen Winkel, somit das Licht und die Wärme meidend, während es sonst seine Gewohnheit war, so dicht

als möglich am Ofen zu liegen. Das Auge heilte er durch Ruhe und große Mäßigkeit; die örtliche Behandlung bestand darin, daß er während zweier Tage und zweier Nächte konsequent die untere Seite seiner rechten Pfote beleckte und die nasse Stelle auf das kranke Auge legte. Die verwundeten Katzen heilen sich gleichfalls durch fortwährendes Befeuchten der kranken Stelle. Dr. Delaunay erzählt von einer verwundeten Katze, die Tage lang am Ufer eines Flüßchens liegen blieb, bis sie genesen war, und von einer anderen, drei Monate alten, die, schwer verletzt, sich 48 Stunden unter einen Springbrunnen legte und den Platz erst als genesen verließ. Dem Arzt erschien die Methode der Behandlung des Wundfiebers durch fortwährende Befeuchtung die sicherste von allen Arten. Delaunay meint, es läge durchaus im Interesse der Menschen, die von den Thieren zu ihrer eigenen einfachen Heilung eingeschlagenen Methoden ernstlich zu beobachten und anzuwenden. Eine derartige Heillehre sei schon deshalb zu beachten, weil sie dem Instinkt entspringt, welcher der Gesundheit in seiner Einfachheit nur zuträglich sein kann. (Volks-Zeitung Nr. 89 v. 10. Mai 1889.)

Kettenhunde. Daß das Loos der zum Zweck der Bewachung von Haus und Hof an die Kette gelegten Hunde ein sehr trauriges ist, weiß jeder richtig und human Denkende. Zu bedauern ist, daß bisher so wenig geschehen und geschieht, dies bemitleidenswerthe Loos einer Verbesserung zuzuführen, wenigstens zur Anbahnung einer solchen, die Aufmerksamkeit in geeigneter Weise darauf hinzulenken. Freilich ist letzteres hin und wieder in Zeitschriften versucht. Allein, wer an einen nennenswerthen Erfolg gedacht hat, ist getäuscht worden. Selbst auf Verbandstagen ist der Gegenstand nur höchst oberflächlich behandelt, wenn er einmal vorkam. Und doch ist er auch in anderer Richtung von Wichtigkeit. Handelt es sich hier auch besonders um die humanitäre Seite desselben, so ist eine sanitäre Beziehung nicht zu verkennen. In der Freiheitsberaubung durch die Kette, in der vielfältig vorkommenden Vernachlässigung der Thiere, in der Einwirkung von Hitze und Kälte ohne Schutzvorkehrungen, in der fortdauernden Beunruhigung liegen die Keime mancher Krankheitsformen. Inwieweit die Wuthkrankheit in solche Formen eingeschlossen ist, kann freilich mit Sicherheit nicht angenommen werden. Erwiesen ist jedoch, daß erkrankte Hunde sich von der Kette losgerissen haben und flüchtig geworden sind. Erwiesen auch, daß wuthkranke oder verdächtige Hunde in die Städte vom Lande hereingekommen sind, wo die Mehrzahl der Kettenhunde gehalten wird. — Dem steht übrigens auch noch die Thatsache gegenüber, daß ein Kettenhund wenig dem Zweck entspricht. Der gewaltthätige Dieb und Einbrecher lacht über ihn, weil er die Mittel kennt und zur Hand hat, ihn still zu machen. Der kleinste wachsame Hund im Hause ist zweckdienlicher als der größte draußen. „Cimbria."

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 25 Октября 1889 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 2).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

V. Jahrgang. November—December 1889. № 11 u. 12.

Ueber das Wandern der Vögel. *)

Von Rudolf Temple.

Wanderlust zeigt sich bei vielen Gattungen von Thieren, bekannt und dennoch geheimnißvoll ist sie bei einigen Vögeln, deren Züge ziemlich genau den Wechsel der Jahreszeit und Temperatur anzeigen.

Berühmte Forscher haben sich mit diesem Zweige der Naturwissenschaft eingehend beschäftigt, der übrigens noch manches Räthsel in sich birgt. Ornithologen sind der Ansicht, daß das Wandern der Zugvögel seine hauptsächliche Ursache in einem unerklärlichen Wandertriebe haben müsse und daß die von außen einwirkenden klimatischen Einflüsse erst in zweiter Linie die Vögel zum Fortziehen in wärmere Gegenden veranlassen können. Diese Ansicht vertreten Brehm, Naumann, Widdendorf, Daber und A.; der Engländer Wallace folgert, daß das Wandern aus

*) Vom Herrn Verfasser dem „Anwalt" gütigst zur Verfügung gestellt.

der Gewohnheit des Suchens nach Nahrung entstanden sei, ganz im Sinne der Theorie seines berühmten Landsmannes Darvin, der im Allgemeinen die Meisten huldigen, wenn auch hierbei ganz besonders bemerkenswerth bleibt, daß diese Wanderungen fast immer in großer Gesellschaft geschehen, selbst dann, wenn die Art, sobald sie ihren zeitweiligen Aufenthaltsort erreicht, sich zerstreut und vereinzelt ihr Leben führt.

E. F. v. Homeyer, eine ornithologische Autorität, setzt ebenfalls als bewegende Ursache das Vorhandensein einer inneren Kraft voraus, deren Wesen man nicht kennt, da die Nahrungs- und Temperaturverhältnisse allein das Wandern zu erklären nicht vermögen und hält sich überzeugt, daß auch das kommende und schwindende Tageslicht, dann die damit verknüpften Luftveränderungen die Zugvögel beeinflussen müssen. Wir wollen unsere volle Aufmerksamkeit den Wanderungen der Vögel, deren Reisezüge ein allgemeines Interesse hervorrufen, widmen, denn ist schon die Ordnung der Züge auffallend, so finden wir auch hierin eine Eigenthümlichkeit bei jeder der verschiedenen Gattungen und bei vielen bemerkt man so wunderbare Erscheinungen, daß man den sie treibenden Instinkt in hohem Grade räthselhaft nennen muß.

Erwägen wir, daß viele Vögel uns schon früh in der schönsten Sommerzeit verlassen, wenn sie noch Nahrung in Hülle und Fülle haben, so scheint diese Thatsache für die Theorie des Wandertriebes zu sprechen, nicht minder die andere, daß jung gefangene Vögel zur Zugzeit unruhig werden und bei Nacht während dieser kurzen Periode ohne Ruhe und Rast im Käfig herumfliegen. Die geäußerte Annahme, daß der gefangene Vogel seine hoch in Lüften wandernden Genossen höre, ist insbesondere in großen Städten eine ganz und gar unwahrscheinliche, doch gewiß ist es, daß die unerklärliche Unruhe des gefangenen Vogels erst aufhört, wenn seine Verwandten das südliche Ziel ihrer Reise erreicht haben, ebenso verhält es sich zur Zeit des Frühjahres, wo dieselben auf der Heimkehr begriffen sind.

Die Kraniche, Wachteln, Drosseln haben ihre bestimmte Reisezeit und eine besondere Art des Zuges. Nichtsdestoweniger ist der Beginn der Zugzeit bei den verschiedenen Arten verschieden, wahrscheinlich von den Witterungsverhältnissen beeinflußt oder ganz abhängig, denn es kommt vor, daß Vögel einer Art nicht an demselben Tage ihre Wanderungen antreten. Grasmücken und andere europäische Vögel verlassen uns früh, von der Nachtigall können wir nicht einmal sagen wann! Schwalben, mit Ausnahme der Thurmschwalbe, später, (anfangs September unbedingt), letztere läßt sogar bei plötzlich eintretender Kälte und rauhem Wetter ihre Jungen im Stich und zieht gegen Süden. In manchen Jahren differiren die Abgangs- und Ankunftszeiten um 10 Tage und mehr.

„Wenn die Schwalben heimwärts ziehen", singt der Dichter, aber mit Unrecht, denn sie sind bei uns daheim, aber ihre Mittel erlauben es ihnen, während der schlechten Jahreszeit und des Winters sich einen Aufenthalt in mildem Klima zu wählen. Sie finden sich gewöhnlich vom 5. bis 15. Sep-

tember in Gruppen zusammen, steuern anfangs gegen Westen, später nach Süden, und wurden von Afrika-Reisenden am 20. bereits in Nubien beobachtet, von wo sie noch immer rastlos südwärts eilten. Ohne Zweifel finden die Schwalben in den Aequatorial-Gegenden an den Ufern des Senegal das erwünschte Asyl, aber wo und wie sie dort leben, ist uns, wie überhaupt Alles in jenen Gegenden, noch unbekannt.

Es ist übrigens eine bekannte Thatsache, daß sich die Schwalbenzüge so ziemlich nach einander folgen. Unsere Schwalben mit ihrem mysteriösen Ahnungsvermögen erheben sich zu der gleichen festgesetzten Frist bei Tagesanbruch auf ein von mehreren Alten gegebenes Zeichen reisefertig, sind auch wenige Minuten danach dem Auge entschwunden. Am Abend aber nimmt eine neu angekommene Schaar den Sammelplatz der frühern als Nachtquartier ein und so geht es fort, bis der letzte Zug aus dem Norden gekommen ist, um dem Süden zuzuziehen, woraus wohl die Sage abzuleiten wäre, wonach die bereits abgezogenen Schwalben in einigen Tagen wiederkehren.

Viel, wenn auch nicht immer poetische Phantasie schmückt die Wanderungen der Vögel mit nicht erwiesenen Zuthaten; sicher aber ist, daß die Mehrzahl unserer kleinen Vögel in der Morgen- und Abenddämmerung, auch in mondhellen Nächten, Raubvögel, Störche, Kraniche, auch Gänse bei Tage wandern. Diese ziehen hoch in den Lüften, oft so hoch, daß der menschliche Blick sie kaum zu erreichen vermag. Dabei ziehen die Bachstelzen in einem langen Striche hinter einander durch die Luft, die Staare wälzen sich in großen Haufen, indem sie immerfort um einander einen Wirbelflug machen; die Schwalben gehen in breiten Reihenzügen, die wilden Gänse und Enten ziehen keilförmig ihren Weg dahin.

Bei den Singvögeln eröffnen die alten Männchen den Zug, dann folgen die alten Weibchen und mehrere Tage später erst die Jungen; soll diese Thatsache den Lehrsatz Darwin's widerlegen, als seien die Alten die Lehrmeister der Jungen auf diesen Wanderzügen? — Erwähnen wollen wir hier, daß auch bei jenen Jungen, die aus Eiern im Käfige gezogen wurden, zur Zeit, wo die Genossen die große Reise antreten, sich eine bemerkenswerthe Unruhe geltend macht, und ließe man sie damals frei, sie schlössen sich denselben sicherlich an und doch haben diese nie eine Wanderung ihresgleichen gemacht.

Wie man beobachtet hat, ziehen die Vögel mit dem Winde, sie fliegen aber schnell und der Wind scheint ihnen nicht hinderlich zu sein. Die gewöhnliche Schwalbe soll 18 Meilen in einer Stunde, die Thurmschwalbe gar 54 Meilen (wohl englische?) in der Stunde fliegen, während die Krähe nur 5 Meilen, Habichte und viele andere Vögel 30 Meilen in einer Stunde, die schwerfällige Eidergans 18 Meilen zurücklegen. Ein Falke, welcher dem Könige Heinrich IV. von Frankreich gehörte und von Fontainebleau entfloh, wurde 24 Stunden später auf der Insel Malta eingefangen, welche 306 Meilen davon entfernt ist. Im Allgemeinen ist die Schnelligkeit aber sehr verschieden, so sah der berühmte Ornithologe Prof. Brehm bereits in der

ersten Hälfte des August in Innerafrika Mandelkrähen, Pirole, Thurmschwalben, welche diese Reise sonach in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt haben müssen. Auf der Reise halten die Vögel Rasttage und wählen zum Ausruhen solche Plätze, wo sie reichliche Nahrung finden. Für viele Arten sind die Ufer der Seen und Flüsse beliebte Raststationen, hier aber pflegt es zu geschehen, daß sie durch Massenmord ihr plötzliches Ende finden. In dieser Richtung ist Italien, trotz internationalen Vogelschutzgesetzes, berüchtigt. Die Mehrzahl dieser geflügelten Wanderer reist im Verhältnisse langsam; eingerechnet die erwähnten Rasttage legen sie durchschnittlich 4—10 Meilen zurück. Freilich leisten sie im Falle der Noth, wenn sie sich verspätet haben, auch das Doppelte.

Wie wir bei der Schwalbe sagten, so steht es überhaupt fest daß die Zugvögel stets nach ihren Brutorten zurückkehren, so lange sie dort nicht gestört werden. Aber wunderbar ist es zu nennen, daß viele kleine Vögel, wie: Steinpicker, Bachstelzen u. a. ihre Reise bis Irland und wie es heißt, auch bis Grönland, wo ihre Brutstätten sind, ausdehnen. Aehnlich wie bei der Schwalbe, muß bei ihnen der Heimathstrieb unbesiegbar sein, denn sonst würden sie die Gefahren der Reise nach den entlegenen nördlichen Ländern, über weite Meere scheuen und sich auf ihrem Zuge auf geeigneten Plätzen Oesterreichs oder Deutschlands niederlassen, wo sie reichliche Nahrung finden würden.

Nach J. A. Palmen in Helsingfors: „Die Zugstraßen der Vögel" sollen die Vögel auf ihrem Zuge nicht ein und derselben Himmelsrichtung folgen, sondern er meint, daß sie längs des Laufes gewisser Flüsse und der Meeresküsten in den verschiedensten Biegungen ihren Weg verfolgen, welchen Folgerungen E. F. v. Homeyer: „Die Wanderungen der Vögel" mit aller Entschiedenheit entgegen tritt. Er führt eine Menge Beobachtungen berühmter Ornithologen an, die darin gipfeln, daß die Vögel in gerader Richtung ihrem Ziele zusteuern, denn sie überfliegen Flüsse, Meere, Wüsten und Steppen, und doch finden sie sich zurecht.

Nach Ansicht des Naturforschers Wallace sollen die Zugvögel bestimmte Zugstraßen haben, von denen über das mittelländische Meer drei führen, die erste in der Gegend von Gibraltar, die zweite über Sardinien und Malta, endlich die dritte über Griechenland und Cypern. Auf diesen drei Straßen behalten die Zugvögel immer Land in Sicht.

Die meisten unserer Zugvögel überwintern theils in Nord- und Nordwestafrika, theils in Südfrankreich und Spanien. Unsere Schwalben wandern weit, wie bereits erwähnt, nächst diesen ist es der Storch, von dem Anastasius Grün (Graf Auersperg) singt:*)

„Das ist der vielgereiste Tourist,
„Herr Storch, der heimgekehrte;
„Mit langen, stolzen Schritten nun mißt
„Des Daches First der Werthe.

*) Gedichte von Anastasius Grün. Fünfte verbesserte Auflage (Leipzig 1844). S. 266.

„Er trägt, wie's Wanderart gebot,
„Ein weißes Blousenhemde
„Nebst hohen Stiefeln von Juchten roth
„Und preis't die schöne Fremde.

„Da wären wir wieder, da wohnen wir,
„Ach, g'rad ob dem Stalle der Rinder,
„Prophet in der Fremde, bin ich hier
„Ein Spiel der Bauernkinder." u. s. w.

Die Störche fliegen bei 30 Meilen in der Stunde, ihre Züge sind oft so groß, daß sie trotz des raschen Fluges manchmal viele Stunden sichtbar bleiben, dabei aber fliegen sie nicht einzeln hinter einander, sondern in ziemlich breiten Kolonnen. Es scheint, als wäre der Ruf der ziehenden Kraniche auch für die Störche das Signal zum Aufbruche, wie dies für einige Vogelarten thatsächlich der Fall ist.

An den Zügen der Störche ist aber das Wunderbarste die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht wie andere Zugvögel durch's Jahr hindurch von einem Orte zum andern ziehen, wo sie mehr Nahrung und zusagende Wärme haben, sondern, daß sie zwei regelmäßig feste Wohnplätze haben, den einen bei uns und in Deutschland, den anderen im Süden an der egyptischen Küste, oder wie man behauptet, in Ostindien. Ihre Züge gehen regelmäßig von der einen Heimath nach der anderen, um an jedem dieser Orte eine bestimmte Zeit sich häuslich niederzulassen.

Auffallend beim Storche ist, daß er regelmäßig seine vorjährige Heimath wieder auffindet und sein Nest, das er einmal aufgebaut, wieder ausbessert und bewohnt. Der Storch, der auf einer Scheune oder auf dem Giebel eines unscheinbaren Hauses in einem Dorfe sein Nest aufgebaut, kommt einen Weg von tausend Meilen, und zieht über Flüsse, Wälder, Gebirge und Städte. Er war in den Steppendörfern Nubiens, wo er neben Kameelen sein Futter suchte, wandert von dort, unter sich den Nil und die Pyramiden, hält kurze Rast an den Seen Egyptens, fliegt sodann über das Meer und über tausende dem Ansehen nach oft ähnliche Dörfer, läßt links und rechts unzählige Ortschaften liegen und kommt, ohne zu irren, geradewegs auf seine Heimath zu und nimmt sein Nest als Eigenthum wieder in Anspruch.

Staunenswerth! — Sicherlich vermag sich der tüchtigste Geograph, ausgerüstet mit den vorzüglichsten Karten, in dieser Hinsicht nicht so zurecht zu finden, ohne mindestens den gestirnten Himmel zu Hilfe zu rufen und eine genaue Messung in Länge und Breite vorzunehmen. Zu welchen außerordentlichen Instrumenten muß der Seefahrer seine Zuflucht nehmen, um mitten im Meere die Gegend sicher zu stellen, gegen welche er hinzusteuern hat und der Storch durchzieht mit unglaublicher Schnelligkeit die Luft, durcheilt hoch über den Wolken das stürmische Meer, irrt nicht und findet seinen Weg direkt zu dem Dachgiebel, wo er vor einem halben Jahre gehaust hat.

Prof. Dr. Möbius: „Die Bewegungen der Thiere und ihr psychischer Horizont", meint: Was der Storch auf seinen Flügen wahrnimmt, das muß

in ihm psychische Spuren hinterlassen, denn er findet sein Nest wieder; er unterscheidet also dessen Umgebung und Beschaffenheit von allen andern Dingen, die er sah. Die Eindrücke, welche er auf seinem Zuge nach Afrika erhält, sind ihm der Adriadnefaden, welcher ihn aus dem Negerdorfe zu seinem alten Neste auf dem deutschen Bauernhause zurück leitet.

Bei dem gebildeten Menschen sind die Einwirkungen, die derselbe durch die Sinne von außen empfängt, schwach gegenüber der Macht, die das Nachdenken und der mit der Sprache überlieferte Gedankenstoff auf alle Seelenthätigkeiten ausübt. Den Archimedes ließen die mathematischen Ueberlegungen das Kriegsgetöse überhören; er war ganz in sich gekehrt. Das Thier hingegen ist stets nach außen gekehrt, seine Sinne sind immer bereit, von der Umgebung Reize aufzunehmen. Der ziehende Vogel sieht alles, was unter ihm liegt; kein Nachdenken stört die Wahrnehmung desselben; so prägt sich ihm der Weg scharf und kräftig ein, und wenn er ihn in umgekehrter Richtung verfolgt, muß er da wieder ankommen, wo er einst abgeflogen war.

Bewunderungswerth aber ist die unbedingte Nothwendigkeit, dasselbe Nest als sein alleiniges Eigenthum sein Lebenlang zu bewohnen, wo doch auf dem Wege dahin vielleicht tausende solcher oder besser gelegener Nester von ihm gesehen wurden. Nur äußerst selten findet sich ein fremder Storch in einem fremden Neste ein und wahrscheinlich nur, wenn sein eigenes durch Unglück oder Muthwillen während seiner Abwesenheit zerstört wurde, aber wenn der wirkliche Eigenthümer dazu kommt, so entsteht ein Kampf zwischen beiden um den Besitz, der nur mit Flucht oder Tod des einen Kämpfenden endet. Man hat noch nie bemerkt, daß der rechtliche Eigenthümer geflohen wäre, wenn auch der Eindringling weit stärker war, lieber läßt er sich tödten, ehe er sein Recht aufgiebt; der Eindringling dagegen hat dieses Gefühl des Rechtes nicht und ergreift die Flucht, wenn er einen Besitzer findet, der ihn überwältigen kann.

Eine Eigenthümlichkeit der Störche vor der Wanderung ist beobachtet worden, die interessant, aber auch nicht aufgeklärt ist. Wir meinen die Zeit, wo die Störche sich zu dem gemeinsamen Reisezuge versammeln oder mit andern gleichen Zügen zusammentreffen, weil der gemeinschaftlichen Reise ein Akt voranzugehen pflegt, den wir hier nur in aller Kürze schildern wollen. Bevor die Reise nämlich in die unsichere Weite angetreten wird, läßt sich die ganze Storchgesellschaft auf irgend einem Felde nieder und schließt einen großen Kreis, in dessen Mitte 1 oder 2 Störche vereinzelt bleiben. Nach vielem Schnabelgeklapper der gesammten Schaar fallen die Störche, gleichsam wie verabredet, über die im Kreise befindlichen her und tödten sie, dann erheben sie sich und ziehen von dannen. Man nennt diesen Vorgang in mancher Gegend den Gerichtstag und will darin eine Art Justizpflege erkennen, gegen irgend welche verbrecherischen Störche. Man hat auch Beispiele von solcher Lynchjustiz in der Thierwelt. Der Generalarzt Dr. Orestein aus Athen erzählt im „Androclus“ (Zeitschrift des Dresdener Thierschutzvereins) folgende merkwürdige Affaire: „Im nordöstlichen Winkel des malienischen Meerbusens liegt Stilida, der Hafenplatz Lamia's. Als ich

zum ersten Mal in den freundlichen, mir als Garnison angewiesenen Ort, einzog, frappirte mich die Menge von Storchnestern, welche mit ihren klappernden Bewohnern von den Dächern der Häuser und Kirchen aus Cedern und Platanen auf mich hernieder blickten. Eines Tages sah ich nun, vor einem Café sitzend, Schwärme von fortwährend und sehr laut klappernden Störchen in allen Richtungen den Luftkreis durchfurchen. Von Zeit zu Zeit trafen sie insgesammt auf einem Punkte zusammen, von wo sie sich nach einer Pause von ungefähr fünf Minuten von einander trennten, um ihre früheren Flugbahnen auf's neue zu durchschneiden. Begreiflicherweise erregte dieses auffällige Gebahren meine Neugierde. Ich theilte meine Verwunderung dem Tischnachbar mit und erfuhr dann zu meinem Erstaunen, daß es sich um nichts geringeres, als um einen storchischen Ehebruchsfall handle; „geben Sie Acht," sagte man mir, „die Sache wird ohne Zweifel mit dem Tode des schuldigen Storchweibchens enden, das da oben einsam und verlassen im Neste sitzt." Da ich die monogamische Ehe der Störche, Schwalben u. s. w. kenne, dagegen den oft gehörten Erzählungen von der strengen Wahrung der Treue unter den ersteren niemals Glauben geschenkt hatte, so verfolgte ich jetzt das Schauspiel mit gespanntem Interesse. Mein Tischnachbar hatte richtig geweissagt. Nach einer neuen, etwas länger dauernden und von einem auffallend verstärkten Geklapper begleiteten Vereinigung der Störche vor dem obigen Neste fiel die zerpickte, zerzauste und blutende Störchin vor meinen Augen auf die Straße herab und verschied alsbald unter heftigen, convulsivischen Zuckungen."

In vorhin erwähntem Falle ist es wahrscheinlich, daß die schwächlichen und kranken Störche in solcher Weise getödtet werden, weil sie den Zug nicht mitzumachen im Stande sind und umkommen würden. Ist aber auch der Vorgang räthselhaft, so können wir ihn außerdem fast wunderbar nennen, weil wir sonst in der gesammten Thierwelt nichts Aehnliches finden, womit derselbe verglichen werden könnte. Das Gefühl nach der Heimath und dem eigenen Neste dürfte wohl bei vielen Vögeln vorkommen, und ist, obwohl noch nicht genügend erforscht, unbedingt eine der Hauptursachen des Wanderns. Bei den Schwalben ist dieses Heimweh beobachtet worden, deren kunstvoll construirtes Bauwerk eine große Festigkeit und Haltbarkeit besitzt und Schwalbennester, welche 12—15 Jahre aushielten, sind auch nichts Seltenes. Der Naturforscher Spallanzani hat durch achtzehn Frühlinge ein und dasselbe Schwalbenpaar in dasselbe Nest wiederkehren sehen.

Allgemein bekannt ist übrigens diese Wanderlust der Zugvögel, weniger jedoch die Ursache, warum aus gewissen Gegenden eine oder die andere Art Vögel verschwindet, ohne daß die Bedingungen ihrer Existenz geschmälert würden, andere dagegen erscheinen, also eine förmliche Aus- und Einwanderung stattfindet.

Betrachten wir z. B. unser Hausrothschwänzchen (Rusticilla Tithys L.), es lebte ursprünglich in Nord-Afrika, erschien zuerst 1811 auf der Felsenfeste Gibraltar, von wo es immer weiter nach Norden drang und jetzt überall in unsern Gegenden häufig zu finden ist.

So war die Wachholderdrossel (Turdus pilaris L.) nur im nördlichen Rußland und Sibirien zu treffen, trat zuerst auf ihrer Wanderung nach Westen in Kurland als Brutvogel auf, wurde in den 1830er Jahren von Gloyer in Schlesien beobachtet und ist nun in Oesterreich und Deutschland als Nistvogel ziemlich allgemein.

Aehnlich ist es mit dem Girbitz oder Kanarienzeisig (Fringilla serinus L.), dessen Vaterland das südliche Europa, Spanien, Italien, Südfrankreich ist, der 1821 um Offenbach längs Frankfurt a. M. brütend gefunden wurde und den ein Herr Bleß bei Berlin, Faber sogar zwei Paare auf Island beobachtete.

Vom Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus seu Palasu), dessen Heimath Centralasien ist, heißt es, man hätte es auf der friesischen Insel Borkum, auch sonst anderwärts brütend gefunden, doch ist meines Wissens noch nicht aufgeklärt, ob es an genanntem Orte sich das Bürgerrecht erworben habe.

Manche Vögel dürften näher zu besprechen sein, die bei uns einwandern, d. h. sich acclimatisiren, aber es giebt auch solche, die auswandern, d. h. nach und nach verschwinden und es sei hiemit an alle Freunde der Vogelwelt die Bitte gerichtet, diesbezüglich Erforschtes mitzutheilen.

Die jüdischen Schlachthäuser. *)

Der Talmud enthält viel Barbarei und Aberglauben. Durch die Grausamkeit und peinliche Kleinlichkeit seiner rituellen Gebräuche nöthigt er den Juden, absichtlich seinem menschlichen Empfinden um dieser Gebräuche willen täglich Zwang anzuthun, und macht ihn so zu einem engherzigen, grausamen Fanatiker. In Frankreich hat das Schlachtverfahren der Juden, um „koscheres" Fleisch zu erhalten, endlich eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen und es ist dieses Verfahren auch in der That ein barbarisches. Im Westen Europas wird dem Großvieh mittelst Hammerschlages auf die Stirn ein spitzer Bolzen in's Gehirn gestoßen; der Tod tritt momentan ein. In Rußland wird dem Thiere das Rückgrat durch einen raschen Messerschnitt in's Genick durchschnitten, wonach es sofort das Bewußtsein verliert und niederfällt. Wenn es nicht gleich todt ist, so fühlt es wenigstens nichts mehr. Bei den Juden haben die Schlachtthiere, um der rituellen Gebräuche willen, unerhörte Qualen zu erdulden. So wird z. B. in Odessa und überall, wo die talmudischen Vorschriften streng beobachtet werden, das Schächten in folgender Weise ausgeführt.

Der Talmud erlaubt das Schächten an den Werktagen im Laufe des ganzen Tages, an den Feiertagen jedoch nur nach dem Erscheinen des dritten Sternes am Himmel. Zum Schächten giebt es besondere Schächter und eine Menge Vorschriften. Eine der wesentlichsten ist die, daß weder das Schlachtthier, noch das Schlachtmesser irgend welchen Makel haben dürfen. Findet sich an dem Messer, mit welchem geschächtet wird, hinterher die geringste Scharte, so darf der getödtete Körper von den Juden nicht zur Speise

*) Aus der „Nowoje Wremjä" Nr. 4852.

gebraucht werden. Was die Form der Messer betrifft, so sind es lange, an der einen Längsseite scharf geschliffene Klingen mit einem stumpfen, gleichsam abgebrochenen Ende. Sie werden weder auf einem Stein, noch auf einem Riemen, sondern auf der flachen Hand des Schächters, so scharf wie ein Rasirmesser geschärft.

Das Schlachtvieh wird gegen vier Uhr in's Schlachthaus getrieben, wo es bis zum Abend bleibt. Der Geruch des Blutes, mit welchem der Boden durchtränkt ist, erregt und beunruhigt die Thiere in hohem Grade. Einige Ochsen brüllen, andere stehen wie betäubt da, die Kühe, namentlich die tragenden, weinen förmlich, es fließen ihnen — wie ein Augenzeuge uns versicherte — die Thränen in Strömen aus den Augen.

Sobald der Rabbiner den dritten Stern erblickt, schickt er nach den Schächtern. Dieselben tauschen im Schlachthause ihre Kleider gegen blutdurchtränkte Hemde ein und begeben sich in eine besondere Kammer, um die letzten Ceremonieen zu verrichten und die Messer auf ihrer flachen Hand abzuziehen. Unterdessen wird das Vieh von den Schächtergehilfen auf den Rücken niedergeworfen. Dies geschieht dadurch, daß man dem Thiere den Kopf von unten nach oben hinauf dreht, so daß es auf den Rücken fällt, worauf die Füße sogleich mit Stricken gefesselt werden. Neben ihm wird ein zweiter Ochse niedergeworfen, dann ein dritter und so fort, bis gegen 300—500 Stück Vieh in Reihen niedergestreckt daliegen. Nun erscheinen die Schächter und vertheilen sich zu zweien auf jeden Pavillon mit der bestimmten Anzahl Ochsen und die Arbeit beginnt. Der Schächter setzt sich an den Vorderfüßen des Thieres rittlings auf dasselbe, reinigt den Hals von Haaren und Sand, um das Messer nicht schartig zu machen und öffnet mit drei bis vier Hin- und Herbewegungen des Messers die Kehle des Thieres. Ein Blutstrom ergießt sich aus der Wunde über die daneben liegenden Thiere, welche sich in krampfhaften Zuckungen hin und her winden.

Der Anblick wird immer schrecklicher. Das Thier ist noch nicht todt, noch nicht bewußtlos. Der Schächtergehilfe öffnet mit einem tiefen Schnitt die Halsarterie der Länge nach, aber obwohl ein mächtiger Blutstrom sich ergießt, so tritt der Tod doch nicht vor drei bis vier Minuten ein. Derselbe wird übrigens garnicht abgewartet. Dem Thiere wird der Leib geöffnet und das Innere herausgenommen, den Kühen die Kälber, von denen die brauchbaren geschlachtet, die allzu kleinen mit dem Kopfe gegen einen Stein geschlagen und fortgeworfen werden. Das Fell wird von dem lebenden, zuckenden Fleisch gerissen und dann endlich, verendet das geschundene Thier . . . . Unterdessen schächtet der Schächter in derselben Weise den nächsten Ochsen, der mit Stricken gebunden, inmitten einer Blutlache in der Rückenlage festgehalten wird und so weiter bis zum letzten. Dieser blutige Vorgang, bei welchem Alle vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut überströmt werden, vollzieht sich unter dem Gebrüll und Gestöhn, unter den Krämpfen und Anstrengungen der Thiere, die sich vergeblich von ihren Peinigern loszumachen streben.

Solche empörende Vorgänge vertragen sich mit keiner Religion. Sie

sind von den Koryphäen des Talmuds angeordnet und die Gesetze, welche einen Fuhrmann für schlechte Behandlung seines Pferdes bestrafen, können — ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, — unmöglich die schrecklichen Martern zulassen, welche dem Schlachtvieh von den Juden zugefügt werden. Unsere Gesetze haben schon manchen alten rituellen Gebräuchen der Juden Grenzen gesetzt; um so weniger dürfen die Barbareien späteren Ursprungs geduldet, sondern müssen, weil sie die Sittlichkeit der menschlichen Gesellschaft schädigen, verboten werden.

* * *

Die Veröffentlichung des Vorstehenden in der „Nowoje Wremjä" hat, — wie wir den Sitzungsberichten der russischen Central-Thierschutzgesellschaft entnehmen — den Vorstand veranlaßt, diesen, durch das rituelle Schächten mehr oder weniger bedingten Gräueln seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es wurde beschlossen, sich zu diesem Zwecke vor allem mit dem Odessaer Thierschutzverein in Relation zu setzen, da in jenem Artikel speciell die in Odessa beim Schächten vorkommenden Vorgänge geschildert sind.

Uebrigens scheinen diese empörenden Grausamkeiten nicht nur in Odessa, sondern überall, wo nach jüdischem Ritus geschlachtet wird, in der Hauptsache die gleichen und vom rituellen Schächten leider unzertrennlich zu sein. So publicirte — fast zu gleicher Zeit, als die „Nowoje Wremjä" den Aufsatz „Jüdische Schlachthäuser" brachte, — der Pariser „Figaro" einen Artikel „Das koschere Fleisch", in welchem, gelegentlich der Beschreibung jüdischer Schächtakte, folgende Worte eines sachverständigen Mannes, des Herrn Julius Mandel, Veterinärarzt aus Mühlhausen, angeführt werden. Derselbe ist der Verfasser einer äußerst interessanten Schrift, die den Titel führt: „Du sacrifice des animaux de boucherie selon le rite israelite, et des changements qu'il conviendrait d'y apporter" („Ueber das Schächten der Schlachtthiere nach israelitischem Ritus und über die Aenderungen, die dabei vorgenommen werden müßten"). „So gewohnt wir durch unsern Beruf sind," sagt Mandel, „die Thiere leiden zu sehen, so gestehen wir, daß der Anblick des Schächtens für uns immer herzzerreißend ist und daß er jedesmal bei uns eine innere Empörung erzeugt. Das zum Schächten bestimmte Thier wird zuerst mit dem Kopfe an einen Pflock befestigt, dann wird an einem Strick, der an den Beinen befestigt ist, gezogen, bis das Thier hinstürzt. Dieses Fallen geschieht aber niemals regelmäßig. Indem es mit seiner ganzen Schwere auf die Steinplatten fällt, bricht es sich die Hörner oder es quetscht sich die Hüfte. Das Thier wehrt sich natürlich auf's äußerste; oft müssen die Gehilfen drei und viermal von vorne anfangen; aber endlich erlahmen die Kräfte des Thieres, es kann sich auf dem abschüssigen Boden nicht mehr halten, die Füße gleiten aus, es stürzt wie ein Klotz zu Boden und verwundet sich, je nachdem es nach vorn oder rückwärts fällt. Schon die Vorbereitungen zur Schächtung sind also voll Qualen für das Thier; noch bevor ihm die Kehle durchgeschnitten ist, wird es auf jede Weise gepeinigt. Liegt es endlich am Boden, so dreht man ihm den Kopf so, daß die Kehle nach oben gewendet und angespannt ist; dann führt der Schächter mit einer langen, scharf

geschliffenen Klinge durch eine rasche Hin- und Herbewegung den Halsschnitt aus und macht eine breite, klaffende Wunde, aus welcher sich ein Blutstrom ergießt. Das Thier windet sich und müht sich, seine Fesseln zu zerreißen; durch die aufgeschnittene Luftröhre schnaubt und röchelt es entsetzlich. Und erst dann, wenn es ausgeblutet hat, verliert es die Empfindung; dann hören die willkürlichen Bewegungen auf, die Pupillen erweitern sich, die Augen drehen sich in ihren Höhlen und die Glieder machen nur mehr unwillkürliche Bewegungen."

Diese Schilderung Mandels ergänzt der Verfasser jenes Artikels im „Figaro" noch folgendermaßen: „Den Todeskampf des geschächteten Thieres habe ich oft, die Uhr in der Hand, länger als 10 Minuten beobachtet. Mit verzweiflungsvoller Anstrengung suchte sich das mit durchschnittener Kehle daliegende Thier auf den Hörnern aufzurichten. Das Blut floß nunmehr wenig, weil sich die Hauptschlagadern an der Schnittstelle zurückziehen und sich Blutklumpen bilden, welche die Blutgefäße verstopfen und so den Abfluß des Blutes verhindern. Der Schlächtergehilfe, welcher mit der Hand die durchschnittene Speiseröhre zu decken hat, um den heraufkommenden Mageninhalt zurückzuhalten, muß von Zeit zu Zeit die Blutgefäße nachschneiden, damit das Blut wieder fließen kann, und so wühlt er mit seinem Messer in der Wunde herum. Dabei lebt das Thier und empfindet diese Qualen! Denn die Wirbel- und die Hinterhauptadern werden nicht durchschnitten und führen dem Hirn immer noch Blut zu. So bleibt Bewußtsein und Empfindung bis zuletzt erhalten. Die Erfahrung bestätigt das." — „Das zähe Festhalten am rituellen Schächten, das mit den humanen Anschauungen unserer Zeit so sehr im Widerspruch steht, findet in einem Aberglauben seine Erklärung. Nach der israelitischen Glaubenslehre ist das Blut der „Sitz der Seele", die Aufnahme desselben in den menschlichen Körper könnte also für den Menschen eine unreine (terefah) Vermischung hervorbringen. Hingegen wird das Fleisch durch das Schächten von allen „thierischen Geistern" befreit, wird rein (koscher) und diejenigen, welche davon essen, sind sicher, ihre Seelen nicht zu verunreinigen. Es ist kaum zu glauben, daß die heutigen Rabbiner sich hinter diesem orientalisch-phantastischen Glauben verschanzen, um im Namen der religiösen Freiheit ein Schlachtverfahren zu vertheidigen, welches ebenso gegen die gesunde Vernunft, wie gegen die Menschlichkeit verstößt. Aber welche Argumente diese Theologen auch in Bereitschaft halten, müßten nicht die Thierschutzvereine von den israelitischen Schächtern Achtung vor dem Gesetze verlangen? Im Namen der Barmherzigkeit sollen sie es nicht zulassen, daß die Thiere immer noch geschächtet werden."

Vom Institut Pasteur.

Die mit großem Pompe unter Betheiligung der höchsten Würdenträger des Staates in Paris gefeierte Eröffnung des Institutes Pasteur sollte die bereits im Erlöschen begriffene Bewunderung des In- und Auslandes für die „glänzendste Erfindung unserer Tage auf dem Gebiete der Heilkunst"

von Neuem anfachen. Der Ruhm allein konnte jedoch den Gründern des Institutes, an dessen Wohlthat alle Menschen ohne Unterschied theilzunehmen berufen sind, nicht genügen. Obwohl die Fürsten der Finanzwelt reiche Geldmittel zur Verfügung stellten, so scheinen dieselben nicht hinzureichen, um die im großen Stile angestrebten Thierversuche behufs Feststellung der mit der Präventivimpfung verknüpften Wirkungen durchzuführen. Das Institut sah sich also genöthigt, auch die Beisteuer des Auslandes in Anspruch zu nehmen, mußte jedoch aus dem Widerstande, den diese Ansprüche hie und da erfuhren, die Ueberzeugung schöpfen, daß man auswärts sich nicht mehr von den glänzenden Berichten Pasteur's und seiner Anhänger an der Akademie der Wissenschaften blenden läßt und die zum besten gegebenen Ziffern und Thatsachen der gelungenen Curen nach den nüchternen Grundsätzen der Logik und einer geläuterten Statistik zu beurtheilen gesonnen ist.

Auch England wurde um eine Unterstützung unter dem Titel einer billigen Entschädigung angegangen, da viele Angehörige dieses Staates, welche sich von der Wuth bedroht glauben, ihre Zuflucht zu dem Institute Pasteur zu nehmen pflegen, wo die Behandlung unentgeltlich erfolgt.

Die englische Regierung ließ ein Verzeichniß aller englischen Patienten Pasteurs anfertigen. Aus diesem ergiebt sich, daß während der letzten zwei Jahre 85 brittische Staatsbürger bei Pasteur Hilfe gesucht haben. Die Wuth ist beim Hunde in 24 Fällen durch Experiment, in 44 Fällen durch thierärztliches Zeugniß nachgewiesen worden, und in 17 Fällen war nur Verdacht von Wuth vorhanden. Wenn man nun auch alle Fälle, die als Wuth bezeichnet werden, als wirkliche Wuthfälle annimmt (eine sehr weit gehende Annahme), so ist nicht einzusehen, wie man von einem Erfolge der Pasteur'schen Schutzimpfung sprechen und daraus eine Beitragspflicht ableiten kann, da von 85 Gebissenen fünf Patienten theils während, theils nach der Cur an Wuth gestorben sind, während das gewöhnliche Sterblichkeits-Procent der Gebissenen (nach Raspail) fünf Procent beträgt. (In Deutschland, sowie in Wien beträgt es nicht viel mehr als vier Procent.) Die englischen Zeitungen bemerken daher mit Recht, daß es weit vortheilhafter für die Gebissenen gewesen wäre, wenn sie nie den Canal gekreuzt und sich zu Hause gepflegt hätten. Wie wenig Pasteurs Wuthimpfungen Anspruch auf Unterstützung oder gar Glorificirung verdienen, erhellt aus einer Vergleichung dieser 85 Fälle gebissener Britten aus den letzten zwei Jahren mit der im Jahre 1876 gleich einer Epidemie ausgebrochenen Hundswuth in Glasgow, welche die Vertilgung aller unbeschützten Hunde zur Folge hatte. Es wurden hundert Einwohner gebissen, aber nur drei davon starben an der Wuth. Der Professor der Chirurgie Dr. Macleod hielt damals zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther einen Vortrag, in welchem er die Seltenheit der bei Menschen vorkommenden Wuth betonte.

Schon ein Biß durch die Kleider fange das Gift auf und wenn ein wüthender Hund viele Menschen nacheinander beiße, so sei doch nur der erste oder zweite von der Inficirung bedroht. Auch sei es Thorheit, jeden wuthverdächtigen Hund zu vertilgen, denn, da viele Menschen unter dem Eindrucke

der Furcht, — durch Nervenerregung, der Krankheit verfallen, wenn auch gar keine Ansteckung vorliege, so könne man den Patienten durch die Vorweisung des Hundes, der ihn gebissen, moralisch aufrichten und dadurch von dem Untergange retten. Ein ähnliches Resultat, wie in Glasgow vor dreizehn Jahren, können wir in vielen Orten constatiren, wo eine große Anzahl von Menschen von wuthverdächtigen Hunden gebissen wurde, als Pasteurs Impfmethode noch unbekannt war. Heutzutage würde man an allen diesen Orten wahrscheinlich nichts Besseres zu thun wissen, als die Gebissenen direct nach Paris in das Institut Pasteur zu expediren, wo jene, welche nicht an Wuth sterben, als von Pasteur gerettet registrirt würden! Vergleicht man aber die positiven Mißerfolge bei der Behandlung Pasteurs z. B. in dem Falle der fünf britischen Patienten während der letzten zwei Jahre mit dem gewöhnlichen Sterbeprocente der gebissenen Personen, die sich keiner Präventivimpfung zu erfreuen hatten, so erweisen sich die statistischen Tabellen Pasteurs über seine Heilerfolge als eitler Dunst, ja! der Verdacht ist noch immer nicht beseitigt, den Prof. von Frisch in seinem der Akademie der Wissenschaften in Wien am 16. December 1886 erstatteten Berichte ausgesprochen hat: „daß nämlich durch die Präventivimpfung eine Uebertragung der Krankheit stattfinden könne und daher mancher der „trotz Impfung" Verstorbenen nicht den Folgen des Bisses, sondern des eingeimpften virus erlegen ist." Die österreichische Regierung hat demgemäß gegen den Antrag des Dr. Wiedersperg im Reichsrathe die Subvention der Schutzimpfungen gegen die Hundswuth verweigert. Die Petersburger „Medicinische Wochenschrift", welche über zwei Todesfälle nach vollzogener Präventivimpfung berichtet, macht die Bemerkung, daß derlei Mißerfolge sich mit Zunahme der Institute für solche Impfungen derart mehren, daß es bald schwerfallen wird, alle mißglückten Fälle in Evidenz zu halten und die „Neue Dorpater Zeitung" bedauert, daß die ungeheuren Kosten dieser Impfstationen bei der jetzt erwiesenen Nutzlosigkeit der Schutzimpfungen gegen die Tollwuth nicht für nutzbringendere sanitäre Zwecke Verwendung finden.

Zu den vornehmsten Aufgaben, deren Lösung Pasteur und seine Schüler bei ihren Thierversuchen in das Auge gefaßt haben, gehört auch die Forschung nach dem Verhalten der Bakterien als Krankheitserreger und die Tilgung der Viehseuchen durch Einimpfung des abgeschwächten Krankheitsstoffes. Aber auch in dieser Richtung sind die erwarteten Resultate bisher ausgeblieben. Der Krankenbehandlung ist durch die Auffindung angeblich specifischer Bakterien nicht der mindeste Vortheil erwachsen, da man selbst bei Annahme dieser Bakterien als Krankheitserreger keine Aussicht hat, dieselben zu vernichten, ohne zugleich den menschlichen Organismus zu schädigen, und was den Schutz der Thiere gegen Viehseuchen anbelangt, so hat uns der klägliche Ausgang der Milzbrandimpfungen in Deutschland, Italien und Ungarn über das Illusorische der diesfalls genährten Hoffnungen belehrt.

Aber nicht genug an diesen negativen Resultaten, hat die jüngste Zeit auch furchtbare Gefahren enthüllt, welche das System der Schutzimpfungen in sich birgt. Einem in alle ausländischen Zeitungen übergegangenen

Berichte der „Medicinischen Wochenschrift“ aus Odessa zufolge, hatte das dortige bakteriologische Institut einen großen Mißerfolg zu beklagen, indem von 4700 Schafen, denen man die sibirische Pest einimpfte, alle bis auf 300 binnen 12 Stunden zu Grunde gingen, infolge dessen der Eigenthümer eine Entschädigungsklage angestrengt hat.

Trotz aller begeisterten Lobreden, mit welchen das Pasteur'sche System der Schutzimpfungen begrüßt wurde, kann daher niemand, der die Thatsachen objectiv prüft, behaupten, daß dieses System über das Stadium der Versuche hinausgerückt sei. Es ist vielmehr guter Grund vorhanden, jenem besonnenen Fachmanne, der sich in der „Deutschen Zeitschrift für Thiermedicin“ (Bd. 13 vom Jahre 1887) vernehmen läßt, unsere Zustimmung zu geben, wenn er der exacten Anwendung derjenigen Seuchentilgungsmaßregeln, welche auf genaue Kenntniß der Ansteckungsbedingungen und der biologischen Eigenschaften von Krankheitserregern fußen, den Vorzug giebt vor allen wie immer gearteten Schutzimpfungen.

Alfred Gill v. Lilienbach.

„Grazer Morgenpost.“

Ueber Vivisektion.

Einer der geistreichsten und beliebtesten Künstler Frankreichs, der weltberühmte Caricaturenzeichner Cham (Baron v. Noé), dessen am 6. September 1879 erfolgten Tod ganz Frankreich betrauerte, hatte kurz vor seinem Hinscheiden an einen seiner Freunde den folgenden Brief geschrieben, der im „Figaro“ vom 7. September 1879 veröffentlicht wurde:

„Mein lieber Gill! Der Hund ist, wie Sie wissen, der Freund des Menschen. Aber Sie werden mir zugeben, daß diese Freundschaft sehr übel angebracht ist gegenüber gewissen Professoren der medicinischen Akademie, welche, indem sie sich jener unglücklichen Thiere bemächtigen, dieselben den furchtbarsten und von einem sehr zweifelhaften Nutzen seienden Operationen unterwerfen. Fünfzig von diesen unglücklichen Thieren sind, wie mir versichert wird, allein in der letzten Woche lebendig zerschnitten worden!! Lesen Sie es wohl: lebendig!! Sollte man nicht jetzt, auch im gleichen Interesse der Wissenschaft, eben dieselben Operationen an diesen Herren selbst vollführen, deren innere Organisation unbedingt, und zum Glück für die Menschheit, vollständig von derjenigen der übrigen Menschen verschieden sein muß? Wenn diesem meinem Verlangen gewillfahrt würde, so möchte ich wünschen, daß für dieses Schauspiel eine öffentliche Tribüne den Hunden zur Disposition gestellt würde. Aber ich glaube, diese gutmüthigen und treuen Thiere würden sicherlich Gnade für ihre früheren Herren erflehen, mir jedoch würde im Gegentheil daran liegen, daß gerade an diesem Tage die scharfgeschliffenen französischen Messer und Sägen recht nach Herzenslust im Fleisch und in den Knochen jener Unmenschen arbeiten möchten, immer im Interesse der Wissenschaft, da ja hinter diesem Wort sich die allerempörendsten Grausamkeiten verstecken dürfen.

Ich danke, daß Sie meine Zeilen gelesen haben. „Eine Tortur wie eine andere", werden Sie mir sagen! Daher beendige ich dieselbe, indem ich Ihnen zärtlich beide Hände drücke.

Cham,
der Freund des Hundes und nicht jenes wilden Thieres, das man Mensch nennt; (es giebt indessen Ausnahmen und Sie sind eine davon).

Zum Vogelschutz.

Die buntbefiederte Schaar unserer Zugvögel ist aus Wald und Flur verschwunden, selbst die jetzt warmen und sonnigen Tage haben keine Unterbrechung in ihrem Wanderungstriebe eintreten lassen. Auf nach Süden! ist ihre Parole, zu deren Einhalten sie der Naturtrieb zwingt; sie halten die Zeit des Abzuges präciser ein, als die der Ankunft. — Die warmen Tage in so später Jahreszeit können sie nicht zu einer Verlängerung ihres Aufenthaltes bestimmen, weil täglich ein Umschlag im Wetter eintreten könnte, der bei ihrem längeren Verweilen ihnen nur den Tod durch Kälte und Hunger bringen würde. Beruht diese Präcision in der Abzugszeit allein auf dem Naturtriebe der Vögel, oder ist sie durch Erfahrungen von früheren Wanderjahren bedingt? Das sind Fragen, die schwerlich mit Sicherheit beantwortet werden können.

Ein großer Procentsatz unserer Zugvögel gelangt nicht in seine Winterquartiere im fernen Süden, sondern sie fallen hier zum Theil beim Her- und Abzuge dem rauhen nördlichen Klima, theils aber ihren Feinden, von denen sie leider zu viele besitzen, zum Opfer; denn eher nimmt die Zahl bei uns, trotzdem sie sich durch die Brut vermehren, ab, als zu.

Leider gehört zu ihren Feinden auch der Mensch, dem sie durch ihren Gesang Freude und durch das Vertilgen von schädlichen Insekten Nutzen bereiten. Wir verdammen die Italiener, die durch Massenmord die bei ihnen auf dem Rückzuge ausruhenden Zugvögel geradezu vernichten; thun wir hier nicht dasselbe, wenn auch nicht in so großem Maßstabe? Gerade unsere lieben Sänger und die uns sonst nützlichen Vögel sind weniger scheu, als die schädlichen Raubvögel, die es zu fühlen scheinen, daß wir ihnen keine Freistätte gewähren können und deshalb unsere Nähe, so viel als möglich, meiden. Viele der kleinen Singvögel, die unsere Gärten und Parks zu ihren Aufenthaltsstätten gewählt haben, fallen den Vogelstellern und Katzen zum Opfer. Nur ein kleiner Bruchtheil dieser eingefangenen Vögel kommt zum Verkaufe, ein großer Theil von ihnen endet, der Freiheit beraubt, in den engen Bauern. Wie lange ist es her, und vielfach mag es noch jetzt geschehen, daß die Nachtigallen in der Gefangenschaft geblendet wurden, in dem Wahne, daß sie ihren prachtvollen Minnegesang durch den Verlust des Augenlichtes zu jeder Tageszeit erschallen lassen würden. Der Nachtigallenschlag, soll er uns voll entzücken, gehört in die wiedererwachende Frühjahrsnatur; im engen Käfige steht ihr Gesang, dem in der Freiheit ertönenden

bei Weitem, was Tonfülle und Modulation anbelangt, nach. Der Gimpel, oder wie er hier schlechtweg „Dompfaff" genannt wird, gehört gerade nicht zu unseren Sängern, wird aber seines leuchtend rothen Brustgefieders wegen gefangen. Wie kläglich pfeift er im Bauer und wie schnell schwindet die leuchtend rothe Farbe in der Gefangenschaft.

Kann dem Natur- und Vogelfreunde solch' armer Gefangene, mag er nun heißen, wie er wolle, zur Freude gereichen? Schwerlich; er ist dann am allerwenigsten ein Vogelfreund; denn beobachtet er mit Aufmerksamkeit die der Freiheit beraubten Vögel, so muß er sich eingestehen, daß sie viel von ihren Vorzügen, die sie in der Freiheit besaßen, in der Gefangenschaft verloren haben. Wir haben ja Vögel, die an die Gefangenschaft gewöhnt, uns Ersatz für die Sänger aus der freien Natur bieten können; diese werden uns das gewähren, was die frisch eingefangenen Vögel nie in dem Maße bieten können. — Möge das Sprichwort „variatio delectat" mir in dieser Frage entgegengehalten werden. Ein armer, der Freiheit beraubter Vogel kann keine ergötzliche Abwechslung bieten, wenigstens nicht dem gemüthvollen Naturfreunde.

Sind die Vogelsteller unseren Sing- und Nutzvögeln durch Nachstellung verderblich, so sind es auch in demselben Maßstabe die jugendlichen, beutelustigen Jäger. Geschossen muß werden, wozu hat man sonst die Flinte bekommen. Ich werde indiscret sein und die Jahresbeute solch' eines angehenden Jägers aus seinem schön gebundenen Jagdbuche anführen. Er hat in dem Jahre 18.. erlegt: 5 Krähen, 1 Elster, 30 Sperlinge, 37 Buntspechte, 14 Kuckuks, 7 Pirole, 7 Drosseln, 8 Stieglitze, 14 Dompfaffen, 3 Lerchen und sage 5 Zeisige sogar auf einen Schuß. Da mag jeder aus dieser Zahl, die der junge Lederstrumpf erlegte, sehen, ob eine Vermehrung unserer nützlichen Vögel möglich ist, wenn ein unerfahrener und mordlustiger Knabe so unter ihnen aufräumt. Nicht vereinzelt wird solch' ein junger Nimrod dastehen.

Ein großes Verdienst würden sich die Schulen um unsere Vogelwelt erwerben, wenn sie die heranwachsende Jugend über den Unterschied zwischen nützlichen, zu schonenden, und schädlichen und genießbaren, und daher erlegbaren Vögeln, Wild, belehren wollten. Wie manchem armen Vogel würde der Aufenthalt hier nicht so verderblich sein, wenn durch Belehrung die Kenntniß von seinem Nutzen verbreitet würde. Daß das schöne Geschlecht ganze, buntfarbige Vogelpelze zur Verzierung seiner Hüte benutzt, ist traurig aber wahr; hoffentlich wird auch da im Geschmacke eine den Vögeln wohlthätige Aenderung eintreten, und der bunte Vogelpelz der zierlichen Blume weichen. „Rev. Beob."

Noch eine Stimme in der Wüste.

Von Franz v. Nemmersdorf.

„Eulen nach Athen tragen", möchte es Manchem dünken, wenn die oft berührte Unsitte der Vogelleichen zum Damenputz und neuerdings gar noch

zum Schmucke, sic! von Zimmergeräthen abermals gebrandmarkt wird. Doch wir dürfen nicht verstummen, bis Alle uns gehört haben!

Neulich sah ich eine Turteltaube auf dem Hute einer Frau. Ich sparte meine Vorwürfe nicht und erhielt die classische Antwort: „Sie dürfen glauben, wenn ich selbst die Taube hätte tödten müssen, dann trüge ich dieselbe nicht!" Also zum Leichtsinn, der nicht beachtet, gesellt sich eine gewisse Gemüthsrohheit, die nicht fühlt und ein Mangel logischen Denkens, welcher am Begreifen hindert!

Ein Afrikaner wurde wegen des Sclavenhandels getadelt, er entschuldigte sich damit: „Wenn Weißmann nicht kaufte, brächte Schwarzmann die Waare nicht auf den Markt."

Das beherzige unsere Leserin, daß ein Vogel erst grausam gejagt, dann ebenso getödtet werden muß, um für ihren Kopf oder ihren Blumenkorb präparirt werden zu können. „Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen." Es macht nur für kranke Nerven, sowie für schwache Auffassungsgabe einen Unterschied, ob ich eine That selbst begehe oder sie veranlasse. Juridisch und moralisch steht der intellectuelle Veranlasser mit dem physischen Thäter auf der gleichen Stufe. Nun hat allerdings die Käuferin eines gemordeten Thieres nur eine indirecte Mitschuld, allein ohne ihre That unterbliebe die Tödtung.

Die Consequenzen einer durch so Viele gedankenlos verübten Handlung sind noch weit größer. Beim ernsten Menschenloos der Arbeit giebt es keine gesündere und köstlichere Erquickung, als die Freude an der Natur. Vielleicht der einzige Genuß, der keinen Mißbrauch und darum keinen bittern Nachhall kennt. Nun ist der fröhliche Sänger der Lüfte mit seinem bunten Gefieder, ja jeder Vogel, ein Wesen, das Aug' und Herz erfreut. Darum raubt, wer ihn vernichtet, der Natur einen Reiz, dem Menschengemüthe einen edlen Genuß. Wie schön war das Thierchen, sich wiegend auf dem Baumeszweig, durch die Lüfte segelnd mit leisem Flügelschlage, wie häßlich ist es todt und ausgestopft auf einem Kopfe.

Religion und Philosophie lehren uns, daß der recht eigentliche Zweck alles Seienden Harmonie, mit anderen Worten Liebe sei. Es hat, wer die schöne Ordnung stört, roh mit frevelnder Hand eingegriffen in das, was Gott gut und schön geschaffen, dem Menschen zum Heile.

(Aus dem Wiener „Thierfreund".)

Das Geheimniß.

Bin nachgegangen eines Knaben Wegen;
Ich sah ihn frisch hinaus zum Dorfe hüpfen,
Dann sacht und still zu einem Busche schlüpfen
Und leise, leise sein Gezweige regen.

Dann, wie erfahrne Mutterhände pflegen
Der Schlummernden Gewande loszuknüpfen,
Sah ich ihn Blatt um Blatt behutsam lüpfen,
Luftstrahlend dann zusammen wieder legen:

„Laßt von des Feldes ängstendem Gewimmel,
Laßt von dem Kuckuk diesem lieben Ort,
Ihr Engel droben, Böses nicht geschehen!"

So bittend ging der sel'ge Knabe fort; —
Im Busche herzerquickend war zu sehen
Ein Nest mit Eilein, blau wie klarer Himmel.

J. G. Fischer.

Circulair des stellvertretenden Herrn Ministers des Innern an die Gouverneure und die Bezirkschefs vom 16. August sub Nr. 1023.

Das Ministerium des Innern, welches nach Mitteln sucht, um das Auftreten und die Verbreitung von Seuchen unter den Hausthieren zu begrenzen, konnte die im Laufe des letzten Decenniums in einigen Oeconomien der südlichen Gouvernements gemachten Versuche von Schutzimpfungen nicht unberücksichtigt lassen und hat, angesichts dessen, daß diese Impfungen krankhafte Zustände hervorgerufen haben, die ganz identisch mit den natürlich auftretenden Erscheinungen sind, folglich auch Epizootien hervorrufen können — wie es auch Beispiele beweisen — es daher für geboten erachtet, diese Impfungen als in veterinair-medicinischer Hinsicht nach dem Gutachten des Veterinaircomités vom 8. December 1888 sub Nr. 2570 als gefährlich zu betrachten und Versuche bezüglich der Einimpfung von Pestkrankheiten am Vieh vollkommen zu verbieten und nur zu gestatten, Impfungen zur Vermeidung anderer ansteckender Krankheiten ausschließlich unter der Aufsicht der Medicinalinspection, oder von Gliedern der Veterinairbehörde und nach eingeholter Aufsicht des Medicinaldepartements vorzunehmen.

Diese Verfügung hat einige landwirthschaftliche Gesellschaften, sowie einige Landwirthe der südlichen Gouvernements veranlaßt, um die Aufhebung des Verbotes der controlefreien Einimpfung der sibirischen Pest nachzusuchen und zwar auf Grund dessen, daß die Gefahr, welche durch die Einimpfung dieser Krankheit hervorgerufen wird, nicht so bedeutend sei, um ihretwegen Personen einzuschränken, welche auf ihren Gütern sich der ihrer Meinung nach nützlichen und wohlthätigen Impfung der sibirischen Pest bedienen wollen.

In Anbetracht der bei dem Veterinaircomité gemachten Anmeldung wurde eine besondere Conferenz von Professoren der Veterinairinstitute und von Capacitäten der Veterinairkunde, der Bactereologie und der Veterinairpolizei zur Beprüfung der praktischen Bedeutung hinsichtlich der Einimpfung der sibirischen Pest am Vieh, einberufen.

Nach allgemeiner Beprüfung dieser Frage wurde festgestellt:

1) Wenn auch die Schutzimpfung als ein Mittel gegen das Auftreten der sibirischen Pest dienen kann, so kann dieselbe, da wissenschaftlich die Eigenschaft der Lymphe selbst noch nicht genügend erforscht und die Cultur des Impfmaterials nicht genügend erprobt ist, so daß dieselbe stärkere oder

geringere Wirkung hervorbringen kann, somit auch die Schutzwirkung derselben in Frage gestellt ist, — doch noch nicht als erprobtes Schutzmittel gelten.

2) Um die Frage zu entscheiden, inwiefern die Schutzimpfung ihren Zweck beim Großvieh, bei Pferden und grobwolligen Schafen erreichen könne, wären noch weitere Versuche nothwendig. Was die feinwolligen Schafe des Chersonschen, Taurischen, Jekaterinoslawschen und Charkowschen Gouvernements betrifft, so ist auf Grundlage der von den südländischen Landwirthen in großartigem Maße vorgenommenen Versuche anerkannt worden, daß die Impfung eine prophylactische Bedeutung habe. In den übrigen Gouvernements erscheint angesichts dessen, daß in denselben nur sehr wenige weichhaarige Schafe gehalten und meist nur die grobwolligen von der sibirischen Pest befallen werden, die Impfung derselben als überflüssig.

3) Die Schutzimpfung ist nicht als ungefährlich im veterinair-sanitairen Sinne anzusehen.

4) Die Herstellung der Vaccine darf nur in speciellen Laboratorien und nur von Veterinairen vorgenommen werden.

In Anbetracht der im Circulair vom 8. December 1888 dargestellten Gründe und des angeführten Gutachtens des besonderen Conseils, erachte ich es für möglich, die Schutzimpfung ohne besonders in jedem einzelnen Falle erwirkte Genehmigung des Ministers in den Gouvernements Cherson, Taurien. Charkow und Jekaterinoslaw zu gestatten, jedoch unter dem Vorbehalt, daß die Gouvernementsfemstwos, falls sie die Impfung in ihren Gouvernements für nützlich erachten, besondere Regeln für die Ordnung der einzuholenden Genehmigung und die Impfung selbst aufzustellen haben, welche Regeln mit dem Gutachten, Sr. Excellenz dem Minister des Innern vorzustellen sind.

In den übrigen Gegenden Rußlands dürfen Schutzimpfungen gegen die sibirische Pest nur nach besonders eingeholter Genehmigung der Veterinair-Verwaltung vorgenommen werden. Nr. 2305.

Tagesbefehl des Rigaschen Herrn Polizeimeisters.

„Da ich in letzter Zeit eine nur schwache Thätigkeit der Polizeichargen hinsichtlich des Thierschutzes bei grausamer Behandlung der Thiere bemerkt habe, beauftrage ich die Herren Districtspristaws, den Gliedern des Thierschutzvereines hilfreich zur Seite zu stehen und den Meldungen der Glieder des Damencomités dieser Gesellschaft, sowie des Agenten Magnus Eckmann, welcher die Documente seines Amtes bei sich führt, durchaus zu berücksichtigen. Die in jedem einzelnen Falle aufgenommenen Protokolle sind mir gleichzeitig mit dem Zeugniß des Veterinairarztes in den nöthigen Fällen vorzustellen, damit die Schuldigen auf Grund des Gesetzes vom 9. Juni 1888 zur Strafe gezogen werden.

Außerdem beauftrage ich die Herren Pristaws, besonders diejenigen der an den Grenzen der Stadt belegenen Districte, sofort Maßnahmen zu ergreifen,

damit das Vertilgen und Einfangen von Singvögeln aufhöre und jeder sich dessen schuldig gemacht Habende zur Verantwortung gezogen werde."

* * *

Diese hocherfreuliche Polizei-Verordnung bot dem Damencomité willkommenen Anlaß zur Veröffentlichung nachfolgender Danksagung:

„Der Vorstand des Thierschutzvereins unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls sieht sich durch die publicirten Tagesbefehle an die Rigasche Stadtpolizei veranlaßt, dem Herrn Rigaschen Polizeimeister Staatsrath Wlassowski auch an dieser Stelle öffentlich seinen aufrichtigen Dank auszusprechen für die in diesen Erlassen sich kundgebende gütige Berücksichtigung der den praktischen Thierschutz betreffenden Wünsche und Anträge des Damencomités. Der Vorstand erachtet es für seine Pflicht, zugleich an die geehrten Vereinsmitglieder die herzliche Bitte zu richten, von dieser so wichtigen und unentbehrlichen polizeilichen Unterstützung nunmehr auch unermüdlich und eifrig Gebrauch machen zu wollen, ein offenes Auge und Ohr zu haben für die unzähligen Mißbräuche und Quälereien, denen die sprachlosen Thiere täglich und stündlich auf Straßen und Märkten, in Wald und Flur, in Haus und Hof, auf Land- und Postwegen hilf- und schutzlos ausgesetzt und preisgegeben sind, und fleißig die kleinen Control-Checkbücher zu benutzen, um möglichst viele Fälle von Thierquälerei oder Thiermißbrauch zur Kenntniß des Herrn Polizeimeisters und hierdurch zur Bestrafung zu bringen. Insbesondere lenkt der Vorstand die Aufmerksamkeit seiner Mitglieder auch auf den zum Schutze unserer einheimischen Singvögel erlassenen Tagesbefehl und ersucht sie, nach Möglichkeit dem Einfangen und Vernichten unserer befiederten Sänger entgegenzutreten und zwar überall, wo die Gelegenheit dazu sich bietet, wie namentlich auch in Hagensberg, wo den Vögeln im Walde, in Gärten und Höfen mit Schlagbauern und geschleuderten Steinen nachgestellt wird, — und solchen Unfug unnachsichtlich anzuzeigen. Je eifriger und strenger, je allseitiger und umfassender diesem Zweige der Thierquälerei vorgebeugt und gesteuert werden wird, desto rascher wird auch dem widrigen Markthandel mit Singvögeln an Sonn- und Festtagen und ebenso an Wochentagen in Tracteurs, Trink- und Verkaufs-Localen ein erwünschtes und nothwendiges Ende bereitet werden."

Neuerdings hat der Herr Polizeimeister im Interesse des Thierschutzes die Maßnahme der Strafverhängung einer Geldpön über die Verletzer der Thierschutzvorschriften unter Namensnennung der Schuldigen getroffen — eine Maßnahme, welche von allen Thierfreunden mit Freude und Dankbarkeit begrüßt worden ist und sicherlich viel dazu beitragen wird, daß namentlich auch dem Mißbrauche und der übermäßigen Ausbeutung unserer besten, unermüdlichsten Arbeitshelfer, der Pferde, Einhalt gethan werde.

Dieser Erlaß lautet:

„Durch meine Verfügung auf Grund des Art. 43 des Friedensrichterstrafgesetzes und des § 1 der vom Herrn Minister des Innern bestätigten Regeln hinsichtlich des Schutzes der Thiere gegen grausames Verfahren gegen

dieselben, sind nachbenannte Personen wegen Benutzung von kranken Pferden zur Arbeit von mir zu Strafen in folgenden Beträgen verurtheilt worden:

Im 1. District des Petersburger Stadttheils:
Sternstraße Nr. 12, Grete Sarring — 5 Rbl.
Ritterstraße Nr. 90, Anton Tschikul — 5 Rbl.

Im 4. District des Moskauer Stadttheils:
Große Moskauer Straße Nr. 259, Mikkel Kuschke — 3 Rbl.

Im 2. District des Mitauer Stadttheils:
Große Lagerstraße Nr. 15, Jacob Straube — 10 Rbl.

Allen diesen Personen sind diese Verfügungen eröffnet worden und haben dieselben das Recht, dagegen Klage zu erheben."

Aufhebung des Maulkorbzwanges. Der „Kur. Warz." theilt mit, daß die in Warschau erlassene Polizeivorschrift, welche die Maulkörbe für Hunde in Warschau aufhebt, auch auf alle Provinzialstädte ausgedehnt wird. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Maulkörbe den beabsichtigten Zweck nicht erreichen und in vielen Fällen sogar die Tollwuth hervorriefen, da den Hunden dadurch die Möglichkeit benommen wird, ihren Durst zu stillen. — Das Gleiche melden die Zeitungen aus Moskau.

Schüler-Vereine. Eine interessante Bittschrift reichten die Dorflehrer des Kreises Kanew bei der Kiewer Abtheilung des Thierschutzvereins ein. Die Lehrer bitten nämlich den Verein, zustehenden Ortes die Genehmigung zu erwirken, bei sämmtlichen Dorfschulen Schüler-Vereine zum Schutz der Vögel zu gründen. Der Zweck dieser kleinen Thierschutz-Vereine soll die Verfolgung des unter Dorfkindern sehr gebräuchlichen Unfugs sein, Vogelnester zu plündern und überhaupt Vögel zu quälen und zu verfolgen. Die Lehrer bitten zugleich, daß diese kleinen Vogelschutz-Vereine unter die Protection und Aufsicht des Thierschutz-Vereins gestellt werden.

Die Gräfin de Noailles hat eine Prämie von 1500 Fr. für die beste Schrift gegen die Vivisektion bestimmt. Die Schrift muß bis zum 1. Juni 1890 dem Vorstande des Antivivisektions-Vereins in Paris, Quai Voltaire 3, eingereicht werden. Eben daselbst wird auch jede gewünschte nähere Auskunft in dieser Angelegenheit ertheilt. („L'union du Progrès".)

Ueber die Nachtheile der Scheuklappen äußert sich der Oberroßarzt Huch in Breslau folgendermaßen: Es ist geradezu unerfindlich, wie man glauben kann, daß Pferde mit denselben nicht scheuen sollen; nur die Gutmüthigkeit des Pferdes und der dauernde Gebrauch dieser Scheuklappen ermöglicht es, damit zu fahren. Man muß es gesehen haben, wie junge Pferde sich geberden, wenn ihnen das erste Mal Scheuklappen angelegt werden, um beurtheilen zu können, wie unnütz dieselben sind. Die Scheuklappen auszurotten, halte ich trotzdem, so dringend nothwendig es auch wäre, zunächst fast für unmöglich, denn die Macht der Gewohnheit ist stärker,

als der beste Wille, und doch muß man mit allen Mitteln gegen diese thierquälerische Mode ankämpfen. Man müßte wenigstens das zu erreichen suchen, daß die Scheuklappen derartig angebracht würden, daß sie das Pferd nicht belästigen. Die Scheuklappen müssen so sitzen, daß das Pferd die volle Sehkraft entwickeln und den Eindruck aller Gegenstände voll empfangen kann, ohne rückwärts sehen zu können, wie es ja überhaupt nur der Zweck dieser Klappen sein kann, die in den Händen des Kutschers sich befindende Peitsche zu verdecken.

Die Lage des Pferdeauges erfordert freien Eintritt des Lichtes von vorn und von der Seite. Deshalb darf der vordere Rand der Scheuklappen nicht zu nahe am Auge anliegen. Wie schädlich der Einfluß schlecht sitzender Scheuklappen ist, beweisen die vielen Augenkrankheiten, die sich Pferde während der Arbeit zuziehen. Einen besonders schlagenden Beweis für die Schädlichkeit der Scheuklappen bildet die Thatsache, daß bei Wagenpferden viel häufiger Augenkrankheiten vorkommen als bei Reitpferden, daß sich ferner unbedeutende Augenübel bei Reitpferden, wenn dieselben als Kutschpferde verwendet werden, dann verschlimmern.

(Thierschutz-Correspondenzblatt.)

Strafen für Thierquälerei in Amerika. In Taylorville, Nordamerika, wurde ein Thierarzt (!) Henderson, zu achtundzwanzig Jahren Zuchthaus wegen Thierquälerei verurtheilt. Henderson hatte während einer Wahlversammlung im Freien vierundvierzig, den Theilnehmern des „Meetings" gehörige, angekoppelte Pferde durch Bestreichen mit Schwefelsäure und Krotonöl gemißhandelt. Der Verurtheilte war geständig. Die Strafe wird in Amerika nicht für zu hart gehalten.

Vogelfrevel. Die französische zoologische Gesellschaft hat die Regierung auf einen im Departement Bouches du Rhône in großartigem Maßstabe ausgeübten Vogelfrevel aufmerksam gemacht. Die Bouches du Rhône sind bisher einer der Hauptlandeplätze der aus Afrika heimkehrenden Schwalben gewesen. Man hat nun längs der Küste zu Hunderten Fangvorrichtungen angebracht, bestehend aus Drähten, die mit elektrischen Batterieen in Verbindung stehen. Die vom Fluge über das Meer ermüdeten Schwalben lassen sich auf den Drähten nieder und werden sofort getödtet. Die Bälge werden in große Körbe verpackt und an die Pariser Putzhändler geschickt. Dies ist einige Jahre lang so fortgegangen, und man hat in diesem Frühling bemerkt, daß die Schwalben sich nicht mehr an der niederen Küste niederließen, sondern weiter nach Westen oder Osten gingen und in größerer Zahl als früher andere Theile Europas aufsuchten. Es giebt Plätze, wo sie sonst sehr zahlreich waren, die aber jetzt von ihnen verlassen sind, obgleich die Mücken und andere fliegende Insekten, von denen sie leben, dort nicht abgenommen haben. („Dresdner Tageblatt".)

Behandlung der Thiere in New-York. In seinem Reisetagebuch „Ein Blick in die Neue Welt" (Stuttgart, 1888) sagt Wilhelm Liebknecht,

der bekannte deutsche Reichstagsabgeordnete: „Merkwürdig ist insbesondere auch die Lautlosigkeit, mit der gefahren wird. Kein Peitschenknall, keine Flüche, kein Gebrüll, keine Peitschenhiebe. Das amerikanische Pferd wird nicht geschlagen — es folgt im wahrsten Sinne auf das Wort. Ich habe nie willigere Pferde gesehen — ein Triumph der Erziehungskunst. Für die Erzieher der Menschen und Völker ist viel daraus zu lernen. Prügel machen halsstarrig. Je mehr Prügel, je mehr Halsstarrigkeit. Und halsstarrig gemachte Pferde und Menschen und Völker schlagen mitunter aus. Der „ungemüthliche" Amerikaner — und das hat er mit dem Engländer gemein — ist überhaupt gegen Thiere außerordentlich human. Seine Mitmenschen schont er nicht, sich selbst schont er am wenigsten, aber sein Pferd schont er, seinen Hund und seine Katze pflegt er zärtlich. Hier wie in London sind die Katzen gar nicht scheu — von einer Zutraulichkeit, die uns Deutsche erstaunt. Denn wir gemüthlichen Deutschen haben, wenigstens in jüngeren Jahren, die Eigenthümlichkeit, auf jede Katze, wo wir sie finden, zu werfen und zu schlagen, was den deutschen Katzen natürlich kein großes Vergnügen an der deutschen Gemüthlichkeit einflößen kann und sie in jedem gemüthlichen Deutschen, von dem sie nicht aus Erfahrung das Gegentheil wissen, einen Feind und Attentäter erblicken läßt. Es gehört dies auch zum Kapitel der sogenannten „deutschen Gemüthlichkeit".

Zur Charakteristik des Pferdes. Der „Schles. Ztg." wird folgender interessanter Vorfall mitgetheilt: Ich war mit einigen Bekannten in der Caballeriza Real, in dem königlichen Marstall, anwesend, wo wir den Künsten der Schulpferde zusahen, als die Ankunft der marokkanischen Gesandtschaft gemeldet wurde. Wir begaben uns daher aus der Reitbahn nach den Ställen, in denen die buntbeturbanten Weißmäntel sich aufhielten Sie waren vor der überall herrschenden Ordnung und Sauberkeit geradezu in Anbetung versunken und kamen aus den Ausrufen der Bewunderung und des Erstaunens gar nicht heraus Das Pferdematerial flößte ihnen, was ihre Kennerschaft bewies, weit weniger Bewunderung ein, bis wir zu der arabischen Abtheilung kamen. Hier stehen einige wirklich schöne Pferde der Berberrasse, und während wir hinter und zwischen den kleinen aalglatten, muskulösen, feinknochigen Thieren mit den scharfgeschnittenen, klugen Köpfen durchgingen, war es rührend zu sehen, wie die sonst so ruhig und pflegmatisch dastehenden, sich um die Besucher durchaus nicht kümmernden Thiere, plötzlich in Bewegung geriethen, mit den Hufen scharrten, wieherten, sich umsahen und sich von den Ketten loszumachen versuchten. Sie hatten die Gäste aus ihrer Heimath und die Laute der Sprache erkannt, bei deren Klängen sie groß geworden. Einzelne Thiere geberdeten sich ganz unsinnig vor Freude, unter diesen auch der 19 Jahre alte Schimmel „Sahara", welcher vor nunmehr bald 15 Jahren als Geschenk des Sultans von Marokko an den eben zum König ausgerufenen Alfons XII. nach Madrid gekommen war.

Schädlichkeit des Petroleums als Mittel zur Vertilgung von Ungeziefer und gegen Hautausschläge bei Hausthieren. Das Petroleum gehört unbedingt zu den Mitteln, welche gesundheitsschädlich wirken. Die Zeitschrift „Cimbria" theilt mit, daß ein Jagdhund, dessen Nacken und Rücken mit Petroleum eingerieben wurde, alsbald starke Schmerzempfindungen zeigte, zu essen aufhörte und binnen einer Woche starb. — In ähnlichem Falle starben von 19 mit Petroleum eingeriebenen Rindern zwei Stärken, während die anderen Thiere die Haare verloren und abmagerten. Die Euter mehrerer Milchkühe zeigten blaue Färbung und schwollen stark an. Sämmtliche Krankheitserscheinungen verloren sich nach und nach — aber sehr langsam — wieder. — Beobachtet ist auch bei edlen Pferden, daß nach Anwendung von unverdünntem Petroleum eine sehr schmerzhafte Hautentzündung sich einstellte, die wochenlang anhielt und nicht nur den Verlust der Haare, sondern zuweilen auch den der Oberhaut zur Folge hatte. Deshalb ist es rathsam, von diesem Mittel gänzlich Abstand zu nehmen.

Einladung zum Abonnement

auf die Thierschutz-Zeitschrift:

„Der Anwalt der Thiere"

(Monatsschrift).

Mit dieser Nummer schließt der V. Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir bitten unsere Leser, unser Blatt in weiteren Kreisen zu verbreiten und ihm neue Abonnenten zuzuführen. Die bisherigen Abonnenten erhalten, falls keine Abbestellung zu rechter Zeit erfolgt, den neuen Jahrgang zugeschickt. Abonnementsbestellungen à 1 Rbl. jährlich, mit Postzusendung 1 Rbl. 20 Kop. nehmen die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Expedition: **Buchhandlung Alexander Stieda**, Riga, Sünderstraße, sowie Frau **M. v. Schilling**, Riga, Sommerstraße 7, entgegen. An Letztere kann der Betrag auch in Postmarken (russischen oder deutschen) eingeschickt werden. Die Jahrgänge I und II sind (mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen) als Band I, die Jahrgänge III und IV, in gleicher Ausstattung, als Band II — so weit der Vorrath reicht — zu dem ermäßigten Preise von 1 Rbl. für jeden Band, mit Postzusendung von 1 Rbl. 50 Kop. zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 23 Ноября 1889 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

VI. Jahrgang. Januar 1890. № 1.

Montaigne und Carteſius.

Von Edmund Dorer.

Einige berühmte Philoſophen haben über die Thiere ſehr geringſchätzig geurtheilt, indem ſie denſelben entweder allen Anſpruch auf Rechtsſchutz oder gar den Beſitz einer Seele abſprachen und ſie zu Maſchinen oder Sachen degradirten. Die Philoſophen, die dies thaten, waren bedeutende Denker, aber ſchlechte Beobachter. Jene Denker, die mit der Schärfe des Gedankens Naturgefühl und Beobachtungsgabe vereinigten, haben von den Thieren ſtets mit gebührender Achtung geſprochen und wußten ſie zu ſchätzen.

Unter den neueren Denkern hat Carteſius die Thiere am niedrigſten geſtellt, da er die Theorie von der Seelenloſigkeit der Thiere erſann und ſeinem Syſtem zu Liebe behauptete. Wie anders urtheilte und empfand vor ihm ſein Landsgenoſſe Michael Montaigne, der einige Zeit vor Carteſius

Geburt verstorben war! In seinen im Jahre 1580 erschienenen „Gedanken und Meinungen über verschiedene Gegenstände" *) kommt er auch auf die Thiere und deren Verhältniß zum Menschen zu sprechen und sucht durch Beispiele aus der Geschichte der Thiere, die Fähigkeiten und Anlagen derselben zu erheben und die Menschen zur Liebe und zur Achtung der Mitgeschöpfe zu mahnen.

Montaigne äußert sich hierbei folgendermaßen:

„Der Eigendünkel ist unsere Erbkrankheit. Das jämmerlichste, zerbrechlichste Geschöpf unter allen ist der Mensch und zu gleicher Zeit das hochmüthigste. Der Dünkel dieser Einbildung bewirkt, daß er sich von den großen Schaaren der übrigen Geschöpfe absondert und den übrigen, seinen Brüdern und Genossen der Schöpfung einen höchst mäßigen Theil von Fähigkeiten zuschneidet und ihnen nichts weiter an Kraft und Fertigkeit der Sinne und der Vernunft einräumen will, als was ihm selbst gut dünkt. Durch welchen Vergleichspunkt zwischen ihnen und uns schließt er auf die Dummheit, die er ihnen zuschreibt? Wenn ich mit meiner Katze spiele, wer kann wissen, ob sie sich mehr Zeitvertreib mit mir mache, als ich mit ihr? Wir machen uns gegenseitig Spaß.

Wir müssen auf die Gleichheit achten, die unter uns ist. Wir haben eine Art von empirischer Kenntniß von ihren Gefühlen. So haben es auch die Thiere in ungefähr gleichem Maße von den unsrigen. Sie liebkosen, sie drohen uns, und suchen unsere Hülfe; so machen wir es mit ihnen. Im übrigen entdecken wir an ihnen mit unzweifelhafter Gewißheit, daß sie sich unter einander völlig und deutlich verstehen und ihre Geschäfte einander entdecken, nicht bloß die Thiere von einer Gattung, sondern auch die von verschiedenen Gattungen.

Aus einer gewissen Art Gebell des Hundes erkennt das Pferd, daß der Hund zornig ist, über einen gewissen anderen Ton seines Bellens erschrickt es nicht. An solchen Thieren, die keinen Laut haben, können wir doch aus den Diensten, die sie sich einander leisten, gar leicht schließen, daß sie sich auf eine andere Art verstehen müssen. Ihre Bewegungen sprechen und unterhandeln.

Und warum auch nicht? Eben so gut wie unsere Stummen sich unterhalten und durch Zeichen und Geberden Geschichten erzählen.

Der Dichter Dante sagt:

So sieht man der Ameisen braune Schaaren
Mit Kopf und Fühlern sich einander nahn,
Um, wie es geh' und stehe, zu erfahren." —

Montaigne erwähnt hierauf im Verlauf seiner Betrachtung weitere Aehnlichkeiten zwischen den Menschen und Thieren. Er meint, daß wir ihre Kunstwerke und Thaten nicht allein auf den Instinkt zurückführen dürfen, sondern auch eine eigene Fähigkeit zu schließen und zu entscheiden annehmen müssen. Den Thieren sei die Heilkunst bekannt, indem sie Mittel gegen ihre

*) „Uebersetzt von Bode, 1793."

Wunden und Krankheiten aufsuchen, sie seien fähig, Unterricht von den Menschen zu empfangen und unterrichteten selbst einander. Er bemerkt, daß sie einen prophetischen Blick oder eine Ahnung der Zukunft besitzen, daß sie Gerechtigkeit ausüben, und in der Freundschaft sogar thätiger und wärmer, als wir seien. Ihre Seele empfinde Haß und Liebe, Tugenden und Leidenschaften wie der Mensch, doch seien sie treuer und dankbarer; Großmuth und Reue seien ihnen nicht unbekannt. In Bezug auf Geburt, Leben, Ernährung und Sterben seien sie den Menschen gleich.

Alle seine Behauptungen belegt Montaigne mit Thatsachen, wie sie schon das Alterthum kannte. Er erklärt dabei: „Alles habe er gesagt, um die Aehnlichkeit zu beweisen, die zwischen den menschlichen Zuständen und denen der Thiere obwalte, und um uns zu der großen Menge der übrigen lebenden Geschöpfe zurückzuführen, denen wir uns anreihen. Der Mensch stehe weder über noch unter den Uebrigen. Alles, was unter dem Firmament sei, habe einerlei Gesetz in verschiedener Form. Es gebe Unterschiede, Ordnungen und Stufen, aber unter der Gestalt einer und derselben Natur."

Bei der hohen Schätzung der Thiere und der Anerkennung ihrer Gemüthsanlagen und ihres Verstandes ist es begreiflich, daß Montaigne alle Mißhandlungen derselben verabscheute und Liebe und Milde gegen sie, als ein Gebot der Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangte. Zudem war er nach seiner Natur ein Feind der Grausamkeit in jeder Gestalt, da er auch im Gegensatz zu seinem Zeitalter alle unnöthigen Qualen bei gerichtlichen Untersuchungen und bei Strafen verwirft.

Er schrieb:

„Unter den Lastern hasse ich am meisten die Grausamkeit, sowohl von Natur, als durch Ueberlegung, als das schädlichste aller Laster. Ich meines Theils, kann nicht einmal ein unschuldiges Thier, das sich nicht wehren kann, und von mir kein Leid befürchtet, verfolgen und tödten sehen, ohne daß es mir das Herz beklemmt. Und wie es sich gemeiniglich zuträgt, daß der Hirsch, wenn er an Athem und Kräften erschöpft ist und sich nicht mehr zu retten weiß, sich uns, die wir ihm nachsetzen, entgegenwirft und uns durch seine Thränen gleichsam um Barmherzigkeit anfleht, so ist mir die Jagd immer als ein sehr trauriges Vergnügen vorgekommen. Ich fange selten ein Thier lebendig, das ich nicht auf der Stelle wieder in Freiheit setze. Pythagoras kaufte Thiere von Fischern und Vogelstellern, um es mit ihnen ebenso zu machen.

Menschen, die gern das Blut der Thiere vergießen, zeigen dadurch einen natürlichen Hang zur Grausamkeit überhaupt. Nachdem man sich erst in Rom gewöhnt hatte, ohne Widerwillen den Thierhetzen zuzusehen, kam die Reihe der blutigen Kämpfe an die Menschen und an die Gladiatoren.

Die Religion unserer alten Gallier lehrte, da die Seelen ewig wären, so hörten sie nicht auf von einem Ort zum andern und von einem Körper in einen anderen zu wandern. Hierzu mischten sich noch einige Rücksichten auf die göttliche Gerechtigkeit; denn je nach dem Verhalten der Seele, weise ihr Gott einen anderen Körper zur Wohnung an.

War sie tapfer gewesen, so ward sie in den Körper eines Löwen gewiesen, war sie wollüstig, in den Körper eines Schweines; feig, in ein Reh oder einen Hasen; tückisch, listig, in einen Fuchs und so weiter, bis endlich durch diese Züchtigungen gereinigt, sie wieder einen anderen menschlichen Körper erhielt.

Nun mache ich mir freilich aus dieser Vetterschaft zwischen uns und den Thieren nicht eben so sehr viel. Will auch durchaus kein Aufhebens machen, daß verschiedene und zwar die ältesten und edelsten Völker die Thiere nicht bloß zu Hausgenossen und Gesellschaftern annahmen, sondern sie sogar im Range weit über sich selbst hinaufsetzten, indem sie solche zuweilen für Günstlinge und Vertraute der Götter hielten und ihnen mehr Ehrerbietung und Achtung als den Menschen erwiesen. Wenn ich aber unter den gemäßigten Meinungen auf solche Gedanken stoße, welche auf die gar nicht entfernte Aehnlichkeit hinzuführen streben, die wir mit den Thieren haben, auf ihre nicht geringen Vorzüge vor uns und auf die Wahrscheinlichkeit ihrer Verwandtschaft mit den Menschen, wahrhaftig, so schwindet mein Eigendünkel um ein Merkliches und ich lege gern die eingebildete Würde nieder, die man uns über die anderen Geschöpfe zuschreiben will.

Und wenn auch das Alles so fest nicht ausgemacht wäre, so ist doch ein gewisses Verhältniß vorhanden, das uns anzieht, und eine allgemeine Pflicht der Menschlichkeit und des Wohlwollens nicht nur gegen die Thiere, welche Leben und Gefühl haben, sondern selbst gegen Bäume und Pflanzen. Dem Menschen sind wir Gerechtigkeit schuldig, Milde und Barmherzigkeit allen übrigen Geschöpfen, die davon Vortheil zu haben fähig sind. Es besteht ein gewisser Verkehr zwischen ihnen und uns und gewisse natürliche Verbindlichkeiten.

Ich schäme mich nicht, diese Empfindsamkeit meiner Natur zu bekennen, die so weit geht, daß ich es meinem Hunde nicht gut versagen kann, wenn er mir zur Unzeit schön thun will oder mir Liebkosungen abschmeichelt.

Und damit nicht etwa Jemand über diese meine Liebe für die Thiere die Nase rümpfe, so beliebe man sich zu erinnern, daß uns die Theologie selbst vorschreibt, uns der Thiere zu erbarmen. Und wenn man erwägt, daß Ein Schöpfer und Ein Herr uns zu seinem Dienst in seinen Palast versetzt hat, und daß die Thiere, wie wir, zu seinem Haushalt gehören, so hat sie Recht, uns Achtung und Liebe für alle Geschöpfe vorzuschreiben."

In schneidendem Gegensatz zu diesen Ansichten und Gefühlen des trefflichen Montaigne, steht die philosophische Ausführung des Cartesius, der bald nach dem Tode des ersteren die allgemeine Meinung beherrschte. Cartesius sah nur im Menschen Seele und Geist, die Thiere waren ihm Mechanismen oder gedankenlose, unempfindliche Maschinen. All' ihr Schmerz und all' ihre Freude wäre nach diesem Grundsatze nur leerer Schein. Bellt und heult ein Hund vor Schmerz, so hat nur seine Maschine geknarrt. Mitleid oder Mitgefühl mit solchen Automaten wäre natürlich ein Unding oder Thorheit.

Glücklicher Weise hat die Anschauung dieses Philosophen nicht lange geherrscht; sie wurde bald von dem gesunden Gefühle des Menschen und von den Lehren eines Leibnitz und anderer Denker verdrängt.

Aber manche Thierquälerei — sagt Scheitlin in seiner Thierseelenkunde — mag von Cartesius Entschuldigung nehmen wollen; und Cartesianer unter Fuhrknechten, Bauern, Aerzten, Naturforschern, Schlächtern und Straßenjungen giebts, sei es unter verschiedenen Formen, immer noch gar zu viele.

Zum Thierschutz.

Von Max Illing.

Bei regelmäßigem Lesen der verschiedenen Thierschutz-Zeitschriften und Beobachtung der Thätigkeit der Vereine muß die Verschiedenheit der Ansichten über Berechtigung des Thierschutzes überhaupt, sowie über Wichtigkeit der einzelnen Zweige desselben auffallen. Wie in allen Dingen, so würde auch hier Klarheit und eine gewisse Ordnung in den Bestrebungen, nach Maßgabe des Bedürfnisses, von Nutzen sein, und zu beiden wird man wohl am richtigsten gelangen, wenn man fragt:

Wie würde das Thier leben ohne den Menschen, bezw. ohne dessen Einmischung, und

welche Thiere haben am meisten unter dem Menschen zu leiden?

Ueber das „Recht der Thiere" werden die durch das bekannte Preisausschreiben veranlaßten Abhandlungen voraussichtlich die erwünschte Klarheit bringen; aber der Vollständigkeit halber und zur Begründung des dann Folgenden möchte ich auch hierüber meine Ansicht mittheilen.

Das Thier lebt von Natur aus frei; ein Uebermaß an Individuen gleicht die Natur selbst jederzeit in irgend einer Weise aus; aber sie vernichtet nie so grausam, wie der Mensch z. B. seine Arbeitsthiere oder die Versuchsthiere bei der Vivisektion zu Grunde richtet. Das Thier braucht also zu seinem Wohlbefinden den Menschen nicht.

Anders der Mensch; er hat höhere geistige Fähigkeiten als jenes, in Folge dessen hat er auch weitergehende Bedürfnisse, sowie das Verlangen, sie zu befriedigen, und, da jene Fähigkeiten unter den Menschen selbst wiederum verschieden sind, hat der geistig überlegene Theil die Möglichkeit, seine Lebensgenüsse auf Kosten des anderen Theils zu vermehren. Durch Mißbrauch dieser Macht und Uebermaß im Genuß hat sich nun die Menschheit ihre größten Leiden, sociales Elend und Krankheiten, selbst aufgebürdet.

Ich habe oben gesagt, daß das Thier den Menschen zur Besserung seiner Existenz nicht braucht; wenn nun umgekehrt der Mensch das Thier braucht, ihm die Freiheit nimmt oder es nach Bedarf züchtet, um einen Theil seiner Arbeit auf dieses abzuwälzen und es für seine, eben durch die höheren Fähigkeiten verursachten Sünden gleichsam mitbüßen läßt, so ist es

doch zum mindesten nicht folgerichtig, zu sagen: „Muß sich der Mensch so oft um sein tägliches Brod schwer abmühen, warum soll man's da dem Thier besser machen."

Der Mensch mag die Thiere für seine Zwecke gebrauchen; aber damit übernimmt er zugleich Pflichten; denn an jedem Schmerz, den er ihnen zufügt, trägt er die Schuld.

Daß man dem Thier kein Recht geben kann, mit dem es sich selbst vertheidigen soll, weiß Jeder, dazu braucht man nicht jus studirt zu haben; es handelt sich einfach darum, ob das Thier Anspruch auf Schutz und somit der Mensch die Verpflichtung hat, ihn zu gewähren.

Dabei ist es nun wichtig, daß die Entscheidung nicht, wie meist geschieht, von einseitig menschlich-egoistischen Gesichtspunkten aus gefällt werde, sondern wie in jeder sonstigen Streitsache, von einem unparteiischen, von den beiderseitigen Interessen vollständig unabhängigen Standpunkt aus.

Man sagt: Das Recht ist göttlichen Ursprungs. Die Juristen selbst sagen das. Damit haben wir schon einen unparteiischen Richter: Gott. Das Wesen und das wirkliche Wollen Gottes kann der Mensch nicht begreifen; wenn er aber von ihm Rechte ableiten will, so muß er sich eine Vorstellung von ihm machen, er vereinigt deshalb seine idealsten Gedanken in Gott und nennt ihn allweise, allgütig und gerecht. Und dieses Wesen soll nun zugeben, daß das eine Geschlecht das andere nach Belieben verstümmelt, es zwingt für fremden Nutzen zu arbeiten und ihm die letzte Kraft mit Peitschen auspreßt, und soll den Bedrückern dazu noch volles Recht geben? Gewiß nicht!

Und solche, die zwar Gründe haben, einen Gott gelten zu lassen, selbst aber nicht daran glauben, mögen sich auf einen hohen Berg oder sonst einen Punkt, von dem aus sie die Erde mit Menschen und Thieren ungefähr wie einen Ameisenhaufen übersehen können, versetzt denken und mögen dann zusehen, ob sie als parteilose Richter das vermeintliche Recht des Menschen über das Thier anders als das Recht des Stärkern heißen können.

Daß der Mensch dem Thier intellektuell überlegen ist und viele ihm ausschließlich zukommenden Fähigkeiten besitzt, bleibt für Anerkennung eines Rechts belanglos. Will man Verordnungen, die zum Schutz von Thieren erlassen werden, „Concessionen" heißen, dann sind es auch Concessionen, wenn der Herr den Diener nicht willkürlich ausnutzen, der Bewaffnete den Wehrlosen nicht niederschlagen und der Wucherer den unerfahrenen Bauer nicht materiell zu Grunde richten darf. (Oder sollten diejenigen, welche diesbezügliche Gesetze, weitergehende Rechte der unteren Klassen des Volks, namentlich der Arbeiter, aus edlen, selbstlosen Motiven anstrebten, nur deswegen an entscheidender Stelle mit ihren Wünschen durchgedrungen sein, weil man dort die Revolution fürchtete?)

Thiere gesetzlich als Sachen zu behandeln und einfach zu sagen, wo die menschliche Gestalt aufhört, hört jedes Recht und jede Verpflichtung auf, bedeutet nach dem heutigen Stand der Naturwissenschaften auf dem Gebiete

der Moral dasselbe, als wenn man in längst entschwundenen Zeiten das Ende der Welt an den Atlas und das große Wasser verlegte.

Gerade in seinem Verhalten gegen das Thier kann der Mensch zeigen, ob seine Bildung und sein Wissen nicht einzig die Folge einer größeren Anzahl von Gehirnwindungen ist, sondern ob er wirklich sittlich höher steht als das Thier und nicht nur vermöge seiner Vernunft den Kampf ums Dasein rücksichtsloser führt und die Schwächern zu seinem Vortheil raffinirter ausnutzt, als Thiere es thun können.

Wenn der Mensch seinesgleichen unterstützt, so liegt darin nichts, was charakteristisch für ihn wäre, das geschieht in der Thierwelt auch.

Die Beantwortung der Frage, welche Thiere am meisten unter dem Menschen leiden, ist einfach: diejenigen, um die er sich am meisten kümmert; das sind die Pferde. Coopers Behauptung, „der Hund ist die wichtigste Acquisition, die der Mensch gemacht hat," mag richtig sein mit dem Zusatz „nächst dem Pferde!" Von den Luxus- und Paradepferden will ich gar nicht sprechen, aber die Mitwirkung des Pferdes an der ganzen Kulturentwickelung, den Antheil, den es am Ackerbau, dem gesammten Handelsgewerbe und Verkehrswesen genommen hat und noch nimmt, die Arbeit, die es beim Entstehen all' unserer Städte, Wohn-, Arbeits- und Prachtbauten geleistet und zwar besonders hier meist unter der grausamsten Behandlung bis zum letzten Athemzuge, die unersetzlichen Dienste während der ernstesten Zeiten im Völkerleben, der Kriege, scheint er ganz vergessen zu haben.

Beweise „auffallend starken Instinkts" haben wir vom Pferd ebenso wie vom Hund; sie sind nur seltener, weil, da beim Pferd schon von Jugend an mehr die möglichst vollkommene physische Entwickelung angestrebt wird, der Mensch ihm nicht die Gelegenheit dazu giebt. Brehm sagt: Man soll nicht fragen, was das Pferd kann, sondern was es nicht kann. Mit einem Wort, der Mensch gebraucht das Pferd am meisten unter allen Thieren und zu den verschiedensten Zwecken — und das Pferd hat am meisten unter ihm zu leiden; am wenigsten zu leiden haben Thiere, die er nicht gebrauchen kann oder die er fürchtet, um die er sich also wenig oder gar nicht kümmert. Zwischen diesen Grenzen tritt der Mensch mit dem Thier in verschiedenartige Berührung; alle Maßregeln, die er dabei ergreift, um Thiere aus irgend einem Grunde zu schützen, kann man Thier-Schutz im weitesten Sinn nennen; nicht alle diese Maßregeln haben nun das Interesse der Thiere im Auge (die Wildfütterung im Winter geschieht zur Erhaltung des Wildstandes, zu Jagdzwecken, unser Vogelschutzgesetz ist erlassen mit Rücksicht auf die Land- und Forstwirthschaft) und auch nicht alle gehören zu den Aufgaben eines Thierschutzvereins. Ein solcher hat z. B. seine Mittel nicht zur Errichtung einer Anstalt, in der Jedermann seinen Hund während zeitweiser Abwesenheit unterbringen kann, weil in solchem Fall jeder Unternehmer für entsprechende Verpflegung der ihm übergebenen Thiere gesetzlich haftet*).

*) Eine solche Anstalt kann höchstens mit einem wirklichen Thierasyl, das nur schutzlose, verlassene, kranke Thiere aufzunehmen und unheilbare möglichst rasch zu tödten hat,

Er ist auch nicht dafür da, um Reklame für einen Apparat zum raschen Absträngen durchgehender Pferde zu machen, oder für ein Hufeisen, durch welches das Hängenbleiben in den Tramwayschienen verhütet wird; denn jedes Pferd, das sich dabei den Fuß bricht und kurze Zeit darauf getödtet wird, ist gegenwärtig noch zu beneiden, weil ihm dadurch der ganze künftige Leidensweg erspart bleibt; das Thier profitirt also nichts, nur der Mensch hat den Vortheil durch Abwendung des Schadens; dazu wäre der Thierschutz-Verein freilich gut genug.

Die Aufgabe des letzteren besteht aber nur darin, dem leidenden Thier zu helfen, ohne egoistische Hintergedanken.

Das thut er beispielsweise durch die Vogelfütterung während der kalten Jahreszeit; hierzu hat er jedoch keinerlei Verpflichtung; das ist lediglich eine Art freiwilliger Armenpflege. Er hat aber auch ausgesprochene Pflichten; alle diese aufzuzählen, ist unnöthig; man wird nie irregehen, wenn man die Verhinderung, oder, wo diese nicht durchzusetzen ist, die möglichste Milderung und Verminderung jeden Schmerzes, den die Thiere in Freiheit nicht haben würden, den sie also nur durch den Menschen erleiden, als Pflicht eines Thierschutzvereins bezeichnet. Die Erfüllung dieser Pflicht ist seine erste Aufgabe, wobei wiederum diejenigen Thiere, die der Mensch zu seinen Zwecken, zu seinem Nutzen gebraucht, in erster Linie zu berücksichtigen sind. Demnach wären die am nothwendigsten zu bekämpfenden, zugleich en gros betriebenen Thierquälereien: Die Grausamkeiten beim Schlachten, beim Viehtransport, beim Gebrauch der Arbeitsthiere und die Vivisektion.

Zur Abhilfe der beiden erstgenannten geschieht von Seiten der Thierschutzvereine das Möglichste. Bezüglich der Vivisektion möchte ich nur einen prinzipiellen Widerspruch erwähnen: die Mediziner wollen am Thier (!) die geheimsten physiologischen Vorgänge, die feinsten Nervenfunktionen des Menschen (!) studiren, und wenn so die höchstorganisirten Thiere elend zu Tode geschunden werden, sagen die Juristen: was liegt daran, es sind ja bloß „Sachen", für die kann's ja nie ein Recht geben! Die Mediziner sagen also: wir müssen sie im Interesse der Menschheit martern, wir können alles durch sie erfahren, denn sie sind in ihrem innersten Wesen genau so organisirt, wie der Mensch —; und die Juristen — zählen sie in's Mineralreich!

Wie paßt das zu Humanität und Aufklärung? Die Wissenschaft zu achten und thunlichst zu fördern, ist nur lobenswerth; aber sie staunend anzubeten, ihr alles zu glauben und alles zuzugestehen, zeigt, daß man von ihr selbst oder von der Aufgabe, die sie zu lösen hat, nichts versteht; und

als Einnahme- und Unterstützungsquelle verbunden werden. Von gegnerischer Seite wird zwar betont, daß das hierauf verwendete Geld besser für hilfsbedürftige Menschen verwendet würde; allein daß das nicht geschieht, daran sind nicht die Thierfreunde schuld; was bleibt diesen denn übrig? Sie sollten sich wohl noch bedanken, daß sie nicht, wie früher die Ketzer, verfolgt werden. Würde man ihnen durch ein vernünftiges Gesetz die Möglichkeit geben, Thiere zu schützen, so hätten sie solche Mittel nicht nöthig, um wenigstens Einzelnen helfen zu können.

mit seiner Meinung zurückzuhalten aus Furcht, für „ungebildet" zu gelten, verräth nichts weniger als wahre Geistes- und Charakterbildung.

Im Uebrigen kann ich nicht mehr sagen, als in den zahlreichen, im Verlage des „Internat. Ver. z Bek. der wissensch. Thierfolter" erschienenen Schriften über Vivisektion gesagt ist. Die Ansichten innerhalb der Thierschutzkreise sind zwar getheilt, aber um so energischer wird die Agitation von der einen Partei betrieben.

Dagegen geschieht zur Besserung des Looses der Arbeitsthiere, also vor allem der Pferde, verhältnißmäßig noch am wenigsten. Der Thierschutz-Congreß hält die Angelegenheit nicht für spruchreif, und im gewöhnlichen Leben hat man sich bereits so sehr an Mißstände auf diesem Gebiete gewöhnt, daß man z. B., anstatt an der Verwendung ungeeigneter Pferde zur Arbeit Aergerniß zu nehmen, deren Zustand in mehr oder weniger schlimmen Witzen belacht. Die natürliche Folge davon sind dann Volksbelustigungen in Form von Droschkenrennen, wie vor kurzer Zeit in Berlin. Abgesehen davon, daß eine derartige Volksbelustigung eine ausgesprochene Thierquälerei ist, gehen die dabei zu Schanden gefahrenen Pferde dann erst dem traurigsten Schicksal entgegen, dem allerdings die überwiegende Mehrzahl aller Pferde überhaupt nicht entgeht. Wer dafür Beweise von fachmännischer Seite will, der lese den Vortrag „das Pferd, seine Laufbahn und Behandlung im Dienste des Menschen" vom k. Hofstabsveterinär Sondermann,*) oder „das Pferd und sein Geschick", Separatabdruck aus dem „Wochenblatt für Land- und Forstwirthschaft".

Ich will nur zwei Fälle anführen; den einen brachte das „Berliner Tageblatt": Einem Pferde, das trotz der Peitschenhiebe nicht mehr weiter konnte, wurde unter dem Bauch Heu angezündet; das Feuer und die Peitsche zusammen halfen ihm von der Stelle; das Pferd rührte von da an kein Futter mehr an und ging zu Grunde; die Thäter wurden wegen Sachbeschädigung zu 20 M. Geldstrafe verurtheilt; Thierquälerei lag nicht vor, denn kein Augenzeuge hatte Aergerniß daran genommen!! — Der andere Fall kam in Wien zur gerichtlichen Verhandlung: Wieder ein vollständig abgemagertes Pferd, das nicht weiter kann; ein Hieb in's Auge, daß dieses heraushängt; der Fahrer reißt es mit der Hand ganz aus und fängt von neuem zu peitschen an.

Solche Ausschreitungen geschehen nun nicht etwa vereinzelt, sie gelangen vielmehr nur durch Zufall zur Kenntniß, weil sie eben fast nie öffentlich, sondern meist in entlegenen Straßen oder Stadttheilen, bei Bauten, in Sandgruben und Steinbrüchen (wo außerdem Niemand der Zutritt gestattet ist), beim Schiffszug u. dgl. vorkommen; auch werden sie nicht an jüngeren, werthvolleren Pferden verübt, sondern an alten, abgearbeiteten, „um die es nicht mehr schad' ist"; die gehen zu Grunde durch langsames Verhungern unter fortwährenden Mißhandlungen und der Tod selbst erfolgt meist unter Fußtritten und Peitschenhieben.

*) Vrgl. „Anwalt der Thiere" 1888, Nr. 6.

Ob das weniger grausam ist, als wenn Blut fließt, bezweifle ich sehr. Man soll jedem Ding seinen Namen lassen, aber wenn man schon ein nicht rasch vor sich gehendes Schlachten als eine Art Vivisektion bezeichnet, um zu möglichst nachdrücklicher Bekämpfung aufzufordern, so verdienen diese Bezeichnung in weit höherem Grade die Pferdeschindereien; für sie ist charakteristisch, daß sie nicht, wie die meisten anderen Thierquälereien aus einem einzigen, wenn auch Minuten dauernden, Rohheitsact bestehen, sondern aus einer langen Reihe von solchen während Monaten, selbst Jahren. Die Mißhandlung, die einmal mitangesehen wird, geschieht ungesehen 100mal.

Warum gerade die Dringlichkeit des Pferdeschutzes im Allgemeinen weniger anerkannt wird, mag seinen Grund darin haben, daß man annimmt, rohe Subjecte sind unter Pferdebesitzern doch nicht die Regel; im Gegentheil werden gerade Pferde oftmals mit übertriebener Sorgfalt gepflegt; eine entsprechende Behandlung liege ja ohnehin im Interesse der Eigenthümer; kommen trotzdem Excesse vor, so könne man jederzeit das Gesetz anrufen, was bei der Vivisektion und dem Schlachten, das ja nicht öffentlich geschehe, unmöglich sei.

Darauf gebe ich die Antwort wörtlich aus „Onkel Tom's Hütte". Ein Pflanzer spricht mit einem Fremden über seine Sclaven: „Mit dem gelben Weibsbilde bin ich betrogen worden, sie scheint mir kränklich zu sein, aber ich werde das, was sie mich kostet, schon noch herausschlagen; sie kann 1 bis 2 Jahre aushalten. Ich bin nicht dafür, sparsam mit den Niggern umzugehen, sie aufbrauchen und andere kaufen, das ist meine Manier. Es macht einem weniger Mühe und Noth, und ich bin fest überzeugt, daß es am Ende auch wohlfeiler ist." „Und wie lange halten sie gewöhnlich aus?" fragte der Fremde. „Das weiß ich nicht, das kommt auf ihre Constitution an. Kräftige Burschen halten 6–7 Jahre aus, weichliche werden in 2—3 Jahren abgenutzt. Als ich das Pflanzen anfing, hatte ich bedeutende Mühe damit, daß ich auf sie Rücksicht nahm und sie zum längeren Aushalten zu bringen versuchte — sie zusammendocterte, wenn sie krank waren, und ihnen Kleider und Decken und Gott weiß, was Alles gab, um es ihnen ordentlich behaglich zu machen; aber es nutzte nichts. Ich verlor mein Geld an ihnen und es machte eine Menge Noth. Jetzt, sehen Sie, lasse ich sie arbeiten, sie mögen krank oder gesund sein. Stirbt ein Nigger, so kaufe ich einen anderen, und ich finde, daß es in jeder Hinsicht wohlfeiler und bequemer ist."

Der Fremde wendete sich ab und setzte sich neben einen Mann, der dem Gespräche mit unterdrücktem Unwillen zugehört hatte.

„Sie dürfen den Burschen nicht für ein Durchschnittsexemplar eines südlichen Pflanzers halten;" sagte er.

„Das möchte ich auch nicht hoffen," antwortete der junge Mann.

„Es ist ein gemeiner, erbärmlicher, brutaler Mensch."

„Und doch erlauben ihm Ihre Gesetze, jede beliebige Anzahl von menschlichen Geschöpfen, ohne auch nur einen Schatten von Schutz, unter seinem absoluten Willen zu halten, und so erbärmlich wie er ist, können Sie doch nicht sagen, daß es nicht viele Solche gäbe."

„Nun," versetzte Jener, „es giebt unter den Pflanzern auch viele rücksichtsvolle und humane Leute".

„Das gebe ich zu," fuhr der junge Mann fort, „aber eben die rücksichtsvollen, humanen Männer sind für all' die Rohheiten und Schändlichkeiten welche jene Bösewichter verüben, verantwortlich, denn wenn nicht ihre Sanction und ihr Einfluß wäre, so könnte das ganze System sich keine Stunde lang halten. Wenn es keine anderen Pflanzer gäbe, als solche wie jener, so würde die ganze Sache hinabsinken wie ein Mühlstein. Eben ihre Achtbarkeit und Humanität sind es, die seine Brutalität beschützen" . . . . . Ihr sagt, daß der Eigennutz des Herrn eine hinlängliche Schutzwehr für den Sclaven sei. In der Wuth seines wahnsinnigen Willens ist aber der Mensch im Stande, selbstbewußt und mit offenen Augen seine eigene Seele dem Teufel zu verkaufen, um seinen Zweck zu erreichen, und glaubt ihr, daß er mit dem Leibe seines Nächsten vorsichtiger umgehen wird? . . . . . Endlich zur Illustration der „Gesetzes-Anwendung": „Ich werde zum nächsten Friedensrichter gehen und Sie anzeigen!"

„Thun Sie das," erwiderte der Sclavenhändler höhnisch. „Es soll mir sehr angenehm sein. Woher wollen Sie Zeugen nehmen? Wie wollen Sie es beweisen? Sagen Sie mir das!'

Die Lage der Verhältnisse zwischen Bedrückern und Bedrückten ist hier wie dort die gleiche. Die Nigger wurden nahezu als unter dem Thiere stehend angesehen, und bei uns werden die Thiere weniger als die Sachen geschätzt (Baumfrevel kann mit Gefängniß bestraft werden und genügt dazu die erwiesene Thatsache; Thierquälerei nur mit Haft und sie muß vor Aergerniß nehmenden Zeugen geschehen sein). Wenn auch ein Theil der Bedrücker nicht nach solcher Auffassung handelt, die Qualen von Seiten des anderen Theils bleiben trotzdem Sclaven wie Thieren nicht erspart. Nicht alle Pferdebesitzer mißhandeln ihre Pferde, aber fast alle Pferde werden im Alter mißhandelt; denn nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan haben und zum dermaligen Zweck nicht mehr zu gebrauchen sind, kümmern sich ihre bisherigen Herren selten noch weiter um ihr Schicksal; das liegt nun in den Händen der rohesten Subjecte. Es ist eine Thatsache, daß man namentlich beim gewöhnlichen Fuhrwerk die brutalsten, wegen Rohheitsvergehen oftmals vorbestraften Menschen antrifft, die überhaupt zu keiner anderen Arbeit mehr taugen, weil sie nur hier, den alten, wehrlosen Thieren gegenüber ihre ganze Rohheit ungestraft auslassen können; was liegt denen an dem Eigenthum ihrer Arbeitgeber? Und diese, die Eigenthümer, die brauchen ja gerade solche Leute, um den abgehetzten Thieren noch Anstrengung und Arbeitsleistung abzuzwingen; sie stehen genau auf demselben Standpunkt, wie jene Sclavenbesitzer; sie machen ihr Geschäft mit dem billigen Material, dazu bedürfen sie kein großes Capital und haben doch ihren Profit und zwar um so mehr, je rücksichtsloser sie die Thiere ausnützen. Für diese unmenschlichen Zustände sind bei uns die humanen Pferdebesitzer in demselben Sinne verantwortlich, wie in Amerika die humanen Sclavenbesitzer für das Elend der Sclaverei;

denn die gute Absicht, jeden Fall zur Anzeige bringen zu wollen, stößt hier wie dort auf die gleichen Hindernisse.

Das eine sind zwar Menschen, das andere Thiere; aber fühlen können sie beide und gleiche Rechte für beide verlangen wir auch gar nicht; sondern wie dort nur vollständige Aufhebung des ganzen Instituts und Gleichstellung des Menschen mit dem Menschen den ungesunden Verhältnissen abhelfen konnte, so brauchen wir vor Allem ganz scharf präcisirte wirksame gesetzliche Bestimmungen (nicht Scheingesetze „zur Beruhigung der Gemüther"), und Höherstellung der Thiere als die Sachen in rechtlicher Beziehung.

Nachdem immer häufiger die Erziehung und zwar diejenige in der Schule nicht nur als wichtig, sondern als einzig erfolgreich für den Thierschutz hingestellt wird, möchte ich, darauf Bezug nehmend, vor Allem erwähnen, daß es einen Thierschutz giebt, der als seinen Hauptzweck die Veredelung des Menschen hinstellt, sich bei jeder Gelegenheit gleichsam entschuldigt, daß er Thierschutz heißt und betont, daß er ja eigentlich den Menschen nützen wolle; der also das Thier wieder nur als Mittel zum Zweck ansieht. Von dem spreche ich weiter nicht; meiner Ansicht nach ist die einzige Aufgabe des Thierschutzes die, das Thier zu schützen, daher der Name; bringt das anderweitige Vortheile mit sich, so sind das lediglich Folgen, die zwar sehr erfreulich sind, aber mit der ursprünglichen Absicht, „dem Gedanken, der Thierschutzvereine hervorrief (R. Wagner)" und den Mitteln, die zur Erreichung des Zwecks gebraucht werden sollen, gar nichts zu thun haben.

Dagegen, von der Absicht ausgehend, es müsse, da die gegenwärtige Generation zum Erlaß eines Gesetzes doch nicht zu bewegen sei, die kommende darauf vorbereitet werden, verdient die Erziehung sehr wohl Berücksichtigung. Man wird jedoch gut thun, sich nicht auf diese Art der Erziehung allein zu verlassen; denn gute Lehren, nur während der Kinderjahre gegeben, werden späterhin über zu vielen neuen Eindrücken und den thatsächlich bestehenden, namentlich durch das Gesetz zum Ausdruck kommenden Verhältnissen, nur zu leicht wieder vergessen.

Deshalb wird die Erziehung, wenn auch in anderer Form, für die Erwachsenen fortgesetzt. Diese andere Form ist das Strafgesetz, welches da, wo der erste belehrende Theil der Erziehung nicht ausreicht, als drohender, event. strafender Theil seine Anwendung findet; und dieser zweite ist ebenso nothwendig, als der erste. Wird denn nicht in Kirche und Schule auch gelehrt: „Du sollst nicht stehlen, nicht tödten." Giebt es deswegen nicht doch Betrug und Mordthaten? Und würde es nicht noch viel mehr geben ohne die Furcht vor Strafe? Ist letztere (unbeschadet der Kindererziehung durch gute Worte) nun schon bei Vergehen und Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft, deren Rechte ja allgemein anerkannt sind, unvermeidlich, um wie viel nothwendiger ist sie zum Schutze des Thieres, zu dessen Ungunsten bis jetzt an Stelle der Anerkennung eines Rechts, die principielle Absprechung jeden Rechts, die gesetzliche Behandlung als bloße Sache, die der Willkür eines Jeden wehrlos preisgegeben ist,] und das durch diese Auffassung oft genug

geradezu provozirte, ganz oder so gut wie unbestraft bleibende schlechte Beispiel tritt. Es mag ja sein, daß die Mehrzahl der Menschen Grausamkeiten gegen Thiere nicht billigt, allein es genügt nicht, daß man mit seiner eigenen Gesittung zufrieden ist und auf die Rohheit herab- oder verächtlich an ihr vorbei sieht, man muß ihr vielmehr den Boden entziehen, muß ihre Opfer zu schützen suchen, sonst kommt die Duldung der stillschweigenden Billigung gleich.

Freilich ist das vorläufig noch schwer wegen unseres Gesetzparagraphen 360, Ziffer 13, der auch wie das im gewöhnlichen Leben ja meist geschieht, gutes Herz und schwache Nerven zu verwechseln scheint. Wie oft kann man hören: „der Mensch hat ein gutes Herz, der könnte keine Fliege tödten"; dagegen zerdrückt in Gesellschaft eine junge Dame einem Falter, der sich am Licht die Flügel verbrannt hat, den Kopf — allgemeine Entrüstung, „welche Gefühllosigkeit"! Und doch hat diese das fühlende Herz und jener einfach schwache Nerven. Anstatt diesen schwachen Nerven mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten, werden sie auch noch vom Gesetz respektirt. An maßgebender Stelle heißt es zwar, man könne sentimentalen Gemüthern zu Liebe nicht ein Gesetz abändern, und doch ist gerade die jetzige Fassung dieses Gesetzes für sentimentale Gemüther, für schwache Nerven bestimmt: nur dann, wenn eine Thierquälerei die Nerven eines Menschen angreift, ist sie strafbar; eine solche ratio legis ist an sich unvernünftig, in sittlicher Beziehung kläglich, obwohl oder gerade weil sie wissenschaftlich (!) damit begründet wird, daß das Thier Sache sei und somit an ihm kein Unrecht verübt werden könne.

Wir nehmen an der Mißhandlung eines Thieres nicht Aergerniß, weil wir dadurch unangenehm berührt werden, sondern weil das Thier Schmerz empfindet und verlangen deshalb nicht um unsertwillen eine Aenderung jener Ziffer 13 (das wäre sentimental, schwächlich), sondern um des Thieres willen, und das ist natürlich, wenn es auch noch Viele giebt, die das nicht begreifen wollen und leider noch manchen „justinianisch verschweinslederten Aktenmenschen, dem die Anpassungsfähigkeit an Neues fehlt oder der die Stimme eines Nichtjuristen für gewichtlos hält. Kein einsichtsvoller Jurist aber wird bestreiten, daß für jeden Gesetzparagraphen einmal die Revisionsbedürftigkeit sich einstellen kann. Solchem Bedürfnisse ist rechtzeitig nachzukommen, damit nicht Mephistopheles mit Recht sagen kann:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort."

Der § 360, Ziffer 13, ist ein solch' revisionsbedürftiger. Die Art, wie er durch Besseres ersetzt wird, ist Sache der Juristen; die Verantwortung aber, daß es geschieht, trägt die ganze Nation; deßhalb hat das Volk Antheil an der Gesetzgebung und deßhalb sagt man: In den Gesetzen soll sich die gesammte Sittlichkeit und Einsicht eines Volkes manifestiren.

Es beweist aber kein starkes Sittlichkeitsgefühl und keine große Einsicht, wenn man lebende und fühlende Geschöpfe wie leblose Dinge behandeln läßt, weil das die Römer vor 2000 Jahren auch gethan haben. —

In erster Linie ist selbstverständlich der Thierschutzverein berufen, unablässig an der Besserung der gegenwärtigen Zustände zu arbeiten. Ein Armenpflegeverein hat die Mitgliederbeiträge einzuziehen und da auszutheilen, wo es noth thut; ein Thierschutzverein hat noch andere und schwerere Aufgaben: er muß dafür sorgen, daß die Thiere von ihren Eigenthümern nicht willkürlich ausgenützt und behandelt werden, und muß die rechtliche Anerkennung dieser sittlichen Pflicht sich erst erkämpfen.

Einzelne Behörden und Richter kommen zwar jetzt schon den Vereinen in dankenswerther Weise entgegen; allein von Zufälligkeiten oder gar von Gnade darf der Thierschutzverein nicht abhängig sein; er muß Rechte bekommen und an der Hand eines für alle Fälle ausreichenden Gesetzes Aufsichts-, Ueberwachungsorgan werden; **erst als solches wird er die Thiere wirklich schützen können.**

Thierquälereien wird es geben, so lange es sonstige Vergehen und Verbrechen auch giebt; aber man kann die Ausführung derselben um ein Bedeutendes erschweren, man kann den im großen Maßstab betriebenen entgegentreten und kann namentlich fast ganz verhindern, daß Thiere in elendem Zustande unter erbarmungsloser Ausnutzungssucht und Rohheit wochen- und monatelang zu leiden haben.

Mit idealen Zuständen darf man nicht rechnen; es ist eine Frage, ob die der Mensch überhaupt je erreicht. —

---

50 bis 100 Rbl.

Unter den Fragen, welche das Damencomité des Rigaer Thierasyls dem im October 1890 in Petersburg bevorstehenden Congreß russischer Thierschutzvereine zur Berathung und Beschlußfassung zu empfehlen beabsichtigt, nimmt der Antrag „Maßnahmen zur Herbeiführung eines Verbotes der Vivisektion in Rußland" die vornehmste Stelle ein.

Um diesem Antrage eine genügend feste Grundlage zu geben, beschloß das Comité, aus den in Rußland erscheinenden medicinischen Journälen und wissenschaftlichen Fachschriften eine Auslese vivisektorischer Gräuel als Broschüre zusammenzustellen und dem Congreß zugleich mit seinem Antrage vorzulegen. Zu diesem Zweck wandte die Präsidentin sich an die Redaction des „Westnik" mit dem Anliegen, ihr, wenn thunlich, eine Persönlichkeit zu bezeichnen, welche geneigt und fähig wäre, die Abfassung der gewünschten Broschüre zu übernehmen und bestimmte im Auftrage des Comité-Vorstandes für diese Arbeit, je nach dem Umfang und Werth derselben, 50 bis 100 Rbl. Da der verehrlichen Redaktion keine geeignete Person bekannt war, so hatte sie die Güte, die Aufforderung des Comités in den Spalten des „Westnik" zu veröffentlichen und auf diese Weise weiteren Kreisen bekannt zu geben. Zugleich nahm sie die Gelegenheit wahr, ihrer Ansicht über das Vorhaben des Comités in Folgendem Ausdruck zu leihen:

„Die den Thieren von den Vivisektoren zugefügten Grausamkeiten sind allbekannt; die letzte Schilderung dieser von den Vivisektoren verübten Gräuel brachte N. A. Warpachowski in Nr. 4684 der „Now. Wr."; daher ist, von unserem Gesichtspunkte aus, kein Grund vorhanden für das, was leider schon so genügend festgestellt ist, noch neue Beweise beizubringen. Ueberdies ist der Russische Thierschutzverein, wie seine fruchtlosen Versuche, dem vivisektorischen Treiben irgend welche Grenzen zu setzen, bewiesen haben, in dieser Sache völlig machtlos. Die im Jahrgange 1887 des „Westnik" erbrachten Beweise, daß die Vivisektion für die menschliche Heilkunde äußerst schädlich sei, indem sie die Kranken zu beklagenswerthen Spielbällen der Vivisektoren macht, — unter denen neun von zehn über eine und dieselbe Frage verschiedener Meinung sind, — haben von keiner Seite die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Unter solchen Umständen wird die Verwirklichung des Vorhabens des geehrten Damen-Comités nur ein Verlust an Geld und Mühe für dasselbe bedeuten." Die Redaktion.

* * *

Wir erlauben uns hierzu zu bemerken:

„Nach unserer thierschützerischen Ueberzeugung muß es für jeden Thierschutzverein ernste Gewissenssache sein, unermüdlich und unablässig seine Versuche um Bemühungen zu erneuern, um die Vivisektion, diese größte und verabscheuungswürdigste Thierquälerei, aus der Welt zu schaffen. Obwohl das Comité sich keineswegs der Illusion hingiebt, durch seine Vorschläge und Anträge eine baldige und durchgreifende Besserung der Dinge nach dieser dunkeln Seite hin herbeiführen zu können, so erachtet es dennoch für seine unabweisbare Pflicht, so lange nicht nachzulassen in der Anwendung aller gesetzlich zulässigen Mittel gegen das überhand nehmende Unwesen der Vivisektion, bis seine Schritte und Bemühungen vielleicht doch endlich erfolgreich sein werden. Ermüdet schweigen und lässig gewähren lassen, heißt sich mitschuldig machen. So müßten, unserer Ansicht nach, alle Thierschutzvereine in Rußland sich einmüthig vereinen, um den bevorstehenden Congreß zu der Beschlußfassung zu veranlassen, eine Petition um Erlaß des Verbotes der Vivisektion in Rußland dem Herrn Justizminister zu unterlegen. — Jeder Thierschutzverein sollte zugleich Antivisektionsverein sein, sonst ist er ein Unding und führt seinen Namen mit Unrecht.

M. S.

Das Thier-Hospital des Russischen Thierschutzvereins in Petersburg.*)

Nach Beendigung des Baues und der Einrichtung des vom Russischen Thierschutzverein in's Leben gerufenen (stationären) Hospitals, fand die Einweihung und officielle Eröffnung der Anstalt am 21. November 1889 statt.

*) Nach Mittheilungen im „Westnik des russischen Thierschutzvereins" und in der „Nowoje Wremja".

Außer dem Präsidenten und den Vereinsmitgliedern waren die wirkl. Staatsräthe: das Stadthaupt Lichatschew und der Präsident des Veterinair-Comités Jerusalimski, anwesend. Der die Einweihung vollziehende Geistliche wies in seiner Rede unter Anderem auf die erfreuliche Thatsache hin, daß er bei seiner Bedienung des Krankenhauses, welches mit Leuten aus der Arbeiterklasse und namentlich mit Lastfuhrleuten angefüllt sei, Gelegenheit gehabt habe zu bemerken, daß die früheren groben Sitten und die grausame Behandlung der Pferde seit den letzten Jahren bedeutend milder geworden, was zum Theil sicherlich dem veredelnden Einfluß des russischen Thierschutz-vereins zu danken sei. Kammerherr Shukowski beglückwünschte die Vereins-mitglieder zu der Eröffnung des Hospitals und sprach über die Bedeutung desselben. Später fand im Restaurant Palkin ein collegialisches Festmahl statt, bei welchem der erste Toast auf den hohen Protektor, Seine Kaiserliche Hoheit den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch den Aelteren ausgebracht und Höchstderselbe hierüber telegraphisch benachrichtigt wurde; der zweite Toast galt dem Vereinsmitgliede, der Gräfin Steenbock-Fermor, welche die Mittel zum Bau des Hospitals gespendet hatte und der gleichfalls ein Telegramm zugeschickt wurde.

Die an den Präsidenten, Kammerherrn Shukowski, adressirten Antworten hatten folgenden Wortlaut;

Von Seiner Hoheit:

„Von ganzem Herzen danke ich Ihnen und den Vereins-mitgliedern für Ihr Gedenken meiner und für die guten Wünsche. Ich wünsche dem neuen nützlichen Institut weiteren Erfolg."

Nikolai.

Von der Gräfin Steenbock-Fermor:

„Sehr danke ich Ihnen und den Vereinsmitgliedern für die mir erwiesene Aufmerksamkeit. Ich wünsche der neuen Zufluchts- und Heilstätte für Thiere von Herzen bestes Gedeihen."

Gräfin Nadeschda Steenbock-Fermor.

Das Hospital hat zwei Abtheilungen — für kleine und große Thiere. Die erste besteht aus einer Küche und zwei Zimmern im Erdgeschoß, woselbst auch die Verwaltung placirt ist, die zweite befindet sich einige Schritte weiter, auf dem Hofe. In der Küche, welche Wasserleitung und einen, keine Flüssigkeit durchlassenden Fußboden hat und wo der Aufwärter des Hospitals untergebracht ist, wird das Essen für die kranken Thiere gekocht. In dem der Küche zunächst belegenen Zimmer befinden sich 6, im folgenden 8 Käfige; zwei von diesen haben eine Ausdehnung von 1½ Arschin nach allen Seiten hin; die übrigen 12 von 1 Arschin. Die Käfige stehen sowohl von einander, als auch vom Fußboden und den Wänden abgerückt, ganz unabhängig von einander und bestehen aus einer Zink- oder Asphaltdiele, eisernen Stäben, die von innen bis zur halben Höhe mit Zink beschlagen sind und aus den Wänden mit einem Thürchen und sind oben mit undichten Stäben versehen, so daß die Thiere zwar nicht aus dem Käfig herausspringen können, aber Luft und Licht doch freien Zutritt haben. Die Käfige befinden sich 10 Werschk. über dem Fußboden des Zimmers und die Flüssigkeiten

fließen entweder in, zu jedem Käfige gehörige und unter denselben befindliche Behälter, oder, wo es thunlich ist, — in Zinkrinnen, und aus diesen in einen für mehrere Käfige gemeinsamen Behälter. Die Dielen sind mit Wachstuch beschlagen. Alle Käfige und Wände sind mit Oelfarbe angestrichen. An den Käfigen hängen Brettchen, mit dem Namen des Hundes, des Besitzers, der Krankheit und der Angabe der Zeit seiner Einlieferung. In jedem Zimmer ist außer dem Klappfenster ein Ventilator vorhanden und an der entgegengesetzten Wand ein mit dem Schornstein in Verbindung stehender Schieber, so daß vollständig für Ersatz der verdorbenen Luft durch frische gesorgt ist. Auf jedes Thier kommt ungefähr 1 Kubikfaden Luft.

Die Abtheilung für große Thiere besteht aus zwei Ständen und einem sogenannten Tagesstand, welche von einander durch einen breiten Durchgang getrennt sind. An Luft und Licht ist auch hier kein Mangel; die Fußböden lassen keine Feuchtigkeit durch und sind durch Abzugsröhren verbunden, die jederzeit besichtigt und gereinigt werden können. Vor diesem Stall befindet sich ein kleiner Hof.

Das Hospital ist nach dem Entwurf und unter der Aufsicht des Vereinsmitgliedes, des Ingenieur-Architekten S. W. Sossimowski erbaut. Die zur Besichtigung vom Herrn Stadtchef designirte Commission hat beide Abtheilungen des Hospitals in jeder Beziehung musterhaft gebaut befunden. Zugleich mit der Einrichtung dieses Hospitals ist das bereits längere Zeit bestehende ambulatorische Hospital durch eine kleine Apotheke und chirurgische Instrumente vervollständigt worden. Beide Hospitäler werden von dem Magister der Veterinair-Wissenschaft W. G. Tatarski verwaltet. Als Veterinairärzte fungiren A. W. Aptekarew und D. T. Konopläntin, als Feldscher J. J. Malinowski.

Regeln oder Vorschriften für das Hospital des russischen Thierschutzvereins (Peski, Ecke der Detternoi und der 3. Straße, Haus 6—19).

Annahme: Kranke Thiere finden zu jeder Zeit, die Feiertage nicht ausgenommen, Aufnahme.

Ambulatorische Annahme findet täglich von 11 bis 2 Uhr und von 3½ bis 4½ Uhr Abends statt.

Behandlung und Unterhalt. Die Zahlung wird pränumerando für eine Woche geleistet.

Die Zahlung wird in folgenden Beträgen für je 24 Stunden erhoben:

Für ein großes Thier . . 1 Rbl. 50 Kop.
„ „ kleines „ . . — „ 50 „ } für 24 Stunden.

Für das Verbleiben von länger als 3 mal 24 Stunden wird wie für eine Woche gezahlt.

Für gesunde Hunde, die nur zum Unterhalt und zur Beaufsichtigung abgegeben werden:

Große und mittlere . . . . . 15 Rbl.
Kleine . . . . . 12 „ } für einen Monat.

Bäder. Für große und mittlere Hunde . . 1 Rbl. 50 Kop.
„ „ kleine „ . . 1 „ — „

Operationen, nach Uebereinkunft.

„Die Vivisektion ist verabscheuungswürdig und ein Gräuel in Gottes Augen."
Lord Shaftesbury.

Das Shaftesbury-Hospital.

(Ein auf antivivisektionellen Principien zu begründendes Hospital.)

Es ist allbekannt, daß viele wohlthätig gesinnte Personen, welche mit Freuden die Hospitäler — diese wahrhaft philantropischen Anstalten — unterstützen möchten, — wenn sie nicht befürchten müßten, daß ihre Gaben daselbst zu solchen Zwecken verwendet werden würden, die sie nicht billigen können und daß, während sie Gutes zu thun wünschen, sie in Wirklichkeit nur Uebles fördern, namentlich jenes Uebel, das in der Vornahme schmerzhafter Experimente an lebenden Thieren besteht, einer Praxis, welche bei den heutigen Medicinern sehr en vogue ist und nur zu häufig zu nicht zu rechtfertigenden Versuchen an menschlichen Patienten geführt hat.

Das Ziel, welches von den Begründern des projectirten Shaftesbury-Hospitals in's Auge gefaßt worden, ist eine Anstalt in's Leben zu rufen, zu deren Bestem Spenden dargebracht werden können, ohne daß die Darbringenden befürchten müssen, Schlechtes damit zu fördern und in welche die Armen kommen können, ohne von der Furcht gequält zu werden, als Material für Experimente dienen zu müssen.

Die Principien, durch welche es sich von andern Hospitälern unterscheiden soll, sind folgende:

1) Daß kein Mediciner und überhaupt keine Person, welche sich das Recht Vivisektionen auszuüben erwirkt hat oder welche in irgend einer Weise diese Praxis unterstützt oder begünstigt, eine Anstellung am Hospital erhalten oder irgendwie in Beziehung zu einer der Kranken-Abtheilungen, stehen darf.

2) Daß die Sorge für die Bequemlichkeit und für sofortige Hilfeleistung der Patienten, als eigentliche und wichtigste Aufgabe des Instituts in erster Linie, die Förderung der medicinischen Wissenschaft erst in zweiter Linie in Betracht kommen wird.

Das Shaftesbury-Hospital wird keinen confessionellen Charakter haben, sondern Kranken jeden Glaubensbekenntnisses und beiderlei Geschlechts offen stehen. Von auswärtigen Patienten werden keine besonderen Empfehlungen abverlangt werden. Armuth und Leiden sind der einzige Paß, welcher zur Aufnahme geeignet macht.

Die ärztliche Behandlung wird vollständig den medicinischen und chirurgischen Fortschritten der heutigen Wissenschaft entsprechen unter Anwendung derjenigen Methoden, die nichts mit Experimenten an lebenden Thieren zu thun gehabt haben, weil diese nicht nur völlig nutzlos, sondern von den schlimmsten Folgen für die Behandlung von Menschen sind.

Am Shaftesbury-Hospital werden nur tüchtige Aerzte und Chirurgen angestellt werden und da es wiederholt erwiesen worden ist, daß die günstigsten Resultate durch solche Methoden erzielt worden sind, die in keiner Weise von der Vivisektion abhängen, so wird das Hospital voraussichtlich nicht nur seinen Kranken in kürzerer Zeit Heilung bringen, sondern zugleich für die Nutzlosigkeit der vivisektionellen Praxis Zeugniß ablegen.

Es ist außerdem alle Aussicht vorhanden, daß der von Hr. Pasteur angepriesenen Methode eine weitere, gründliche Niederlage bereitet werden wird, indem eine vernünftige und humane Behandlung der an der Wasserscheu erkrankten Patienten, unter Anwendung der Methode des Dr. Buisson, in Aussicht genommen worden ist.

Beim Entwerfen des vorstehenden Projects waren die Unternehmer genöthigt, ihr Augenmerk auf die Mißbräuche zu richten, die sich in die meisten unserer Hospitäler eingeschlichen haben, doch liegt ihnen die Absicht fern, auch das Gute, das dieselben leisten, herabwürdigen zu wollen. Sie glauben aber zuversichtlich, daß ein Hospital, welches in der ausdrücklichen Absicht, jenen Mißbräuchen vorzubeugen, begründet werden soll, sich einer reichlichen Unterstützung von Seiten des Publikums zu erfreuen haben wird. Sie hoffen außerdem, daß es einer großen Anzahl Leidender Hilfe bringen und insofern einen wohlthätigen Einfluß ausüben wird, als seine Erfolge zeigen werden, daß das Herz der Nation nicht mit dem immer mehr um sich greifenden Materialismus und dem bloßen Nützlichkeitsprincip sympathisirt, welche die Vivisektoren-Clique beseelen, die leider so vielen Medicinern zum Vorbilde dient.

Alle, die mit dieser Bewegung sympathisiren, werden gebeten, zu dem zeitweiligen Ehren-Secretair F. E. Pirkis, Esq., R. N., The High Elms, Nutfield, Surrey in Relation zu treten. Gaben oder Zusagen von Unterstützungen können außerdem dem Ehren-Schatzmeister Ernest Bell, Esq., 4, York Street, Covent Garden, London und Cheques für den Fond des Shaftesbury-Hospitals an die Herren Drummond's, 49, Charing Croß, London, S. W., eingesandt werden.

Bisher sind für dieses vorzügliche Wohlthätigkeits-Unternehmen von Gönnerinnen und Freunden der Sache 2200 Pfund Sterlinge dargebracht, resp. in Aussicht gestellt worden. (Aus dem „Zoophilist" von K. D.)

Futterplätze für die Vögel im Winter.

(Vom Thierschutzverein in Neustrelitz.)

Bei der Anlage und Beschickung der Futterplätze für die Vögel im Winter ist Mancherlei zu beachten, wenn anders die aufgewendete Mühe von entsprechendem Erfolg gekrönt werden soll. Wir wollen die wesentlichsten Winke und Rathschläge nach eigenen und Anderer Erfahrungen hier kurz zusammenstellen: An die Spitze ist zu stellen, daß allgemeine Futterplätze für alle unsere gefiederten Wintergäste ein Unding sind, daß daher gewisse Futterplatzanlagen, wie sie z. B. der hiesige Thierschutzverein in jedem Winter einrichtet, nur einer beschränkten Anzahl von Vögeln zu Gute kommen. Aber die regelmäßigen Beobachtungen an dergleichen gastlichen Tischen, die man in der Nähe der eigenen Wohnung anbringt, sind so anregend und ergötzend, daß wir uns der Hoffnung hingeben, daß viele Andere sich dies Vergnügen bereiten werden. Bei jeder Anlage eines Futterplatzes ist darauf zu achten, daß der Platz genügende Deckung hat, damit die Kleinvögel in voller Sicherheit und, ohne Störung von menschlichen und thierischen Räubern befürchten zu müssen, sich dem dargebotenen Mahle widmen können. Man

stecke daher um den Platz Dornen und Strauchäste, wenn nicht natürliches Dickicht vorhanden, überdecke den Futtertisch mit Stroh, welch' letzteres auch das beste Mittel ist, die kleinen Gäste aus der Ferne herbeizulocken, achte aber auch darauf, daß nicht etwa Ratten oder Katzen von unten beikommen können. Wie sehr die großen Räuber, wie Eulen, Elster, Häher u. a., von den in der Nähe der Futtertische sich sammelnden Schaaren angelockt werden, hatte Verfasser oft zu beobachten Gelegenheit. Es ist daher unbedingt darauf zu achten, daß dieses Gelichter nicht gelegentlich einen Stoß auf die Futter aufnehmende kleine Gesellschaft versuchen kann. Ferner muß der Platz vor Störung durch Kinder und Erwachsene möglichst geschützt sein Daß wir die betrübende Erfahrung machen mußten, daß Vogelsteller diese Stätten der Thierfreundlichkeit zur Ausübung ihres verbrecherischen Treibens erkoren hatten, daran sei hier auch erinnert und darum zur Vorsicht gemahnt! Endlich sorge man bei Auswahl des Ortes für gute Zuleitung zu dem Futterplatz. Solche Zuleitung gewähren Baumalléen, zusammenhängende Reihen von Gärten, ferner Zäune, Ufer mit Weidengebüsch und Erlenculturen, Waldränder und Feldraine mit Gestrüpp und Hecken. — Im Folgenden seien die besten und wichtigsten Futterplätze einzeln aufgeführt und betreffs ihrer Beschickung und Gäste geschildert:

1) Hochplätze. Man befestigt im Geäst eines Baumes über Mannshöhe oder vor einem Fenster im ersten Stockwerk ein nicht zu kleines Brett, umnagelt dasselbe mit einer einige cm. emporstehenden Leiste und umgiebt es, wenn nicht der Baum oder nahestehendes Busch- und Strauchwerk Deckung gewährt, mit einigen Dornstrauch- oder Tannenzweigen. Als Futter wählt man Sonnenblumenkerne, Hanfsamen, Rübsamen, Wicken, etwas Hafer, Nußkerne und Talg (nicht aber Paraffin oder Stearin); ab und zu kleine Würfelchen von Speck oder gekochtem (ungesalzenem) Fleisch, als besonderen Sonntagsbraten, auch Ameisenpuppen und Mehlwürmer. Hier findet sich sehr bald das große Geschlecht der leichtbeschwingten Meisen ein (Kohl-, Tannen-, Schwarzkopf-, Blau-, Sumpfmeisen), auch Goldammern, Stieglitze, Spechtmeisen, Buchfinken und Hänflinge. Daß natürlich auch der Gassenjunge Spatz sich breit macht, darf nicht verdrießen. Höchst drollig benimmt sich der Kleiber (Spechtmeise) mit seinem keck hervorstehenden Schnabel. Schon beim ersten Herbstreif meldet er sich durch heftiges Picken auf dem Zink des Fensterbrettes an; er verträgt sich nicht sonderlich mit den anderen; ohne geradezu bissig zu sein, weiß er mit seinem dicken Körper die anderen wegzudrängen und immer das Beste für sich zu erhaschen. Am zänkischsten sind die Grünfinken, welche sich sofort, wie auch Freund Spatz, durch großen Lärm ankündigen. Als letzter sitzt der Edelfink noch auf dem Futtertisch und delectirt sich an dem Rübsamen, aus dem die anderen sich nicht viel zu machen scheinen. — Vielfach hat man Speckstreifen oder -Schwarten angenagelt, an denen die Meisen ihre Turnkünste üben. Das sieht zwar sehr hübsch aus, ist aber für die Thiere äußerst gefährlich, da sie die Schwungfedern daran leicht fettig machen und dann schlecht fliegen, oder ganz flugunfähig werden.

Diese Art der Fütterungsanlage ist unstreitig die lohnendste für jeden Vogelfreund, der seine Lieblinge beobachten will. Es dauert auch gar nicht

Mitglieder des Thierschutz-Vereins

unter dem Namen

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Ehrenmitglieder.

Se. Excellenz der Gouverneur von Livland General-Lieutenant **M. v. Sinowjew.**
Frau Justizrath **Julie Lembcke,** Vorsteherin des Frauen-Thierschutzvereins in Kopenhagen.
Frau Consul **Mary von Schwartz (Elpis Mlena)** auf Creta.
Miss **Frances Power Cobbe,** Hengwrt, Dolgelley, N. Wales.
Herr Baron **Edmund von Lüdinghausen-Wolff.**
Herr Ingenieur **S. v. Sassimowsky,** Vice-Präses der russ. Thierschutzgesellschaft in St. Petersburg.
Herr Garde-Kapitain **F. von Pochwalinski,** Vorstandsmitglied der russ. Thierschutzgesellschaft in St. Petersburg.

Mitglieder.

Abel, Hr. J., Lehrer.
Ahrens, Fr. Malermeister.
Aksonow, Hr. A.
Aksonow, Fr. B.
Arnal, Hr. E., Fabrikant.
Balitzky, Freiherr G. v.
Bagdahn, Hr. O.
Bagdahn, Fr. E.
Bächmann, Frl. L.
Becker, Hr. E.
Behr, Baronin v.
Beise, Hr. Th., Consulent.
Belgard, Hr. v., Procureurs-College.
Berens, Hr. J., Consulent.
Berg, Frl. A. v.
Berg, Hr. B. v.
Berg, Fr. C. v.
Berg, Hr. F. v., Landrichter.
Berg, Fr. H.
Berg, Fr. R.
Berg, Hr. J.
Bergmann, Hr. R.
Bergmann, Hr. E.
Bergmann, Hr. J., Schlossermstr.
Berthenson, Hr. P.
Bäcker, Hr. C., Kaufmann.
Bild, Hr., Fabrikant.
Birkenstädt, Frl. A.
Birkenstädt, Frl. W.
Birkenstädt, Frl. M.
Bobilier, Frl. C.
Bormann, Frl. E.
Brunnow, Baronin A. v.
Brunnow, Baron A. v.
Brunnow, Baronesse E. v.
Brunnow, Baron F. v.
Bruiningk, Baron H. v.
Brümmer, Hr. C. v.
Brümmer, Fr. L. v.
Brümmer, Hr. A. v.
Brückmann Fr. A.
Brohde, Frl., Lehrerin.
Buchardt, Hr. Th., Apotheker.
Bujanhoff, Fr. L.
Busch, Hr. C.
Buxhöwden, Frl. M. v.
Buxhöwden, Frl. A. v.
Campenhausen, Baron L. v., Excellenz.
Carblom, Fr. Dr.
Ceumern, Baron F. v.
Chaudoir, Baron J. de.
Croix, Hr. L. J. de la, Kaufmann.
Croix, Hr. H. de la, Ingenieur.
Cruse, Frl. E.
Cruse, Hr. C. J.
Cruse, Hr. C. v., Beamter.
Czarnocki, Hr. G. v., Architect.
Czarnocki, Frl. E. v.
Czarnocki, Frl. L. v.
Deighton, Frl. K.
Dietrich, Hr. H., Provisor.
Douglas, Frl. E.
Douglas, Frl. B.
Dunten, Graf G. v., Erlaucht.
Dunten, Graf E. v., Erlaucht.
Dyk van, Hr. P., Kaufmann.
Ehrbeck, Hr. O., Zahnarzt.
Eichberger, Frl. L.
Engelhardt, Baron v., Staatsrath, Jüng. Polizeimeister.
Enke, Frau.
Fahrbach, Frl.
Feldmann, Hr. A.
Filipowicz, Hr. N.
Fikert, Hr. L.
Fischer, Hr. Th., Agent.
Fluthwedel, Hr., Buchhändler.
Fleischmann, Hr. F., Collegienrath.
Foelkersahm, Baron H. v.
Foelkersahm, Baronesse A. v.
Freyberg, Hr. A., Kaufmann.
Frey, Hr. R. v.
Frey, Fr. v.
Freytag-Loringhowen, Baron A. v.
Freytag-Loringhowen, Baron L. v.
Freytag-Loringhowen, Baron C. v.
Gerhard, Hr. E.
Gizycki, Fr. C. v.
Glasenapp, Hr. F., Oberlehrer.
Glasenapp, Fr. H.
Glasenapp, Frl. M.
Gorges, Hr. F.
Gorges, Hr. C.
Gorges, Fr. L.
Gödeberg, Fr. E. v.
Gödeberg, Hr. J. v., Lehrer.
Grönberg, Hr. Th., Professor.
Grunwaldt, Hr. C.
Grün, Frl. L. v.
Gräf, Fr.

Grauding, Hr. J.
Gülich, Fr.
Gutzeit, Frl. A.
Haensell, Fr. M.
Haensell. Hr. O.
Hahnenfeld, Hr. P. v.
Hahnenfeld, Fr. M. v.
Hagen, Hr. J. v., Staatsrath.
Hahnenfeld, Fr. H. v.
Hackenthal, Hr. L.
Haken, Hr. v., Hofrath.
Hansen, Fr. E.
Hartmann, Fr. Aeltester, J.
Hartmann, Hr. E., cand. jur.
Helms, Hr. A.
Helms, Fr. M.
Hellmann, Hr., Dr. med.
Hehn, Hr. C. v.
Heutschell, Hr. Ingenieur.
Herzberg, Fr. C. v.
Herzberg, Hr. R. v.
Herzberg, Hr. B. v.
Herrmannsohn, Frl. M.
Hesse, Hr., Fabrikdirector.
Hesse, Fr. F.
Hill, Hr. J. W.
Hill, Fr. J.
Hilwig, Hr. M.
Hollmann, Fr. A.
Hollmann, Frl. A.
Hollmann, Frl. P.
Jacobsohn, Fr. A.
Jacobitz, Hr. K.
Jansen, Hr. H.
Jensenn, Hr. E.
Jensenn, Fr. S.
Jeftanowitsch, Fr.
Jeftanowitsch, Hr.
Immermann, Fr.
Irmer, Fr. Dr. L. v., Excellenz.
Irmer-Holst, Fr. M. v.
Irmer-Holst, Frl. H. v.
Irmer-Holst, Frl. M. v.
Irmer-Holst, Hr. O. v.
Irmer, Hr. O. v., Candidat.
Kahlen, Hr. v., Landrath.
Keußler, Hr. A. v., Consulent.
Keußler, Fr. H. v.
Keußler, Frl. M. v.
Keußler, Frl. H. v.
Keußler, Hr. W. v.
Kek, Hr. H.
Kerkovius, Hr. A., Kaufmann.
Kirstein, Hr. E.
Kirstein, Frl. E.
Kirstein, Frl. G.
Kluge, Hr. E.
Kluge, Hr. Th.
Kleberg, Fr. E.
Klau, Hr. V.
Koch, Frl. R.
Koch, Frl. A.
Kolbien, Hr. H., Zahnarzt.
Korff, Baronin E. v.
Koscheurowa, Fr. A.
Kratz, Hr. A.
Kreusch, Hr. M. v.
Kroß, Hr. F.
Kronberg, Hr. J.
Krüdener, Baron K. v.
Kupffer, Hr. N. v., Hofgerichts-notair.
Kuhlberg, Hr. A. v., Magister.
Kymmel, Frl. M.
Landsberg, Hr. v., Canonicus.
Laudohn, Hr. H. v.
Leontjeff, Fr. L. v., Staatsräthin.
Lebedew, Hr. N.
Lemberg, Hr. K.
Lindenkampff, Hr. E., Veterinairarzt.
Lohse, Fr. M.
Lohse, Hr. O., Kapellmeister.
Loebmann, Fr. S.
Loewis, Hr. A. v.
Loewis, Fr. S. v.
Loewis, Hr. W. v.
Loewis, Hr. M. v.
Lutzau, Frl. C. v.
Ludwig, Hr. E. v.
Ludwig, Fr. v.
Mengden, Baron N. v., Kammer-herr, Excellenz.
Mengden, Baronin E. v., Excellenz.
Mengden, Baronesse E. v.
Mengden, Baronesse S. v.
Mengden, Baronin H. v.
Mengden, Baron O. v.
Mengden, Baron K. v.
Mengden, Baron W. v.
Meyendorff, Baron v., Land-marschall, Excellenz.
Meyendorff, Baronin v., Excellenz.
Meyer, Hr. J. Lehrer.
Mey, Fr. B.
Meyenn, Hr. E.
Mekler, Hr. Dr., R.
Ments, Frl. H.
Ments, Fr. M.
Michelson, Frl. A.
Mirkowitsch, Hr. v., General-lieutenant, Excellenz.
Mirkowitsch, Frl. O. v.
Mirsalis, Hr. H.
Mirwalt, Frl. B.
Moller, Fr.
Möller, Frl. A.
Muß, Hr. G.
Müller, Hr. E.
Müller, Hr. G.
Müller, Hr. B.
Müller, Frl. M.
Napiersky, Frl. J. v.
Nehring, Hr. R.
Neubert, Hr. C., Rentier.
Neubert, Fr. W.
Nelidoff, Fr. E. v.
Nitze, Hr.
Niedermeyer, Hr.
Niedermeyer, Fr.
Oern, Fr. L. v., Staatsräthin.
Oeck, Hr. O.
Oettingen, Fr. J. v., Excellenz.
Owander, Hr. L.
Owsjanikow, Hr. B.
Owsjanikow, Hr. P.
Paul, Fr. A. v.
Paul, Hr. H. v.
Paul, Hr. K. v.
Paul, Frl. A. v.
Petermann, Hr. A.
Petermann, Fr. J.
Poenigkau, Fr. Consulent J.
Poysen, Frl. O.
Poysen, Frl. R.
Priem, Hr. A.
Pussel, Frl. A.
Querfeldt, Frl. Ch. v.
Rautenfeld, Hr. E. v.
Rautenfeld, Hr. C. v.
Rautenfeld, Hr. W. v., Consulent.
Rautenfeld, Fr. v.
Reinhold, Fr. A. v., Staatsräthin.
Reinhold, Hr. F. v.
Reinhold, Hr. A. v.
Reichardt, Frl. R.
Reichenecker, Hr.
Reichenecker, Fr. E.
Reichenecker, Frl. F.
Reyher, Hr. C. v.
Reyher, Frl. E.
Reß, Hr. E.
Reymer, Fr. M.
Reymer, Hr. A., Kaufmann.
Richter, Hr. A. v., Landrath, Excellenz.
Rodin, Hr. F. Lehrer.
Roweder, Frl.
Rosumichin, Frl. M. v.
Roenne, Baronesse J. v.
Row, Reverend, A. W. S. A.
Rosenthal, Hr. E.
Rudnicki, Hr. v., Geheimrath, Excellenz.
Ruszczyc, Fr. E. v.
Ruttmann, Hr. A.
Sablowsky, Hr. K,
Seeler, Hr. W. v., Candidat.
Seck, Hr. v.
Sivmunt, Hr. R. v.
Specht, Hr. H.
Sweridow, Fr. M. v.
Schilling, Fr. M. v., Excellenz.
Schilling Frl. A. v.
Schilling, Frl. M. v.
Schilling, Hr. S.
Schiemann, Hr., Buchbindermstr.
Schlau, Hr. W., Oberlehrer.
Schleicher, Hr. R., Stadtverordn
Schleicher, Fr. H.
Schmidt, Fr. L.
Schoultz-Ascheraden, Baronesse C. v.
Schoultz-Ascheraden, Baronesse J. v.
Schoultz-Ascheraden, Baronesse A. v.
Schoultz-Ascheraden, Baronin v
Schoultz-Ascheraden, Baron A. v.
Schoultz-Ascheraden, Baron R. v.
Schoultz-Eckhoff, Baron A. v.

Schoultz-Eckhoff, Baronin B. v.
Schoultz-Selgowski, Baronin H. v.
Schultz, Hr. Fr., Chemiker.
Schultz, Hr., Photograph.
Schukowsky, Hr.
Schultz, Hr. E. v., Excellenz.
Schultz, Frl. E. v.
Schutow, Fr. C.
Schroeder, Fr. J. v.
Schrenk, Frl. v.
Schwabe, Fr. Aeltester.
Schwech, Frl. A. v.
Schwech, Frl. F. v.
Stamm, Fr. C. Notair.
Stankiewicz, Fr. Dr. A. v.
Staar, Frl. J.
Staar, Frl. H.
Stellmacher, Hr. Dr. A.
Stellmacher, Hr. A.
Stellmacher, Fr. M.
Stellmacher, Frl. H.
Steenbock-Fermor, Gräfin Ch. v. Erl.
Strandmann, Hr. A. v.
Strandmann, Fr. E. v.
Strandmann, Hr. E. v.
Strandmann, Frl. Ch. v.
Stieda, Hr. H., Stadtverordneter.
Stieda, Fr.
Stieda, Hr. Alex., Buchhändler.
Strohkirch, Hr. J.
Stein, Hr. H. v., Excellenz.
Sturz, Hr. W., Consul.
Sturz, Fr. M.
Thiel, Fr. A.
Thiel, Frl, L.
Thiébaud, Frl.
Tiesenhausen, Baron A. v.
Tiedemann, Fr.
Thies, Hr. L.
Thies, Hr. W.
Thomson, Frl. A.
Tischbein, Hr. M.
Tischbein, Fr.
Torklus, Fr. E. v.
Transehe-Roseneck, Hr. G. v.
Transehe-Roseneck, Hr. A. v.
Transehe-Roseneck, Frl. M. v.
Transehe-Roseneck, Hr. E. v., Landrath, Excellenz.
Transehe-Roseneck, Fr. M. v.
Transehe-Roseneck, Fr. M. v.
Transehe-Roseneck, Frl. A. v.
Transehe-Roseneck, Hr. P. v.
Transehe-Roseneck, Fr. A. v.
Transehe-Roseneck, Fr. v.
Transehe-Roseneck, Hr. R. v.
Transehe-Roseneck, Fr. D. v.
Transehe-Roseneck, Hr. R. v.
Transehe-Roseneck, Frl. E. v.
Transehe-Roseneck, Frl. O. v.
Transehe-Roseneck, Hr. v.
Transehe-Roseneck. Fr. v.
Transehe-Roseneck, Hr. v.
Trautmann, Fr.
Treymann, Hr. G.
Treymann, Frl.
Twerdjansky, Hr. A. v., Staatsrath.
Twerdjansky, Frl. J. v.
Uexküll, Baron A. v., Generalstabsofficier.
Uexküll, Baronin E. v.
Uexküll-Güldenbant, Boronesse E. v.
Ungern-Sternberg, Baron A. v.
Vegesack, Hr. v.
Vegesack, Hr. R. v.
Voigt, Hr. Th. v., Pristav.
Wahl, Hr. H. v. Consulent.
Walden, Hr. P.
Westermann, Hr. H. v., Oberlehrer
Westermann, Fr. A. v.
Westermann Frl. M. v.
Windisch, Hr. Aeltermann.
Wirk, Hr. Ingenieur.
Wiemer, Hr. E. Uhrmacher.
Wiemer, Fr. A.
Wisiroff, Hr. W.
Willisch, Frl. V.
Wilken, Frl. E.
Wischmann, Hr. J., Schlossermeister.
Wlassowsky, Hr. Aelterer Polizeimeister, Coll.-Rath.
Wolff, Baron E. v. Lüdinghausen-
Wolff, Baronin H. v. Lüdinghausen-
Wolff, Baron G. v.
Wolff, Baronin B. v.
Wolkenstein, Hr. P.
Zimmermann, Fr. Rathsherr.
Zirkwitz, Hr. H., Architect.
Zirkwitz, Fr. Ch.
Zimmermann, Frl. C.

Neue Mitglieder.

(Vom Januar bis zum April 1888 hinzugetreten.)

Berner, Fr.
Busch, Frl. A. H.
Campenhausen, Baronesse M. v.
Ens, Hr. J., Schornsteinfegermstr.
Feldmann, Hr. A.
Galster, Hr. C.
Haarmann, Fr.
Halbsgut, Fr.
Halbsgut, Frl.
Heimann, Fr., Consul v.
Heimann, Frl. J. v.
Irmer, Hr. E. v., Ingenieur.
Johannsenn, Fr.
Johannson, Hr., Magister.
Keußler, Frl. A. v.
Keußler, Frl. M. v.
Korff, Baron Fd. v.
Kummerau, Frl. E.
Linde, Fr.
Lorch, Hr. F., Kaufmann.
Meyer-Eisenstad Hr.
Neumann, Frl. E.
Odewzew, Hr. S.
Petersohn, Fr. D.
Radau, Fr. A.
Radau, Hr. B.
Reinsch, Frl. E. Schulvorsteherin.
Schleicher, Hr. J.
Schultz, Fr. C.
Sellmer, Fr. Aeltester.
Transehe-Roseneck, Frl. A. v.
Transehe-Roseneck, Fr. E. v.
Transehe-Roseneck, Frl. M. v.
Zander, Hr. Dr. med.
Zube, Hr. O. Chemiker

Печатать разрѣшается. Рижскій Старшій Полиціймейстеръ Власовскій. Рига, 28 Апрѣля 1888.

Müllersche Buchdruckerei. Riga.

lange, dann lernen die Thiere ihren Wohlthäter kennen, melden sich selbst und begrüßen ihn mit hellem Gesang. Mitten im Winter hat dem Verfasser schon oft ein fröhlicher Finkenschlag entgegengeschallt, wenn er bei hellem Wetter Mittags aus dem Dienst nach Hause kommt; es vergehen kaum fünf Minuten, da ist die oft 30- und mehrköpfige Schaar der Getreuen auf den nahen Bäumen versammelt und harrt der Mittagsmahlzeit.

Es erübrigt noch, zu den Futterplätzen vor dem Fenster eine Bemerkung hinsichtlich des Futters zu machen. Häufig sieht man auf solchen als Futter Brod- und Semmelkrumen, auch Kartoffelüberreste und andere Brosamen vom Tische aufgestreut. Davor kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Gerade diese Art des Fütterns zieht den überlästigen Sperling am meisten an, während die edleren Vögel, als Körner- oder Insektenfresser, nur in der Noth sich an dieses Futter gewöhnen, aber meist auch zu ihrem Nachtheil. Denn jene Nahrungsmittel werden schnell sauer und wirken dann äußerst schädlich.

2) Unser Thierschutzverein stellt seit einer Reihe von Jahren Futtertische, d. h. von Drahtgeflecht überzogene Tischchen, welche obenauf mit Stroh etwas zugedeckt werden, an leicht zugänglichen Stellen der äußeren Stadt auf. Bestimmte Herren aus dem Verein übernehmen es, während des strengen Winters das vom Verein gelieferte Futter täglich aufzustreuen und auch sonst auf den Futterplatz zu achten, etwaige Störungen zu verhindern und vor Allem immer recht genau nachzusehen, ob nicht sich in der Nähe etwa Schlingen, Sprenkel oder Leimruthen oder andeee Spuren eines Vogelfängers zeigen. Auch darauf muß aufmerksam gemacht werden, daß zu diesen Tischen sich häufig Hühner oder Tauben hingewöhnen, für welche Futter zu streuen wir nicht recht Verpflichtung haben. Die Schaar der hier regelmäßig einkehrenden Gäste ist bei richtiger Auswahl des Futters (Hensamen, Haferabfall, geringes Getreide, Rübsamen und Rapsabfälle, Gartensämereien, Mohn, Hanf, Buchweizen) eine sehr große; ihre Aufzählung daher ermüdend. Auch hier ist zu empfehlen, durch umgesteckte Zweige, Dornen und dergl. den Kleinen Schutz vor den Großen zu gewähren.

Strafen für Uebertretung der Thierschutz-Regeln.

Im November wurden von dem Rigaschen Herrn Polizeimeister die Kutscher der nachstehenden Passagier-Fuhrleute bestraft:

Nr. 576: Sander Sandowski für übermäßig schnelles Fahren mit 5 Rbl.
Nr. 424: Martin Audring für übermäßige Belastung des Pferdes 3 „
Nr. 141: Jakob Kalisch für übermäßige Belastung der Pferde. . 10 „
Nr. 4: Jahn Gruß für übermäßig schnelles Fahren . . . . . 3 „
Nr. 447: Andrei Lasding für Abjagen der Pferde . . . . . 10 „
Nr. 491: Joseph Gedminas, für übermäßig schnelles Fahren um die Wette . . . . . 3 „
Nr. 178: Jan Salit für übermäßige Belastung des Pferdes . . 3 „
Der Arbeiter der Bierbrauerei Kymmel: Matthias Klawing für Einspannen eines lahmen Pferdes . . . . . 3 „
Alexander Uschboris für übermäßige Belastung des Pferdes . . 3 „

Die Preisrichter für das Preisausschreiben des Verbandes der deutschen Thierschutzvereine: Geh. Rath Klemm, Professor Dr. Bernhard, Dr. theol. und phil. Wünsche, Schuldirector a. D. Marquart und Professor Dr. P. Hohlfeld vergegenwärtigten sich zunächst den Wortlaut des betreffenden Preisausschreibens: „Das Recht der Thiere oder Beleuchtung des richtigen Verhältnisses zwischen Mensch und Thier in sittlicher und rechtlicher Beziehung." Hierauf erfolgte eine Aussprache über die Gesichtspunkte, von welchen aus die eingegangenen 85 Bewerbungsschriften zu beurtheilen seien. Bisher wurde das Thier nicht um seiner selbst willen vom Gesetz geschützt, sondern nur um des Menschen willen. Der Kulturfortschritt der Menschheit verlangt es, daß der Schutz des Thieres um seiner selbst willen erfolge. Bisher galt die Thierquälerei nur als Uebertretung, es ist zu wünschen, daß die Thierquälerei als Vergehen angesehen werde.

Eine Arbeit, welche allen Wünschen der Preisrichter genügte, war nicht eingegangen. Für die beste Arbeit wurde einstimmig Nr. 609 mit dem Merkspruche: „Alles Thier ist im Menschen, aber nur der werdende Mensch ist im Thier" von Landgerichtsrath Bregenzer in Tübingen erklärt.

Die Preisrichter sprachen einstimmig ihre hohe Befriedigung darüber aus, daß durch diese Arbeit die Frage wesentlich geklärt und ihrem Abschluß erheblich näher gebracht worden sei.

Für die nächstbeste Arbeit wird gleichfalls einstimmig erklärt Nr. 603 mit dem Merkspruche: „Nominem laede, honeste vive, suum cuique tribue," von Amtsrichter Wetzlich in Bautzen.

Außerdem wurden noch folgende drei Arbeiten besonders hervorgehoben:

Nr. 524 mit dem Merkspruche: „Deus est anima brutorum" von Dr. med. und phil. A. Winkler in Würzburg.

Nr. 599 „Thiere schützen heißt Menschen nützen" (!!) von Dr. A. Fläxl in Ansbach.

Nr. 602 „Alle menschlichen Gesetze nähren sich von dem einen göttlichen" von Buchhändler R. Scipio in Gelsenkirchen.

Die europäischen Damen schmücken neuerdings nicht nur ihre Hüte, sondern auch ihre Kleider mit den Federn und Bälgen der Singvögel. Ganz besonders wird zu diesem Zweck die gefiederte Welt Japans hingemordet, zum Schaden des dortigen Landbaues, dem die insectenvertilgenden Vögel entzogen werden. Gegen diesen bedauernswerthen Unfug zieht nunmehr eine japanische Zeitung, „Japan Weekle Mail", in einem Artikel, welchen ihre jüngste, nach Europa herübergekommene Nummer enthält, lebhaft zu Felde. Unter scharfen Seitenhieben auf die in Stahl und Fischbein geschnürten Europäerinnen beklagt sie, daß die Japanerin die bequeme malerische Tracht der Heimath zu Gunsten von Kostümen ablege, zu deren Schmuck ein Unfug wie jener mit den Vogelbälgen getrieben werde. Eine solche Civilisation sei doch die reine Ironie. In welcher Weise Japan an Singvögeln geplündert werde, gehe daraus hervor, daß jüngst wieder aus Europa ein Auftrag auf Lieferung von 100,000 Vogelbälgen angelangt sei. Für jeden Balg würde die winzige

Summe von fünf Sen gezahlt, und um dieses Lohnes willen fänden sich leider Leute, welche den schönen, liebenswürdigen Sängern zum Schaden des Landbaues den Garaus machten. Das Blatt ruft die Hilfe der japanischen Regierung an, damit endlich einem solchen Massenmord unter der gefiederten Welt Japans ein Ende gemacht werde. Sicherlich wird man den Ansichten des japanischen Blattes nur beipflichten können. Um solcher Modelaunen willen das Leben von hunderttausenden nützlicher Thierchen zu opfern, ist die reine Barbarei.

Ein Hund als Lebensretter. In der Nacht vom 1. auf den 2. December wäre in der Wohnung der Frau N. beinahe eine Feuersbrunst entstanden. Die Dame war auf einige Tage ausgefahren und das Dienstmädchen, dem die beiden 8 und 9 Jahre zählenden Kinder anvertraut waren, wollte die Abwesenheit ihrer Herrin benutzen, um sich zu amüsiren. Sie hatte einige Freunde zum Sonntag-Abend eingeladen; vor Ankunft derselben legte sie die Kinder schlafen. Da dieselben sich fürchteten, im Dunkeln allein zu bleiben, ließ sie ein brennendes Licht auf dem Nachttischchen und entfernte sich. Es ist eine ziemlich geräumige Wohnung und die Küche, wo das Mädchen mit ihren Freunden sich aufhielt, war durch mehrere Räume vom Schlafzimmer der Kinder getrennt. Ungefähr um Mitternacht ließ sich ein klägliches Geheul vernehmen; die zum Aberglauben geneigte Küchengesellschaft hielt es anfangs für einen Spuk, bis plötzlich das nachlässige Dienstmädchen, von einer furchtbaren Ahnung erfaßt, mit lautem Geschrei, gefolgt von ihren Freunden, in die Zimmer ihrer Herrin eilte. Hinter der festgeklinkten Thür des Zimmers, in welchem die Kinder schliefen, kratzte und heulte der Hund ganz entsetzlich. Als man die Thür öffnete, stand der Tisch, auf welchem das Mädchen das brennende Licht gelassen, in Flammen, während die Kinder noch in festem Schlaf lagen. Es gelang mit einigen Decken das Feuer zu ersticken. Doch was wäre geschehen, wenn der Hund, dessen eigentlicher Aufenthaltsort die Küche war, sich nicht zufällig bei den Kindern befunden hätte? — H. (Rigaer Tageblatt.)

Wir empfehlen unsern Lesern die nachstehenden Zeitschriften angelegentlichst zum Abonnement:

„Der Thier- und Menschenfreund".

„Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste. Wer uns mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter." Lessing.

Zeitschrift des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter zu Dresden.

Der Abonnementspreis dieser entschiedensten, allseitigsten deutschen Thierschutz-Zeitschrift, welche monatlich einmal, mindestens einen Bogen stark erscheint und über den Stand der Vivisektionsfrage und die Thierschutzbestrebungen am genauesten orientirt, beträgt — durch die Post, im Buchhandel oder direkt von der Expedition in Dresden, Marschallstraße 39, bezogen, jährlich nur 2 Mark.

„Der Bote (Westnik) des Russischen Thierschutzvereins".

Monatsschrift.

Programm:

I. Regierungserlasse, die den Schutz der Thiere und die Verbesserung ihrer Lage betreffen.

II. Artikel über den Thierschutz und überhaupt über die Thiere.

III. Verschiedene Nachrichten, Notizen, Recepte und Bibliographieen.

IV. Chronik des Russischen Thierschutzvereins.

V. Bekanntmachungen und Anzeigen.

So weit erforderlich, sollen der Zeitschrift Zeichnungen beigelegt werden.

Der Abonnementspreis beträgt jährlich mit Zustellung und Versendung 3 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. Für Dorfschulen, Lehrer und Geistliche, sowie für die Arbeiterklasse jährlich 2 Rbl. und halbjährlich 1 Rbl.

Artikel für den „Westnik" werden nur unter der Bedingung unentgeltlicher Verwendung entgegengenommen.

Abonnementsbestellungen werden in der Redaktion, St. Petersburg, Wossnessenskische Brücke 23/81, Quartier 12, mit Ausnahme der Feiertage, täglich von 12 bis 1 Uhr entgegengenommen.

Redakteur: Ingenieur-Architekt **S. W. Sossimowski.**

„Der Thier- und Kinderfreund".

Motto: Ihr solltet Freundschaft mit den Thieren schließen,
Der sie erschuf, will, daß der Mensch sie liebe.
Lamartine.

Billigste Kinderzeitung.

Inhalt: Erzählungen, Gedichte, unterhaltende und belehrende Aufsätze, mannigfaltige Nachrichten, Räthsel ꝛc.

Allmonatlich erscheint eine Nummer.

Preis: Große Ausgabe (16 Seiten) vierteljährlich 60 Pfg. Kleine Ausgabe (8 Seiten) jährlich 50 Pfg.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Auch direkt von der Verlagshandlung von Albert Koenig oder von der Herausgeberin, Frl. A. Engel in Schwerin, gegen vorherige Einsendung des Betrages zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 3 Января 1890 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

VI. Jahrgang. **Februar u. März 1890.** **№ 2 u. 3.**

Congreßxenien*)

von **v. L.-W.**

Aehnlich in Nerv und Gehirn und ähnlich in Seelenfunctionen,
Sprech't Ihr von Vivisektion, ist Euch dem Menschen das Thier —
Sache, die seelenlos, ganz unvergleichlich dem Menschen
Ist es aber sogleich, fordert man Mitleid von Euch. —
Ihr, die so gerne Euch rühmet, Euch brüstet des Strebens nach Wahrheit,
Das ist des Bösen der Fluch, daß Ihr Euch selber belüg't!

* * *

*) In Anlaß des soeben erschienenen Berichtes des X. internationalen Thierschutz-Congresses in Dresden.

Was, zum Wagen heraus hängt dem Kalbe ein Fuß, o das arme!
Büße dafür, wie verdient, Strafe Du herzloser Mensch! —
Frei ist, Professor, Du klagst es, ein Fuß des sich windenden Hundes,
Stört's bei der Vivisektion, ei, so schneid' ihn doch ab!

* * *

Kämpe verschwundener Zeiten der Foltern und Henker
Forderst zum Kampf um Dein Recht, Alter, uns wirklich heraus? —
Kannst ja stehen nicht mehr, hinfälliger Greis! drum beflissen
Sind ja die Freunde, daß stets fern der Arena Du bleib'st!

* * *

Wehe Italien! du tödtest Nachtigallen und Schwalben
Dieses reizend' Gethier, schnöde als Speis' für den Bauch.
Lang war und heiß des Congresses Sitzung, doch wurden beschlossen
Resolutionen fürwahr niederschmetternd für dich! —
Bring't mir die Karte! Was seh' ich: „Krammetsvögel und Lerchen!
Her mit dem Leibgericht! Kellner, dazu ein Glas Bier!"

* * *

Sag', ist es möglich! du nahmest dich an des hungernden Hundes!
Pfui, wie sentimental! ist's ja kein Mensch, nur ein Thier! —
Eu're Lehren befolgt' ich: „um Liebe zu Menschen zu lernen",
Glaub't mir, Congreßpräsident, „übt' ich mich nur an dem Thier."

* * *

Hunde zu Tode zu brühen und Rinder mit Martern zu schlachten;
Erst'res ist Wissenschaft, letzteres ist Religion!
Was, dein Herz empört sich dagegen, du willst opponiren?
Schweig' in Ehrfurcht, Respekt, Andacht und heiliger Scheu!

* * *

Thierschutz-Vereine, Ihr nennet Euch so, doch nur Menschen alleine
Nutzen zu bieten und Schutz, sagt Ihr, sei Euer Zweck. —
Ei, so wählet Euch doch eine and're Benennung! — Ihr woll't nicht? —
Gut, dann gilt Euch der Mensch wahrlich nur als ein Thier!

* * *

Zehnmal bereits zu internationalem Congresse
Kamen aus allen Land eu're Beschützer herbei,
Redeten, aßen und tranken, beriethen, faßten Beschlüsse,
Alles euch nur zum Wohl', Thiere, welch' glückliches Loos! —
Wenige waren sie wahrhaftr Freunde und könntet ihr reden:
„Vor den Freunden bewahr", betet ihr, „gütiger Gott!"

* * *

Trübe Erfahrung habt Ihr gemacht mit dem Rig'schen Asyle,
Nennt es „Hundeasyl", sprecht von „Frauenverein" —
Vielerfahrener Herr Präsident, so erfahret: hier giebt es
Weder ein Hundeasyl, noch einen Frauenverein!
Jährlich zwar ward Euch Bericht, doch durftet Ihr niemals ihn lesen,
Sonst verfehlt wär' der Zweck, trübe Erfahrung zu thun!

* * *

Freude war es mir stets zu seh'n in dem Kleide des Thierschutz
Euch Verächter des Thier's, Freunde der Vivisektion.
Zeugniß leg't Ihr dafür, daß unser der Sieg und die Zukunft,
Denn es hüllt Heuchelei stets sich in's beste Gewand!

* * *

Unwahr und falsch ist der Mensch in seiner Liebe zum Menschen,
Teufel ist er jedoch, nenn't er sich Schützer des Thier's!

Die Taube.

Die Art, in welcher eine Nation die andern Geschöpfe behandelt,
ist der hauptsächliche Maßstab ihrer wahren Bildung.
David Strauß.

Die Taube hat sich von jeher bei allen Völkern einer besonderen Schonung zu erfreuen gehabt. Sie ist das Symbol sanfter Tugenden, die Botin des Friedens gewesen; die Religionen haben sie geheiligt und Sage und Legende haben sie mit einem schützenden Zauberkreise umgeben. Die Civilisation des 19. Jahrhunderts hat, die Taube zum Gegenstande ausgesuchter Marter und ihren Mord zur Lust machend, pietätlos mit den alten Traditionen der Völker und ihrer Religionen gebrochen. Wie die Taube des alten Testaments zur Friedensbotin nach der Sündfluth ausersehen war, so die des neuen Testaments als Symbol des heiligen Geistes, eine Friedensbotin der Erlösung von der Sündfluth, in der eine elende Menschheit zu ertrinken drohte. Als solche genoß sie sowohl in Syrien und Palästina besondere Verehrung, wie auch heute noch bei einem großen Theil der Bevölkerung von Italien, Rußland, Deutschland, Holland ꝛc. Aber auch das heidnische Alterthum erkannte in ihr die segenbringende Botin. Apollonius berichtet, daß eine Taube den Zug der Argonauten geleitet habe, und Aelian belehrt uns, daß sie der Göttin der Liebe, der Ernte und den Parzen geweiht gewesen ist. Die anderen Religionen sind in der Verehrung dieser unschuldigen Thiere nicht zurückgeblieben. Die buddhistische Legende erzählt von dem König Usinara (im Mahabharata), dem Gott Indra in Gestalt eines Falken nahte, um die Taube von ihm zu fordern, welche sich in des Königs Schooß geflüchtet hatte, indem er ihm vorhielt, daß er, der als gerecht Gerühmte, verpflichtet sei, ihm die Nahrung, auf die er angewiesen sei, nicht vorzuenthalten. Nachdem der König dem Falken Alles geboten, was er besaß, schnitt er so viel von seinem eigenen Fleisch ab, wie etwa das Gewicht der Taube betragen konnte. Doch diese wurde schwerer und schwerer, so daß Usinara endlich selbst die Wage bestieg, um den Habicht zu befriedigen, worauf dieser die Worte sprach:

Indra bin ich, der König des Himmels,
Die Taube ist des Feuers Gott;
Wir sind, um Deine Tugend zu prüfen,
Hierher gekommen, frommer Fürst!
Daß Du Dir von den Gliedern das Fleisch

Geschnitten hast, o Herr des Land's,
Das wird Dir unvergänglichen Ruhm
Bereiten in der ganzen Welt,
So lange auf der Erde die Menschen
Von Dir erzählen, Länderherr:
So lange sei im Himmel Dir
Mit Ruhm ein Wohnplatz eingeräumt.
So sprechend zu dem Könige, stieg
Zum Himmel wieder Indra auf.
Den Himmel hatte Usinara sich
Durch seine Tugend selbst verdient.
Der pflichtgetreue König stieg
Zur Götterwohnung leuchtend auf.

Im Tuti-Name wird Aehnliches von Moses berichtet, der, um den Pflichten der Gastfreundschaft zu genügen, so viel von seinen Gliedern abgeschnitten haben soll, wie eine Taube wiegt. Am reichsten ist gerade die christliche Sagen- und Legendenwelt an Ehrenbezeugungen für diese Symbole der Sanftmuth und Reinheit. Die heilige Königin Rodoganda rettete in Gestalt einer Taube die Seeleute aus Sturmgefahr und Schiffbruch. Die Heiligen schützten die Tauben und lebten in trautem Verkehr mit ihnen.

Selbst dem Schrei der Tauben wird eine Bedeutung beigelegt. Man will die Stimme der Maria Magdalena darin suchen, wie sie am Kreuze Christi geschrieen und geseufzt habe, und zuletzt ihren Freudenruf nach der Auferstehung des Welterlösers. Wenn sich doch von all' diesem naiven und gerade deshalb für uns so schönen Glauben so viel erhalten hätte, um die Tauben davor zu schützen, der Gegenstand grausamen Vergnügens werden zu müssen.

Man will das Bild der Taube auf christlichen Grabdenkmälern als Symbol der Trauer gefunden haben; möchte sie für unsere Zeit nicht das Symbol der Trauer um eine in's Grab gesunkene Menschlichkeit werden.

(Aus der Schrift „Die Taube und der Taubensport, von A. Engel.")

Zum Taubensport.

Der häßliche Zeitvertreib des Taubenschießens ist bekanntlich aus dem Auslande zu uns verpflanzt worden. Der Herausgeber der „Now. Wr.", A. S. Ssuworin, beschreibt seine Eindrücke beim Anblick dieses Sports in Biarritz in folgender Weise:

„Mir ist dieses Schießvergnügen schrecklich widerwärtig. Ich begreife, daß man an der Bären-, Wolfs-, Hasenjagd, ja selbst an der Jagd auf Federwild, Vergnügen finden kann. Die Jagd auf wilde Thiere ist mit Gefahr, die auf Federwild mit anstrengender Ermüdung verbunden und erfordert Geschicklichkeit, Geduld, Ausdauer; sie bereitet Verdruß beim Mißlingen, Vergnügen beim glücklichen Gelingen.

Aber nicht zu begreifen vermag ich, wie man am Taubenschießen Vergnügen finden kann. Wenn man die Tauben noch erst aufsuchen und

aufstöbern müßte! Aber nichts davon. Wer zum „Taubenschießen" erscheint, erhält ein bereits geladenes Gewehr; die Tauben befinden sich in geschlossenen Körben. Alles ist bereit; der Deckel wird geöffnet und eine Taube fliegt hinaus; man schießt, und die Taube fällt nieder, nachdem sie meist kaum eine Arschin weit vom Korbe fortgeflogen ist. Die Entfernung bis zum Ziele ist sehr gering; die Taube an und für sich bietet ein sehr wahrnehmbares Ziel, sie fliegt langsam und regelmäßig, und nichts ist unter solchen Bedingungen leichter, als einen ganzen Haufen niederzuschießen. Weder Geschicklichkeit und Uebung, noch die verschiedenen Empfindungen des Jägers kommen dabei in Betracht — es bleibt nur das Vergnügen am Tödten übrig, am Zusehen, wie der Vogel unter Krämpfen stirbt, und zwar nicht ein in der Freiheit lebender, den es aufzusuchen und ihm aufzulauern gilt, sondern ein gefangener, eingesperrter, der losgelassen wird, um solchen Personen Vergnügen zu schaffen, die sich keine andere, edlere Beschäftigung zu ersinnen vermögen! . . .

Dasselbe thun der Koch und die Köchin, weil ihr Beruf solches von ihnen fordert; unverständlich aber ist es, wenn Personen aus den besseren Ständen es zu ihrem bloßen Vergnügen thun. Ich sah mir dieses Schauspiel der Taubenvernichtung einige Minuten an und es überkam mich der Wunsch, daß die Tauben mit ihren Schnäbeln, Klauen und Flügeln über diese Schützen und Schützinnen — denn auch Frauen geben sich dazu her — herfallen und dieselben mit Schimpf und Schande von diesem Schlachtfelde vertreiben möchten. . . .

L. N. Tolstoi sagte mir einmal, daß jetzt viele junge Leute die Vogeljagd aufgeben, weil sie dieselbe für unsittlich und grausam halten. Wie soll man jedoch dieses Morden gefangener Vögel durch die zu solchem Zweck versammelte Aristokratie benennen? . . . Ohne davon zu reden, daß manche Tauben durch ihre Dienstleistungen in Kriegszeiten einen größeren Platz in der Geschichte einnehmen, als diese Schützen und Schützinnen. . . .

Man wird sagen, das sei sentimental, daß in unserem realen Jahrhundert . . . Ach, in unserem realen Jahrhundert geschieht so viel Schlechtes, das Gefühl wird so abgestumpft, daß es an der Zeit ist sich auf Sentimentalität zu besinnen. . . ."

(Aus dem „Westnik des russischen Thierschutzvereins".)

Shakespeare und Walter Scott über die Vivisektion.

(Aus dem Englischen übersetzt von Elpis Melena.)

„Die Gottheit ist gerecht und macht zur Geißel
die Laster unserer Lüste."

So schrieb Shakespeare, Englands größter Mann und einer der ersten Geister aller Zeiten und Nationen. Er schildert eine gekrönte Giftmischerin, die zu ihrem Leibarzte sagt:

„Ich will die Kräfte prüfen
von dieser Mischung an solchen Creaturen,
die uns zu schlecht zum Hängen — doch nicht menschlicher —
der Stoffe Macht zu prüfen und wie ihre Wirkung
sich hindern läßt, und damit zu finden
derselben Eigenschaften und Erfolg."

Dieser erwidert ihr:

„Eure Hoheit
wird bei der Uebung nur Ihr Herz verhärten."

Dies war die Meinung des Hohenpriesters und des edlen Verdolmetschers der Natur hinsichtlich grausamer Experimente an anhänglichen und wehrlosen Nebengeschöpfen, den Thieren, die wir in unserem Hochmuth „Vieh" und „Bestien" nennen.

Weit davon entfernt — wie die Vivisektoren und ihre Anhänger behaupten — für das Menschengeschlecht unermeßlich wohlthätig zu sein, bringen die Thierversuche demselben vielmehr unberechenbaren Nachtheil. Physiologische Studien auf's Aeußerste zu verfolgen, auf die Gefahr hin, das Sittlichkeitsgefühl der Menschen abzustumpfen und somit den moralischen Zwang, der die schlechtesten Neigungen im Zaume hält, zu schwächen, kann furchtbare Folgen für das menschliche Gemüth herbeiführen. Sir Walter Scott äußert sich hierüber folgendermaßen:

„Ich glaube keineswegs," sagt der berühmte schottische Romandichter, „daß irgend welcher Grad der Vervollkommnung durch die Fortschritte der physiologischen Wissenschaft zu erlangen sei, indem derartige Studien stets das Herz verhärten und den Physiologen, bis auf das eine Ziel seiner Forschungen, gegen Alles sorglos und unbekümmert machen. Das Gleichgewicht des Charakters geht verloren und die Sehkraft des Verstandes — weil nur auf einen einzigen Punkt gerichtet — wird getrübt.

Das physiologische Studium legt den untergeordneten Thieren der Schöpfung Torturen auf, und streift schließlich an West-Port." *)

Sir Walter Scott nennt die physiologischen Experimente „Mordthaten, die in einen phylosophischen Namen verkleidet sind."

Die von Einigen aufgestellten Behauptungen, daß die Vivisektionen in diesem Lande (England) immer unter Anwendung der Anästhesie oder mit Hilfe anästhetischer Mittel ausgeführt werden, sind durchaus falsch. Wer dies behauptet, hat vielleicht nie Doctor Drummond's „Recht der Thiere", noch Youatt's „Menschlichkeit gegen die Thiere" gelesen. Die darin erwähnten haarsträubenden Greuelthaten und systematischen Teufeleien, sowie jene Schilderungen, auf welche Addisson, Pope, Samuel Johnson und andere bedeutende Männer sich beziehen, übersteigen Alles, was Torquemada und Peter Arbues jemals an Grausamkeiten ausgeführt haben.

Bell Elliottson und noch viele andere ärztliche Autoritäten haben das Viviseciren einstimmig verdammt. „Die Geheimnisse der Natur," sagte

*) Ein vom geringen Volke bewohnter Theil der Stadt Edinburg, wo Hare, Burke und andere berüchtigte Mörder ihre Opfer erwürgten.

der Erstere, „sind nicht vermittelst Grausamkeiten zu enthüllen." Philipp Crampton schreibt, daß Thiere durch Experimente zu martern, den verderblichsten Einfluß auf das Gemüth derer ausübt, die solche Experimente vornehmen.

Kann irgend Einer glauben, daß die Vivisektoren mehr Mitgefühl für ihre Mitmenschen hegen, als Andere? Vermachten sie jemals, wie früher Jeremy Bentham, ihre eigenen Körper einem Hospitale?

Die Uebel, mit welchen die Menschheit behaftet ist, sind hauptsächlich den Lastern und dem Egoismus der Menschen selbst zuzuschreiben. Lebende Geschöpfe martern, ist ein empörendes Vergehen gegen alles sittliche Humanitätsgefühl. Was der Welt dringend noththut, wäre eine moralische Reform. Die bis jetzt gehobenen Schätze an Wissen sind sicherlich mehr als hinreichend, um solche zu guten Zwecken zu verwenden. Gelehrtes Wissen allein veredelt das Gemüth des Menschen keineswegs.

Dem Leiden und dem Tode gegenüber ist kein Entkommen; das allgemeine Siechthum aber müßte abnehmen, wenn man sich bestreben wollte, der Trunksucht und dem gedrängten Zusammenwohnen armer Leute in engen Hütten und großen Städten abzuhelfen, wodurch Millionen von Leben verlängert und manche Leiden verhindert würden.

Aus den Ruinen ertönt heutzutage das klägliche Geschrei der Uhus und der Nachteulen, und auch unsere sogenannte Civilisation scheint damit enden zu wollen, daß sie unsern Verstand jedes leitenden moralischen Princips beraubt, und daß Bettler, verwahrloste Kinder, Greise und was noch auf der menschlichen Gesellschaft lasten mag, den Magendie's, Brachet's, Schiff's und Ferriers's unserer Zeit überlassen werden! Warum auch nicht? Mit demselben Rechte, mit welchem man einem Manne gestattet, sein Brod zu verdienen, indem er ein altes, krankes, durch übermäßige Anstrengung zur Arbeit untaugliches Pferd bis zum letzten Lebenshauche mit Mißhandlungen überhäuft.

Die Errungenschaften, die man den Vivisektionen verdankt, sind sehr übertrieben worden und wären sie auch tausendfach größer, so würden sie ein solches Vergehen gegen die sittlichen Gesetze der Natur niemals rechtfertigen!

Georg R. Jesse.

Zugeständniß eines Vivisektors im Betreff der Vivisektion.

Der bekannte preußische Geheime Medicinalrath Professor A. Eulenburg schrieb in einem längeren Aufsatz (siehe „Gegenwart" vom 19. April 1879) Folgendes:

„Man kann qualitativ und quantitativ mißbräuchliche Anwendungen der Vivisektion unterscheiden. Zu ersteren gehört das kritiklose Experimentiren über Dinge, die einer derartigen Bearbeitung gar nicht bedürfen, bei deren Bearbeitung folglich auch nichts oder so gut wie nichts herauskommt.

Es fehlt nicht an strebsamen Adepten der Wissenschaft, welche die Worte „experimentell" und „exact" förmlich als gleichbedeutend anzusehen scheinen und auch die gleichgiltigste in ihrem Gehirn aufgestiegene Frage nicht anders als durch den Massenmord von Fröschen, Kaninchen oder gar — Hunden entscheiden zu können wähnen. Man wird mich wohl davon dispensiren, hier Beispiele zu nennen. Indessen, um nicht einer feigen Zurückhaltung und moralischen Mitschuld geziehen zu werden, will ich als meine subjektive Ansicht hinzufügen, daß es Experimente giebt und gegeben hat, welche ihrer Grausamkeit halber schlechterdings verwerflich und unzulässig sind, selbst wenn ein erheblicher wissenschaftlicher oder praktischer Nutzen mit ihnen verbunden sein würde. Quantitativ kann die Vivisektion gemißbraucht werden und wird unzweifelhaft gemißbraucht, indem dieselben schmerzhaften, verstümmelnden oder tödtlichen Versuche bei Thieren häufiger als nöthig wiederholt werden. Die Entscheidung über das im einzelnen Fall einzuhaltende Maaß ist allerdings ein sehr schwieriges und sollte am besten vom Experimentator selbst getroffen werden können. Indessen glaube ich auch hier nur schwachem Widerspruch zu begegnen, wenn ich die Meinung wage, daß namentlich jüngere und im Experimentiren relativ unerfahrene Vivisektoren oft der Zahl an sich eine auf diesem Gebiete ungerechtfertigte oder übertriebene Bedeutung beimessen. Zehn gut instruirte Versuche derselben Art beweisen doch im Grunde nicht mehr als ein einzelner von ihnen und zehn mangelhafte vollends noch nicht so viel als ein guter. Ich weiß sehr wohl, daß wenigstens die erste Hälfte dieser Behauptung anfechtbar ist und daß der gegenwärtig grassirende Kultus der Statistik auch auf diesem Gebiete die Forderung nach recht hohen Zahlen erhebt, um durch Compensation von Fehlerquellen ꝛc. bei größeren Beobachtungsreihen einen höheren Wahrscheinlichkeitsgrad für die abgeleiteten Resultate zu erzielen. Indessen hier scheint mir die Sache doch oft so zu liegen, daß die Ansprüche einer nicht selten rein äußerlichen und in Wahrheit unrealisirbaren „Exactheit" eben zurückstehen oder mindestens eingeschränkt werden müssen zu Gunsten anderer Faktoren, die nun einmal in den Gefühlen der überwiegenden Majorität, in unserm Sittlichkeitsbewußtsein, im ganzen Kulturleben der Gegenwart einen hervorragenden und wohl berechtigten Platz einnehmen."

Ein Gruß an Ernst von Weber,

den Präsidenten des internationalen Vereins zur Bekämpfung der Vivisektion.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Heil sei Dir, Kämpfer, treu und kühn,
Im harten, schweren Streit;
So viele Edle mit Dir zieh'n,
Es ist der Sieg nicht weit.

Fest gürte Dich zum ernsten Strauß,
Der Feind ist trotzig, wild;
Er trägt sein blutig Banner aus,
Ihn deckt Gorgonenschild.

Zum heil'gen Kriege tönt der Ruf,
Laut schmettert das Signal,
Zu schützen, die ein Gott auch schuf,
Vor grauf'ger Höllenqual.

Es glänzt der Wahrheit Rüstung hell
Um Dich, Du kühner Held!
O folge diesem Heerbann schnell
Du kalte, träge Welt!

Mein Gruß dringt über's weite Meer
Vom Westen zu Dir hin,
Du schwingest einen guten Speer,
Du streckst den Drachen hin.

Boston. Elliot Preston.

„Aus Karl Gerok's letzten Stunden."

Unter diesem Titel widmet in der „Christlichen Welt" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) Gustav Gerok, der Sohn dieses als Kanzelredner und Dichter hervorragenden, hochgestellten Geistlichen, seinem ehrwürdigen Vater warme, pietätvolle Worte der Erinnerung, von denen einige auch an dieser Stelle Raum finden mögen.

„Die Treue im Kleinen und die Liebe zum Kleinen", diese Eigenschaft des Entschlafenen, die in seinem Leben so deutlich zu Tage trat, und so mannigfach aus seinen Gedichten hervorleuchtet, findet auch noch in der Weihnachtspredigt, der drittletzten, die er gehalten, bezeichnenden Ausdruck. In dieser Predigt, deren erster Theil ausführt, wie durch die Geburt des Heilandes eine heilige Familie sich sammeln soll in jedem Christenhause, werden zunächst die Hirten gedeutet auf Knecht und Magd, als Familiengenossen bei der Freude des Hauses." Dann heißt es weiter:

„Noch eins, meine Lieben, und ich bitte, lächelt nicht darüber! Wenn die alten Maler die heilige Familie malen im Stall zu Bethlehem, so vergessen sie nicht im dunkeln Hintergrund das Eselein und das Rind, auf die auch ein Wiederschein fällt von dem ewigen Licht. Dürfte uns das nicht eine Mahnung sein am großen Liebesfeste der Christenheit: Vergesset auch nicht Eurer vernunftlosen Hausgenossen; erbarmt Euch auch der seufzenden Kreatur."

Daran erkennt man den thierfreundlichen Dichter, der in seinem sinnigen Gedicht „Einsiedlers Christnacht" *) so innig liebevoll zur Vogelfütterung im Winter auffordert und in dem tief ergreifenden „Was hab' ich Dir gethan?" **) seine ernste Mahnstimme für den Schutz der Thiere erhebt.

---

*) Vergl. „Anwalt der Thiere", III. Jahrg. S. 188.
**) Vergl. „Anwalt der Thiere", IV. Jahrg. S. 344.

An einer anderen Stelle sagt Gustav Gerok: „Wir Kinder gedenken mit Rührung des freundlichen Anblickes, wie unser kleiner Hausgenosse, der Kanarienvogel, bei jeder Mahlzeit mit aus des Vaters Teller pickte und auf seiner Schulter saß. Bis zum letzten Athemzuge bewahrte er sein bekanntes, in den folgenden Versen ausgesprochenes Geständniß:

Doch daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben,
Der keck, was menschlich, faßte in's Gesicht,
Ein Mensch im Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben:
— Es reut mich nicht."

* * *

Für die Sache des Thierschutzes ist es tief traurig und schmerzlich zu beklagen, daß die christliche Geistlichkeit als Gesammtstand keineswegs mit Wärme und Entschiedenheit für den Thierschutz und seine Bestrebungen eintritt, vielmehr demselben kühl und abweisend gegenübersteht. Wenn wir auch keineswegs daran zweifeln, sondern freudig dess' gewiß sind, daß es unter unseren Geistlichen viele giebt, welche, eingedenk der köstlichen Botschaft christlicher Liebe und christlichen Mitleidens, die sie verkündigen und lehren, selbst thierfreundliche Gesinnung hegen und bethätigen, so spricht doch die tägliche Erfahrung dafür, daß auch sie nur selten den Muth haben, in ihrem Amte, auf der Kanzel, im Konfirmandenunterricht und überall, wo sich vorzugsweise gerade ihnen so vielfach erwünschte Gelegenheit hierzu bietet — ihre Stimme kräftig und entschieden zum Schutze der Thiere ertönen zu lassen Um so freudiger werden wir als eine unsern Bestrebungen wohlwollende Kundgebung einen Aufsatz des Oberpfarrers a. D. Slevogt begrüßen, den dieser in der „Kirchlichen Monatsschrift" (herausgegeben von Pfeiffer und Jeep VIII. Jahrg. Heft 4) unter der Ueberschrift: „Der Christ und der Thierschutz" veröffentlicht. Wir entnehmen demselben die folgenden Sätze:

„Ein Christ ist auch ein Freund der Thiere. Er hält sich an das Wort der Bibel: „der Gerechte erbarmt sich seines Viehes." Er beachtet die rücksichtsvollen Ermahnungen: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden", und „Du sollst nicht Vogelnester ausnehmen, nicht die Jungen mit den Alten nehmen!" Aufmerksam hört er die schönen Worte des Apostels Paulus, wenn derselbe in wahrhaft rührender Weise das Loos der unter den Quälereien der Menschen „seufzenden Kreatur" beklagt und auch für sie Erlösung durch die Verbreitung des Christenthums, d. h. der christlichen Gesinnung, vor allem der christlichen Liebe hofft.

Aber nur zu häufig sehen wir unter denen, welche sich Christen nennen, das gerade Gegentheil von dem milden Wohlwollen, welches uns die christliche Religion gegen die Thierwelt einflößen will, von dem Mitleid und Erbarmen, welches wir mit der leidenden Kreatur haben sollen. Wir brauchen nur auf unsere Straßen und Märkte zu blicken, und wir werden hiervon die traurigsten Wahrnehmungen machen. Fest zusammengeschnürt, mit blauen Striemen und blutrünstig, wird oft das Federvieh zu Markte gebracht und

zum Verkaufe ausgestellt. Mit dem Prügel in der Hand oder im Wagen begleiten Männer und Frauen die verschiedenen Hundefuhrwerke und schlagen auf das arme, eingezwängte Thier bei jeder Regung, welche es nicht nach den Wünschen des Treibers macht, oder bei jedem Geheul, welches es unter seinen Qualen ausstößt, unbarmherzig los. Ob überhaupt der Hund, dieses edle, verständige Thier, zum niedrigen Zugthiere bestimmt sei, möchten wir noch sehr bezweifeln. Pferde bedeckt man mit entsetzlichen Peitschenhieben, um sie zu übermäßigen Anstrengungen anzutreiben, und den gemißhandelten giebt man nicht einmal das hinreichende Futter, man läßt sie hungern: die Rippen kann man an manchem Pferde und Rinde zählen und an seinen Hüften den Hut aufhängen. Welche Qualen dem Schlachtvieh bereitet werden, ehe man ihm den Todesstoß giebt, wer könnte das aufzählen und beschreiben?!

Hierbei müssen wir uns gleichzeitig gegen das jüdische Schächten verwahren, jenen barbarischen Gebrauch, welcher den milden Anordnungen schnurstracks zuwiderläuft.

Die jetzt Mode gewordenen Aquarien, Volièren und zoologischen Gärten sind genau genommen privilegirte Marteranstalten für die unschuldigen Thiere: tausende werden ihrer Heimath entrissen und für immer ihrer Freiheit beraubt, ja kommen zum großen Theile schon auf dem Transport über Land und Meer um. Die übrig bleibenden werden in Käfige eingepfercht und sterben eines langsamen, qualvollen Todes. Ein Herr erzählte uns, daß der Anblick eines großen Affen, welcher unserem rauhen Klima erlegen und an der Lungensucht erkrankt, die Hände auf die wunde Brust gedrückt, in die Höhe geblickt und entsetzlich gestöhnt habe und zuletzt unter Krämpfen verendet sei, einen erschütternden, unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Was sollen wir erst zu der Vivisektion sagen, welche sich einige Naturforscher und -pfuscher erlauben, um in dem Aufschneiden der Thiere bei lebendigem Leibe ihre Eingeweide und Adern und deren Bewegung und Thätigkeit, den Umlauf des Blutes und das Zucken der Muskeln zu beobachten?

Wir werden in den Ausruf Schiller's einstimmen:

„die Welt ist vollkommen überall,
wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual",

und mit einem anderen Dichter hinzufügen:

„Ihr Menschen, ihr Barbaren,
Nein Tiger, das seid ihr."

Doch das muß anders werden, und alle, die noch ein redliches Gefühl in der Brust tragen, müssen dazu mithelfen, daß es anders werde.

Zunächst müssen wir uns mit denen auseinandersetzen, welche wir als offenbare Thierquäler erkannt haben, mit ihnen dürfen wir keine Geschäfte machen, von ihnen nichts kaufen. Wir müssen selbst alles sorgfältig vermeiden, was auf Thierquälerei hinausläuft. Muthwillig dürfen wir nicht

ein Thier tödten und nur dann ihm das Leben entziehen, wenn die Erhaltung unseres eigenen davon abhängt, und auch in diesem Falle müssen wir alles fern zu halten suchen, was ihm unnöthige Qualen verursacht. Waltet der Grundzug aller christlichen Gesinnung, die Liebe, in uns, so werden wir der uns umgebenden Thierwelt ein rücksichtsvolles Wohlwollen schenken.

Unserem reich begabten Geiste fällt allerdings die Herrschaft über die vernunftlosen Geschöpfe zu, wir sollen dieselbe aber mit Milde und wohlwollender Fürsorge üben.

Besitzen wir selbst Thiere, so haben wir ihnen das nöthige Futter zu gewähren, sie rechtzeitig zu tränken und sie nicht über Gebühr anzustrengen. Nach der Schrift soll auch das Zug- und Lastthier seinen „Ruhetag" haben. Der Schöpfer hat bestimmt, daß alle seine Geschöpfe sich ihres Lebens freuen sollen: ein edler Mensch ist darauf bedacht, auch dem Thiere Freuden zu bereiten. Der allmächtige Gott verachtet keine seiner Kreaturen; durch unseren erhabenen Religionsstifter wissen wir, daß Er den „jungen Raben ihr Futter giebt" und „des Sperlings auf dem Dache" nicht vergißt. Wir werden daher keine von ihnen verachten und mit Füßen treten dürfen.

Wir sehen überdies, daß viele von ihnen uns an Schärfe der Sinne oder an Kraft, ja selbst an Gedächtniß übertreffen. Es wird uns daher einen großen Genuß verschaffen, wenn wir ihre Kräfte und Talente auszubilden und sie an uns heranzuziehen suchen. Wir werden bald bemerken, wie bildungsfähig, wie anhänglich und dankbar sie gegen uns werden, und je freundlicher wir uns gegen sie zeigen, desto mehr treten uns jene erfreulichen Wahrnehmungen entgegen. Wir dürfen kühn die Behauptung aussprechen, daß viele Thiere für empfangene Wohlthaten viel dankbarer, viel treuer sind, als Tausende von Menschen.

Darum Segen über die edlen Menschen, welche ihre Thiere wohlwollend behandeln und ihren Bedürfnissen eine freundliche Fürsorge schenken. Segen über die trefflichen Männer und Frauen, welche in kalter Winterzeit unseren gefiederten Sängern Futter streuen und sie vor dem Hungertode bewahren. Segen über die mitleidigen Herrschaften und Dienstboten, welche den abgequälten Zughunden die Reste ihrer Mahlzeiten auf die Straße hinausbringen und sie damit laben und erquicken. Segen über alle die wahren Christen, welche auch für die Leiden der Thiere ein warmes Herz haben, das verwundete verbinden und das kranke warten und pflegen. Der allgütige Gott wird ihnen gewiß die Wohlthaten gutschreiben, welche sie seinen Geschöpfen erweisen!"

Wild und folgsam.

Von Edmund Dorer.

Adalbert Stifter, der treffliche und sinnige österreichische Dichter berichtet in einem Erinnerungsblatte aus seinem Leben, daß er von frühester Jugend an die Thiere, „diese armen Stiefgeschwister der Menschen", liebe-

voll beobachtet und dabei allerlei erfahren habe, aus dem zwar nicht hervorgehe, daß das Thier ein Mensch sei, aber doch, daß es sehr ähnlich einem Kinde sei, das stets ein Kind bleibe, daß es in seinem Innern Vorgänge gäbe, von denen wir uns nichts träumen lassen und daß wir erst recht bedeutende Entdeckungen machen würden, wenn wir das eine oder das andere Thier so studirten, wie die Kinder, oder wenn wir gar schon sehr viele Grammatiken der Thiersprachen und -Dialekte fertig hätten.

Ohne sich nun für einen Forscher und Entdecker in diesem Fache auszugeben, theilt Stifter einige Thiergeschichten und Beobachtungen mit, von denen wir folgende von ihm selbst erlebte Begebenheit nacherzählen, welche uns zeigt, daß oft eine unbändige Thiernatur von kindlicher Hand geleitet wird, wie dies Goethe in seiner „Novelle" als Dichter dargestellt hat.

Stifter's Erzählung lautet:

Daß große Hunde von kleinen oft die sonderbarsten Dinge erdulden, ohne sich zu erzürnen, während sie doch von ihres Gleichen nicht den kleinsten, scheelen Blick ertragen, ist eine allbekannte Thatsache. Ich sah oft einen ernsten, ruhigen Fleischhauer-Bullenbeißer gelassen fortgehen, wenn ein eifriges Schooßhündchen gegen seine Beine fuhr und ihm seinen äußersten und letzten Zorn zu erkennen gab. Aber auch bei anderen Thieren finden sich ähnliche Züge. Ich erlebte einen solchen an einem gewaltigen, fürchterlichen Stiere. Der Stier gehörte einem Müller, der seine besondere Freude daran hatte, das ganz ungewöhnlich große und schöne Thier auch ganz ungewöhnlich böse zu wissen. Es gelang ihm dies so sehr, daß am Ende Niemand, als er, im Stande war, dem Stiere nahe zu kommen, ihm Futter zu geben, ihn anzuhängen, oder ihn in die Verplankung hinaus zu treiben. Jeder Andere hätte sein Leben dabei gewagt. Der Müller erzählte dies oft und pflegte sich dessen zu rühmen. Eines Tages standen wir am Fenster seiner Oberstube und er zeigte uns im Triumph seinen Stier, der in obbenannter Verplankung unter den Kühen herumging, die neben ihm wie Pygmäen erschienen. Plötzlich sahen wir, daß das eiserne Gitterthor der Verplankung nicht nur offen sei, sondern daß der Stier auch soeben durch dasselbe hinausging. Wir erschraken, weil wir dachten, er könne, ehe der Müller hinab käme, ein Unheil anrichten, aber ganz starr wurden wir, und der Müller im buchstäblichen Sinne unbeweglich, als wir sahen, daß auf der Wiese außerhalb der Verplankung die eigenen Kinder des Müllers spielten: ein Mädchen von zwei und ein Knabe von vier Jahren, und daß der Stier gerade auf die Kinder zuging. Es war zwar nicht ganz nahe am Gitterthore, aber daß der Stier die Kinder gesehen habe, zeigte sein gerades Hingehen auf diesen Punkt und endlich auch, daß er zu brüllen und die Erde mit seinen Hörnern aufzuwerfen begann.

Aber gerade durch das Brüllen wurde der Knabe aufmerksam auf den Stier, und als er bemerkte, daß derselbe sich außerhalb der Verplankung befand, was eigentlich nicht sein sollte, so nahm er seine Kindergeißel, die er zufällig bei sich hatte, ging dem Stiere entgegen, schwang die Geißel und rief: „Gehst!" Das Mädchen blieb sitzen und schaute zu. Der Stier wendete

auf die kindische Drohung um, schritt dem Gitterthore wieder zu, und der Knabe trieb ihn vor sich her. So weit ging die Folgsamkeit, daß, wenn der Knabe die Geißel stärker schwang, das Thier sogar in ein schwaches Laufen überging. Als er wieder in der Verplankung war, machte der Knabe, sich anstemmend, auch sogar noch das Gitterthor zu, daß es anschlug und wir deutlich das Einfallen der Klinke bis herauf zu uns hörten. Dann kehrte er zur Schwester zurück und spielte weiter. Der Stier aber ging unter den Kühen herum, warf seinen Kopf in die Höhe, schnupperte in der Luft und rieb sich seinen dicken Nacken an den Planken. — Der Müller aber war am folgenden Tage krank.

Zum Kapitel des Thierschutzes.

(Correspondenz der Redaktion der „Lehrerin in Schule und Haus", Centralorgan für die Interessen der Lehrerinnen und Erzieherinnen im In- und Auslande. Herausgegeben von Marie Loeper-Houselle. 4. Jahrg. Heft 24. Gera und Leipzig. Verlag von Theodor Hofmann.)

Zuschrift an die Redaktion.

Meine Bitte betrifft den Thierschutz. Es thut Noth, daß die edelsten der Frauen vorangehen und den Weg bahnen auf diesem traurig vernachläßigten Gebiet und durch ihre unabläßige Ermahnung, ihr Beispiel auch die Gleichgiltigen und Gefühllosen zur Erkenntniß und Bethätigung einer Pflicht führen, deren Verleugnung, ja nur Vernachläßigung nun und nimmer mit wahrhaft christlicher Gesinnung zu vereinigen ist.

Sie sagen, daß Sie glauben, eine Menge Menschen hielten es nicht der Mühe werth, sich der Pflege, des Schutzes eines Thieres anzunehmen — nicht nur eine Menge, sondern die meisten Menschen! Nicht nur halten sie's nicht der Mühe werth: nein, sie halten's unter ihrer Würde! „'s ist ja nur ein Thier," ist die Antwort, die man in neun von zehn Fällen erhält, wenn man einer Grausamkeit zu wehren sucht; und in einem günstigen Fall wird die Entschuldigung vorgebracht, die Sie so richtig verdammen: „Es ist ja nur Unverstand!" Ja, Gott sei's geklagt, es ist meist Unverstand — aber aus dem Unverstand wuchert die Liebllosigkeit hervor — dieses Grundübel des meisten Erdenleids — und von der Liebllosigkeit zur Gewissenlosigkeit ist's ja nur ein Schritt. Wer einmal mit sehendem Auge um sich, unter sich geschaut, der muß mit schmerzlichem Erschrecken erkennen, daß wir in Bezug auf die arme stumme Kreatur noch auf einem wahrhaft barbarischen Standpunkte stehen, der mit der übrigen Kulturentwickelung unseres Jahrhunderts in schreiendem Mißklange steht! Die Gesetze sind bisher noch unzureichend, um Besserung zu erzwingen. Aber auf staatliche Gesetze ist ja der bessere Mensch auch nicht allein angewiesen — Gott hat ein moralisches Gesetz in das Menschenherz geschrieben, das eine gewaltige, zwingende Sprache zu dem redet, der sie verstehen gelernt; und daß das Kind sie verstehen lerne, zugleich mit den Lauten der Muttersprache, dies Verständniß allmählich zur Selbsterkenntniß emporzuläutern, ist die heiligste

Pflicht der Eltern, der Lehrer, der Geistlichen. Kein Erziehungsmittel aber ist zur Erreichung dieses Zieles so wirksam, so wichtig, wie die Pflege des Thierschutzes. Nichts wirkt so allen bösen Trieben in der menschlichen Natur, ihrem größten Feinde: der rohen Selbstsucht entgegen; nichts weckt und regt alle edlen Triebe so mächtig zur Bethätigung an, nichts lehrt das Kind von früh auf so sicher und fein unterscheiden zwischen Recht und Unrecht. Und, Gott sei Dank, ist die Zahl derer nicht gering, die — Geistliche, Lehrer, Eltern — diese Anschauung der Erziehung zu Grunde legen, und sie alle werden den Lohn haben, bei ihren Zöglingen ein freies klares Denken, eine tüchtige Gesinnung und die edle Kraft des Gemüths aufblühen und erstarken zu sehen. Aber so erfreulich groß die Zahl solcher Erzieher an sich ist, so verschwindend gering ist sie leider noch gegen die Zahl derer, die sich um Thierschutz gar nicht kümmern, geschweige denn ihn pflegen. Man erhält von hochgebildeten Leuten beim Hinweis auf eine Quälerei die Antwort: „Das fühlt ein Thier ja nicht!!“ Lehrer wie Geistliche weisen dringliche Bitten und Vorstellungen von Thierschützern mit geringschätzendem Achselzucken ab: „Wir haben Nothwendigeres (?) zu thun.“ Von erstaunlich „klugen“ Leuten wird der Thierschutz einfach für „Unsinn“, die Thierschützer für „Narren und Weichlinge“ erklärt. Meistens aber werden die Bitten der Thierfreunde an Geistliche und Lehrer, ihre Bestrebungen zu unterstützen, einfach unbeantwortet gelassen. Dieses Todschweigens, der häßlichsten und feigsten aller unedlen Waffen, bedient sich zur Abwehr des der trägen Selbstsucht unbequemen Thierschutzes, mit wenigen achtungswerthen Ausnahmen, auch die Presse — die „Großmacht!“ — deren Unterlassungssünden auch Sie rügen. Wie viel Segen könnte sie wirken; aber die Artikel über „Thierschutz“ wandern in die Papierkörbe der Redaktionen, und die eigentlichen „Thierschutzblätter“ werden ja von dem großen Publikum nicht gelesen. — Deshalb möchte ich so innig bitten, ob nicht die „Lehrerin“ der guten Sache ein beredter Anwalt sein und dem Thierschutz dauernd eine „Ecke“ einräumen möchte? Es würde gewiß ein Beispiel sein, das in der Presse nicht ohne Nacheiferung bliebe; vor allem aber würde, müßte es allmählich alle Lehrerinnen für die Sache gewinnen. Wohl mit Recht setzte der edle Menschen- und Thierfreund, Herr J. F. C. Kühlmann in Bremen, seine ganze Hoffnung auf die Mithilfe edler Frauen bei der Begründung seines schönen Werkes: „Des großen deutschen Reichsbundes zum Schutz der Thiere.“ Der Bund will die Jugend dem Thierschutz gewinnen; es ist ein Jugend-, ein Kinderbund. Er besteht seit zwölf Jahren, zählt schon Tausende von Mitgliedern weit über Deutschlands Grenzen hinaus und hat überall, wo er Boden gewonnen, fühlbaren Segen gewirkt! Es ist diesem Bund die weiteste Verbreitung ermöglicht dadurch, daß kein Geldbeitrag erhoben wird. Der Beitritt der Lehrer und Kinder fordert kein Opfer an Zeit, an Mühe — nichts, als den guten redlichen Willen der Lehrer, bei jeder Gelegenheit, welche Erziehung und Unterricht ja unabläßig bieten, die Kinder zum Thierschutz zu ermahnen und anzuleiten, die göttliche Pflanze des Mitleids zu pflegen und — — durch eigenes Beispiel zu wirken! —

Ist das nicht ein großer herrlicher Gedanke? ist derselbe nicht werth, verbreitet zu werden? und sollte es dem schon so weit reichenden Einfluß der „Lehrerin" nicht gelingen alle, alle Lehrerinnen zum Mithelfen an diesem schönen, ernsten Erziehungswerke zu gewinnen? Ich hoffe es! Es würde dadurch der Bund zu einer Macht anwachsen, der auch die Lehrer nicht gleichgiltig gegenüberstehen würden, deren Einwirkung auf die Familie eine segensreiche sein müßte — denn es ist gewiß wahr, daß die Kinder die Eltern ebenso wohl erziehen, wie die Eltern die Kinder — ja wie häufig fängt der Eltern „Erziehung" erst da an, wo sie durch ihr unschuldvolles Kind begonnen wird! — — — — — — — — — — — — — — —

Dornholzhausen
bei Homburg v. d. Höhe. Clementine Böttger.

(Antwort).

Von ganzem Herzen bin ich bereit, alle Bestrebungen zu unterstützen, die darauf hinausgehen, die Thiere zu schützen und stelle zu diesem Zwecke auch die Seiten der „Lehrerin" zur Verfügung.

Auch ich habe leider öfters die Erfahrung machen müssen, daß Artikel über Thierschutz von den Redaktionen der Zeitungen unbeachtet gelassen worden sind. Es ist das eine um so traurigere Erfahrung, wenn man erwägt, mit welchem nichtigen, oft verderblich wirkenden Stoff die Spalten der Zeitungen angefüllt sind, ein Stoff, der geradezu Hohn spricht der Bestimmung der Presse: veredelnd auf das lesende Publikum zu wirken. Ich wiederhole, was ich bereits geäußert habe: **Kirche, Schule** und **Presse** haben die sittliche Verpflichtung, für den Schutz der Thiere einzutreten, und wenn sie derselben nicht nachkommen, machen sie sich einer Unterlassungssünde schuldig, welche für die Veredelung des Menschengeschlechtes (ihre eigentliche Aufgabe) hemmender ist, als wir ermessen können.

Es ist geradezu unbegreiflich, daß diese drei Faktoren, denen immer als Großmächten gehuldigt wird, unsere hochgepriesene Kultur nicht so hoch gehoben haben, daß wir der Rohheit der Thierquälerei nicht mehr begegnen. Auch ich kenne dieses geringschätzige Achselzucken, gegenüber den Bitten, man möge sich der Thiere annehmen. Daß wir demselben in den Kreisen derjenigen begegnen, welche die Aufgabe haben, Menschen zu erziehen, ist doppelt beklagenswerth. Diese Lücke in der Bildung der Menschenerzieher — läßt alle Hoffnung auf Besserung zu schanden werden.

Sie werden meine hohe Freude begreifen, die ich empfand, als ich bei einem Besuche der Volksschule in Münster i. Elsaß einen Lehrer fand, dessen Bildung diese Lücke nicht aufwies. Bei meinem Eintritt in die Klassen fiel mein Blick zuerst auf eine Tafel, auf welcher in warmen Worten der Thierschutz den Kindern empfohlen und täglich in Erinnerung gebracht wird. — Als ich meine Freude darüber gegen den Herrn Hauptlehrer W. äußerte, erzählte er mir, daß er dem deutschen Reichsbund zum Schutze der Thiere angehöre, und daß er seiner Verpflichtung als Mitglied desselben insofern nachkomme, als er unabläßig bemüht ist, die Schüler und Schülerinnen für den Thierschutz zu gewinnen durch Wort und That, daß er u. A. auch von

jedem seiner Schüler und von seinen Schülerinnen sich beim Abgang aus der Schule durch Handschlag und Wort die feierliche Versicherung geben lasse — nie ein Thier zu quälen oder quälen zu lassen.

Ferner erzählte er mir das kaum Glaubliche, daß seine Herren Collegen in einer Versammlung bei seinem Vorschlage, in gleicher Weise für den Thierschutz zu wirken, — sich ablehnend verhalten haben. So habe man u. A. gemeint, es hieße die Kinder zur Unwahrheit verleiten, wenn man ihnen das Wort abnähme, nie mehr ein Thier zu quälen!

Sollten diese Herren dann nicht auch die Konfirmation für eine Verleitung zur Unwahrhrheit halten? — —

— —

Ich bitte Sie, in der „Lehrerin" öfters Ihre lieben Kolleginnen an die Pflicht, die Jugend für den Thierschutz zu gewinnen, zu mahnen. Ich werde Sie gern dabei unterstützen.

Gera-Untermhaus. M. Loeper-Houssselle.

Aus: „Presse und bildliche Darstellung in Bezug auf Thierschutz".

Von Franz v. Nemmersdorf.

„Die Menschheit im großen Ganzen glich immer den trägen materiellen Massen, die nur durch Druck und Stoß von außen bewegt werden. So eine der Welt Impuls gebende Macht war ehedem die Kirche; vor, neben und nach der geistlichen Gewalt herrschte auch das Schwert, heutzutage thut es die Presse.

„Subtil wie ein feines Gift, oder auch gleich wohlthuendem Heiltranke dringt, kaum bemerkbar, aber doch drastisch wirksam, was die Presse an Anschauung, Auffassung, Meinung bietet, in tausend und abertausend Adern des Verkehres.

„Gänzlich frei von dem Einfluß kann sich der selbstbewußteste, verstandesklarste, energischste Mensch nicht halten; unbedingt folgt der Leitung der Presse, wer nicht einen durch logisches Denken und reiche Erfahrung gefestigten Charakter besitzt." —

„Die Tagespresse hat ihre Schooß- sowohl, als ihre Stiefkinder; zu den letzteren gehört der Thierschutz.

„Leider ist das Recht unserer stummen Gefährten auf Menschlichkeit beinahe nur in den Fachblättern vertreten und solche werden natürlich bloß von bereits Gewonnenen gelesen. Das Feld ist ein ungeheures, die zu bekämpfenden Feinde sind zahllos. Aber in guter, gerechter Sache verzagen, ist feige; die Hindernisse müssen überwunden werden und im Kampfe wächst die Kraft. Die Spielhöhlen fielen vor der Opposition der Vernunft, und Wilberson's mächtigem Worte erlag die Negersclaverei.

„Unsere Aufgabe verleiht Muth und Energie durch ihre eminent praktische Bedeutung. Auch nur eine Grausamkeit an einem Thier verhindert, ist bereits lohnender Erfolg und Sieg." —

„Schon die Ausdrücke Vieh, Bestie tragen zur Verrohhung bei, vom böswilligen Worte bis zum Rausche des Blutes ist es nur eine gerade, wenn auch lange Straße.

„Gleichgiltiges giebt es nicht, denn jede Berichterstattung übt in ihrer Weise Einfluß auf Vorstellungen und Gefühle des Lesers, z. B. „die wuthkranke Bestie"! Man könnte meinen, der Hund habe sich aus überlegter Bosheit Hydrophobie beigebracht, während doch für Thier wie Mensch Krankheit das größte Unglück ist. „Die Schindmähre war trotz aller Schläge nicht von der Stelle zu bringen."

„Solche Redewendungen, leider nur zu häufig in den Zeitungen, wirken viel Unheil. Gedankenlose Leser gewöhnen sich daran, ein Thier als bloß Sachliches zu betrachten'; namentlich die Jugend, deren Gemüth, einem unbeschriebenen Blatte gleichend, alle Eindrücke aufnimmt, wird gefühllos und abgestumpft gegen die Leiden der Thiere.

„Wir können die Zeitungsreporter über Unfälle von und durch Thiere in gleichgiltige, böswillige und sympathische eintheilen."

„Ein Pferd fiel ermattet zusammen und sperrte die Passage," „ein bissiger Köter zerriß den Rock eines Mannes und wurde vertilgt." „Gerecht bestrafte Unart: Ein Knabe quälte ein müdes Pferd und wurde von demselben geschlagen."

„Jeder dieser Sätze, die sich in's Unendliche variiren ließen, führt der Seele ein anderes Bild vor und wirkt durch ofte Wiederholung ganz sicher in günstiger oder ungünstiger Weise.

„Stärker fast noch, besonders momentan, weil plastisch erregend, durch den edelsten aller Sinne, das Gesicht eindringend, beeinflussen bildliche Darstellungen das Vorstellungsvermögen.

„Selbst große Meister verschmähen nicht, unästhetische, widrige Bilder zu malen. Verwundete, todte, sich zerfleischende Thiere sind immer häßlich.

„Wieviel Unheil haben nur die Maler gestiftet, indem sie Hunde mit gestutzten Ohren, Pferde mit abgeschnittenen Schweifen abbildeten." —

„Das Bilderbuch führt der weichen Kinderseele die Kämpfe von Hund und Katze, die Hetzjagd, den peitschenden Kutscher und andere schlimme Beispiele vor. Was Wunder, wenn Mädchen und Knaben in ihren Spielen die erhaltenen Eindrücke praktisch verwerthen." —

„Jeder lebt und wirkt in einer gewissen Umgebung, was die Franzosen „le milieu" nennen, in welcher der Mensch leidet und handelt. Daher verschmähe keiner, in Wort und That Propaganda für unsere Sache zu machen.

„Auch das kleinste Samenkörnlein wird aufgehen, wird Früchte tragen Noch ist unsere Aufgabe eine riesige, unser Erreichtes winzig, aber jeder Schritt vorwärts ändert die Position zu unseren Gunsten."

„Darum Presse und bildliche Darstellung im Auge behalten, das Gute befördert, das Schlimme bekämpft. (Wiener Thierfreund.)

Ehrenmitglieds-Diplom.

Der Präsidentin unseres Vereins wurde die Ehre zu Theil, durch nachstehendes Schreiben zum Ehrenmitgliede des Ungarischen Landesthierschutzvereins zu Budapest ernannt zu werden.

Ihrer Excellenz, Frau Mary v. Schilling, Präsidentin des Thierschutzvereins: „Damencomité des Thierasyls zu Riga."

Der Ungarische Landesthierschutzverein zu Budapest hat in seiner Generalversammlung am 22. December 1889 Eure Excellenz, in Anbetracht Ihrer großen Verdienste auf dem Gebiete der Humanität und insbesondere des Thierschutzes, zum Ehrenmitgliede erwählt.

Es gereicht mir zur besonderen Freude, dies Eurer Excellenz amtlich zu wissen zu geben; zugleich habe ich die Ehre, das betreffende Diplom hier beischließend zu übersenden.

Der Landesthierschutzverein zu Budapest ehrt sich nur selber, wenn er so anerkannte Capacitäten des Forttschrittes zu seinen Mitgliedern zählen darf.

Es zeichnet hochachtungsvoll

Professor Dr. Julius Szalkay,
General-Sekretär des Ungarischen Landesthierschutzvereins zu Budapest.

Budapest, den 29. December 1889.

Darbringungen zum Besten der Russischen Thierschutz-Gesellschaft.

Herr Trouvé, Vorstandsmitglied des Pariser Thierschutzvereins, welcher den Präsidenten der Russischen Central-Thierschutzgesellschaft, Kammerherrn v. Joukovsky, im Sommer 1889 in Paris kennen und verehren lernte, hat dem Petersburger Verein ein Geschenk von 1000 Francs mit der Bitte eingesandt, ihn in die Zahl der Vereinsmitglieder aufzunehmen. Dem Schreiben war eine Copie seines Testamentes beigeschlossen, in welchem Herr Trouvé sein ganzes Vermögen den beiden Thierschutzgesellschaften in Paris und Petersburg zu gleichen Theilen vermacht. Nach Herrn Trouvé's Tode fällt dem Russischen Thierschutzverein ein Erbe von 40,000 Francs zu, und zwar mit der Bestimmung, daß die Zinsen dieses Kapitals solchen Personen als Belohnung zuerkannt werden sollen, welche am eifrigsten gegen Thierquälerei eingeschritten sind.

(Aus dem „Westnik".)

Schützet und nähret die Vögel!

Nur zu oft muß man die Wahrnehmung machen, daß das den Vögeln im Winter von mitleidigen Menschen gespendete Futter seinen Zweck nicht vollständig erfüllt. Es dürften deshalb einige Andeutungen über die Wahl des Futters, sowie über die Art und Weise der Verabreichung desselben

willkommen sein. Vor Allem vermeide man bei Frostwetter solches Futter, welches leicht gefriert, wie z. B. geweichtes Brod, Kartoffeln ꝛc. und deshalb von den Vögeln nicht genossen werden kann. Man kann Brodkrumen und zerdrückte Kartoffeln zur Fütterung verwenden, so lange die Temperatur noch nicht bis zum Gefrierpunkte herabgesunken ist. Die Nahrung muß an Orte gestreut werden, an welchen sie anderen Thieren unzugänglich ist. Da fast nur Körnerfresser den Winter über bei uns bleiben, so wähle man nur solches Futter, welches der Einwirkung des Frostes widersteht, vornehmlich Hafer, Hirse, Gerste (geschälte), Rübsamen und Hanf. Die letztgenannte Frucht ist am meisten zu empfehlen, weil sie am nahrhaftesten ist und am meisten Wärme entwickelt. Verhältnißmäßig wenig Körner genügen, um die Vögel vor Hunger und dem Erfrieren zu schützen. Will man eine recht zahlreiche Gesellschaft als tägliche Gäste bei sich sehen, so beginne man nicht zu spät mit dem Futterstreuen (schon beim ersten Reif und Frost); ebenfalls darf man nicht zu früh aufhören, da gerade die letzten Schneefälle und Fröste den Vögeln am meisten schaden und weil dann auch gewöhnlich schon voreilige Zugvögel eingetroffen sind, die ohne Futter sonst der Witterung zum Opfer fallen. Will man die Vögel in die Nähe seiner Wohnung gewöhnen, so streue man das Futter vor die Fenster, oder auf einen von Schnee befreiten, gegen die Unbilden der Witterung geschützten Platz in der Nähe des Hauses. Tannengebüsch und Reisighaufen lieben die Thiere vor Allem und sammeln sich dort schnell, wenn sie merken, daß ihnen daselbst Nahrung geboten wird. Die Meise, von der 5 bis 6 Arten den Winter über bei uns zubringen, wird auch bald unser täglicher Gast werden, wenn wir vor unserem Fenster eine halbe Nuß, ein Stück Fett, eine Gänsegerippe oder Knochen aufhängen, an denen sich noch Knorpel und Fleischtheile befinden. Auch hat man die Wahrnehmung gemacht, daß diese niedlichen Thierchen sich sehr bald mit dem Aufenthalt in einem vor dem Fenster angebrachten Cigarrenkästchen, in welches seitwärts ein rundes Loch zum Aus- und Einschlüpfen gemacht ist, befreunden. Will man beobachten, wie sie das in das Kästchen gestreute Futter verzehren, so lege man eine Glasscheibe anstatt des Deckels darauf. Die Meise wird die ihr im Winter erzeigte Wohlthat reichlich vergelten, wenn sie in günstiger Jahreszeit beim Vertilgen der Insecten als des Menschen Freund und Wohlthäter ihre Wirksamkeit zeigt. Wie groß ihr Nutzen ist, kann man daraus entnehmen, daß sie zur Fütterung ihrer (durchschnittlich) 8 Jungen, Tausende von Kerbthier- und Insekteneiern und Larven täglich nöthig hat, und daß eine Meisenfamilie in einem Jahr uns von Millionen der Land- und Forstwirthschaft schädlichen Thieren befreit. Dies hat ein Obstzüchter auch erkannt, indem er im Winter Speckstückchen an seine Obstbäume hing und dadurch die Meisen anzog, die nach verzehrtem Speck die Bäume absuchten und alles Ungeziefer an demselben vertilgten. Darum

„Gedenket der Vögel zur Winterzeit!“ Sch.

Luft und Licht in unseren Arbeitsviehställen.

(Von Frhr. von Sternburg.)

Ohne Luft und Licht sind weder Menschen, noch Thiere, noch Pflanzen in der Lage, zu leben, ohne diese nothwendigen Bedingungen vermag kein Organismus zu gedeihen. Die Gesundheit unserer Hausthiere spricht sich auch im Stalle aus, wenn man sich nur die Zeit nimmt, sie zu beobachten. Luft ist überall, wo lebende Wesen sich aufhalten; das ist allerdings nicht anzuzweifeln, aber was für Luft findet man oft in gewissen Ställen, in welchen Pferde und Rindvieh, nnd letzteres nicht selten Jahr ein Jahr aus fest an die Krippe gefesselt sind? Die reine Luft enthält in der Hauptsache Sauerstoff und Stickstoff (21 % : 79 %) mit einer Beimischung von Kohlensäure und Wasserdunst; sind auch andere Beimischungen in diesen Bestandtheilen in Form von sogenannten Zersetzungsproducten, Ausdünstungsstoffen u. s. w., so ist die Luft unrein, verdorben, und diese Luft ist vorherrschend in schmutzig gehaltenen, niedrigen, mit vielem Vieh besetzten Ställen zu finden, welche keine Ventilation, ungenügende Jauchenabzüge, schlechten und undurchlassenden Untergrund und dergleichen mehr haben, und sollten sie dennoch vorhanden sein, so bezeugt trotzdem schon die verdorbene Luft allein ihre verdorbene Eigenschaft. Die Beschaffenheit des Stalles ist schuld an der Entwickelung und Anhäufung solcher schädlicher Stalldünste. Abgesehen von den Thieren, denen kein anderer Luftwechsel als ein unreiner und ungesunder geboten wird, mag nur beispielsweise angeführt werden, daß in einen solchen Stall ein Pferd zur Ruhe und Fütterung geführt wird, welches durch seine eben vollendete Arbeitsthätigkeit überdies auch noch zu einer lange andauernden, kräftigen und tiefen Respiration gezwungen ist. Was müssen also solche arme Thiere in vollen Zügen einathmen? Ammoniakgas, Kohlenoxydgas und dergleichen mehr, eben kurz die allerschädlichsten Bestandtheile, welche auf den gesammten inneren Organismus bekanntlich in hohem Grade zerstörend wirken. Was wird nun aus den Pferden, namentlich aber aus den für diese schädlichen Einflüsse noch weit empfindlicheren Fohlen, wenn dieselben gezwungen sind, eine dergleichen geradezu verpestete Luft einzuathmen? Von einer reinen Blutbildung kann selbstverständlich unter solchen Verhältnissen gar nicht die Rede sein, wo diese aber fehlt, muß unbedingt anstatt ihrer, eine allgemeine Schwäche, Verkümmerung, sowie ein dadurch bedingter Rückgang der Lebens- und Leistungsenergie die unausbleibliche Folge sein. Ohne Licht und reine gesunde Luft kann bekanntlich weder ein thierischer, noch ein menschlicher Organismus gedeihen. Ein Thier, welches zur täglichen Arbeit verwendet wird, in einem dunklen und dunstigen Stalle gehalten, wird schläferig, energie- und kraftlos, weil ihm eben die beiden wichtigen Lebenselemente, Licht und gesunde Luft, fehlen. Man hört nicht selten sagen: „Ich habe einen dunklen Stall und trotzdem fette Ochsen.“ Mag sein! — Hier liegen aber auch die Verhältnisse ganz anders: Für Mastthiere, von denen man keine Lebensfrische, keine Lebens- und Arbeitsthätigkeit verlangt, ist es sogar von Vortheil und begünstigt die Mast, wenn die derselben unterliegenden

Thiere in einem mäßig dunklen Stalle stehen, zumal weil dabei die sich in einem solchen Stalle bildenden wässerigen Stoffe auch in geringem Maße zur Erzielung einer gewissen Beleibtheit mit beitragen. Ebenso mag auch für Arbeitsthiere im heißen Sommer, zumal in den Monaten, wo dieselben durch Fliegen belästigt werden, ein Stall mit mäßig gedämpftem Lichte recht wohlthuend sein. Ein dunkler Stall dagegen ist ein für alle Mal für diese Thiere stets von Nachtheil. Wir werden daher am besten thun, wenn wir hier die Mittelstraße einhalten, indem wir die Stallungen mit reiner und gesunder Luft durch zweckmäßig angebrachte Ventilationsvorrichtungen versehen. Sorgen wir ferner überdies auch noch neben einer rationellen Ernährung auch für eine sorgsame Pflege unserer Arbeitsthiere, so wird sich das in denselben liegende Anlage-Kapital reichlich verzinsen.

(„Androclus.")

Der Winterbeschlag der Wirthschaftspferde.

Seit längerer Zeit schon herrscht eine förmliche Jagd nach der Erfindung eines in jeder Hinsicht entsprechenden Winterhufbeschlags. Alle diese, natürlich patentirten Erfindungen auf diesem Gebiete: die Hufeisen aus gepreßtem Leder, die aus Gummi, aus Schiffstauen, Ziegenhorn und anderem Materiale hergestellten Beschläge sind Spielereien und sollten von den Pferdebesitzern unbeachtet bleiben. Das Schraubstolleneisen allein verdient verwendet zu werden.*) Denn dieses allein bietet die entsprechenden Vortheile.

Allerdings erfordert das Eisen mit Schraubstollen beim Anfertigen viel mehr Geschick, sowie auch weit mehr Arbeit und ist complicirter, also schwieriger herzustellen als ein mit angeschmiedeten Stollen versehenes Eisen. Es stellt sich deshalb auch höher im Preise. Man braucht aber auch nicht alle 8 bis 14 Tage einen halben Tag zu versäumen, um die Pferde in der Schmiede beschlagen zu lassen; der höhere Kostenpreis wird bei Gebrauchspferden reichlich eingebracht durch die längere Dauer des Beschlages und durch die vermehrte Arbeitsleistung, weil die Arbeit nicht zum Zwecke des immer wieder nothwendig werdenden Beschlages unterbrochen werden muß.

Bei plötzlich eintretender Glätte kommt der Landwirth zuweilen in die Lage, die Pferde augenblicklich gebrauchen zu müssen; da kann nun das Stallpersonal allein sofort helfen, indem es durch Ausschrauben der abgenützten, stumpfen und durch Einschrauben der scharfen Stollen die Pferde augenblicklich zum Dienste geeignet macht. Ist die Dienstleistung der Ge-

*) Auf der großen Pferdebahn-Station Meidling bei Wien werden sämmtliche, den Pferden unterzulegende Hufeisen nicht mit angeschmiedeten, sondern mit eingeschraubten Stollen versehen. Mit Leichtigkeit lassen sich diese vom Eisen abnehmen und wieder durch neue ergänzen, ohne daß das Eisen vom Huf genommen werden muß. — Natürlich hat das Pferd mit den stets scharfen Stollen, sowohl auf Steinpflaster, wie auch bei Winterglätte einen viel sichereren Tritt und mehr Kraft zum Ziehen.

brauchspferde auf weniger glattem Boden keine besonders anstrengende, so kann auch zur Vermeidung von Verletzungen nur der äußere Eisenarm mit einem scharfen Schraubstollen, der innere hingegen mit einem stumpfen versehen werden. Sind aber scharfe Stollen nicht mehr nothwendig oder befinden sich die Pferde im Stalle, so können die scharfen Stollen mittelst eines Stollenschlüssels wieder herausgenommen werden, wodurch vielen Verletzungen vorgebeugt wird, welche sich die Pferde mit den scharfen Stollen selbst durch die Kronentritte oder anderen durch Schläge zufügen können. Wie der Mensch nach einem Marsche oder einer Reise zur Winterzeit seine hohen Schneestiefel mit den Hausschuhen wechselt, so ist es gewiß auch dem Pferde nützlich, im Stalle ohne Stollen zu stehen. Nur ist darauf zu sehen, daß die Schraubenlöcher gut gereinigt werden und der darin angesammelte Unrath entfernt werde. Gegenwärtig bekommt man übrigens Stollen, die in der Mitte einen Stahlstift besitzen; das sie umgebende weichere Eisen nützt sich schneller ab, und schärfen sich deshalb derartige Stollen selbst und bleiben immer spitz und scharf. Aehnliche Stollen wurden schon vor achtzig Jahren von einigen Hufschmieden gemacht, nur waren dieselben damals noch nicht patentirt!

Alle diese Vortheile bietet das Hufeisen mit angeschmiedeten Stollen nicht; bei diesem können die Stollen nicht abgeschraubt werden, wenn man sie im Stalle nicht braucht; ebenso nützen sich dieselben oft ungleichmäßig ab und es erleiden dann die Pferde durch das schiefe Auftreten an ihren Gelenken Schaden, gleichwie sie sich im Stalle Verletzungen beibringen können.

Bedauerlich ist nur, daß sich beim Winterhufeisen nicht auch die Griffe am Zehentheile des Eisens auswechseln lassen; diese müssen angeschweißt sein, weil Schraubengriffe abbrechen und sich überhaupt nicht dauerhaft erweisen. (Oest. landw. Wochenblatt.)

Thierarzt Johann Krause.

Preisschießen auf Tauben.

Wie die „Now. Wr." mittheilt, veranstaltete der Ischora-Rybazkoje-Jagdverein am 27. und 28. December v. J. in seinem unweit Petersburg an der Chaussée zur Pulvermühle belegenen Local ein Preisschießen auf bewegliche Ziele, das heißt auf losgelassene Tauben. Das barbarische Vergnügen begann um 11 Uhr Vormittags. Es nahmen an demselben 28 Schützen theil. Um den ersten Preis (vom Verein) concurrirten 14 Personen, davon erhielten den Preis (goldene Jetons) die Herren Wssewoloshski, Ikonnikow I. und II.; um den zweiten Preis (vom Vereinsglied Karaulow) concurrirten ebenfalls 14 Schützen, wobei den Preis Herr Wishow erhielt, während Herr Karaulow 35 pCt. und Herr Odossowski 25 pCt. vom Subskriptionsgeld gewannen. Für jeden Schützen wurden zu 12 Tauben nach einander losgelassen, so daß als Resultat über 100 todte oder tödtlich ver-

letzte Vögel den Platz bedeckten. Am folgenden Tage gab es wiederum zwei Preise, wobei auf den ersten — bei 10 Rbl. Subskriptionsgeld, 24 Meter Distanz und 12 Tauben pro Mann — 9 Schützen concurrirten und Herr Karaulow denselben gewann. Um den zweiten Preis concurrirten nur Schützen, die bei dem ersten Preisschießen keinen Preis genommen hatten. Die Bedingungen waren: 5 Rbl. Subskriptionsgeld, 23 Meter Distanz und 5 Tauben pro Mann. Es gewann den Preis unter vier Konkurrenten Herr Kriwski. — Der taubenmörderische Verein gedenkt, der „Now. Wr." zufolge, sein Vergnügen auch noch in der Michael-Manege zur Zeit der geplanten Hundeausstellung zu wiederholen.

* * *

Wie aus vorstehend mitgetheiltem Geschehniß ersichtlich, wuchert die häßliche Giftpflanze der grausamen Taubenmetzelei auch bei uns in Rußland fort! Die Nachricht von dem, aus russischen Zeitungen auch in diesen Blättern mitgetheilten, weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus freudig und sympathisch begrüßten und anderen Regierungen zur Nachahmung empfohlenen ministeriellen Verbot des Taubenschießens im ganzen russischen Reiche, hat sich — unerklärlicher Weise — leider als eine irrige erwiesen!! Auf eine kürzlich vom Odessaer Thierschutzverein an den Vorstand der russischen Thierschutzgesellschaft gerichtete Anfrage, unter welchem Datum und welcher Nummer obiges den Vereinsstatuten als Beilage beigegebenes Verbot erlassen worden, erfolgte der ebenso unerwartete, als jeden Thierfreund entmuthigende und betrübende Bescheid, daß ein solches Verbot überhaupt nicht erlassen und nur in Folge eines Mißverständnisses den Statuten beigedruckt sei!

Trotzdem werden unsere Thierschutzvereine, im Einverständniß mit dem Beschluß des neunten Internationalen Thierschutzcongresses in Wien, der sich bekanntlich mit der größten Entschiedenheit gegen das Taubenschießen — als ein den Geboten der Moral und der Menschlichkeit widersprechendes rohes Spiel — geäußert hat, nicht ermüden dürfen in erneuten Bemühungen und Anstrengungen zur Beseitigung dieses abscheulichen Massenmordes. Ja, es wäre dringend geboten, daß ein Verbot von Staatswegen so bald als möglich erlassen würde, noch bevor diese rohen Vergnügungen sich auch bei uns so eingebürgert haben, wie es z. B. leider in ganz Belgien und in Mecklenburg der Fall ist. Besonders ist dabei zu beklagen, daß dieser Sport auch bei uns vorzugsweise von Personen betrieben wird, deren Thun von der großen ungebildeten Masse mit Vorliebe nachgeahmt wird und der sie ein sittenverderbendes Beispiel zur weiterer Verrohhung geben. Die besser Gesinnten aber müssen mit Erbitterung erfüllt werden über die Ungerechtigkeit, daß solche schändliche Thierquälereien ungestraft verübt werden dürfen, während geringere Vergehen der Strafe unterliegen.

Es bleibe dahingestellt, ob die Barbarei auch bei uns schon so weit wie anderwärts gediehen ist, daß z. B der Taube, um sie zum sofortigen

Auffliegen zu nöthigen, einzelne Schwanzfedern ausgerissen und die wunden Stellen mit gestoßenem Pfeffer eingerieben oder zur Verhinderung eines schnellen Fluges, an gewissen Stellen das Knochengerüst zerbrochen wird, daß man dem Thiere das linke Auge ausstickt, wenn es nach rechts fliegen oder das rechte, wenn es links fliegen soll, und ähnliche Schändlichkeiten mehr. Aber auch abgesehen von derartigen Verstümmelungen, liegt schon darin eine arge Thierquälerei, daß ein großer Theil der Tauben bei diesen Metzeleien nicht getödtet, sondern nur verwundet wird und entkommt, um eines langsamen, qualvollen Todes zu sterben.

Solch' rohe öffentliche Vergnügungen werfen einen dunklen Schatten auf unsere heutige Civilisation.

M. S.

Der Krammetsvogelfang. Für den Thier- und Naturfreund ist die Massenvernichtung der Singdrossel — denn diese ist es, welche unter dem Namen Krammetsvogel auf den Markt gebracht wird — ein betrübendes Schauspiel. Gerade dieser Vogel ist einer unserer lieblichsten Waldsänger und wo sein munterer, flötenartiger Gesang erschallt, läßt man sich gerne nieder. Um so auffallender muß es erscheinen, daß man bei Berathung des Vogelschutzgesetzes so wenig Rücksicht auf diesen Vogel genommen und dessen Fang einigen Gourmands zu Liebe freigegeben hat. Freilich hat sogar die „Kleine Excellenz" (Windthorst) im deutschen Reichstag erklärt, daß er die gebratenen Krammetsvögel sehr gerne esse, und man hat es denn auch richtig fertig gebracht, die Sing-Drossel für den Herbst vom Vogelschutz auszuschließen. Daß sich aber in den zum Fang der armen schutzlosen Sänger aufgestellten Dohnen auch noch ganze Schaaren kleinerer Singvögel, wie Rothkehlchen, Meisen ꝛc. fangen und langsam zu Tode zappeln müssen, ist eine allbekannte Thatsache, und es wird mithin nicht nur die Vertilgung der Drossel, sondern die Ausrottung ganzer Kategorieen von nützlichen Vögeln bewirkt. Wird irgend wo einmal ein Vogelfänger erwischt, so erhebt sich ein großes Geschrei über die Ruchlosigkeit eines solchen Menschen, Gensdarmen, Staatsanwälte und Richter setzen sich in Bewegung, große Aktenstücke werden angelegt und nachdem das Crimen festgestellt ist, wird der Verbrecher prompt eingelocht. Auf der anderen Seite läßt man es ruhig geschehen, daß die Vögel in Masse ausgerottet werden. Unserer Ansicht nach muß jeder Freund der gefiederten Welt gegen diese Abschlachtung unserer heimischen Sänger, welche die Verödung der Gärten und Wälder zur Folge hat, energisch protestiren.

Können Thiere Legate empfangen? Diese heikle Frage hatte Oberrichter North kürzlich zu entscheiden. Ein Herr Dean hatte eine jährliche Summe von 750 Pfd. Sterl. (15,000 M.) hinterlassen, um seinem aus 18 Pferden und Ponies bestehenden Gestüt und seinen Jagdhunden einen ruhigen Lebensabend zu verschaffen. Der Testator hatte zwei Trustees ernannt,

und sie waren angewiesen, Niemandem über die Art und Weise, wie sie das Geld ausgeben, Rechenschaft abzulegen. Die Dauer des Trust war auf fünfzig Jahre berechnet und den Trustees war gestattet, ein Thier, das krank war, mit einem doppelläufigen Gewehr zu erschießen. Beide Läufe mußten vor dem Schuß sorgfältig gereinigt und dann geladen werden. Die Hunde durften zur Jagd benutzt werden. Die Erben fochten dieses seltsame Legat an, aus dem Grunde, daß Pferde und Hunde auf das Vermögen ihres Herrn keinen Anspruch hätten, weil sie nicht persönlich vor Gericht erscheinen und ihren Antheil verlangen könnten. Der Richter sah dies jedoch nicht als einen Grund an, weswegen das Legat ungesetzlich sein sollte und die Erben müssen die jährliche Summe aus dem Ertrag der Ländereien des Verstorbenen bezahlen, bis das letzte Pferd an Altersschwäche gestorben ist.

Ein nachahmenswerthes Beispiel

gab die Stadtverwaltung von Turin durch folgenden Aufruf:

„In der Absicht, die eines civilisirten Volkes unwürdige Mißhandlung der Hausthiere zu bekämpfen;

„In Anbetracht, daß das Zusammenwirken der Bürger mit der Behörde nothwendig ist, da die Aufsicht der Polizeibeamten allein nicht ausreicht;

„Unter Hinweis auf die Artikel 102 und 103 des Gemeindegesetzes vom 20. März 1865 und die durch das Strafgesetzbuch verbotenen Handlungen, fordere ich alle Bürger, besonders die Familienväter, Lehrer und die Vorstände von Werkstätten auf, durch Rath und Belehrung mitzuhelfen, daß die Beamten die nöthige Unterstützung finden, um gegen die Uebertreter der Thierschutzgesetze einschreiten zu können.

Die mündlichen Anzeigen der Uebertretungen werden unverzüglich in der gesetzlich vorgeschriebenen Form der städtischen Präfektur zur endgiltigen Entscheidung vorgelegt werden."

Stadthaus zu Turin. Der Bürgermeister F. Rignon.

Auch in anderen italienischen Städten sind die Behörden bestrebt, der barbarischen Behandlung der Thiere Einhalt zu thun. Besonders haben sich zahlreiche Magistrate die Einführung der Schlachtmaske angelegen sein lassen und könnten in dieser Beziehung vielen deutschen Städten als Muster dienen.

Wir thun uns ja, wenn wir von der „herzlosen" Behandlung der Thiere in Italien reden, so viel auf unser deutsches Gemüth zu gut. Aber nach den Berichten der italienischen Thierschutzvereine müssen wir leider bekennen, daß in Italien die Behörden für Abstellung der Thierquälereien mehr Eifer zeigen als bei uns und besonders, daß die Thierschutzbestrebungen in den höheren Schichten der Gesellschaft mehr thätige Unterstützung finden als in Deutschland. Wohl wird hier das Auge nicht so oft beleidigt durch grausame Thiermißhandlung auf offener Straße; aber muß denn das Gemüth nicht ebenso bewegt werden durch jene entsetzlichen Martern, die wir allerdings nur selten mit Augen sehen, von denen wir aber doch wissen,

von jenen Qualen, die jährlich viele Millionen von Thieren beim Transport und beim Schlachten erleiden müssen, Qualen, die unnöthig und zwecklos sind und die so leicht zu beseitigen wären, wenn nur die öffentliche Meinung energisch Protest dagegen erheben würde und wenn besonders unsere einflußreichen Kreise den festen Willen hätten, auf dem Gesetzeswege Abhilfe zu schaffen.

„Den Transport von Hunden auf Eisenbahnen" betreffend, erhielt die Redaktion der „Deutschen St. Petersburger Zeitung" folgende Zuschrift:

„Eine Misère, die jeden Thierfreund im Allgemeinen und jeden Hundebesitzer im Besonderen tief angeht, zwingt mich, mit meiner Stimme an die Oeffentlichkeit zu dringen, um hierdurch die Blicke maßgebender Kreise auf eine Unzulänglichkeit zu lenken.

Ich meine die mehr als barbarische Transportweise von Hunden auf unseren Eisenbahnen.

Wer jemals eine Eisenbahnfahrt mit seinem Hunde — besonders im Winter — unternommen hat, wird unzweifelhaft aus ganzem Herzen mit mir in den Wehruf über die Rücksichtslosigkeit der Bahnverwaltungen einstimmen.

Als Beispiel steht mir aus eigener Erfahrung die Baltische Bahn vor Augen. Wird da so ein armer Hund bei jeglicher Witterung in einen sehr fraglich reinen. ca. 2 Arschin hohen und ebenso breiten, etwas längeren Kasten gesperrt, der sich im Baggagewaggon befindet und so die Annehmlichkeit hat, auf jeder Station ausgelüftet zu werden; und wenn der Besitzer nicht so vorsichtig gewesen ist, sich vordem mit einer Portion Heu zu versehen, so holt sich der Hund statt eines obligaten Schnupfens, erfrorene Füße oder noch mehr! — Und dafür zahlt man beispielsweise auf der Strecke Petersburg—Dorpat 1 Rbl. 91 Kop.!

Außer oben angeführten, durch die mangelhafte Construction der Behälter bedingten Erkrankungen, hat man noch häufig viel Schererei und Ausgaben durch Krätze, Räude und dergleichen, die der Hund mit in den Kauf bekommt. — Geht ein werthvoller Hund zu Grunde — wer kommt dann für den Schaden auf?

Könnte unser Thierschutzverein, der so manches zum Wohle unserer vierbeinigen Hausgenossen gethan hat — nicht auch hier ein ernstes Veto einlegen und verlangen, daß die Räumlichkeiten zum Transport von Hunden wenigstens so angelegt werden, daß sie nicht bis zu einem unmöglichen Grade kalt und nicht auf jeder Station dem Zuge ausgesetzt sind, und endlich für jede Fahrt extra desinfizirt werden? — Das Bischen Carbol, das ich zuweilen gerochen, genügt ganz und gar nicht!

Mögen diese Bemerkungen dazu beitragen, unseren treuesten Gefährten aus der Thierwelt ein gefahrloseres Reisen zu ermöglichen." A. St.

Hundeausstellung in Petersburg. Unter den neu hinzugekommenen Thieren auf der Hundeausstellung befindet sich ein äußerst interessantes

Exemplar; es ist das ein Bastard einer Wölfin und einer Ulmer Dogge. Das Thier, eine Hündin, ist 2 Jahre alt, hat den äußerlichen Habitus des wilden Hundes: große, aufstehende, in dem oberen Theile weite Ohren, spitze lange Schnauze, langer, buschiger herabhängender Schwanz, aufgeschürzten Bauch, lange sehnige Füße. Der Blick aber und das Benehmen sind ganz diejenigen eines Hundes, das Auge ist groß und gestellt wie bei der Dogge. Das Thier ist sehr zutraulich und scheint wirklich gutmüthig und wohlerzogen zu sein. Der Züchter und Besitzer ist ein Herr Posdtemski von hier. Die Provenienz des Thieres ist von der Verwaltung der Kaiserlichen Jagd bescheinigt.

Moskau. Vor Kurzem verlautete hier, daß einige Liebhaber aufregender Schauspiele beabsichtigten, öffentliche Hahnenkämpfe in Moskau in Scene zu setzen (insgeheim soll dieser Sport schon lange hier betrieben werden und zwar in Hinterzimmern einiger Tracteure im Meschtsch. oder Suschtsch. Stadttheil). Der Moskauer Thierschutzverein hat nun dieser Tage sich betreffenden Orts dahin verwendet, daß öffentliche Hahnenkämpfe nicht gestattet würden, und die Unternehmer sind daher abschlägig beschieden worden.

* * *

Wie wir neuerdings dem „Petersb. Listok" entnehmen, hat der General-Gouverneur von Moskau dem daselbst sich breit machenden Sport der „Hahnenkämpfe" überhaupt ein Ziel gesetzt. An die Polizei ist der Befehl ergangen, streng darauf zu achten, daß „Hahnenkämpfe" weder in Privatquartieren, noch in besonderen Zimmern der Tracteuranstalten veranstaltet werden.

Aus Newyork wird per Kabel vom 20. c. gemeldet: Im Staatsgefängniß von Clinton (N.-Y.) wurde gestern in Gegenwart des von der Legislatur dafür eingesetzten Ausschusses der vom Ingenieur Brown erfundene elektrische Hinrichtungsapparat probirt. Die Versuche wurden an einem 450 Pfund wiegenden Stier ausgeführt. Die angewandte Stromstärke war 900 Volten. Das Thier stürzte augenblicklich zu Boden ohne Todeskampf und Seufzer. Es schien, daß es keine Schmerzen empfand. Die weiteren Versuche, bei denen eine Westinghousesche Dynamo-Maschine und alternirende Ströme angewandt wurden, waren gleichfalls erfolgreich.

Heldenmuth eines Sperlings. Ich kehrte von der Jagd heim und schlenderte einen Baumgang meines Gartens entlang. Mein Hund lief vor mir her. Mit einem Male verlangsamte er seinen Schritt und ging mit Vorsicht vorwärts, gerade als ob er ein Wild aufgespürt hätte. Da ich aufschaute, sah ich einen kleinen Gelbschnabel von einem Sperling. Er war aus seinem Neste gefallen, da ein Windstoß das Gezweige der Birken durchsaust hatte und nun hielt er sich geduckt, kläglich seine kaum befiederten

Flügelchen von sich streckend. Tresor war schon dicht an ihn herangekommen, als plötzlich von einem nahen Baume ein alter Sperling wie ein Stein vor dem Hunde niederfiel. Außer sich, verzweifelnd, jämmerlich piepsend, nahm er zweimal nacheinander einen Anlauf, Tresor in den weit geöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen zu laufen. Er hatte sich von seinem Aste hinabgestürzt, um sein Kind zu retten; er wollte ihm als Bollwerk dienen. Aber sein ganzer Leib bebte, sein Stimmchen tönte rauh und wild. Er verging in Todesangst; er hatte sein Leben eingesetzt. Als welch' grausiges Ungethüm mußte der Hund in seinen Augen erscheinen. Eine Gewalt, die stärker war als sein Wille, hatte ihn hinuntergetrieben. Tresor machte zuerst Halt, dann wich er zurück. Es war, als ob er auch diese Gewalt erkannt hätte. Ich beeilte mich meinen ganz verblüfften Hund zu mir zu rufen, dann entfernte ich mich, von einer heiligen Ehrfurcht erfüllt. Ja, lacht immerhin; es war Ehrfurcht, die ich vor diesem kleinen heldenmüthigen Vogel, vor dieser Offenbarung seiner Liebe empfand. Die Liebe, dachte ich, ist stärker als Tod und Todesfurcht. Nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben. J. Turgenjew.

Die Noth des Wildes im Winter. Der Wildaufseher Fl. bei Goslar bewahrte im vorigen Winter, als die Noth des Wildes sehr groß war, in der Stadtforstei einen ganz lahmen Hirsch, ein einjähriges Mutterthier. Das Thier hatte vom Durchtreten der harten Schneekruste allmählich wunde Läufe erhalten, so daß dasselbe zum Nahrungsuchen nicht mehr fähig, bald vor Hunger und Entbehrung eingehen mußte. Herr Fl., ein sehr sorgsamer Hüter seiner Pflegebefohlenen, ließ den kranken Hirsch nach Hause fahren und pflegte sein drei Monate im warmen Stalle. Der Frühling aber kehrte mittlerweile auf die Berge zurück, die Bergwiesen fingen an zu sprossen, die Knospen der Laubhölzer zu schwellen, da öffnete Herr Fl. dem Gast die Thür der Freiheit und bald war dieser über Berg und Thal. Als der Aufseher eines Tages wieder seines Amtes in den waldigen Harzbergen waltete, bekam er bald ein Rudel Hirsche, etwa 25 Stück, in mäßiger Entfernung zu Gesicht. Unter diesen frischen Gesellen mußte auch seine „Liese" sein. „Lieschen, komm!" rief Herr Fl. seinem ehemaligen Pfleglinge zu, worauf das Thier augenblicklich in großen Sätzen, die Genossen verlassend, zu seinem Wohlthäter sprang, um dessen Liebkosungen und Streicheln mit sichtbarem Wohlbehagen entgegenzunehmen. „Lieschen" machte alle Anstalt, seinem gütigen Pfleger zu folgen; erst dessen Hund brachte auf Geheiß das dankbare Thier zu den fernen Seinen zurück.

Folgen der Seuchen-Einimpfung an Thieren. Der bekannte Fall des Gutsbesitzers und Schafzüchters Pankejew, dessen Schafe an den Impfungen mit Pestlymphe zu Grunde gingen, soll, wie die Zeitung „Denj" mittheilt, nun doch nicht ohne ernste Folgen für die Odessaer Stadtverwaltung

bleiben, unter deren Leitung die dortige batteriologische Station steht. Herr Pankejew fordert von der Stadtverwaltung als Schadenersatz für die gefallenen Schafe, die Auszahlung des Werthes derselben im Betrage von 39,000 Rbl.

Im Schlachthause. Die jungen Freiwilligen, welche ihr Militairjahr abdienen, müssen (nach dem Wiener „Thierfreund"), wenn sie bei der Verpflegungsbranche sind, Vieles lernen und ansehen, wovon sie sich sonst nichts träumen ließen. So werden sie auch, um im Kriege etwa selbst solches versuchen zu können, in's Schlachthaus geführt und müssen da zusehen, wie man die Ochsen vom Leben zum Tode befördert. Ein junger Freund von uns ward eines Tages auch dahin commandirt und sah mit Entsetzen die armen Thiere zur Schlachtbank führen, in langer Reihe eines nach dem anderen. Jedes sträubte sich auf das Furchbarste gegen das tödtliche Messer, das nach seinem Nacken zuckte, versuchte sich frei zu machen, durchzubrechen, zu entkommen, gab Laute der Angst und des Schmerzes von sich, brüllte, sprang entsetzt in die Höhe, Alles natürlich umsonst, da es sich nur fester in seinen Banden verstrickte. Da kam ein junges Thier an die Reihe, ein schöner zierlicher schwarzer Stier, der das qualvolle Angstgebrüll mit angehört, den Todesstreich seines Vorgängers, der vielleicht sein Vater war, mit angesehen hatte. Dieser ging mit rnhigem Schritte zu der Todesstelle; lautlos und ergeben stellte er sich hin und senkte selbst ruhig seinen Nacken, um den Todesstreich zu empfangen. Lautlos brach das schöne Thier zusammen. Unser junger Freund war schon durch die vorangegangenen Scenen der Pein und Qual einer Ohnmacht nahe, aber der Anblick dieser philosophischen Ergebung in das unabänderliche Schicksal, das ruhige Hinnehmen dessen, was seine Gefährten auch erduldet hatten, erschütterte ihn furchtbar, es war ihm unmöglich, wieder in das Schlachthaus zu gehen. — Es ist unfaßlich, wie roh die Menschen mit ihren Nebengeschöpfen umgehen, es kann nicht ihr Recht und ihre Sendung sein! Es ist nicht denkbar, denn die Thiere waren von Anfang her in gleicher Weise Erdbewohner wie die Menschen und hatten dasselbe Anrecht zu existiren. So ist die Art und Weise wie in Amerika, namentlich in den großen Fleischfabriken, die Thiere getödtet werden, eine geradezu schaurige. Dort hat man lange, ganz enge Gänge, mit schmalen, stallartigen Abtheilungen an einer Seite, worin jedesmal nur ein Thier Raum hat. In diese Gänge werden die Ochsenheerden hineingetrieben. In ihrer Todesangst laufen sie alsbald in die kleinen Ställe hinein, sich da sicher wähnend. Sobald alle gefüllt sind, wird das Signal gegeben und oben von einer Gallerie herunter, die über dem Gange angebracht ist und wo so viele Schützen stehen, als Ochsen unten sind, fallen zu gleicher Zeit die wohlgezielten Schüsse und hunderte von sterbenden Thieren wälzen sich unten in ihrem Blute. Zz.

Als Beweis für die **große Klugheit der Hunde** wird dem „Reichsboten" folgende verbürgte Geschichte mitgetheilt:

Der Besitzer der Bockmühle im Ober-Spreewalde besitzt eine Berghündin (Leonberger-Bernhardiner), welche Junge hat, von denen ihr drei Hunde gelassen werden, zwei stärkere und ein schwächerer, dessen Konstitution mit jedem Tage noch schwächlicher wird, da er beim Geschäft des Säugens von seinen kräftigeren Brüdern, nach dem traurigen Gesetz des Stärkeren, einfach abgedrängt wird. Die alte Hündin sieht dieses Treiben mehrere Tage, nutzlos zürnend und knurrend, mit an. Da — eines schönen Morgens sind die beiden stärkeren Hunde verschwunden. Der Besitzer der Hunde schöpft sofort Verdacht, daß dieselben von einem fragwürdigen Individuum, das sich kurz vorher mit den Thierchen beschäftigt hat, entwendet seien. Ehe er indeß soweit kommt, Nachforschungen anzustellen, macht sein Kutscher die Bemerkung, daß die Hündin zu gewissen Stunden Vormittags wie Nachmittags, nachdem sie den zurückgebliebenen schwachen Hund gesäugt hat, verschwindet und nach dem nahegelegenen Spreewalde rennt, aus dem sie an einer bestimmten Stelle nach einiger Zeit wieder zurückgetrottet kommt. Neugierig gemacht, schleicht eines Tages der Besitzer der Hündin nach, und was findet er? Das Thier hat die beiden unbrüderlichen Söhne in einen alten Fuchsbau geschleppt, in welchem sie dieselben mit der von dem schwächeren Brüderchen übrig gelassenen Milch stillt.

Vorschriften für den Vieh-Transport auf russischen Eisenbahnen.

Ein zusammenhängendes Reglement über den Transport von Groß- und Kleinvieh auf Eisenbahnen existirt zur Zeit nicht, dagegen bestehen folgende, zu verschiedenen Zeiten theils von der Staatsregierung, theils von der Direction der Riga-Dünaburger Eisenbahn-Gesellschaft erlassene Bestimmungen noch gegenwärtig zu Giltigkeit:

1) Die Stations- und Güter-Expeditionen sind angewiesen, darüber zu wachen, daß die Thiere bei der Verladung keinerlei Quälerei ausgesetzt und namentlich nicht zu eng placirt werden.

2) Auf Verfügung der Staatsregierung dürfen in einem Güterwagen nicht mehr eingeladen werden, als: 8 Stück Großvieh, 10 Stück kleinerer Gattung oder 35 Kälber, Schweine und Schafe.

3) Vieh darf nur in Wagen befördert werden, welche gute Ventilationseinrichtungen haben.

4) Auf mindestens je 4 mit Vieh beladene Wagen muß ein Viehbegleiter sein, welcher das Vieh während der Fahrt zu beaufsichtigen, pflegen und abzuwarten hat.

5) Die Stationen und Expeditionen sind angewiesen darauf zu achten, daß das Vieh auf den Stationen Römershof, Kreutzburg und Dünaburg getränkt wird.

Event. Fütterung des Viehes während der Fahrt ist von dem Viehbegleiter abhängig; die Ein- und Ausladung des Viehes wird nur auf besonderes Verlangen von der Bahn besorgt, wobei die Bahn-Angehörigen nach Punkt 1 zu verfahren haben.

Litterarisches.

„Verborgene Gräuel. Thatsachen und Vernunftgründe gegen die Vivisektion, gesammelt von Hermann Stenz", Dresden 1889. Verlag des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. (56 S.) Preis 20 Pfg. Diese kleine Broschüre sei eindringlich weitgehendster Verbreitung empfohlen. Sie widerlegt Punkt für Punkt alle Gründe und Einwendungen, welche von den Vivisektoren und deren blinden Nachbetern vorgebracht zu werden pflegen und bietet eine vortreffliche Waffe gegen jeden wissenschaftlichen Aberglauben.

Wie der „Thier- und Menschenfreund" mittheilt, hat ein in Berlin viel gelesenes Wochenblatt, die „Berliner Gartenlaube" (Chefredacteur Carl Wald) diese Propagandaschrift vollinhaltlich im Jahrgang 1889 zum Abdruck gebracht. Auch ist dieselbe in's Holländische übersetzt worden und wird vom Thierschutz-Verein im Haag gedruckt werden.

Das Jahrbuch des Ungarischen Landes-Thierschutzvereins zu Budapest für das Jahr 1889, welches uns soeben zugeht, schließt sich in würdiger Weise seinem Vorgänger für 1888 an. Von demselben verdienstvollen Verfasser, dem Generalsekretär des Vereins, Professor Dr. Julius Szalkay Gyula redigirt, legt es auf's neue Zeugniß für dessen umfassende Thätigkeit auf dem weiten Gebiete des Thierschutzes ab, da der reiche Inhalt mit wenigen Ausnahmen der Feder Dr. Szalkay's entstammt. Indem wir uns vorbehalten, gelegentlich näher auf den Jahresbericht dieses rührigen Vereins zurückzukommen, geben wir vorläufig in Folgendem eine kurze Uebersicht des Inhaltes: „Memorandum an das Municipium der Königl. Hauptstadt Budapest, betreffend Konstantin Röck's Vermächtniß" von Otto Herman. — „Die Pietät des Vereins" von Dr. Árpad Kerékgyárto, nebst einer „Gedächtnißrede" an Rökk's Grabe, von Dr. J. Szalkay. — „Ueber die Kleinschmidt'schen Betäubungsapparate" (mit Illustrationen) von Dr. J. Szalkay. — „Der X. internationale Thierschutz-Congreß" in Dresden, vom Delegirten Dr. J. Szalkay. — „Excelsior." Thierschutz-Gedanken aus dem Englischen, von Etelka Goldberger. — Verzeichniß der Bestrafungen für Thierquälerei. — „Hunde-Tränken." — „Die wiedergefundenen Diamanten", von Dr. J. Szalkay. — „Jahresbericht über die Thätigkeit des Vereins für 1889", vom Sekretär Dr. J. Szalkay. — „Auszug aus dem hauptstädtischen Reglement" über a. die Wartung und den öffentlichen Verkauf des Geflügels, b. das schwere Fuhrwerk betreffend, c. das öffentliche Fahrwesen betreffend. — „Verzeichniß aller in den verschiedenen Erdtheilen bestehenden Thierschutzvereine." — „Namens-Verzeichniß der Gründer und der Ehren- und ordentlichen Mitglieder des Vereins." „Rechnungs-Ausweis." — Auszeichnungen, vollzogen durch die Generalversammlungen am Schlusse der Jahre 1888 und 1889.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 5 Марта 1890 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

VI. Jahrgang. April u. Mai 1890. № 4 u. 5.

Woher?

Daß der Thierschutz-Gedanke in seiner bewußten Reinheit, die Idee des „Thierschutzes um seiner selbst, und nicht um des menschlichen Nutzens willen", in der geistigen und sittlichen Sphäre unserer modernen Bildung einen schweren Stand hat, ist eine alltägliche Erfahrung. Es kann dieß auch nicht anders sein. Gerade darin erweist und bewährt sich seine positive, der Entwickelung wahrer Sittlichkeit förderliche Bedeutung. Gerade darin erweist und bewährt es sich, daß jener Gedanke, je reiner und bewußter er sich als moralisches Agens ausprägt, unserer sittlichen Anschauung ein neues Moment zuführt, einen Kulturkeim, dessen Pflege die geistige Arbeit vergangener Epochen noch nicht in hinreichendem Maße zugewendet gewesen ist. Auf der anderen Seite ist jeder neue, moralische oder ästhetische Gedanke, wo er in irgend welche praktische Bethätigung treten will, durchaus und überall darauf angewiesen, sich auf das Vorhandene zu stützen, an die verwandten und geneigten Momente anzuknüpfen, die er im Bereiche der herrschenden

Bildungsweise vorfindet. Die Beziehungen beider zu einander können uns daher nicht gleichgiltig sein. So erhaben ablehnend unser modernes Kulturbewußtsein sich oft auch den bescheidenen Forderungen des Thierfreundes und Thierschützers gegenüber verhält, so wenig kann dieser die Symptome des ihn umgebenden Bildungszustandes außer Acht lassen oder sich gegen die Nothwendigkeit ihrer aufmerksamen Prüfung verschließen.

Diese Symptome sind nicht immer erfreulich. Wir möchten heute und hier eines derselben in nähere Betrachtung ziehen, das uns stets als eines der trostlosesten erschienen ist: die auffällige Gleichgiltigkeit unseres großen Lesepublikums gegen die Quellen, aus denen ihm sein tägliches Quantum an Geistesnahrung und Unterhaltung zufließt. Durch beständige Zeitungslectüre ist es an die anonyme Herkunft eines wesentlichen Bestandtheils seines Vorrathes an Meinungen, Gedanken und Vorstellungen, an Urtheilen und Vorurtheilen gewöhnt. Die „Persönlichkeit" des Autors ist ihm etwas Fremdes, Entlegenes geworden. Es betrachtet seine litterarische Geistesnahrung als etwas Abstraktes, gleichsam durch die generatio aequivoca eines feuchten Druckerschwärze-Niederschlages auf die breiige Masse seines Zeitungs- oder Bücherpapieres Entstandenes. Ihm ist das Bewußtsein davon abhanden gekommen, daß hinter einem Schriftwerk ein persönlicher Urheber zu suchen sei, und die Frage nach der moralischen Beschaffenheit dieses Urhebers vollends fremd und gleichgiltig geworden. Es würde sich von einem notorischen Verbrecher Moral predigen lassen; vorausgesetzt, daß sich diese in ihren greifbaren Aeußerlichkeiten nicht zu weit vom Gewohnten entfernt. Eine nicht geringe Verachtung des schriftstellerischen Berufes tritt darin offen zu Tage. Allerdings ermöglicht es die Geschicklichkeit unserer Destillateure, aus den unreinen Abgängen unserer Civilisation entzückende Parfüms zu gewinnen, deren üppig berauschender Duft wiederum wohl dazu geeignet ist, über manchen aus ihrem Schoße aufsteigenden Moderdunst hinwegzutäuschen. Es muß jedoch zweifelhaft bleiben, ob das gleiche chemische Verfahren mit Glück auf das moralische Gebiet der Volkserziehung und Volksbildung übertragbar sei. Es muß sogar mehr als zweifelhaft bleiben, ob aus schlaffer Charakterlosigkeit, sittlicher Indolenz, oder offenkundiger moralischer Fäulniß und Depravation, durch eine noch so künstliche journalistische oder litterarische Destillation irgend etwas Heilsames für die öffentliche Gesittung zu gewinnen wäre. Wir sind deshalb der Ueberzeugung, daß der Frage nach dem „Woher?" der täglichen geistigen Nahrung des lesenden Publikums eine hervorragende Bedeutung beizumessen ist. Auch der Thierschützer kann nicht gleichgiltig an ihr vorübergehen. Ihre rechte Würdigung könnte uns mancher anderweitiger Bemühungen recht wohl überheben, z. B. der, ohnehin mehr für amerikanischen Bildungsverhältnisse zugeschnittenen, um die Konstatirung der „hundert lesenswerthesten Bücher" mit ihren tausendfach abweichenden Lösungsresultaten.

Aus einer rechten Erwägung dieses „Woher?" in weiteren und weitesten Kreisen würde sich zum mindesten ein verschärftes Bewußtsein dafür ausbilden, welche Litteraturerzeugnisse nicht zu beachten oder doch mit einiger Vorsicht aufzunehmen seien. Die Freigebung des Vervielfältigungsrechtes der

Schriften H. Heine's, nach Ablauf ihrer gesetzlichen Schutzfrist i. J. 1886, würde der Buchhändler-Spekulation nicht zu einem so weitreichenden Wettbewerb, einer wahren Hochfluth von Ausgaben aller Art Veranlassung geboten haben, gäbe es nicht ein ebenso weit ausgebreitetes Lesepublikum, das an allem darin enthaltenen moralischen und ästhetischen Schmutz um einiger schöner Verse oder brillanten Witzfunken willen keinen Anstoß nimmt, — selbst wenn sich dieser Witz, versteckt oder mit cynischer Offenheit, auf eben Dasjenige bezieht, was uns das Heiligste ist. Es ist bekannt, in wie niederträchtiger Weise sich Heine nachträglich über seine Taufe geäußert hat. Ein Schriftsteller, welchem die christliche Religion nur die „Ideen-Wanze" ist, die, „obwohl bereits vor achtzehnhundert Jahren zertreten", dennoch „uns armen Juden noch immer die Luft verpestet", — was kann uns ein solcher Schriftsteller in seinen schönsten Versen und witzigsten Ergüssen sagen, außer Verderbliches und Vergiftendes? Ist denn Dichtung nicht mehr als bloß äußerliche Reimerei? Hat sie nicht vielmehr die hohe Aufgabe als unmittelbarer Ausdruck und als Mittheilungsorgan der dichterischen Persönlichkeit zu dienen? Wirkt sie nicht thatsächlich in jeder ihrer Aeußerungen als eine solche Mittheilung und Uebertragung, und zwar entweder der großen und edlen, oder — im Falle ihres Mißbrauchs — als Infektionsorgan der eitlen, unsittlichen und niedrigen Persönlichkeit? Und ist es nicht mit jederart litterarischer Aeußerung in mehr oder weniger merklichem Grade ebenso bestellt?

Zu ähnlichen Betrachtungen giebt uns eine ganze Reihe von Schriften Anlaß, die sich uns nach und nach, auf dem Wege buchhändlerischer Zusendungen im Laufe der letzten Jahre, immer wieder aufgedrängt haben, so sehr wir anfangs geneigt waren, ihre Existenz mit Stillschweigen zu übergehen. Wir meinen die Bücher des berüchtigten italienischen Vielschreibers und angeblichen Volksschriftstellers Paul Mantegazza, Professors der Anthropologie und Physiologie in Florenz, außerdem Senators und Deputirten, der sich jedoch, aus dem Schwalle sogenannter „Volksschriften" zu schließen, mit deren Uebersetzungen er seit dem letzten Jahrzehnt auch den deutschen Buchhandel überschwemmt, einzig nur noch mit der fabrikmäßigen Hervorbringung der schalsten, materialistisch durchfeuchten Litteraturprodukte zu beschäftigen scheint, die durch ihr massenhaftes Erscheinen am Ende eine Art verwunderter Aufmerksamkeit erzwingen. Man begreift nicht, welcherlei Motive dazu wirksam sein konnten, diese leeren, geschwätzigen, prahlerischen Erzeugnisse noch erst in eine andere Sprache zu übertragen, da offenbar auch die Litteratur Italiens selbst ohne ihr Vorhandensein in jeder Hinsicht besser fahren würde. Näher betrachtet, enthalten sie nicht einen originalen Gedanken; nicht einen Gedanken, der nicht von italienischen und deutschen Schriftstellern ersten, zweiten und dritten Ranges, bis zum Zeitungsfeuilletonisten, weit besser und in edlerem Zusammenhange ausgesprochen wäre; dagegen aber eine um so abstoßendere enge Verbindung aufdringlich widriger Selbstberäucherung mit den seichtesten, ödesten Gemeinplätzen einer geist- und ideenlosen, materialistischen Welt- und Lebensansicht. Diesem italienischen Apostel des Materialismus gegenüber, mit seinem unempfundenen, komödiantisch-

hohlen Sittlichkeitspathos, erscheint unser eigener L. Büchner als ein wahrer Heros, nicht allein an Tiefsinn und Kenntnissen, sondern namentlich auch an bescheidener Selbstschätzung, und Liebenswürdigkeit des Charakters. Herr Mantegazza hält sich dabei immer für einen Propheten. Er schreibt seine Bücher in dem stolzen Glauben, daß „dieses das beste Mittel sei, dem Vaterlande seine Schuld als Bürger abzutragen." „Ich, der ich so viel für das Volk geschrieben habe", sagt er von sich selbst. Es mag sein, daß in der Original-Version dieser Schriften ein gewisser stilistischer äußerer Firniß ihre bodenlose innere Leere verdeckt. In den deutschen Uebersetzungen ist davon keine Spur anzutreffen. Eine unerklärliche Erscheinung bleibt deshalb ihre massenhafte Verdeutschung; trotz einer, soweit von uns bemerkt, reservirten Aufnahme durch die deutsche Kritik, — mit Ausnahme einiger, auffallend von jüdischem Geiste beeinflußten Journale. Wir bemerken bei dieser Nennung des jüdischen Geistes ausdrücklich, noch nicht so weit „fortgeschritten" zu sein, wie der Berliner „Börsen-Courier", der seine Leser daran zu gewöhnen sucht, sich bei dem Worte „jüdisch" einen Superlativ erreichbarer menschlicher Vollendung zu denken; wie er denn z. B. neuerdings von dem „unzweifelhaften und beinahe jüdisch zu nennenden Bildungstriebe," und der „ebenso unzweifelhaften, beinahe jüdisch zu nennenden Bildungsachtung" des Herrn Ministers v. Goßler zu reden beliebt. Vielleicht handelt es sich auch in dem vorliegenden Falle um eine solchen „beinahe jüdisch zu nennenden" Respekt vor der „Bildung" des italienischen Professors und Senators? Oder ist vielleicht mehr als eine bloße Geistes- und „Bildungs"-Verwandtschaft im Spiele? Wenn zwar ohne genealogischen Nachweis, finden wir doch mehrfach die Annahme der eigenen Herkunft des florentinischen Physiologie-Professors aus dem auserwählten Volke ausgesprochen. Sehr verdächtigend in dieser Beziehung ist allerdings die ungemein rege Reklame für jedes neu erscheinende Mantegazza'sche Buch, wie sie sonst nur unter gewissen Voraussetzungen mit gleicher Entschiedenheit inscenirt wird. Solche Anzeigen und Recensionen beginnen gar nicht anders als mindestens mit den Worten: „Der große italienische Gelehrte, der sich einen Weltruf und besonders in Deutschland zahlreiche Freunde erworben hat" . . . oder „Der berühmte italienische Physiologe und Anthropologe, dessen populär-wissenschaftliche Arbeiten sich in Deutschland eines wohlverdienten Rufes erfreuen" u. s. w.

Selbst die in dieser Hinsicht den allerdirektesten Einflüssen ausgesetzte Levy-Rodenberg'sche „Deutsche Rundschau" gab jedoch in einer Kritik des Mantegazza'schen Buches über „Indien" (deutsch v. H. Meister, autorisirte Ausgabe, Jena Costenoble 1885) ihrer Verwunderung über die Dreistigkeit Ausdruck, mit der nahezu der vierte Theil dieses Buches aus dem, in Calcutta in englischer Sprache erschienenen, Werke des gelehrten Indiers Bose abgeschrieben, resp. wörtlich übersetzt sei. Uns war das Mantegazza'sche Buch bereits früher beim Durchblicken desselben durch die Oberflächlichkeit seiner Raisonnements, durch seine karikirte Schilderung der Thierasyle zu Bombay und seine hämische Verspottung der Ladies von Albion und ihrer krankhaften Sentimentalitäten aufgefallen. Von den gröblichen Entlehnungen

desselben hatten wir keine Kenntniß. Einem jener „hervorragenden Kritiker" (diese Kritiker *ragen* nämlich immer selbst *hervor*!) hatte es die bewundernde Aeußerung entlockt: „Wenn es wahr ist, daß in jeden Romanen ein Künstler steckt, so steckt in manchem romanischen Gelehrten, wie in Mantegazza, ein Dichter". Mehrfach wurde es als ein „Meisterwerk seiner Beobachtung und prächtiger Schilderung" gerühmt. Es war Herrn R. *Garbe* in Königsberg vorbehalten, die darin vorkommenden Anleihen durch Citate nachzuweisen (Deutsche Rundschau 1889, S. 302–5). Herr Mantegazza verwahrte sich dagegen in einem hochtrabenden Rechtfertigungs-Artikel „Zu meinem Schutze", der auch wirklich im Februar-Heft dieses Jahrganges der Levy-Rodenberg'schen Zeitschrift zum Abdruck gelangte. Leider konnte er nicht verhindern, daß dieser Abdruck von einer kurzen Erwiderung seines Kritikers begleitet war, worin dieser die gänzliche Hinfälligkeit seiner Ausreden aufdeckte, — unter gleichzeitigem Nachweis neuer Unwahrheiten und Leichtfertigkeiten. Herr Mantegazza behauptete nämlich in seiner Entgegnung, seine nicht abzuleugnenden Entlehnungen in seinem Buche dadurch kompensirt zu haben, daß die großen Verdienste des von ihm benützten geistreichen Beobachters darin „wiederholt gerühmt und augenscheinlich klargelegt" seien. Hiergegen giebt sein gewissenhafter Kritiker nach wiederholter Durchlesung des Buches die bestimmte Erklärung ab, daß sich von diesen rühmenden Worten auch *nicht eine Silbe* darin befinde. Vielmehr werde die einzige, gänzlich beiläufige, ehrende Erwähnung des von ihm geplünderten Autors durch eine ebenso gelegentliche grobe *Schmähung* wieder aufgehoben. Herr Mantegazza hat auch Bücher über „Madeira" und „Südamerika" (lettere mediche sull' America) geschrieben, die einer gleich uneingeweihten und unbeeidigten Kritik noch harren *).

Handelt es sich in dem angezogenen Falle um eine begangene litterarische Unredlichkeit, so wären wir immerhin geneigt, nach erfolgter öffentlicher Beschämung dem Herrn Professor sein Vergehen zu verzeihen und es mit dem Mantel der Nachsicht zu bedecken. Leider giebt es keinen Mantel der Nachsicht, groß genug, um den bei weitem dunkleren, unauslöschlichen Flecken zu verhüllen, mit welchem der Name Paul Mantegazza bereits von früheren Zeiten her behaftet ist; es sei denn ein solcher, der uns seine ganze menschliche und litterarische Persönlichkeit ein für allemal bis zur Vergessenheit

*) Eines eigenthümlichen argumentum ex concessis bedient sich der Herr Professor und Senator in dem emphatischen Schlußsatze seiner Rechtfertigung, daß ihn *bisher* noch Niemand auf der Welt des Plagiats geziehen habe, auch sei sein Buch in Deutschland in den gelesensten Zeitschriften als Original und nicht als Plagiat beurtheilt worden. Die Nichtigkeit dieser letzten Vertheidigung deckt Garbe mit den Worten auf: „Wer in Deutschland *kennt* Bose's Buch und wer ist im Stande den Sachverhalt richtig zu beurtheilen? Bei wem, außer einem Indologen von Fach, darf man eine Bekanntschaft mit jener entlegenen Publikation voraussetzen?"

Das obengenannte Buch über Madeira hat den vollständigen Titel: „Einen (sic) Tag in Madeira. Ein Kapitel aus der Hygiene der Liebe" (Leipzig, Scholtze, 1882). In der einen oder andern Art, physiologisch oder hygienisch, hat es unser Anthropolog nämlich, gleich Ovid, immer wieder mit der „Liebe" zu thun, — auf seine Art!

zudeckt und verhüllt. Nur mit wahrhaftem Widerwillen vermögen wir an die vor etwa einem Jahrzehnt zu europäischer Kenntniß gelangenden Berichte über diejenige wissenschaftliche Leistung zurückzudenken, welche diesen Namen eigentlich zuerst bekannt gemacht, zugleich aber auch für alle Zeiten gebrandmarkt hat. Ein Würzburger Flugblatt machte damals zuerst auf die ebenso grauenerregenden, als werthlosen und überflüssigen, von tiefster moralischer Entartung zeugenden vivisektorischen Excesse aufmerksam, welche sich dieser Herr Mantegazza behufs seines Werkes „Physiologie des Schmerzes" (Florenz 1880, I. Band, 443 Seiten) zu Schulden habe kommen lassen. Selbst ein Magendie, Schiff und Brachet hatten das Maß unnützer Grausamkeit nicht so voll gehäuft. Herr Mantegazza beginnt sein Werk mit philosophischen Reflexionen über das „Wesen des Schmerzes". Er führt eine Menge antiker und moderner Autoren an, um eine Definition des Schmerzes zu erhalten, und diskutirt nach einander die theologische, die pessimistische und optimistische Ansicht darüber, von denen er keine für sich acceptirt, wohl aber im Vorbeigehen bemerkt, daß er — ohne sich zu rühmen — im Stande gewesen wäre, eine Welt zu erfinden, in welcher der Schmerz unnöthig gewesen wäre. Hiernach wird eine endlose Reihe der brutalsten thierquälerischen „Versuche" an Meerschweinen, Kaninchen, zum Theil trächtigen oder säugenden Thieren, an Hühnern, Tauben und Ratten eingehend in ihrem Verlauf und ihren Wirkungen geschildert. Für die Erzeugung der von dem Verfasser selbst als starke, grausame und fürchterliche Schmerzen (dolori forti, atroci und atrocissimi) abgestuften Schmerzensgrade, hatte seine entsetzliche Erfindungsgabe eine eigene, in seinem Buche abgebildete Maschine erdacht, mit deren Hilfe es ihm gelang, kleine, wehrlose in einen cylindrischen Glaskasten gesperrte Thiere mit bequemem Handgriff an jedem Theile ihres Körpers mit eisernen Zangen zu kneifen und zu zermalmen. Er selbst nennt diese Vorrichtung, nach ihrer einzigen, völlig teuflischen Bestimmung, den Tormentatore, zu deutsch: „Folterer". Hier wird einfach und einzig um der Qual und Schmerzenserzeugung willen gequält. Nach einer vorausgehenden Schilderung des, für den davorsitzenden „Operateur" mit leichtem Handgriff bequem und nach Belieben zu handhabenden Apparates, sagt dieser Herr mit Befriedigung: „Auf diese Weise kann ich ein Ohr, eine Pfote oder einen Theil der Haut des Operationsthieres zwischen den Zangen erfassen, durchlöchern, kneifen oder zermalmen; ich kann das Thier beim leidenden Theil emporheben und es von allen Seiten zerquetschen und zermalmen" (S. 99). Nach stunden- und tagelangen Martern werden die armen gequälten und entzündeten Körper endlich mit langen dünnen Nägeln gänzlich gespickt und „gepolstert". Die Anwendung dieses letztern Verfahrens ist als Zugabe in diesen Versuchen so gewöhnlich, daß in dem Buche nur noch nebenher von der Applikation der „üblichen Nägel" die Rede ist. Es gilt für einen Erfolg und Triumph, wenn es gelingt die Intensität des Schmerzes noch um einen Grad zu vermehren, bis endlich das beklagenswerthe Opfer durch allgemeine Muskelkonvulsion für fernere Versuche unbrauchbar gemacht ist. „Diese meine Versuche" sagt Herr Mantegazza, „wurden von mir mit großem Ver-

gnügen und viel Geduld während eines ganzen Jahres fortgesetzt" (S. 101). Wir haben uns den Mann demnach während dieser Beschäftigung durchaus kaltblütig messend und berechnend, oder etwa auf die neueste tönende Phrase sinnend vorzustellen, die er am Abend eines so verbrachten Tages in einer seiner Damenvorlesungen über „Freiheit und Nothwendigkeit" oder über „Gutes und Böses" anzubringen gedenkt.

Die grauenvollen Einzelheiten willkürlich herbeigeführter und vermehrter furchtbarer Qualen füllen einen großen Theil seines Buches, bis zur schließlichen Ausmalung des Todes durch Schmerz. Kein praktischer Zweck ist dabei ins Auge gefaßt; nur der Schmerz als solcher soll „wissenschaftlich" studirt werden. Daß die ruchlosesten aller irgend erdenklichen „Experimente" zu irgend einer Art von Heilverfahren anleiten sollten, womit die Vivisektion sonst ihre bösartigsten Ausschreitungen in den Augen des großen Publikums zu maskiren pflegt, davon ist hier nirgend die Rede. Vielmehr haben wir es hier mit einem wahren Muster-Vivisektor nach der berühmten Definition des französischen Physiologen Claude Bernard zu thun: „Der Vivisektor ist kein gewöhnlicher Mensch; er ist ein Gelehrter, ein Mensch, der von einer wissenschaftlichen Idee ergriffen und vollständig absorbirt ist: er hört nicht das Schmerzensgeschrei der Thiere, er ist blind für das fließende Blut, er hat nichts vor Augen als seine Idee und widerspenstige Organismen, die ihm Geheimnisse verbergen, die er entdecken will". Aehnlich äußert sich bekanntlich Prof. Cyon, wenn er von der „freudigen Aufregung" spricht, mit welcher der „echte Vivisektor" an seine Aufgabe, wie an einen „höchsten Genuß" herantrete. „Ich weiß nicht", sagt Schiller, „welcher ältere oder neuere Philosoph die Bemerkung gemacht hat, daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sei; aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Naturfohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender, aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt". Wir wüßten keine frappantere und überzeugendere Illustration für diesen, als allgemeiner Satz vielleicht schroff klingenden, Ausspruch anzuführen, als das uns in dem gegebenen Fall vorliegende Beispiel. Von der Bernard'schen Schilderung des Vivisektors ist auf dem experimentirenden italienischen Professor nur das eine Kennzeichen der ihm beherrschenden Idee nicht anwendbar. Das, was ihn „absorbirt", sind nicht Ideen. Auch dieses sein Buch ist arm an eigenen Gedanken. Es lehrt vielmehr in hervorragendem Maße, wie sehr dem Vorgeben dieser Herren, von „Ideen" beherrscht zu werden, zu mißtrauen ist, — dem Vorgeben dessen, daß, was sie Ideen nennen, in Wahrheit auch solche seien. Das gesammte Ergebniß seiner verbrecherischen Versuche ist eine statistische Tabelle über den Gehalt des Athems der gemarterten Geschöpfe an Kohlensäure und Wasser während der verschiedenen Schmerzensabstufungen, mit höchst nichtssagenden Abweichungen vom normalen Athem, und eine Reihe von Betrachtungen über seelischen und physischen Schmerz, die mit den voraus-

gegangenen Experimenten in keinem nachweisbaren Zusammenhange stehen. Endlich ist dem Buche noch eine Kritik der Gemälde und plastischen Bildwerke angeschlossen, in denen der Schmerz eine bildliche Darstellung erhalten hat. Unbetäubt von dem Blutgeruch der vorausgegangenen Kapitel, und das Gleiche von seinen Lesern voraussetzend, schickt sich der Verfasser darin an, Jeden, der ihm dahin noch folgen will, unmittelbar von den verstümmelten Leichen seiner Opfer aus durch die Gemälde- und Skulpturengallerien seines Vaterlandes zu führen.

Merkwürdiger Weise finden wir gerade in Betreff dieses Buches versichert, es sei erwünscht, daß es der Leser in der italienischen Originalsprache studire (es existirt unseres Wissens nur in dieser), um zu sehen, wie brillante und philosophische Ausführungen Herr Mantegazza darin biete, mit welcher Leichtigkeit und welchem Humor er schreibe; Eigenschaften, welche in den deutschen Bearbeitungen seiner Bücher so wenig anzutreffen sind, daß man den berechtigten Zweifel hegen muß, ob an ihrer feuilletonistischen Oberflächlichkeit wirklich nur eine fade und ungeschickte Wiedergabe die Schuld trägt? oder ob die Ursache ihrer unverhältnißmäßigen Fadenscheinigkeit nicht bereits ihren Originalen eigen sei? und mit der Sucht nach sensationellen, pikanten, nervenreizenden Gegenständen zusammenhänge, wie sie sich der Verfasser für seine Bücher zu wählen liebt, — wie um die Dürftigkeit seiner Gedanken durch die Wahl eines aufregenden Substrates derselben zu verhüllen? Allerdings, welcher unerschwingliche Aufwand an Geist müßte wohl dazu gehören, um aus einem Gegenstande von so wahnwitziger Grausamkeit eine belehrende oder gar unterhaltende Lektüre zu machen?

Der „Physiologie des Schmerzes" ließ der allezeit schreibefertige Professor kurz darauf eine „Physiologie der Liebe" folgen, die in einer „autorisirten" Uebersetzung von Dr. E. Engel bereits auch in deutscher Sprache einige Auflagen erlebt haben soll, — ein Zeichen, daß auch deutsche Leser daran Gefallen gefunden haben müssen. Das vor einigen Jahren auch an den meisten hiesigen Buchhändler-Schaufenstern ausgestellte Buch war von seinem Verfasser „allen edlen Frauen empfohlen". In grellem Widerspruch zu dieser Widmung stand der unübertroffener Ausdruck der Sinnlichkeit der in hohem und höchstem Grade lüsternen Titelvignette, die als Aushängeschild und Anziehungsmittel nicht allein auf dem Umschlag des Buches, sondern, durch die Vermittelung der berühmten Firma R. Mosse (Moses) in Berlin, im Inseratentheil fast aller deutschen Unterhaltungszeitschriften, zugleich mit der Anpreisung des Werkes zu erblicken war. Gewiß konnte diese nur die Wirkung haben, nicht bloß jede „edle", sondern überhaupt jede anständige Frau von der Befassung mit dem damit geschmückten Buche zurückzuschrecken. Dem Herrn Professor und Senator, und Erfinder des Tormentatore, genügte es jedoch nicht, seine Gedanken über die „Liebe" in einem physiologischen Werke niedergelegt zu haben; er wollte sie zugleich in einer poetischen Form vortragen. Er that, was er nicht lassen konnte, und schrieb einen Roman: „Die drei Grazien". Gemeint sind unter diesem Titel drei, durch verwandtschaftliche Bande, wie durch Freundschaft verbundene, liebenswürdige

und „geistvolle" junge Damen, die in Monte Carlo — man sieht, der Verfasser weiß sich den Hintergrund für die von ihm geschilderten Vorgänge zu wählen! — die Bekanntschaft eines jungen Marchese machen, sich alle drei gleich heftig in ihn verlieben und alle drei von ihm wiedergeliebt worden. Da er nun aber nur eine von ihnen heirathen kann und doch keiner von ihnen den Vorzug vor der anderen geben mag, so bleibt für die Gesellschaft nichts übrig, als in einer platonischen Liebes- und Lebensgemeinschaft zu verbleiben. Daß mit der von Herrn Mantegazza erfundenen Situation ein in der Wirklichkeit unmöglicher Vorgang geschildert ist, stimmt wenig mit der Regel des großen Cervantes überein, wie sie dieser im sieben und vierzigsten Kapitel des unsterblichen Don Quijote seinem weisen und erfahrenen Domherrn in den Mund legt: „Wollte man mir einwenden, daß die Verfasser solcher Bücher sie für nichts anderes als für Fabeln ausgeben und daß sie folglich nicht verpflichtet sind, im Punkte der Wahrheit allzu skrupulös zu sein, so würde ich antworten, daß eine Erdichtung nur dann gefallen kann, wenn sie mit der Wahrheit einige Aehnlichkeit hat, und um so angenehmer wird, je mehr sie sich dem Möglichen und Wahrscheinlichen nähert". Aber auch in anderer Beziehung ist die Unmöglichkeit des angenommenen Vorganges lehrreich für die Beurtheilung. Je weniger in der überreizten und verbildeten, durch und durch egoistischen, kalt berechnenden Natur des Verfassers der „Physiologie des Schmerzes" ein gesundes Gefühl vorhanden, je weniger wahre Liebe mit ihrer zarten Mischung der Sinnlich-Natürlichen und des Geistig-Gemüthvollen ihm verständlich und zugänglich ist, desto mehr ist er darauf beschränkt, sich auf dem von ihm betretenen Boden der Dichtung mit künstlich konstruirten Schemen zu behelfen, denen nur die realistische Aeußerlichkeit der Schilderung der vornehmen Welt von Monte Carlo einen Anschein von Wahrheit verleiht. Von den maßlosen Excessen brutaler Grausamkeit giebt es nur einen Weg zur widernatürlichen, geschraubten Empfindsamkeit, nicht aber zu wahrem gesundem Gefühl. Der Verfasser der „drei Grazien" beweist deutlich, was er dem Kenner seiner übrigen Schriften gar nicht erst zu beweisen braucht: daß er die von ihm beschriebene Liebe lediglich von ihrer „physiologischen" Seite her kennt. Ueber diese Grenze hinaus verhelfen ihm weder Musen noch Grazien.

Man könnte indessen in der Anforderung an einen poetischen Gegenstand und besonders an die Handlung eines Romans noch um einen Schritt weiter gehen, als der Domherr des Cervantes. Mehr oder weniger wird es doch stets ein Prüfstein für eine erfundene poetische Situation bleiben, daß sie nicht allein ihrer rein thatsächlichen Möglichkeit nach mit der Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit im Bunde steht, sondern daß sie auch in ihrer moralischen Beschaffenheit, soweit der Dichter das Verhalten der von ihm geschilderten Charaktere billigt und sich gewissermaßen mit ihnen identificirt, einem Vorgange der Wirklichkeit als Muster dienen kann. Anderenfalls schließt sie unleugbar eine sittliche Gefahr in sich. Denn sie wird von dem empfänglichen Leser unwillkürlich als solches aufgefaßt. In diesem Sinne erinnert uns die — nothwendig verfälschte — Schilderung von Seelenzuständen, die

der Verfasser nicht aus eigener Erfahrung kennt, an ein uns neuerlich aufgefallenes, merkwürdiges Symptom unserer, mit dem Berliner Börsencourier „beinahe jüdisch zu nennenden", modernsten Belletristik. Zu wiederholten Malen ist uns darin die seltsame Erscheinung begegnet, daß der Selbstmord darin nicht allein geschildert, sondern mit Vorliebe in geradezu verführerischer Weise geschildert wird. Unter den vorkommenden Todesarten besonders der Tod durch Ertrinken. Mag die hiermit bezeichnete Eigenheit noch so sehr auf den Grundsätzen modern „realistischer" Roman-Technik beruhen, so liegt doch in der schwelgerischen psychologischen Ausmalung der Annehmlichkeiten des Erstickungstodes unstreitig ein empörender Mißbrauch vor. Das Ueberraschende hat darin P. Lindau in seinem reklameberühmten Roman „Arme Mädchen" geleistet. Ein vollgiltiges, ausgeprägtes Gegenstück dazu treffen wir soeben in der Zeitungsnovelle eines bisher noch zu minderer „Berühmtheit" gelangten Stammesgenossen Herrn Lindau's (M. Brociner). Dort handelt es sich um eine arme Nähterin; hier gar um ein Kind, einen Schulknaben, der ein schlechtes Lateinzeugniß erhalten hat*). Die Schilderung ist Zug für Zug der Lindau'schen entsprechend. Aber Züge dieser Art sind es eben, um derentwillen der Göttinger Professor Paul de Lagarde die jüdische Betheiligung an unserer sog. schönen Litteratur mit dem kurzen und treffenden Worte „Ischariothismus" gekennzeichnet hat. Die angebliche Gemüthstheilnahme an den geschilderten Vorgängen ist so wenig echt, wie die Versicherung jenes Berliner Professors, daß sich seine Hunde mit wetteifernder Lust zum Vivisektionstisch drängten. Da der Jude seiner ganzen moralischen und physischen Naturanlage nach gar nicht in die Lage kommen kann, sich selbst das Leben zu nehmen, hat er es leicht, seinen arischen Nachbar, die bleiche Näherin, den unreifen Knaben gleichsam dazu einzuladen. Herr Mantegazza macht es ebenso. Da er nicht in eine wahre Leidenschaft verfallen kann, weil er keine hat — es sei denn die des Phalaris —, hat er gut Situationen zu statuiren und reizvoll auszumalen, die, wenn eine minder schlaffe Natur sich ihnen überließe, zu keiner platonischen Gemeinsamkeit, sondern nothwendig zu Konflikten von nachtheiligster Wirkung für alle Betheiligten führen müßten.

*) Wir schalten den Schluß der Novelle hier ein: „Er befindet sich am Ufer des Flusses, über dessen glitzernde Wellen goldige Sonnenlichter tanzen. Es ist traumhaft still. Weit und breit kein Mensch zu sehen. Einige Schritte vor ihm liegt, durch Seile am Ufer festgebunden, ein Floß, das die Wellen rauschend und gurgelnd umspielen. Er betritt es, ohne zu wissen warum, die Stämme schwanken unter seinen Füßen. Er läßt sich nieder und schaut eine Weile empor in die blaue Himmelsglocke. Dann schließt er die Augen. Aber in greifbarer Deutlichkeit steht vor ihm die Stube seiner Eltern, und er sieht alle und hört jedes Wort, das über ihn gesprochen wird, . . . und er hört, wie sein Vater mit geballter Faust auf den Tisch pocht, daß die Gläser klirren, und dabei schreit: „Er muß Schuster werden, ein Schusterjunge!" . . . Da blitzt eine Erinnerung durch seinen Kopf. Er hat einmal davon gehört, daß das Ertrinken so leicht sei. Man stürzt ins Wasser und dann ist alles aus. Er wird sich auch ins Wasser stürzen, allen zum Trotz. „Und wenn ich gestorben bin, dann wird es ihnen leid thun, jawohl." Dann mag der Alfred höhnen und lachen, so viel er will. Und das Zeugniß wird er in Stücke zerreißen, sofort. Er wirft die Papierfetzen ins Wasser, dann kriecht er bis zum letzten Stamm, setzt sich aufrecht hin und läßt mit einem Ruck die Beine ins Wasser sinken. Das Wasser ist lauwarm, ein wohliges

Die Gleichartigkeit des Titels der beiden „Physiologien" (wir wissen nicht, ob es noch eine dritte und vierte giebt*) ist für die Produktionsweise dieses Schriftstellers charakteristisch. Neuerdings begnügt er sich nicht mehr damit, ein Buch zur Zeit zu schreiben. Er verfaßt oder entwirft deren immer gleich ein halbes Dutzend auf einmal, die er dann unter parallelen Titelaufschriften gleichzeitig oder schnell nach einander in die Welt zu setzen pflegt. Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob eine innerlichst verfehlte und leichtfertige Vorstellung über Zweck und Natur wahrer Volksschriften, oder nicht vielmehr rein geschäftliche Rücksichten zu dieser, dem äußeren Anschein nach fieberhaften, Regsamkeit mitwirken. Denn in Wahrheit ist diese Regsamkeit nur scheinbar eine so gesteigerte und dokumentirt sich höchstens in der Unfertigkeit der Gedanken und ihrer mangelnden Durchführung und Motivirung, in der bunten Anreihung unverarbeiteter, über einander geschichteter Citate, unter dem Titel „anregender Gedanken und Aussprüche verschiedener Schriftsteller", in der selbstgefälligen Einschaltung von Erzählungen aus dem gemeinen alltäglichen Leben mit ihren Nutzanwendungen, sowie der, bei aller prunkenden und blendenden Sophistik, rhetorisch kalten und nüchternen Breite der Ausführung. Im Uebrigen sagen uns sechs dieser Bücher zusammengenommen noch nicht einmal so viel, als man billiger Weise von einem einzigen verlangen könnte, und so weit sie unter einander zusammenhängen, geben sie sich als die disjecta membra eines Buches zu erkennen. „Den Festen und der Trunkenheit", erklärt der Verfasser denn auch ganz offen, „habe ich ein dickes (!) Werk in zwei Bänden gewidmet, das viel weniger als meine anderen Arbeiten bekannt ist, weil es eben größer und in zwei Bänden ist." Diese Erfahrung hat er sich gemerkt, und es seitdem gänzlich aufgegeben, „dicke Werke in zwei Bänden" zu schreiben. Statt dessen löst er ein jedes seiner neueren Geisteserzeugnisse sogleich im Entstehen in eine Anzahl einzelner Bücher auf. So begegnen wir unter seinen Produktionen während der letzten Jahre einer „Hygiene der Lebensalter" und einer „Hygiene der Klimate", der in kurzen Zwischenräumen ein ganzer Schwall ähnlich betitelter selbständiger Bücher nachfolgte: eine „Hygiene des Blutes", eine „Hygiene der Nerven", eine „Hygiene der Schönheit", eine

---

Gefühl durchschauert ihn. Und er schiebt sich immer tiefer und tiefer hinab. Jetzt hat er jeden Halt verloren, er sinkt und erfaßt im letzten Augenblick mit den Händen den Stamm. Das Wasser rauscht und summt ihm um die Ohren, dann und wann schlägt eine Welle über seinen Kopf. Eine seltsame Müdigkeit überkommt ihn. Allerhand Bilder zucken ihm durch die Seele, wie vor dem Einschlafen, aber alles unklar und verworren und wie von einem Nebel umhüllt. Da taucht plötzlich aus diesem Nebel licht und klar Lolo's Gestalt hervor, und sie lacht leise und reicht ihm eine Schmetterlingssammlung. Ein wundersamer weißer Falter ist darunter. Der beginnt zu leben, die Flügel zu regen, flattert aber nicht empor in den blauen Himmel hinein, sondern schwebt tief hinab, immer tiefer und tiefer, und er schwebt ihm nach und sinkt und sinkt und murmelt: „Ich werde kein Schusterjunge!" und dabei schlägt, wie aus traumweiter Ferne leise lispelnd, Lolo's klingendes Lachen an sein Ohr. . . ."

*) Nachträgl. Bemerkung: In der That, wir treffen bei rein zufälligem Blättern im Buchhändlerkatalog auf ein seiner Zeit in Lieferungen erschienenes Buch: P. Mantegazza, Die Physiologie des Genusses (Oberhaus, Spaarmann 1881)!

„Hygiene der Arbeit" (sämmtlich im Verlage von H. Matz in Königsberg); so daß man nie überzeugt ist, ob die polypenartig zunehmende Reihe nun wirklich zu Ende ist oder nicht. Oder neben einem Buche mit der Aufschrift: „Die Kunst glücklich zu sein" (Jena, Costenoble) einem anderen mit dem Titel: „Die Kunst nicht krank zu werden" (Königsberg, H. Matz). Wäre eine dieser Künste zu erlernen, so müßte ein nicht-italienisches Publikum doch am wenigsten dazu geneigt sein, sie gerade von Herrn Mantegazza zu erlernen. In Wahrheit sind die in diesen Büchern vorgetragenen, zum Theil recht hausbackenen Gedanken nur zum geringsten Theil auf dem Boden der Philosophie des Tormentatore gewachsen. Wir werden darin wiederholt und auffallend an Feuchtersleben's „Diätetik der Seele" und ähnliche nützliche Bücher erinnert. Zu welcher Verwässerung des an sich seichten und dürftigen Gedankeninhaltes diese planmäßige Vervielfältigungsmethode unvermeidlich führen muß, ist aus jedem einzelnen der genannten Bücher zu entnehmen. So z. B. aus den in der „Hygiene der Schönheit" angestellten Betrachtungen über den hygienischen Nachtheil des Stiefeltragens, oder den tiefsinnigen Reflexionen über den Nutzen der Handschuhe, in denen es u. a. heißt: „Die Handschuhe haben den Vortheil, daß sie die Feinheit des Tastsinnes erhalten und die Hand gegen die Kälte und die Sonnenstrahlen schützen . . . Das Handschuhtragen ist keine lächerliche Gewohnheit; es ist hygienisch und elegant, es ist Kunst und Erziehung!" Daß der Herr Professor und Senator seine Handschuhe mit geziemender weltmännischer Elegance und Virtuosität, nach allen hygienischen und sozialen Regeln zu tragen gelernt hat, nehmen wir gerne an, und würden es auch glauben, wenn er uns nicht als Das geschildert wäre, „was man einen Stutzer in Kleidung und Betragen nennen könnte", und diese Schilderung uns wiederum durch Personen bestätigt würde, die ihm in den Salons der höheren Gesellschaft in Florenz begegnet sind, ohne von seinen entsetzlichen Forschungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der „starken, grausamen und fürchterlichen Schmerzen" die mindeste Ahnung zu hegen. Man fragt sich nur beim Lesen solcher „hygienischer" Lehr- und Grundsätze, wie die über das Stiefel- und Handschuhtragen, ob zu ihrer Aufstellung die blutigen Vorstudien der „Physiologie des Schmerzes" wirklich die unentbehrliche Vorbedingung waren?

In einer Anzahl anderer Schriften beliebt es dem genialen Erfinder des Tormentatore, unserem Jahrhundert gegenüber den Bußprediger spielen zu wollen und den von ihm so sehr gepriesenen „Handschuh" in einen Fehdehandschuh zu verwandeln, den er mit prahlender Herausforderung dem ganzen Zeitalter ins Gesicht wirft. Natürlich geschieht dieses wiederum in einer ganzen Folge von Büchern, unter den Titeln: „Das nervöse Jahrhundert", „Das heuchlerische Jahrhundert", „Das skeptische Jahrhundert". Wir lesen in dem ersten dieser Bücher die unerbittlich verdammenden Thesen:

„In physischer Beziehung ist das 19. Jahrhundert nervös.
„In moralischer Beziehung ist es heuchlerisch.
„In geistiger Beziehung ist es skeptisch".

Jeder dieser niederschmetternden Sätze steht im Original mit der Würde eines sibyllinischen Weisheitsspruches als besonderer Absatz da, bereits seine Durchführung in einem gesonderten Werke ankündigend. So viel — einseitig aufgefaßte — Wahrheit leider in diesen apodiktisch ausgesprochenen Urtheilen enthalten ist, so ist doch nicht zu verkennen, wie sehr der Verfasser die Studien für die dreifach gekennzeichnete Beschaffenheit des Zeitalters vorzugsweise an seiner eigenen Person und seinen eigenen litterarischen Leistungen gemacht hat. „Unsere Litteratur, verwegen, unkeusch, grotesk und ungeheuerlich, sucht im Seltsamen einen Ersatz für das Schöne und Einfache, das unseren erschöpften Nerven nicht mehr genügt", läßt sich der Verfasser der Bücher über den Schmerz, die Trunkenheit und die physiologische Seite der Liebe vernehmen. In einem Gleichniß, das an Brutalität nichts zu wünschen übrig läßt, entwickelt er seine Ansicht über die moderne Litteratur: „Unsere Litteratur", sagt er, ist der Stiel einer alten und abgenutzten Peitsche, die keine Wirksamkeit mehr in ihren Schnüren und Knoten hat. Ehemals genügte das Knallen mit der Schnur: jetzt muß man schon den Stiel anwenden, und ohne Erbarmen die empfindlichsten Theile unseres Körpers treffen". „Der Mensch sucht in den Büchern, die er liest, vor Allem Gelegenheit zu Gemüthsbewegungen, und wenn er beim Lesen Homer's und Pindar's gähnt, so ist es, weil der gesunde Wein ihm nicht mehr genügt, und er Absinth und Cognac nöthig hat. So manche Bücher haben die Grenzen des Absinths und Cognacs schon überschritten und sind bereits beim Morphium angelangt". „Dieser Nervosität der modernen Litteratur leisten die modernen Schriftsteller, die auf knabenhafte Weise der Menge schmeicheln, sowie die Verlagsbuchhändler, blinden Gehorsam". Wer hat nicht bei dieser treffenden Selbstcharakteristik das lebende Bild des ertappten Uebelthäters vor Augen, der mit dem Rufe „Haltet den Dieb!" in gemächlicher Eile vor seinen Verfolgern einherläuft, immer um einen Grad lauter und heftiger schreiend als jene selbst? Das Jahrhundert verlangt „nervöse" Lektüre; Herr Mantegazza schreibt ihm Bücher, durch welche er ihm die Haut schaudern machen und die Nerven in ähnliche Zuckungen bringen möchte, wie seinen gefolterten Thieren. Das Jahrhundert ist heuchlerisch; Herr Mantegazza wird zum Bußprediger und mittelalterlichen Besserungsapostel. Das Jahrhundert ist skeptisch; Herr Mantegazza wirft die Kutte ab und schwört einzig nur noch auf den Pythagoräischen Lehrsatz. So scheint er in Allem der Affe des Jahrhunderts; aber siehe da! er scheint es nur. Er steht vor dem Spiegel seines eigenen eitlen Ich, und die von ihm nachgeahmten Grimassen sind nicht die des von ihm verklagten Zeitalters, sondern die chamäleontischen eigenen. Am seltsamsten nimmt er sich in der Kutte Savonarola's aus, während er die Heuchelei und die Winkelzüge aller Stände an den Pranger zu stellen sich beeifert. Wie die Titel seiner Bücher, so reitet er gern auch seine Gedanken und Begriffe zu Tode; er hetzt sie mit dem „Stiel seiner Peitsche" bis zum Widersinn durch alle Winkel und Ecken. Der Verehrer des Fracks und der Handschuhe stellt am Ende gar im Eifer der Verfolgung seines Thema's die Kleidung als solche als einen Auswuchs der Heuchelei hin; weshalb ihm ein witziger

Kritiker vorschlägt, diese doch lieber nach dem Satze: die Kultur des Menschen ist seine Natur, statt aus der jüdischen Mythologie, aus dem „Epiblast der Gastrula" herzuleiten.

Bei der unbezähmbaren Vorliebe für schiefe Verallgemeinerungen, in denen für den Herrn Professor das Geheimniß der Kunst liegt, Bücher zu machen, ist mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß die, zwar mit weniger Emphase hervorgehobenen Thesen: „Unser Jahrhundert ist vielwissend, aber nicht glücklich", „das 19. Jahrhundert leidet an Hypochondrie", „das 19. Jahrhundert ist auch tadelsüchtig", in kürzester Frist zu ebenso vielen Büchern anschwellen und dem nervösen, dem heuchlerischen, dem skeptischen Jahrhungert demnächst noch ein vielwissendes, ein hypochondrisches, ein tadelsüchtiges anschließen werden. Innerhalb des gleichen Horizontes malen sich in der Ferne noch die Umrisse eines „Jahrhunderts der Selbstmorde" und eines „Jahrhunderts der Geisteskrankheiten"; nur ein „Jahrhundert der Grausamkeit", ein „Jahrhundert der Vivisektion" zu schreiben halten wir den vielwissenden, nervösen, hypochondrischen, skeptischen, immer aber komödiantischen Senator für gänzlich außer Stande. Soweit reicht sein Objektivations-Vermögen nicht. Dazu gehörte die Fähigkeit *Schmerzen* zu empfinden und *mitzuempfinden*; diese aber besitzt er nicht. Er ist zwar Optimist, aber doch zugleich Stoiker: er verachtet jeden Schmerz, nämlich jeden fremden. Das 19. Jahrhundert sei nervös, lehrt uns Herr Mantegazza; aber er bringt uns zugleich die tröstliche Kunde, diese Krankheit werde nicht auf seinen Sohn, das 20. Jahrhundert, übergehen. Zu dieser überraschenden Voraussage kommt er durch eine merkwürdig unklare Kombination, die durchaus immer nur als Axiom auftritt, nirgends aber zu irgend welcher aufhellenden Durchführung gelangt. Was uns die Ursachen der modernen Krankheit gebracht habe, sei einzig und allein das Jahr 1789 mit seinem Rufe nach Verbrüderung, Freiheit und Gleichheit gewesen: dadurch sei es die Mutter der Nervosität geworden. „Es verlohnte sich wirklich nicht der Mühe", fährt er fort, „daß Christus sich kreuzigen ließ, um der Welt zu verkündigen, daß alle Menschen Brüder seien. Die Verbrüderung hat die Menschheit weder zu neuen und ungewöhnlichen Kämpfen berufen, noch ihr größere Opfer auferlegt, als sie in der Vergangenheit hatte. Wir sind Brüder, aber das Bündniß darf immer nur so verstanden werden, daß das Ich die *erste* Person, das Du die *zweite* Person ist." Es braucht zur Erläuterung kaum bemerkt zu werden, daß, wenn Herr Mantegazza den Namen Christus in den Mund nimmt, er nur den „Jesus" des Herrn Renan*) im Sinne hat. Der „Erlöser, Heiland, Herr der Huld" muß der Philosophie des Tormentatore ewig fremd bleiben. Diese kennt als einzigen Glaubensartikel nur den Satz des Bacon: „post physicam inventam nulla metaphysica erit", den unser Prophet sowohl auf seine politische und soziale Fahne, als auch auf die der *Schule* schreibt; denn — sollte man es glauben? — auch für diese hat er ein Pro-

*) Sardou, Dumas, Renan, Zola werden von ihm als die Klassiker des nervösen Jahrhunderts ausgezeichnet, Victor Hugo als der „Michelangelo der französischen Litteratur".

gramm in Bereitschaft, welches alle Schwierigkeiten der Erziehung und des Unterrichts auf rein physikalischem Wege zu beseitigen in Aussicht stellt. Einstweilen hält er noch damit zurück, doch wird das bisher unter sieben Siegeln wohlverwahrte Geheimniß dereinst vielleicht in einer Folge von sieben Büchern eröffnet werden. „Ein einziges Mal nur (und es ist schon viele Jahre her), entsetzt über die beklagenswerthen Zustände unseres höheren Unterrichtswesens, sprach ich zwei Stunden lang im Abgeordnetenhause, ein düsteres, aber getreues Bild unserer Universitäten entrollend und eine Untersuchung beantragend. Von jenem Tage an (!) schien mir die Erziehungsmethode so falsch in ihrer Richtung, daß ich mich von jeder diesbezüglichen Diskussion, sowohl im Abgeordnetenhause, als im Senat fern hielt. Ich begnügte mich damit Bücher zu schreiben" u. s. w. Was dem Deputirten und Senator trotz zweistündiger Reden und vieljähriger Enthaltung nicht glücken konnte, soll nun der „Volks- und Jugendschriftsteller" leisten. Die „Ideen" der Physiologie des Schmerzes und der Liebe sollen ein geistiges Gemeingut der italienischen Knaben und Jünglinge werden. Es kann uns bei der unerhörten Vielseitigkeit des Herrn Senators und Professors nicht wundern, daß er neuerdings allen Ernstes auch Jugendschriftsteller geworden ist. Es ließ ihm keine Ruhe anzusehen, wie das Buch seines geachteten und liebenswürdigen Landsmannes E. de Amicis „Cuore" („Herz") 80 Auflagen erlebt hatte, ohne daß er anders, wie als Zuschauer, daran betheiligt war. Da er es nicht noch einmal schreiben konnte, weil es bereits geschrieben war, verfaßte er — vortrefflicher Gedanke! — wenigstens eine Fortsetzung dazu. „Cuore" erzählt die Geschichte des ersten Schuljahrs eines aufgeweckten Knaben mit all den Freuden und Leiden eines lebhaft empfindenden, leicht bewegten jugendlichen Herzens; Mantegazza fügt demselben die tendenziöse Schilderung eines Gymnasialjahres desselben Knaben hinzu. Als effektvoller Schluß wäre vielleicht die oben als Fragment mitgetheilte Lindau-Brociner'sche Novelle zu empfehlen. Beide, Fortsetzung und Schluß, könnten uns völlig gleichgiltig lassen, wäre nicht die erstere thatsächlich unter dem Titel „Lebensweisheit für die Jugend" von Paul Mantegazza (Jena, Costenoble) auch deutschen Knaben zur geistigen Nahrung dargeboten, in pädagogischen Blättern ernsthaft besprochen und, mit einigen Ausstellungen, in die Zahl deutscher Jugendschriften eingereiht worden! Die Grenze des Möglichen in der harmlosen Entgegennahme dieser Art moralischen Influenza-Contagiums schien uns bereits weit früher erreicht; man hat aber in solchen Dingen immer mehr und immer auf's neue zu lernen, was Alles im internationalen Litteraturverkehr eben — möglich ist! Kaum, daß man sich noch der Hoffnung hinzugeben den Muth hat, durch einen leicht verhallenden Protest sein, jedermann aus dem Publikum freistehendes Recht mit einigem Erfolge auszuüben.

Offenbar ist es leichter ein Uebel aufzudecken, als es zu beseitigen. Insofern jedoch unsere kleine Thierschutz-Zeitschrift mit den größten und einflußreichsten „Preß-Organen" die Beschränkung gemein hat, daß sie zur Abstellung vorhandener Schäden nur auf dem Wege ihrer vorherigen Erkennt-

niß gelangen kann, gilt es auch in dieser Beziehung die Geduld nicht zu verlieren und einen erkannten Uebelstand zunächst einmal fest in das Auge zu fassen. Als ein hervorragendes Gebrechen unseres derzeitigen Bildungszustandes haben wir aber das im Eingang dieser Zeilen bezeichnete Symptom ausgesprochener Gleichgiltigkeit unseres Lesepublikums gegen den tieferen geistigen und moralischen Zusammenhang der ihm gebotenen Geisteserzeugnisse zu erkennen. Es würde uns nicht wundern, die interessanten Deklamationen des Tormentatore-Philosophen über das „heuchlerische Jahrhundert" nächstens auf dem Büchertische eines warmen und erklärten Thierfreundes zu finden. Oder er beschert seinen Kindern etwas Mantegazza'sche „Lebensweisheit" für den Weihnachtstisch. Die Gleichgiltigkeit des Publikums gegen die moralische Persönlichkeit des Autors liefert es um so wehrloser dessen verderblichen Einflüssen aus. Wir haben es hingegen versucht, auf Grund rein zufälliger Einblicke in eine Reihe von Schriften, die uns ohne eigene Wahl im Laufe einiger Jahre durch den Buchhandel zur Einsicht vorgelegt waren, das Bild eines solchen vielfach gefeierten modernen Schriftstellers zu skizziren, dem nach seinem eigenen Gleichniß der Stiel der Peitsche statt des Styles dient, den der besonnenere Theil unserer Oeffentlichkeit mit Lächeln und Achselzucken hinnimmt, während auf der anderen Seite geschäftige kritische Federn beflissen sind, ihn zu einer Art von europäischer Berühmtheit und modern-italienischem Klassiker zu stempeln. Offenbar handelt es sich dabei, wie so oft in unserem geistigen und litterarischen Verkehr, um eine Komödie, eine rechte Farce, wobei es dem Narrenkönig am Ende begegnet, daß ihm das Brett unter dem Sitze weggezogen wird und er in die Kufe fällt, die ihm soeben noch als Thron gedient hat. Diese Komödie hat in Italien, zunächst in Florenz selbst, ihren Anfang genommen, als z. B. der angesehene und gelehrte Sprachforscher, Mythолog und Herausgeber der „Rivista Europea" Graf Angelo de Gubernatis im Jahre 1873 in der Einleitung seines Werkes „Die Thiere in der indogermanischen Mythologie" unter den „höchst kompetenten" Kritikern seines Buches neben dem (israelitischen) Professor und Sprachforscher G. J. Ascoli Herrn P. Mantegazza mit besonderer Auszeichnung nannte. Die litterarischen Zustände Italiens haben es — nicht zum Ruhme dieses schönen Landes — so gefügt, daß das gleiche Stück, wie es scheint, dort noch weiter gespielt werden kann. Es ist aber für das übrige Europa durchaus kein Grund vorhanden, daß es nicht dort, wo es begonnen, auch sein Ende finde; daß sich die Oeffentlichkeit anderer Länder in gleich unrühmlicher Weise daran betheilige. Einen solchen Erfolg vermögen wir nicht abzuwehren, nur abzuwarten. Uns kam es in der vorausgehenden Betrachtung nur darauf an, einmal einen Gesammtüberblick über eine Art von litterarischer Thätigkeit zu geben, die ihr Interesse sonst darin findet, ihre Gesinnungen und Anschauungen dem unbefangenen Publikum recht unvermerkt und tropfenweise einzuträufeln. C. Fr. Glasenapp.

Die Vivisektion in England seit dem Erlaß des dieselbe beschränkenden Gesetzes von 1876.

Nichts dürfte wohl mehr geeignet sein die bloße Beschränkung der Vivisektion als eine völlig verfehlte, halbe Maßnahme zu kennzeichnen und das unbedingte Verbot dieser Greuel als unabweisbare Forderung hinzustellen, als das uns vorliegende kleine Buch: „The British Vivisector's Directory. A black book for the united kingdom. By Benjamin Bryan, with a preface by Frances Power Cobbe. London 1890. Es bietet einen neuen werthvollen Beitrag zu der seit den Enthüllungen der Vivisektionsgreuel von Jahr zu Jahr anwachsenden Antivivisektions-Litteratur. Von der Victoria Street Society herausgegeben, hat es den hochverdienstvollen Sekretär dieser Gesellschaft Sir Benjamin Bryan zum Verfasser, der dem Leser auf 102 Seiten eine lange Reihe brittischer Vivisektoren, alphabetisch geordnet, nebst genauer Angabe ihrer Namen, Aemter und Würden, sowie aller von ihnen seit dem Erlaß der die Vivisektion beschränkenden Akte von 1876 ausgeübten Thierversuche vorführt. Die Vorrede zu dieser, den eigenen Schriften und Journälen brittischer Physiologen entnommenen Sammlung haarsträubender vivisektorischer Schandthaten hat Miß Frances Power Cobbe mit der dieser edlen geistvollen Vorkämpferin in der Antivivisektionsbewegung auf englischem Boden eigenen Wärme und Meisterschaft geschrieben. Wir möchten es uns nicht versagen unsern Lesern in Nachstehendem diese vortreffliche Vorrede inhaltlich bekannt zu geben. Miß Cobbe schreibt:

„Vor sechs Jahren hat die Victoria Street-Gesellschaft ein Vivisektoren-Lexikon herausgegeben, das die damals lebendenden oder kürzlich verstorbenen Vivisektoren aller Länder, so weit dieselben bekannt waren, umfaßte und der Antivivisektionssache erhebliche Dienste geleistet hat; seitdem ist die nunmehr vorliegende, neue Ausgabe nöthig geworden, welche sich jedoch auf die brittischen und irischen Vivisektoren beschränkt, um an den von ihnen selbst in ihren wissenschaftlichen Journälen berichteten Experimenten die Behauptung dieser Apologeten der Vivisektion, daß die Thierversuche brittischer Physiologen nicht so grausam, als die in andern Ländern vorkommenden seien, hinfällig und nichtig zu machen.

Diesem traurigen Kataloge, der obwohl nur ein Auszug, doch umfangreich genug ist, erlauben wir uns nur wenige Bemerkungen hinzuzufügen. Es haben seit dem Erlaß der Vivisektions-Akte von 1876, im Ganzen 676 Vivisektoren Erlaubniß- und Berechtigungsscheine zur Vornahme von Vivisektionen in England, Schottland und Irland erhalten; ein großer Theil derselben wurde von der Anwendung von Betäubungsmitteln dispensirt, einige wurden verpflichtet die Thiere vor ihrem Erwachen aus der Narkose zu tödten, anderen wurde gestattet an Hunden, Katzen, Pferden, Eseln und Mauleseln zu experimentiren.

Unter den 676 Personen, welche Concessionen erhielten, befanden sich viele junge Leute, die von den Professoren der Physiologie in Cambridge, Edinburg und London systematisch zu Vivisektionen angeleitet, ermuthigt und

mit Erlaubnißscheinen versehen worden waren, um in den Laboratorien der Vivisektionsschulen arbeiten zu dürfen. Es waren junge Leute, die sich durch goldene Medaillen und andere Auszeichnungen, sowie durch die Aussicht künftige Leuchten am Sternenhimmel der Vivisektion zu werden, hatten anlocken lassen.

Manche von ihnen verschwinden bald wieder von der Concessions-Liste des Inspectors, mag nun das Mitleid in ihnen erwacht sein oder mögen sie es nicht vermocht haben sich die für einen „ächten" Vivisektor erforderlichen Eigenschaften anzueignen. Viele aber schreiten auf dem dunkeln Wege der Thierfolter weiter, um als Männer der Wissenschaft Vortheile und Lorbeern zu erringen. Wir besitzen jetzt in unserem Lande nach allen Regeln eingerichtete Vivisektorenschulen, aus welchen alljährlich eine große Anzahl hochgebildeter junger Leute entlassen wird, in denen alle Gefühle des Mitleids systematisch unterdrückt und vernichtet wurden, und die, obwohl in die Kreise der warmfühlenden, hochherzigen englischen Gesellschaft aufgenommen, innerlich derselben doch völlig fern stehen. Könnten die Glieder dieser Gesellschaft, namentlich zartfühlende Frauen diese jungen Leute nur einen Augenblick lang, wie in einem Zauberspiegel, bei ihrem schrecklichen Handwerk an den Martertischen und -Trögen der Vivisektion erblicken — sie würden sich mit Abscheu von ihnen wenden und sie nicht länger in der gebildeten Gesellschaft dulden.

Es sei ferner bemerkt, daß es kein noch so entsetzliches, auf dem Continente angestelltes Folter-Experiment giebt, das nicht auch in Großbrittanien von brittischen Physiologen mit Bewilligung des Königl. Staatssekretärs ausgeübt wird. Die in dem vorliegenden dunkeln Buche zusammengestellten, im letzten Jahrzehnt in England und Schottland verübten Greuel unterscheiden sich in nichts von den uns aus Frankreich, Deutschland und Italien mitgetheilten.

Der uneingeweihte Leser wolle in dieser schändlichen Angelegenheit zweierlei ins Auge fassen:

Erstens, daß die Vivisektoren in den wissenschaftlichen Journälen, denen wir die Kenntniß ihres Treibens danken, nur über die in ihren Augen besten und gelungensten Experimente Bericht erstatten. Wie ein Gärtner nur seine besten Früchte zur Ausstellung schickt, so wünschen diese Herren die Aufmerksamkeit ihrer Kollegen und Rivalen nur auf solche Experimente zu lenken, die ihnen geeignet scheinen eine neue Theorie aufzustellen oder eine frühere umzustoßen. Ueber ihre unzähligen fruchtlosen Versuche, welche zu diesem einen Zwecke außerdem angestellt wurden, verlautet nichts.

Zweitens muß man die Illusion bezüglich der Betäubungsmittel gänzlich aufgeben. Das Curare wird in der Vivisektions-Akte zwar nicht zu den Betäubungsmitteln gerechnet, aber auch keineswegs (wie das Publikum glaubt) durch diese Akte verboten. Im Gegentheil darf jeder Vivisektor dasselbe nach Belieben anwenden und daß solches beständig geschieht, haben wir allen Grund anzunehmen, sowohl nach den eigenen Angaben der Physiologen, wie auch nach Bernard's Ausspruch, daß es nämlich nur wenige Experimente giebt, bei denen Curare nicht in Anwendung kommt. Da dieses Mittel die Nerven

vollständig lähmt und das Thier unbeweglich macht, so bleibt eine wirkliche Betäubung, wie sie durch Chloroform oder Aether bewirkt wirkt, ausgeschlossen; und da die Anwendung wirklicher Betäubungsmittel außerdem sehr schwierig und kostspielig ist (schon durch die nothwendige Kontrole während der Operation) — so dürfen wir mit Recht den Schluß ziehen, daß die Mehrzahl der unglücklichen Geschöpfe, über deren Zerfetzung in diesem Buche berichtet wird, alle Martern ohne andauernde Narkose erdulden mußten. Die Folterqualen wurden bei vielen noch erhöht und verdoppelt durch die Anwendung von Curare, von dem Claude Bernard sagt, „daß es die fürchterlichsten Schmerzen, welche die menschliche Phantasie sich vorzustellen vermag" hervorruft. (Revue des deux Mondes, Sept. 1864. p. 173.)

Nach der Parlaments-Akte von 1849 unterliegt ein Jeder, der ein Thier grausam schlägt, schlecht behandelt, zu stark antreibt oder quält, — oder der eine andere Person veranlaßt solches zu thun, einer Strafe von nicht mehr als fünf Pfd. Sterling.

Wie weit sind wir doch von dieser edlen Auffassung, nach welcher die Thierquälerei an und für sich, ohne Rücksicht auf Person, Ort und Motive, ein Vergehen gegen das englische Gesetz ist, abgekommen. Im Jahre 1850 galt es für ein Vergehen, wenn irgend ein Händler seinen Esel überanstrengte. Im Jahre 1890 ist es einem Physiologen gesetzlich gestattet, daß er einem Esel das Rückgrat durchsägt und demselben durch stundenlange Reizung der bloßgegelegten Nerven unbeschreibliche Qualen zufügt.

Beim Erlaß der Vivisektions-Akte von 1876 glaubte man, — um uns der Worte des Königl. Beamten Herrn Huttons zu bedienen, — „daß nunmehr allen irgend grausamen Experimenten ein Ende bereitet sei". Aber es erwies sich als ein eitler Traum, der fieberhaften wissenschaftlichen Habgier und Grausamkeit mittelst solcher Spinnengewebe Fesseln anlegen zu wollen. Dieses dunkle Buch mit seinen schrecklichen Berichten über staatlich autorisirte Foltern beweist zur Genüge, daß die den Laien verbotene Thierquälerei den Physiologen in aller Form gestattet ist. Uns, die wir einer Nation angehören, die sich ihre Gesetze selbst giebt, — trifft die volle Verantwortung dafür, daß wir Thaten dulden, die von einem anderen Gesetz (dessen Gerechtigkeit unantastbar ist) als Vergehen erklärt werden. Dies gehört zu den vielen unlogischen Dingen in unserer brittischen Verfassung. Es ist ein moralische Untreue, ein förmliches Abschwören der ethischen Principien, welche wir in unserer, allen Nationen zum Vorbilde dienenden Gesetzgebung verkörpert haben.

Ob dieses Gewährenlassen von Grausamkeiten an Gottes unschuldigen Geschöpfen eine National-Sünde ist, wie die Neger-Sklaverei es war, bevor wir uns von derselben um den Preis von zwanzig Millionen lossagten (ein höherer Preis, als es das Verzichten auf die leeren Versprechungen der Vivisektoren, unsere Krankheiten zu heilen, wäre) — hierüber zu entscheiden, mag dem Leser überlassen bleiben.

Daß aber das Vorhandensein von Schulen der Grausamkeit und Unbarmherzigkeit eine Gefahr für die Seelen der jungen Leute, die dort ihre Bildung erhalten, wie auch für das Gemeinwesen, dessen höchster Schatz die

Wahrung der Menschenwürde ist, in sich birgt — das wird wohl Niemand, der sich gewöhnt hat über die Dinge nachzudenken, in Abrede zu stellen wagen."

Aus Dänemark und Schweden.

Nach privaten, uns aus Kopenhagen von hochgeehrter Seite zugehenden Nachrichten, sowie nach Mittheilungen aus der vortrefflichen dänischen Thierschutz-Zeitschrift „Dyrevennen" ist seit dem vorigen Jahre auch dort die Hundefrage eine brennende geworden. Während die Hunde bisher in Dänemark (wie solches auch noch jetzt in Schweden und Norwegen der Fall ist) — ihre unbeschränkte Freiheit genossen und noch nicht wie bei uns und in Deutschland unter grausamer und ungerechter, gesetzlich sanktionirter Verfolgung zu leiden hatten, ist es einer, leider auch in Dänemark, wie in fast allen Staaten in Folge der von Pasteur künstlich hervorgerufenen Tollwuthfurcht mehr und mehr herangewachsenen Clique von Hundefeinden gelungen im dänischen Reichstage das neue Hundesteuer-Gesetz vom 12. April 1889 durchzusetzen, welches nur zu deutlich die Absicht verräth das Halten von Hunden möglichst zu erschweren und Unbemittelten unmöglich zu machen. Der frühere Steuerbetrag von 10 Kronen ist nämlich nur für kleine Hunde beibehalten, für große verdoppelt und für solche Hundeeigenthümer, die nicht zugleich Hausbesitzer sind oder mehrere Hunde halten, vervierfacht. Der Umstand, daß dieses Gesetz nicht sofort nach seinem Erlaß, sondern erst am 1. Januar 1890 in Kraft trat, veranlaßte den Magistrat von Kopenhagen, schon im November v. J., unter Hinweis auf die betreffenden strengen Verordnungen in Deutschland, — bei den Stadtverordneten entsprechend harte Maßnahmen zu beantragen, um — wie offen zugegeben wurde — den Hund als unnützes Thier möglichst zu beseitigen. So sollten alle größeren Hunde stets, kleinere wenigstens in den Anlagen an der Leine geführt werden und niemals ohne Begleitung die Straße betreten, in öffentliche Locale nicht mitgenommen werden und endlich durch nächtliches Bellen und Heulen die Ruhe nicht stören dürfen!. Hunde, deren Besitzer die bezüglichen Vorschriften nicht erfüllen, sollten von der Polizei aufgegriffen und, wenn sie nach drei Tagen nicht eingelöst sind, getödtet werden.

Diese Vorschläge erregten natürlich in den weitesten Kreisen Unwillen und Entrüstung und eine vom Kopenhagener Thierschutzverein berufene, von 800 Personen besuchte öffentliche Versammlung erhob einstimmig Protest dagegen. Unter lebhaftem Beifall sprachen die Herren Lembcke und Schaw; mit warmen und beredten Worten traten sie für das Recht des Hundes ein, der kein „unnützes", sondern ein sehr nützliches Thier und der einzige Freund manches Armen und Verlassenen sei. Leine sowohl als Maulkorb würden von Autoritäten, wie Hofthierarzt Sondermann in München, als thierquälerisch und zweckwidrig bezeichnet, da sie die Thiere bissig und krank machten. Ob Hunde in öffentliche Locale zugelassen werden dürften, könne

billiger Weise dem Belieben jedes Wirthes überlassen bleiben und Hundegebell schütze vor Dieben und Einbrechern. — Mit Entschiedenheit wurde auch der Einwand zurückgewiesen, daß in Deutschland gleichfalls strenge Verordnungen gegen Hunde beständen. Die betreffenden Zustände dort seien nicht derartige, daß sie als Muster dienen könnten; im Gegentheil, eine amerikanische Zeitschrift schreibe: „Die Behandlung der Thiere in Deutschland ist ein Schandfleck für die Civilisation des 19. Jahrhunderts" — und man wolle in Dänemark „in dieser wie in jeder Beziehung von der deutschen Leine und dem preußischen Maulkorbe frei bleiben." — Es wurde einstimmig die Resolution angenommen, daß die Stadtverordneten sich jeder neuen Bestimmung enthalten möchten, bevor die Folgen des Gesetzes vom 12. April zu erkennen seien, und daß die obigen Vorschläge das Halten von Hunden in Kopenhagen im Wesentlichen unmöglich machen, jedenfalls aber Thierquälereien herbeiführen würden.

Der Kopenhagener Verein hat in Anlaß der vorstehend mitgetheilten Thatsachen die Gründung eines Thierasyls beschlossen; er hofft von seinen Freunden mit den nöthigen Geldmitteln unterstützt zu werden und so den Plan bald ausführen zu können.

Aus Schweden ist erfreulicher Weise zu berichten, daß die unvergeßliche Prinzessin Eugenie dem Verein gegen die wissenschaftliche Thierfolter zu Stockholm testamentarisch 6000 Kronen, desgleichen dem dortigen Thierschutzverein und dem Frauenverein zum Schutz der Thiere je 2000 Kronen vermacht hat. — Anderseits hat Schweden den am 3. September v. J. im Alter von 69 Jahren erfolgten Tod eines edlen Thierfreundes, des Dr. Otto von Feilitzen zu beklagen, welcher 1880 in Stockholm den „Frauenverein zum Schutz der Thiere" begründete und bis an seinen Tod Vorstandsmitglied des nordischen Vereins gegen die Vivisektion war.

Der Hundefang in Berlin.

Der Berliner Thierschutzverein sucht die Förderung allgemeiner Bestrebungen des Thierschutzes mit den besonderen Aufgaben für Berlin in möglichsten Einklang zu bringen. Er hat außer seinem Thierasyl seit fast einem Jahre auch die Verwaltung und Handhabung des Hundefanges übernommen, eine sehr schwierige und finanziell drückende Aufgabe. Doch kann er dafür auch mit Befriedigung auf unleugbare Fortschritte in dieser für eine Großstadt so wichtigen Angelegenheit hinblicken und hinweisen. Die Verbesserungen, welche er durchgeführt hat, bestehen in Folgendem: 1) An die Stelle der ehemaligen Auslösungsfrist von 3 Tagen ist eine solche von 17 Tagen getreten. 2) Die Hunde werden nicht mehr mit der scharfen Drahtschlinge, sondern mit einem Lederriemen gefangen. 3) Die unausgelösten Hunde werden nicht mehr todtgeschlagen, sondern durch ein schnell wirkendes Gift — Cyankali — getödtet. 4) Tragen die gefangenen Hunde ein Halsband mit der Adresse oder eine Steuermarke, so wird der

Besitzer benachrichtigt. 5) Verlassen umherstreifende Thiere bleiben dadurch, daß auch sie von den Fangbeamten aufgegriffen werden, vor dem Schicksal bewahrt, zu verhungern, zu verkommen, oder der Thierquälerei durch grausame Menschen zum Opfer zu fallen. Sechs Tage lang befinden sich die eingefangenen Hunde im Depot (Berlin C., Stadtbahnbogen 80, an der Stralauerbrücke). Erfolgt binnen dieser Zeit keine Auslösung, so kommen die Thiere in das Asyl (Berlin N., Schulstraße 112) wo sie noch bis zu weiteren elf Tagen am Leben erhalten werden. Von den letztgenannten Maßregeln werden diejenigen Thiere nicht betroffen, welche dem Verein zur freien Verfügung gestellt oder ihm als herrenlose Fundsachen übergeben werden. Diese werden möglichst bei Leuten, welche für gute Behandlung eine gewisse Gewähr geben, weiter untergebracht (nicht verkauft) und nur im Nothfalle getödtet, sofern Mittel und Raum zu ihrer weiteren Aufbewahrung nicht ausreichen. (Aus dem „Thier- und Menschenfreund".)

Eine der modernen Kulturlügen.

Auf allen Gebieten des humanen Wirkens herrscht Mangel an Mitkämpfern, und insbesondere sind es die Thierschutz-Vereine, welche aus dem Scheindasein nicht herauskommen können. Viele Leute halten irriger Weise einen Thierschutz-Verein für etwas Verkehrtes oder Ueberflüssiges. Wieder Andere sagen, sie quälten keine Thiere und hätten für ihre Person keinen Thierschutz-Verein nöthig. Und so hat Jeder einen besonderen Grund, auf den gestützt, er sich berechtigt hält, dieser Sache fern bleiben zu dürfen. Sehr beliebt ist die Ausrede: „Ich habe keine Zeit." Hierauf sollte man alle Mal das antworten, was wir jüngst in einer Plauderei von Paul Marriot lasen: „Zu solchen Dingen muß man Zeit haben. — Die Menschen haben zu Allem Zeit, zu jeder Dummheit, sobald die Interessen ihres lieben Ich in Frage kommen. Wenn es sich jedoch darum handelt, einem Anderen gefällig zu sein, etwas Uneigennütziges, ihnen nur einigermaßen Unbequemes zu vollbringen, thun sie mit einem Male, als ob jede Minute den Werth eines Edelsteins besäße. Ich kenne es, dieses „keine Zeit haben", das schwache Gedächtniß, die Zerstreutheit, womit die Menschen ihre Selbstsucht und ihre Gleichgiltigkeit gegen ihren Nächsten zu beschönigen suchen. Wenn einer von einem Minister oder gar von einem gekrönten Haupte erwartet wird, hat er immer Zeit, vergißt es auch nicht und ist pünktlicher, als die verläßlichste Uhr." (Thierschutz-Corresp.-B.)

Der Zweck des Thierschutzes

ist der Titel eines vortrefflichen Artikels in Nr. 2 der „Zeitschrift des Verbandes Rheinisch-Westfälischer Thierschutzvereine" — in welchem der Verfasser sich gegen das, bekanntlich von der Mehrzahl aller deutschen Thierschutzvereine

zur Richtschnur erwählte, leider auch von genannter Zeitschrift vertretene niedrige Nützlichkeitsprincip wendet und dasselbe mit vollem Recht verurtheilt.

„Der Zweck des Thierschutzes" so führt der Verfasser aus „ist unzweifelhaft, wie das ja schon in dem Worte liegt, der Schutz der Thiere gegen Unbill und Mißhandlung, wie gegen Alles, was dem Thiere unnöthiger Weise Schmerz und Schaden bringen kann. Bei jedem Streben muß man ein bestimmtes und vor allem ein richtiges Princip verfolgen. Ohne ein solches kommt man trotz aller Mühe nicht zum Ziele. Der Mangel eines klaren und richtigen Princips scheint mir eine bemerkenswerthe Eigenschaft vieler „Thierschützer" zu sein. Wie wäre es sonst möglich, daß man nicht selten den bekannten Thierschutz-Spruch: „Thiere schützen heißt Menschen nützen" als Ausfluß tiefer Weisheit preisen hört, obgleich wohl nicht leicht etwas Verkehrteres ausgesprochen werden kann, als gerade dieses; es kann der Zweck des Thierschutzes nicht sein, dem Menschen Nutzen zu verschaffen, denn wenn das der Fall wäre, so wäre ein solcher sogenannter Thierschutz eine geradezu nichtswürdige Heuchelei, der man mit den schärfsten Waffen zu Leibe gehen müßte. Wenn Jemand den Menschen Nutzen verschaffen will, was ja an sich ein sehr rühmenswerthes Streben ist, so soll er es doch einfach sagen, statt sich mit seinen geheimen Nützlichkeitsbestrebungen hinter die Gardine des Thierschutzes zu verkriechen. Wenn ich Thierschutz treibe, so treibe ich ihn des Thieres wegen und bin mir dabei bewußt, daß ich andere Nebenrücksichten gar nicht nöthig habe; denn der Thierschutz als solcher ist Zweck an sich. Wenn man dann noch besondere Rücksichten auf den Menschen und seinen Nutzen nehmen will, so mag das geschehen, es hat das aber mit dem eigentlichen Thierschutz nichts zu thun und sollte zur Vermeidung jeder Unklarheit auch mit diesem Namen bezeichnet werden. Also weg mit diesem Thierschutz aus Eigennutz, der in der Wurzel nichts taugt, wenn es sich auch noch so schön reimt.

Eine ähnliche, den Zweck des Thierschutzes berührende Anschauung, wie die hier getadelte, tritt uns auch in dem Kalender des Verbandes der Thierschutz-Vereine des deutschen Reiches für 1890 entgegen, wo auf Seite 3 folgender seltsamer Satz sich findet:

> „Wieder kommt der Kalendermann zu euch, in der Absicht, euch in dem Vorsatze zu bestärken, nach euren Kräften zu dem Schutze der Thiere beizutragen und euch daran zu erinnern, daß die Thiere Schonung und Liebe bedürfen, nicht nur weil sie dem Landmanne und Gärtner, dem Forstwirthe und Wiesenbesitzer tagtäglich den wichtigsten Nutzen bringen, sondern auch weil sie uns Eigenschaften zeigen, welche manchem Menschen zur Nachahmuug empfohlen werden können."

Der Kalendermann scheint ein gar spaßiger Herr zu sein, der uns ein wenig auf das Eis führen will, indem er uns lauter Scheingründe für den Thierschutz angiebt, durch welche er uns wahrscheinlich veranlassen will, den richtigen Grund selbst herauszufinden, denn daß wir die Thiere nur deßhalb schützen sollen, weil sie nicht nur dem Landmann ꝛc. nützen, sondern auch uns gute Beispiele geben, wird er uns doch nicht ernstlich glauben machen wollen; es fehlt da gerade die Hauptsache! Der Nutzen der Landwirthschaft und die durch das Thier gegebenen guten Beispiele sind für den eigentlichen Thier-

schutz keineswegs bestimmend. Grundsätze, wie die hier durch den Kalender vertretenen erzeugen, wenigstens in dieser Form gegeben, bei dem Kinde eine Verwirrung der Begriffe und wirken, da sie zugleich einer künstlichen Beförderung des Egoismus dienen, meines Erachtens in zweifacher Weise unpädagogisch. Man mag das Kind immerhin lehren, daß manche Thiere auch dem Landwirth nützen; dieses darf aber nicht zur Hauptsache gemacht werden, vor Allem nicht in einem Thierschutzkalender.

Auf Seite 28 heißt es dann weiter:

„Was lehren euch nun die zahlreichen Beispiele der rührendsten Elternliebe? Zwei Gefühle sind es vor allen, welche dieselben in euch erwecken werden. Zunächst das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Eltern. Wenn schon das unvernünftige Thier eine solche Aufopferung und Liebe zeigt, um wie viel mehr erst der Mensch? Wie viele Sorgen und Mühen haben eure Eltern um euch, um wie viel höher steht ihre Liebe zu euch, als die der Thiere zu ihren Jungen?

Es wird dann noch ausgeführt, um wie viel andauernder die Liebe einer Menschenmutter ist, als die einer Thiermutter, und dann heißt es weiter:

„Wie viele Dankbarkeit schuldest du daher deinen Eltern, welche dich nicht nur in deiner Hilfsbedürftigkeit gepflegt und behütet haben, sondern dir auch jetzt und noch für und für ihr ganzes Leben hindurch ihre Liebe bewahren werden."

Hierzu möchte ich einfach die Frage stellen: was bezweckt der Kalendermann mit solchen Betrachtungen? Will er, bzw. der Verband, für den er schreibt, die Jugend damit zur Liebe und Dankbarkeit gegen die Eltern anspornen, oder was sonst? Ersteres wäre ja gewiß ein sehr schöner und lobenswerther Zweck, aber es ist das doch ebenfalls nicht der Zweck eines Thierschutzkalenders, der unzweifelhaft eine ganz andere Bestimmung hat. Nun wird freilich im nächsten Satze auch zur Dankbarkeit gegen das Thier aufgefordert, indem es dort heißt:

„Zum zweiten aber soll dich die Elternliebe unter den Thieren zur Dankbarkeit gegen die Thiere selbst anspornen, weil sie uns Menschen ein Vorbild für eine der edelsten Tugenden sind. Erkennen sollst du, daß auch das Thier einer warmen Liebe fähig ist, daß es nicht nur durch sein Thun und Treiben dem Nutzen des Menschen dient, sondern daß es auch durch sein Familienleben, durch Aufopferung und Liebe uns erfreuen kann. Möge diese Erkenntniß in dir die Neigung und werkthätige Liebe zu deinen Mitgeschöpfen erwecken und der Gedanke in dir lebendig werden: Wer das Thier liebt, achtet das Göttliche im Menschen um so höher!"

In der That eine sonderbare Begründung! Immer wieder nur der Hinweis auf den Menschen und die Rücksicht auf das liebe Ich; und dabei soll man denn noch das Göttliche im Menschen achten lernen! Das Göttliche im Menschen ist ja gewiß etwas Schönes und Edles, worauf man das Kind nicht oft genug hinweisen kann; auch mir steht es unendlich höher als das Egoistische im Menschen, welches eben nicht göttlich ist; aber was in aller Welt hat ein Thierschutz-Kalender mit dem Göttlichen im Menschen zu thun? Für einen solchen kommt es doch vor allem darauf an, die Jugend auf das Göttliche im Thiere hinzuweisen und sie dieses achten zu lehren. Alle die vorstehend mitgetheilten, zwar recht unschuldig klingenden, aber durchaus verkehrten und gleichsam an den Haaren herbeigezogenen egoistischen Nutzanwendungen passen nicht in einen Thierschutzkalender.

Für einen Thierschutzkalender giebt es nur ein Thema, welches sich in der mannigfaltigsten Weise variiren läßt und immer wieder variirt werden muß; dasselbe lautet: **Du sollst das Thier schützen, achten und lieben, weil es eben so gut wie Du ein Geschöpf Gottes und ein empfindendes und fühlendes Lebewesen ist.** Also Thierschutz des Thieres wegen. Das ist das einzig richtige Princip des Thierschutzes, zu dem sich auch diejenigen bekennen können, welche an ein eigentliches Recht der Thiere nicht glauben.

In dem Thierschutzkalender findet sich von diesem Grundsatze auch nicht die leiseste Spur und für diesen Mangel können uns alle die schönen Erzählungen und Verse, die er sonst enthält, nicht entschädigen, denn die Moral, die er in den angeführten Stellen predigt, muß insofern als geradezu tadelnswerth und schädlich bezeichnet werden, als sie den gesunden Sinn des Kindes verwirrt und ihm durchaus falsche Grundsätze und Anschauungen in Bezug auf das Thier beibringt, welches nach der Ansicht des Kalendermannes nur dazu da ist, um als ein Mittel zur Erreichung menschlicher Zwecke, also hier als Erziehungsmittel und als Objekt zur Hebung unserer Sittlichkeit, zu dienen. Es ist das der alte, aber nachgewiesenermaßen durchaus falsche Kant'sche Grundsatz, der schon von Schopenhauer mit Recht als „abscheulich" gebrandmarkt worden ist. Das Thier ist vor allem seiner selbst wegen da und nur mittelbar zum Dienste des Menschen bestimmt. Wenn es des Menschen wegen geschaffen wäre, so hätte die ganze Thierwelt wesentlich anders eingerichtet werden müssen. Wir brauchten dann weder Löwen noch Schlangen, noch sonstiges Raubzeug und Ungeziefer."

Sc.

Sind sie alle erfroren?

Mein 7jähriger Frank schenkt die liebevollsten Empfindungen seines zärtlichen Herzens den Vögeln, und zwar vorwiegend den leicht beschwingten kleinen Geschöpfen, den Schwalben, Ammern, Meisen, Sperlingen, Rothkehlchen u. s. w. Das Fenstersims des Kinderzimmers, auf welches er zu dem Körnerfutter am liebsten noch sein Frühstück brockt, wird im Winter von seinen Freunden kaum leer und gilt unter ihnen wahrscheinlich als ein sehr empfehlenswerthes Einkehrhaus. Während des Schneewetters ist er auf's rührendste um seine Lieblinge besorgt.

Einstmals während Frank gedankenvoll in die wirbelnden Flocken starrte, machte ich mich zu einem Ausgange bereit. Mein Hut — der Mode gemäß mit einem gewaltigen Ausputz von Vogelschwingen verziert — lag auf dem Trümeau in der Nähe des Knaben.

„Mama," sind die alle erfroren? fragte er plötzlich, die lieben Augen erschrocken nach meinem Hute wendend.

„Nein Liebling."

„Verhungert wohl?" klang es unter aufquellenden Thränen.

„Nein auch nicht verhungert; es sind alte Vögel, die manches Jahr lang lebten und sangen und nun sterben mußten."

Das tröstete ihn ein wenig. Mir selbst aber war trotz der frommen Lüge der neue Hut verleidet und mein erster Gang war zu der Modistin, die mir den Federschmuck durch eine Bandschleife ersetzen mußte.

Daß die reizenden Geschöpfe, um die des Knaben kleines Herz in barmherziger Liebe zitterte, massenweise gemordet werden, um eine Damenmode möglich zu machen, war mir bisher noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen. Eine allgemein verbreitete Thorheit stumpft den Einzelnen ab. Nun erst trat ich der Sache näher und theile den Leserinnen mit, was ich zunächst aus den Blättern meiner Heimath, Nordamerikas, entnahm.

Man hat berechnet, daß daselbst etwa 10 Millionen Damen Vögel als Hutschmuck tragen. Nimmt man an, daß ein Vogelbalg auf einem Hute 2 Jahre ausdauert und daß jede Person nur einen Vogel trägt (auf manchen Hüten stecken aber 12 ja 20 Vogelschwingen), so ergiebt dies einen jährlichen Massenmord von 5 Millionen. Außerdem exportirt Nordamerika auch Mengen von Vogelbälgen, um das Ausland zu versorgen. An der Küste von Virginia verschickte im Jahre 1885 eine geschäftseifrige Frau 40,000 Vogelbälge nach Paris. Vom Cap Bod, wo unter Aufsicht einer Person 40,000 Meerschwalben für die Putzmacherinnen getödtet wurden, sind die Vogelschwärme jetzt ganz verschwunden. Der Bestand von Reihern in Florida ist vernichtet. Ein Händler in New-York zeigt an, daß er 30,000 Raben, rothflügelige Amseln und Schneeammern auf Lager habe!

Ich füge diesen Zahlen die eindringlicher als Worte über die auf Abwege gerathene Mode predigen, nichts hinzu. Auch in Deutschland hat die Vogelwelt, die beste Gehilfin des Land- und Gartenbaues, schwer zu leiden!

Mrs Francis N. St. . .

Nachfolgenden Brief

hat die Redaktion des „Thierschutz-Correspondenzblatt" auf eine bezügliche Anregung ihrerseits von einem warmen Anwalt des Thierschutzes in Italien erhalten:

„ . . . . Glauben Sie mir, wir empfinden es selbst als eine Schmach, daß die lieblichen gefiederten Sänger, die, ermüdet vom langen Flug, sich voll Sehnsucht nach Ruhe und Erholung unseren Küsten nahen, hier schaarenweise hingemordet werden. Wir geben uns alle Mühe, diese abscheuliche Jagd zu bekämpfen. Da wir wissen, daß mit Gründen der Moral nicht dagegen aufzukommen ist, wenigstens nicht bei den Erwachsenen, so weisen wir beständig auf den Schaden hin, den die Vertilgung der Vögel unserer Landwirthschaft zufügt. Wir verbreiten Schriften, in welchen wir zeigen, wie die schädlichen Insekten überhandnehmen, die Felder, die Weinstöcke, die Bäume zu Grunde richten, da ihre natürlichen Feinde, die Vögel, ausgerottet werden. Wie unser Land dadurch verwüstet wird, geht aus folgender Berechnung hervor: jährlich werden in Italien ungefähr 10 Mill. Vögel geopfert; mit dem Tode jedes Vogels ist 10,000 Insekten das Leben gerettet, was, vermehrt mit den 10 Millionen der getödteten Vögel die

Summe von 100 Milliarden geretteter Insekten giebt, ohne zu zählen die anderen Millionen und Milliarden, welche weiter daraus entstehen.

Aber was hilft uns unsere ganze Arbeit, wenn die Gourmands unserer Nachbarländer auf diese kleinen Sänger als einen Gaumenkitzel versessen sind, wenn aus dem Ausland, und besonders aus Deutschland, die Delicatessenhändler und Gasthöfe immer so viele Bestellungen auf diese kleinen Vogelleichen schicken, daß sie gar nicht befriedigt werden können. Bei uns werden die wenigsten dieser schönen und nützlichen Thierchen gegessen nnd das massenhafte Vogelmorden würde bald ein Ende haben, wenn die ausländische Nachfrage aufhörte. Diese Einnahmequelle ist für Italien nach zwei Seiten ein Unsegen, nach der wirthschaftlichen und nach der moralischen; wir würden uns nur Glück wünschen, wenn Sie es in Deutschland dahin brächten, daß Ihre wohlhabenden Leute sich schämten, die kleinen reizenden Vögel zu verzehren und dadurch den Massenmord der armen Thierchen zu verschulden."

Soweit der Brief des italienischen Thierschützers über das Vogelwürgen, von dem man in Deutschland stets mit so viel sittlicher Entrüstung spricht und schreibt. Ob es aber nicht doch den einsichtigen Italienern leichter wird, ihre Landsleute von der Verödung ihrer Gärten und Fluren abzuhalten, als unsern Gourmands sich den Schmaus von Lerchen, Amseln Grasmücken, Nachtigallen u. s. w. zu versagen? Wenn wir uns der Debatte im deutschen Reichstag über das Vogelschutzgesetz erinnern, wo selbst Leute, deren Stellung, Alter und Bildungsgrad ein weiseres Urtheil über die Frage erwarten ließen, für den Dohnenfang der Drosseln (wobei natürlich auch alle anderen Vögelchen mitgefangen werden), eintraten, dann freilich bleibt uns nicht viel Hoffnung, daß von Deutschland aus dem abscheulichen Vogelwürgen in Italien der Boden entzogen werde.

Wie es bei dem Taubenschießen zuging.

Unter dieser Ueberschrift brachte die „New-York World" nachstehenden Bericht:

„Ungefähr 75 Mitglieder des Westminster Kennel Klubs und ihre Gäste begaben sich gestern Morgen nach Babylon, Long Island, um Tauben zu massakriren oder zuzusehen, wie sie von Anderen massakrirt wurden. Mehr als 500 der armen Vögel waren einige Tage, bevor die Schlächterei stattfand, nach dem Klubhause gesandt worden, und ein Extrazug von Long Island City brachte die nach der neuesten Mode aufgeputzten Sportsmänner nach der Station Babylon. Dort stand eine Anzahl Wagen in Bereitschaft, und die ganze Gesellschaft fuhr sodann nach dem Schützenhause des Klubs.

Um elf Uhr begann das Gemetzel. Herr G. Jones schoß zuerst. Die von ihm getroffene Taube, ein hübsches schieferfarbenes Thierchen, flog einen Moment aufwärts und stürzte dann, mit durchschossenem Flügel und zerschmettertem Bein, zappelnd zu Boden. Wahrscheinlich fühlte Herr Jones

ein menschliches Rühren bei dem Anblick des leidenden Thieres: denn er schoß zum zweiten Male nach ihm, traf aber nur die Federn. Da das Thier noch immer lebte, so brüllte einer der „Bediensteten": „Laßt den Hund los!" Mit großen Sprüngen stürzte sich ein brauner irischer Wachtelhund auf den angeschossenen Vogel, nahm denselben in das Maul und brachte ihn dem Wärter, welcher dem verwundeten Thiere den Hals umdrehte und es achtlos bei Seite warf. Nachdem dies vorüber war, trat Herr Grant vor, sein Gewehr in der Hand und ein süßes Lächeln auf den Lippen. Wieder ließ man eine Taube fliegen und eine Sekunde später fiel sie getroffen zur Erde nieder. Sehr wenige Tauben wurden auf den ersten Schuß getödtet. Die meisten wurden nur angeschossen und wandten sich in Zuckungen, bevor sie in die Hände des Bediensteten gelangten, dessen Aufgabe es war, ihnen den Gnadenstreich zu versetzen. Mitunter flogen die armen Vögel auf ihre Henker zu, als ob sie bei diesen Schutz suchen wollten: aber die Kugeln, mit denen sie empfangen wurden, belehrten sie darüber, daß ein Taubenschütze weder Mitleid noch Barmherzigkeit kennt. Einem braun und weiß gefiederten Täubchen gelang es, mit einem durchschossenen Flügel und einem zerschmetterten Bein zu entkommen. Es flog auf das Dach des Hauses, suchte sich auf dem gesunden Beine aufzurichten, verlor jedoch das Gleichgewicht und stürzte herunter; nach kurzer Zeit erhob es sich abermals, fiel aber wieder herab und blieb hilflos im Grase liegen, wo es langsam zu Tode verblutete!"

Zu diesem Berichte bemerkt der Präsident des Massachusetter Thierschutzvereins, Herr Georg F. Angell, in der zu Boston erscheinenden Zeitschrift „Our Dumb Animals":

„Wir danken Gott, daß dieses grausame Spiel in Massachusetts abgeschafft ist. Es kostete uns allerdings große Anstrengungen, bevor wir ein Gesetz zu Stande brachten, kraft dessen jene reichen Sportsmänner bei uns als Verbrecher behandelt werden (making these wealthy sportsmen criminals). Aber es ist uns gelungen, und in dem ersten und einzigen bis jetzt vorgekommenen Fall, in welchem eine Uebertretung dieses Gesetzes stattfand, wurden die Uebelthäter auf unsere Veranlassung sofort arretirt, vor Gericht gebracht und bestraft, und hiermit ist die Frage, so weit Massachusetts in Betracht kommt, ein für allemal erledigt.

Unsere Schützenvereine bedienen sich jetzt als Zielobjekte thönerner Tauben und ähnlicher Gegenstände und betreiben einen harmlosen und unschuldigen Sport, zu welchem sie ruhig die Frauen und Töchter ihrer Mitglieder als Zuschauer einladen können."

Durch die Mode verursachte Thierquälerei.

Ein in der „Daily News" enthaltener Artikel über Damen-Wintermoden giebt einem Mr. Watson Veranlassung zu folgender Zuschrift über die Produktion der jetzt so beliebten und modernen persischen Lammfelle oder Astrachan.

Mr. Watson schreibt darüber:

„Bekanntlich ist das Fell des persischen Lammes in seinem natürlichen Zustande weich und glatthaarig: Jemand machte indeß die Entdeckung, daß, wenn man das Mutterschaf auf eine gewisse Weise tödtet, der Pelz des ungeborenen Lammes sich derartig im Todeskampf kräuselt, wie man ihn jetzt als Hülle den Hals der Damen und Herren bedecken sieht.

Diese schreckliche Methode Mutter und Junges zu tödten, lediglich nur zu dem Zwecke ein Pelzwerk zu erzeugen, das nicht größer als ein Fuß ist, wird natürlich so lange Fortgang haben, so lange dieses Pelzwerk gekauft werden wird; aber ich glaube, wenn man das Publikum über die Art und Weise, wie jenes Pelzwerk erzeugt wird, aufklären würde, daß dasselbe aufhören dürfte, es zu kaufen, um so dieser empörenden Grausamkeit ein Ende zu bereiten."

Aussprüche englischer Autoritäten über den Unwerth der Vivisektion.

Dr. Verdoe führt in einem kürzlich von ihm in Cambridge gehaltenen und vom „Zoophilist" wiedergegebenen Vortrage folgende Urtheile über die Vivisektion an:

„Sir Charles Bell, eine Autorität ersten Ranges sagt: „Experimente an Thieren sind niemals Entdeckungsmittel gewesen, und ein Ueberblick dessen, was in den letzten Jahren darin geleistet worden, beweist, daß das Oeffnen lebender Thiere mehr zur Förderung des Irrthums als zur Bestätigung richtiger, der Anatomie und den Naturwissenschaften entlehnter Ansichten beigetragen hat."

Aus einem Aufsatze Dr. Lawson Tait's im „Provincial Medical Journal" vom 1. November 1889 ergiebt sich, daß die Fortschritte in dem Specialfache der Unterleibskrankheiten, worin Professor Lawson Tait so überaus glückliche Erfolge erzielt hat, durch Experimente an lebenden Thieren geradezu aufgehalten worden sind. Er sagt, „daß Lecorte's Vivisektionen an niederen Thiergattungen die Quelle großer Confusion geworden und zu lange Zeit andauernden Irrthümern geführt hätten."

Der eminente Augenarzt Dr. Bell Taylor bestätigt Obiges und fügt noch hinzu, daß Dr. Lawson Tait — dieser unstreitig hervorragendste Arzt für Unterleibskrankheiten — seine Studenten fortwährend davor gewarnt habe, Thiere zu vivisiciren. Er sagt, „daß wir um ein Jahrhundert weiter vorgeschritten wären, als es jetzt der Fall ist, wenn wir, statt grausame Versuche an lebenden Thieren anzustellen, lieber die Lehren erfahrener Meister gelesen, am Krankenbette die Heilversuche der Natur in ihrem eigenen Laboratorium studirt und die sich hierbei ergebenden Resultate uns angeeignet hätten." „Ich könnte noch hinzufügen", sagt Dr. Bell Taylor, „daß, obwohl nur sehr wenige Augenärzte so häufig wie ich operirt haben, — ich es für mein Specialfach nie nöthig befunden habe, Versuche an Thieren anzustellen und daß ich mich von Herzen Dr. Lawson Tait's Ansicht anschließe."

K. D.

Wie Kaiser Friedrich III. über die Jagd dachte, erzählt Fr. Spielhagen im 1. Bande seiner Memoiren. In Bezug auf die Jagd äußerte der damalige Kronprinz (es war 1867 nach einer Jagd, welche der Herzog von Coburg veranstaltet hatte): „Ehrlich gestanden, dieser Massenmord macht mir keinen Spaß. Ich habe nach den ersten Minuten mein Gewehr abgegeben, mir einen Stock vom Zaune gebrochen, und bin so neben den Herren gewandert."

Der Schah von Persien war während seines Aufenthalts in England auch Gast des Lord Dufferin. Bei einer zu Ehren des Schahs abgehaltenen Jagd war der orientalische Herrscher nicht zu bewegen, auf die Hirsche des Parkes zu schießen; sie erschienen ihm zu zahm und daher nicht geeignet, gehetzt und getödtet zu werden.

Tagesbefehle des Herrn Rigaschen Polizeimeisters.

(Vom 3. März 1890.)

Ich beauftrage die Herren Districtspristaws, sofort zur systematischen Besichtigung aller Passagierfuhrwerke hinsichtlich der Gesundheit und Tauglichkeit der Pferde, sowie der Brauchbarkeit der Equipagen, der Kutscheranzüge und der Pferdegeschirre zu schreiten. Gleichzeitig halte ich es für nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß ich, nachdem ich beständig untaugliche und erschöpfte Pferde im Gebrauch gesehen habe, seinerzeit persönlich eine Revision vorzunehmen beabsichtige, und daß alsdann die Herren Pristaws die Verantwortlichkeit für die gefundenen Ungehörigkeiten zu tragen haben werden.

(Vom 5. März 1890.)

Ich bringe den Herren Pristaws meine Prikase vom 3. Juli 1887 unter Nr. 1843 und 4. April 1888 unter Nr. 820, sowie die Zirkulärvorschrift des Herrn Livländischen Gouverneurs vom 18. April 1888 unter Nr. 3261, publicirt in der Livländischen Gouvernementszeitung vom 27. April 1888 unter Nr. 44, hinsichtlich des Verbots, vom 1. März bis zum 29. Juni Singvögel, sowie frisch geschossenes oder gefangenes Wild zu verkaufen, in Erinnerung. Die der Uebertretung dieser Vorschriften Schuldigen sind auf Grund des Art. 57*) des Friedensrichterstrafgesetzes zur Verantwortung zu ziehen.

(Vom 26. März 1890.)

In Folge eines, im 2. District des innern Stadttheils stattgehabten Falles, beauftrage ich die Herren Districtspristaws, dafür zu sorgen, daß sämmtliche auf Posten stehende Schutzleute allen Personen, die sich darum an sie wenden, besonders aber Frauen sich hilfreich erweisen, in welcher Sache es auch sei.

---

*) Der citirte Art. hat folgenden Wortlaut:

Wer irgend welche Jagd, ingleichen auch Fischerei oder anderweitigen Fang zu verbotener Zeit, an Orten, wo solches untersagt ist, mit Anwendung unerlaubter Mittel oder Uebertretung hierfür erlassener Vorschriften betreibt, sowie ebenfalls wer Vogelnester zerstört oder zur Verbotzeit erlegtes Wild verkauft, unterliegt: einer Geldbuße im Betrage von nicht mehr als fünfundzwanzig Rubeln.

(Vom 10. April 1890)

Es ist von mir bemerkt worden, daß die Passagierfuhrleute NNr. 755, 1007 und 1064, sowie der Lastfuhrmann Nr. 3148 in der Stadt mit durchaus untauglichen und erschöpften Pferden fahren. Ich beauftrage die Herren Pristaws der betreffenden Districte, die Pferde besagter Fuhrleute bis zu ihrer Wiederherstellung zu versiegeln.

(Vom 12. April 1890.)

Der Passagierfuhrmann Nr. 443 fährt mit erschöpften und zum Gebrauch untauglichen Pferden. Ich beauftrage daher den Herrn Pristaw des 2. Districts des Petersburger Stadttheils die Pferde zu versiegeln und dem Fuhrmann nicht zu gestatten, vor der Wiederherstellung der Pferde, oder einer Ersetzung derselben durch andere, seinem Gewerbe nachzugehen.

Bücherschau.

Die Bekämpfung der empörenden, ganz unnöthigen Massenthierquälerei beim Schlachtgeschäfte hat sich der Berliner Thierschutzverein zur Hauptaufgabe gemacht. Er hat zu diesem Zwecke eine Reihe von Flugblättern in großen Auflagen drucken lassen und verbreitet. Von diesen Flugblättern heben wir als besonders wirksam und zweckdienlich hervor:

Nr. 2. „Die unnöthigen Thierquälereien beim Schlachten des Kleinviehs."

Nr. 7. „Die Thierschutzgesetzgebung im deutschen Reiche und in andern Kulturstaaten."

Nr. 25. „Uebungsapparate zum Erlernen des Schlagens in den Schlachthäusern Berlin und Erfurt." (Zeichnung und Beschreibung der Apparate.)

Nr. 26. Zeichnungen und Beschreibungen von Schlachtinstrumenten zur Betäubung von Rind, Schwein, Kalb und Schaf.

Nr. 27. „Die Thierquälerei beim Schlachten."

Nr. 31. „Die massenhafte Thierquälerei beim Schlachten, ein sittlicher Nothstand, der Abhilfe durch die Gesetzgebung dringend erheischt." (Referat über die nothwendige Reform des Schlachtwesens, erstattet beim X. Internationalen Thierschutz-Congreß 1889 in Dresden.)

Wir ersuchen Alle, welche zur Abschaffung der Massenthierquälerei beim Schlachtgeschäfte mithelfen wollen, zur Verbreitung dieser Blätter beizutragen und dieselben zu vertheilen, insbesondere an Mitglieder der Landtage, an staatliche und städtische Verwaltungsbeamte, Gemeindevorstände, Prediger, Lehrer, desgleichen an Landwirthe und Fleischer.

Diese Flugblätter dürften auch als Beilage zu den Zeitschriften der landwirthschaftlichen Vereine sehr geeignet sein.

Dieselben sind gegen Baar- oder Briefmarken-Einsendung franco zu beziehen vom Berliner Thierschutz-Verein (Versandtstelle H. Beringer, Berlin, Königgrätzerstraße 108) für den Preis von Druck und Papier.

Die Nummern 2, 7, 25, 26 und 27 kosten: 14 Stück 15 Pf.; 70 St. 40 Pf.; 140 St. 80 Pf.; 280 St. 1,50 M.; 1,400 St. 5,60 M.

Nr. 31, eine erschöpfende Abhandlung über die Schlachtreformfrage: 2 St. 10 Pf., 18 St. 50 Pf.; 36 St. 1 M.; 400 St. 4 M.

Vegetarier-Kalender für 1890, herausgegeben und verlegt von A. Kaemmerer, Berlin C. 2, Spandauerstraße 70/71 (von diesem gegen Einsendung von 70 Pfg. postfrei zu beziehen). In diesem Kalender kommt eine ganze Anzahl der Anhänger und Vertreter des Vegetarismus zu Worte und bemüht sich die Bedeutung desselben für die Besserung unserer Lebenslage und für die Versittlichung der Menschheit nachzuweisen. Der Kalender enthält u. a.:

Die Ernährungsfrage. Bericht der Frau Lewis aus Weybridge an den Pariser Frauenkongreß. Uebersetzt von Arn. Ch. Frölich. — Schönheit, Kunst und Vegetarismus. Von Dr. Maximilian Klein. — Richard Wagner und der Vegetarismus. Von Dr. Friedrich von Hausegger. — Unser Elend. Von C. Radenhausen. — Das Lachen. Von Dr. Paul Förster. — Ueber Nahrungsmittel. Von A. Zisel. — Zwanzig Jahre Vegetarier. Von August Kruhl. — Göthe und der Vegetarismus. Von Edmund Dorer. — Gräßliche Enthüllungen. Von P. K. Rosegger. — Sprüche der Temperenz. — Vegetarische Speisezettel. — Arbeitskalender für den Obst- und Gemüsegarten.

Die in den Aufsätzen des Kalenders dargelegten Anschauungen verdienen fast durchweg, von allen Volksfreunden thatkräftig gefördert und gepflegt zu werden. Den Freunden guter und eigenartiger Bücher sei der Vegetarier-Kalender deshalb bestens empfohlen.

Der Bankerott der Medizinwissenschaft, dargelegt an der Krankheit des Kaisers Friedrich. Von A. Zisel. Berlin, A. Kaemmerer. (Gegen Einsendung von 40 Pf. (in Briefmarken) postfrei zu beziehen von A. Kaemmerer, Berlin, C. 2, Spandauerstr. 70/71).

Die Krankheit des Kaisers Friedrich läßt die schriftstellernden Aerzte noch immer nicht zur Ruhe kommen. Noch immer tobt der Kampf zwischen den Vertretern der „englischen" und der „deutschen" Medizinwissenschaft. Diesen Streit der approbirten Aerzte macht sich die neue, mächtig aufstrebende Richtung auf dem Gebiete der Heilwissenschaft, die Naturheilkunde, zu Nutze. In obigem Schriftchen legt einer der schlagfertigsten Vertreter der letzteren Richtung seine Ansichten über den Streitfall dar. Derselbe kommt zu dem Schlusse, die Behandlung, welche die Medizinwissenschaft dem kranken Kaiser habe angedeihen lassen, sei nicht blos nutzlos, sondern sogar sehr schädlich gewesen, die ganze Behandlungsweise sei geradezu geeignet gewesen, das gutartige Leiden in ein „bösartiges" umzuwandeln. Das echt volksthümlich gehaltene Schriftchen, verdient von Jedermann gelesen zu werden; denn es ist wohlgeeignet, zu zeigen, wo man in Krankheitsfällen nachhaltige Hilfe findet.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 17 Апрѣля 1890 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop

VI. Jahrgang. Juni u. Juli 1890. № 6 u. 7.

Die Thierschutz-Vereine als Begünstiger der höchsten Thierquälerei.

Kannst ja stehen nicht mehr, hinfälliger Greis! drum beflissen
Sind ja die Freunde, daß stets fern' der Arena du bleib'st!

v. L.-W. Fast an jedem Orte besteht heute ein Verein zum Schutze der Thiere, und haben diese Vereine sich zu einer internationalen Gemeinschaft verbunden, die zum Wohle der Thierwelt großartige Weltkongresse abhält. Sollte man da nicht meinen, daß für die geplagte Kreatur Gottes der gefürchtete Schreckensherr endlich einem milderen Herrscher gewichen ist. Davon ist, Gott sei es geklagt, wohl kaum etwas zu verspüren. Im Gegentheil, die Grausamkeit gegen die Thiere treibt ihr sündhaftes Wesen ärger denn jemals. Zwar meidet sie, aus Furcht vor mitleidigen Menschen, vielleicht mehr denn ehemals die früheren Stätten ihrer Greuel, die öffentlichen Straßen und Plätze, doch hat sie eine verborgene und um so sichere Zu-

fluchtstätte bei den medicinischen Facultäten unserer Hochschulen gefunden, wo sie ganz frei und ungehindert in so grausiger Weise wüthet, daß der allerherzloseste Australneger entsetzt davor zurückschaudern müßte. Freilich ist die Grausamkeit nicht der Zweck der dort verübten fürchterlichen Thiermartern, sie ist aber das Mittel. Das Streben nach einer vermeintlichen Förderung der Wissenschaft führt hier die Herrschaft, die allerunmenschlichste Grausamkeit hat aber die hervorragendste und ausführende Stellung inne. Täglich werden viele Tausende der empfindsamsten und intelligentesten Thiere, mit Vorliebe der liebende und treue Freund des Menschen, der Hund, den unsäglichsten, langwährendsten, systematischen Martern unterzogen. Geknebelt und regungslos gefesselt, wird ihnen der Schädel oder die Leibeshöhle geöffnet, das Hirn mit Schrauben angebohrt oder mit siedendem Wasser und ätzenden Substanzen stückweise herausgespült, sie werden bei lebendigem Leibe geschunden, gebrüht, gebrannt oder allmählig zu Tode gekühlt. Nun sollte man wenigstens meinen, daß solche menschenunwürdige und daher nie zu duldende Greuelthaten nur ausnahmsweise da statt hätten, wo ein hochwichtiges Problem der Wissenschaft nur allein auf diesem grausigen Wege seine Lösung finden konnte und man blutenden Herzens, mit Aufbietung aller nur denkbaren Mittel zur Minderung der Qualen, sich entschlossen, ein so fürchterliches Opfer der Wissenschaft zu bringen. Nein, es geschieht, wie Professor Cyon in seiner „Methodik des physiologischen Experiments" pag. 15 sagt „mit Genuß und freudiger Erregung" auch ohne eine vermeintliche Nothwendigkeit, es geschieht, damit der Herr Docent seinen Vortrag illustriren und sich's leichter und bequemer machen könne, oder damit die Schüler sich in manueller Fertigkeit beim Operiren üben, trotzdem daß todte Körper mit injicirten Blutgefäßen dieselben Dienste leisteten. Unsere Schüler Aeskulaps sind heute von einer solchen Vivisecirpassion erfaßt, daß sie, ohne sich einmal eines Zieles bewußt zu sein, in den zuckenden Leibern ihrer Mitgeschöpfe herumwühlen in der bloßen Hoffnung, bei solchem Tappen im Dunklen vielleicht zufällig auf etwas Belehrendes zu stoßen.

Die Foltermartern der Vivisektion wurden immer fürchterlicher, raffinirter und grausiger, der Mißbrauch immer frivoler, bis endlich sie nicht mehr verborgen bleiben konnten und an die Oeffentlichkeit gezogen werden mußten. Was da der Welt enthüllt worden, ist so erschütternder und empörender Art, daß die Stimmen, die sich gegen solche Frevel wider Gott und seine Natur erhoben haben, nie und nimmer verstummen werden. Der Schnee, den Herr v. Weber löste, kam in's Rollen und muß zur vernichtenden Lawine werden. Ist diese Lawine auch für den Augenblick in's Stocken gerathen, sie muß dem Naturgesetze der Schwere (hier das Sittengesetz) folgen, sie muß rollen und weiter rollen und keine Gewalt der Erde vermag sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Die Vivisektion ist nun einmal zu einer brennenden Frage in unserem ethischen Kulturleben geworden. Die gesammte gebildete Welt ist nun einmal gezwungen, ihr gegenüber Stellung zu nehmen und theilt sich in folgende drei große Heerlager oder Parteien:

Die eine Partei ist die der Mediciner und derer, die zu ihnen halten. Sie steht auf dem Standpunkte, daß der Fortschritt der Wissenschaft nur im unnatürlichen Bunde mit der menschenunwürdigsten Grausamkeit möglich ist und daß die medicinische Wissenschaft ein so hoch über die sittliche Weltordnung stehendes Gut ist, daß Sittlichkeit, Moral und Recht ihr unbedingt untergeordnet werden müssen. Eine Handlung, sie sei auch an sich eine moralisch verabscheuungswürdige, gilt ihr als gerechtfertigt, sofern sie nur in der Absicht verübt wird, der medicinischen Wissenschaft oder Unterweisung zu dienen. Diese Partei tritt daher bedingungslos für die Vivisektion in ihrem ganzen und uneingeschränkten Umfange ein. Obwohl bereits viele und namhafte Größen aus der Zahl der Mediciner ihre Stimme mit Nachdruck gegen die Greuel der Vivisektion erhoben haben, ist hier dennoch, für lange Zeit hinaus, an eine Umkehr zu anderen Einsichten nicht zu hoffen. Haben wir es doch hier mit Männern zu thun, bei denen das Gefühlsleben allmählig bereits erstickt worden ist, die in ihrem Berufszweige aufgehend, denselben und die angewohnte Methode überschätzend, unmittelbar bei der Vivisektion interessirt sind. Wir finden ja auch ähnliche schroffe Einseitigkeiten, welche aller Moral Hohn sprechen, bei anderen Berufsgemeinschaften; der ultramontane Priester sagt: Mögen die Völker sich zerfleischen, Kulturen durch Feuer und Schwert in Blut und Asche zu Grunde gehen, wenn nur die katholische Priesterschaft an Macht gewinnt und der Papst seinen Antheil an der Herrschaft im Reiche dieser Welt zurückerlangt! — Pereat mundus, fiat justicia! rufen die Juristen. Fort mit Moral und Gewissen, es geschehe das Experiment! so wollen es die Physiologen. Von den Beflissenen der Medicin können wir, so lange sie noch in der Meinung leben der ruchlosen Grausamkeiten nicht entbehren zu können, auch nicht erwarten, daß sie, beseelt von der Stimme des Gewissens und des Mitleids, das Vivisektionsmesser, dessen sie sich „mit Genuß und freudiger Erregung" bedient haben, plötzlich von sich werfen und mit einem Male der Einschränkung, geschweige denn einer Abschaffung der Vivisektion das Wort reden. Es hieße das vom Papste erwarten, daß er zum Lutherthum übertrete; daß es aber so viele Menschen noch heutzutage geben kann, die ganz außerhalb des medicinischen Kreises stehen, die gesittete und moralisch geachtete Personen sind und dennoch für diese fürchterlichsten aller Grausamkeiten eintreten, das ist ein schmerzliches Räthsel in unserem gegenwärtigen Kulturleben.

Die zweite Partei steht auf völlig entgegengesetztem Standpunkte. Für sie ist Sittlichkeit, Moral und Gerechtigkeit das Höchste, dem jedes andere Interesse unbedingt untergeordnet werden müsse. Nach ihr kann eine Handlung, die an sich grausam, schlecht und verwerflich ist, auch durch den nützlichsten Zweck, dem sie zu dienen bestimmt ist, nicht gerechtfertigt werden. Sie sieht daher in den Unmenschlichkeiten der Vivisektion, auch wenn sie dazu angethan wären, der Heilkunde erheblichen Nutzen zu bringen, eine Entwürdigung und Schändung der moralischen Persönlichkeit des Menschen und fordert daher deren unbedingtes Verbot. Diese Partei ist die einzige consequente, indem sie das verboten wissen will, was die anderen Parteien ebenso wie sie

für an sich verwerflich erklären, dennoch aber aus Opportunitätsrücksichten sanktioniren wollen.

Die dritte Partei versucht es, eine vermittelnde Stellung zwischen den beiden Gegensätzen der beiden anderen einzunehmen. Sie erkennt vollständig die Berechtigung des sittlichen Standpunktes an, will aber die Heilkunde dieses grausamen Forschungsmittels nicht berauben, so lange noch die Herren Vivisektoren die Unentbehrlichkeit desselben für den Fortschritt der Wissenschaft behaupten. Das grausige Martern der armen Thiere an den Hochschulen findet auch bei ihnen den vollen moralischen Abscheu, dennoch wollen sie es nicht abschaffen, sondern nur vor übermäßigem Mißbrauche wahren und auf das geringste Maß dessen einschränken, das für den Fortschritt der Wissenschaft gefordert wird. Abgesehen davon, daß hier Unerreichbares und somit gar nichts angestrebt wird, indem das Maß des Nothwendigen doch nur von denjenigen bestimmt werden soll, welche Alles, ohne Einschränkung für nothwendig erklären, liegt in dieser Forderung eine zugestandene Halbheit, die in Sachen der Moral und Sittlichkeit nicht zulässig ist, denn was das moralische Gefühl auf's Höchste verletzt und als menschenunwürdige Grausamkeit anerkannt wird, kann ebenso wenig in beschränkterem, wie in weitestem Umfange gestattet werden. Die einzige Concession, die den Physiologen gemacht werden kann, wäre nur die, daß man ihnen diejenigen Experimente an lebenden Thieren überließe, welche unter vollständiger Chloroformnarkose oder ohne erhebliche Qualen ausführbar sind. Das moralische Gesetz ist das Fundamentalgesetz der menschlichen Natur und somit auch allen menschlichen Fortschritts und es hieße, wahrlich, von der Würde der Wissenschaft gering denken, wollte man behaupten, daß sie zu ihrem Fortschritte der Unmenschlichkeit und der naturwidrigen Verbrechen gegen die sittliche Weltordnung bedürfe.

Jetzt, wo die wissenschaftliche Thiermarter zu einer wichtigen principiellen Frage in unserem ethischen Kulturleben geworden, wo ein jeder civilisirte Mensch unbedingt zu einer oder der anderen dieser drei Parteien Stellung zu nehmen gezwungen ist, dürfte doch wohl eigentlich nicht gefragt werden, auf welcher Seite man die Thierschutz-Vereine zu suchen habe. Diese Vereine, die sich zu dem Zwecke und mit der Aufgabe gebildet haben, die Thiere gegen grausame Behandlung in Schutz zu nehmen, können doch nur allein an der Spitze der zweiterwähnten Partei in unerbittlichem Kampfe gegen diese höchste aller nur denkbaren Grausamkeiten, die an Thieren verübt werden, zu finden sein. — So verblüffend, ja unglaublich es ist, dennoch ist es Thatsache und Wahrheit: Wir sehen fast alle Thierschutz-Vereine im Heerlager der Vivisektionsfreunde, wo sie sich dadurch besonders bemerkbar machen, daß sie sich am fanatischsten gegen die Beschützer der Thiere geberden.

Diese Anomalie findet nur in folgender Weise eine Erklärung: Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts kennzeichnete sich durch das Erwachen eines idealen Geistes und eines feineren sittlichen Fühlens, in welchem die krassen und egoistischen Interessen des Einzeldaseins, vor den Bestrebungen nach

Verbesserung der gesammten Daseinsbedingungen für Alle, zurückweichen mußten. Aus dieser Zeitströmung ging hervor die Aufhebung der Knechtschaft, die Anerkennung gleicher Menschenrechte für Alle, die Abschaffung der grausamen Strafen ꝛc. ja, aus ihr gingen auch die Vereine zur Bekämpfung der Grausamkeit gegen die thierischen Mitwesen hervor. Wie der Sommer sich im Frühling durch sonnige, warme, alles zu neuem Leben erweckende Tage ankündigt, auf welche dann, bevor er dauernde Herrschaft erlangt, wieder rauhe Tage des Rückschlages folgen, in denen das hoffnungsvolle Grün verkümmert, so ist es auch in der Geschichte der Menschheit: Wo eine neue Kulturepoche frischen Lebens sich ankündigt, folgen, bevor sie die Herrschaft behaupten kann, Zeiten des Rückschlages, dem Geist der früheren Periode, Zeiten der Reaktion. So leben wir denn im Augenblick wieder in einer sehr materialistischen Zeit, in welcher alles idealere Streben darniederliegt, wo das realistische Juden- und Philisterthum die Oberhand hat und Vortheil, Gewinn und Ausnutzung die Parole ist. In einer solchen Zeit kann selbstverständlicher Weise die Thierwelt nur soweit Berücksichtigung finden, als sie dem Menschen Vortheil und Nutzen gewährt, wer sie in das ethische Bereich der menschlichen Pflichten hereinziehen will, wird als weichlicher und sentimentaler Thor verspottet und verlacht. Im Bewußtsein der guten Sache, dem Spotte und dem Gelächter zu trotzen, ist nun einmal nicht Jedermann's Sache, sondern nur sehr Weniger, und die langen Mitgliederlisten der meisten Thierschutz-Vereine weisen eben nicht gerade Helden auf. Als die haarsträubenden Grausamkeitsgreuel, welche an unseren Hochschulen gegen die Thiere begangen werden, der Oeffentlichkeit übergeben wurden, da glaubten diese Vereine, da sie Vereine zum Schutze der Thiere hießen, auch ihre Stimme erheben zu müssen, und riefen die Gesetzgebung gegen diese Unmenschlichkeiten an. Sie sahen aber sogleich ein, daß die Zeitströmung ihnen das bequeme Fahrwasser nicht darbot, daß es galt, einen starken Widerstand zu überwinden und da wankten sie. Als aber nun vollends die medicinischen Facultäten und die jüdisch-liberale Presse über sie herfielen und sie gar als schwächliche Gefühlsschwärmer und als Dunkelmänner, welche die Wissenschaft bekämpfen wollen, verspotteten und verlachten, da war es um sie geschehen. Sie wollten doch gar zu gerne auch als starke Geister und als Männer der Wissenschaft gelten. Um aber als stark zu gelten, zeigten sie sich schwach, indem sie beim ersten Angriffe die Flucht ergriffen, um als Männer der wissenschaftlichen Aufklärung zu gelten, wurden sie zu Begünstigern von Barbareien, die jeder wahren Aufklärung und Gesittung Hohn sprechen. So sind wir zur Verwirklichung des allerkrassesten Widerspruchs gelangt, daß Vereine, die sich den Schutz der Thiere gegen Grausamkeit zur Aufgabe stellen, sich zugleich als die fanatischsten Vertheidiger der denkbar größten Grausamkeiten gegen Thiere geberden und zwar sind es nicht einzelne, nein, es sind fast alle Thierschutz-Vereine, die sich dieses Curiosum bieten. Sie haben ihren Geist (das ethische Princip) aufgegeben und proklamiren nun als ihre Aufgabe den Schutz und Nutzen der Menschen. Daß sie sich nicht auflösen, ist ein unauflösbares Räthsel. Um aber den Namen

nicht völlig zum Gespötte zu machen und um der Firma willen, haben sie einstweilen zwei thierschützerische Bestrebungen sich doch noch vorbehalten und zwar die Verbesserung des Rindertransports und den Schutz der Singvögel, welche neben dem Thema polizeilicher Maßnahmen zum Schutze der Menschen gegen den Hund, den ausschließlichen Gegenstand bilden, über den sie auf ihren mit Pomp in Scene gesetzten internationalen Kongressen parlamentiren. Die allerwichtigste aller den Thierschutz betreffenden Fragen, wie und wie weit dem Superlativ aller Grausamkeit gegen Thiere, den Vivisektionen entgegenzutreten und zu steuern wäre, diese Frage ist ein für alle Mal von ihren Verhandlungen vollständig ausgeschlossen worden. Wehe der Minorität, der es um den Schutz der Thiere noch sittlicher Ernst ist, wenn sie es wagen will, diese brennende Frage auf die Tagesordnung bringen zu wollen. Sie wird sogleich der Störung des Kongreßfriedens und der Taktlosigkeit angeklagt und zum Schweigen verwiesen. Die Kongreßversammlungen sind gleich den Schützen- und Turnerfesten zu geselligen Vereinigungen geworden, deren vornehmster Zweck ist, eine gemüthliche Geselligkeit zwischen den Vertretern verschiedener Länder, bei Trunk, Schmaus und sehr verbindlichen Reden zu pflegen. In der That, ist es da nicht eine Störung des süßen Friedens, wenn man so grausige und das Gemüth erschütternde Dinge vorbringt, wie die Vivisektion? Da hört ja die Gemüthlichkeit auf. Ja, es ist auch taktlos, denn die Herren zur öffentlichen Kundgebung ihres Standpunktes über die Thiermarter veranlassen, hieße ja die Blößen, die werthe Gäste sich als Vertreter von Thierschutz-Vereinen geben, vor aller Welt aufdecken und sie in die peinliche Verlegenheit bringen, entweder alle ethischen Principien des Thierschutzes über Bord werfen zu müssen, oder sich in flagranten Widersprüchen gefangen zu geben. In gemüthlichem geselligen Kreise wäre das ja Taktlosigkeit. Ich aber will hier mit Nachdruck constatiren, daß nicht der süße Frieden allgemeiner Uebereinstimmung und des gemüthlichen geselligen Einvernehmens Aufgabe und Zweck der Kongresse sind, sondern Besprechung und Klärung gerade solcher Fragen, in denen die Meinungen und Ansichten auseinandergehen und daß die Majorität der letzten Kongresse, indem sie die wichtigste und brennendste aller Fragen, welche an die Thierschutz-Vereine nur herantreten kann, von jeder Discussion principiell ausschließt, damit nur kund thut, daß sie dem Kampfe aus dem Wege gehen muß, einfach weil sie ihm nicht gewachsen ist! Auf ihrer Fahne steht die engherzige und kalte Utilität, auf der unseren Barmherzigkeit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Alle Menschen, die noch ein Herz im Leibe haben, das den edleren Gefühlen der Menschlichkeit und Sittlichkeit zugänglich ist und vor solchen Greueln der Grausamkeit zurückschaudert — und deren giebt es, Gott sei Dank, noch sehr viele — stünden alle zu uns. Da wäre es geschehen um das Ansehen und die Herrschaft dieser Majorität, es wäre geschehen um den unnatürlichen Bund zwischen Thierschutz-Vereinen und thiermarternden Vivisektoren.

Ich kann nicht umhin, hier zum Schlusse an die Stellung zu erinnern, welche die große Majorität der Thierschutz-Vereine vor nicht viel mehr als einem Decennium zur Vivisektionsfrage einnahm und die Worte wiederzu-

geben, welche der Herr Referent damals unter allgemeiner Zustimmung des zu Brüssel versammelten internationalen Kongresses gesprochen. Sie lauten:

„Scheuen wir uns aus irgend einem Grunde, diesen letzteren (d. h. den Mißbräuchen der Vivisektion) näher zu treten, stecken wir das dagegen erhobene Schwert schon vor dem Kampfe furchtsam in die Scheide, dann könnten wir dahin gebracht werden, die Bezeichnung Thierschutz-Vereine nicht allein zu löschen, sondern, um uns nicht der Lächerlichkeit Preis zu geben, diese letzteren aufzulösen. Verfolgen wir Ausschreitungen auf dem einen Felde, während wir solchen weit ernsteren auf einem anderen ruhig zusehen, so werden wir uns selber untreu und verlieren jeden Halt in den Kreisen, in denen wir uns bewegen. Die mit großen Anstrengungen endlich gewonnene Stellung im Kulturleben der Gegenwart müßte zu einer vollständigen Farce herabsinken, bei der denkende Männer sich zu betheiligen Anstand nehmen müßten." Ferner: „Daß in irgend einem Thierschutz-Verein Strömungen vorhanden sind, welche sich nicht gegen die Beseitigung erkannter Ausschreitungen auf dem Gebiete des allgemeinen Thierschutzes richten, vielmehr mit denselben gehend, mindestens dahin führen, daß, wie in einem dunklen Zimmer hin und her getappt werde mit der Besorgniß, irgendwo anzustoßen, ist ein Gedanke, den ich nicht fassen mag, nicht fassen kann. Ich bin auch der Meinung begegnet, daß der Nutzen der Vivisektion von den Vereinen unbedingt anzuerkennen sei. Zu einer solchen Anerkennung sind die Thierschutz-Vereine in keiner Weise berechtigt und müßte eine solche dort, wohin sie gerichtet würde, jedenfalls ein mitleidiges Lächeln erregen, weil sie eine vollständige Verkennung der Stellung der Wissenschaft und ihrer eigenen involvirt."

Solches die Worte des Referenten der Kommission auf dem Brüsseler Kongresse, bevor Beschlüsse gegen die Vivisektion mit großer Mehrheit angenommen, aber vom hochachtbaren damaligen Herrn Präsidenten verlegt und daher unausgeführt geblieben waren. — Tempora mutantur!

Möge die traurige Zeit der Reaktion, welche gegenwärtig „die mit großen Anstrengungen von den Thierschutz-Vereinen im Kulturleben der Gegenwart gewonnene Stellung zu einer vollständigen Farce gemacht hat", möge diese Zeit bald einer besseren weichen, in der die Thierschutz-Vereine sich endlich wieder dessen bewußt werden, daß sie Thierschutz-Vereine sind und daß sie an wichtiger Stelle mitberufen sind, einer humaneren und sittlicheren Kulturepoche die Stätte zu bereiten.

Schreiben des Kurländischen Thierschutzvereins an den Herrn Kurländischen Generalsuperintendenten.

Der evangelischen Geistlichkeit unseres Landes ist der schöne Beruf geworden, das Evangelium der Liebe zu verkünden, die „Herzenshärtigkeit", welche die Quelle alles Bösen ist, zu bekämpfen und das Volk zu Sittlichkeit und Moralität zu erziehen. Zu den moralischen und sittlichen Pflichten, wenn auch nicht in erster, so doch in zweiter Ordnung, gehört, daß man

auch der Kreatur gerecht werde, die Gott zur Lebensfreude seiner Schöpfung mitberufen hat. Solches ist, wie Ew. Magnificenz es ja wissen, auch ein religiöses Gebot der christlichen Kirche. Hat doch Gott, der die Alles umfassende Liebe ist, der da sättiget mit Wohlgefallen „Alles, was da lebet", bei dem auch der geringsten der Thiere, deren man fünf um zwei Groschen kauft, „nicht eines einzigen vergessen ist", der Denjenigen, der sich seiner Thiere nicht erbarmt, einen „Ungerechten", ja einen „Gottlosen" schilt, hat doch Gott den Menschen, indem er ihm seinen heiligen Odem verliehen, dieses seines Geistes theilhaftig gemacht und ihn zum Herrscher über die Thierwelt gesetzt, damit er, gleich wie Er, herrsche in Liebe, Gerechtigkeit und Vernunft. Dennoch harret die Kreatur vergebens auf die Erlösung, an welcher auch sie nach den Worten des Apostels theilhaben soll, allenthalben sieht man den Menschen der Herrscherrechte über die Thiere, als Schreckensherrn in Grausamkeit und Rohheit walten, der Herrscherpflichten aber gänzlich vergessen. „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs, das Herz des Gottlosen aber ist unbarmherzig." Wenn nun der Kurländische Thierschutz-Verein sich zur Aufgabe gestellt hat, dieser „Gottlosigkeit" zu wehren und sie zu bekämpfen, so glaubt er mit Zuversicht darauf rechnen zu dürfen, daß unsere evangelische Geistlichkeit ihm in diesen sittlichen und religiösen Bestrebungen die Unterstützung nicht versagen werde, deren er, soll sein Wirken Erfolg haben, nicht entbehren kann.

Der Vorstand des Kurländischen Thierschutz-Vereins wendet sich daher an Ew. Magnificenz mit der ganz ergebensten und herzlichen Bitte, Sie wollen geruhen, an die Herren Pastoren unseres Landes eine Aufforderung ergehen zu lassen, daß sie den Bestrebungen des Thierschutz-Vereins nicht mehr, wie das leider meist der Fall ist, ferne stehen, sondern denselben sich freundlich zuwenden und sie durch Predigt, Lehre und Ermahnung fördern.

Edmund Dorer.

Geb. den 15. Juni 1831, gest. den 5. Mai 1890.

Wieder haben wir den Tod eines warmen Freundes und Vertreters der Thierschutzsache schmerzlichst zu beklagen. Unser langjähriger treuer Mitarbeiter Dr. Edmund Dorer ist in Strehlen bei Dresden, nach unsagbar schweren Leiden aus diesem Leben geschieden. Die „Dresdner Sonntagsblätter" widmen dem edlen Heimgegangenen, den auch wir stets in dankbar liebevoller Erinnerung behalten werden, die folgenden Gedenkworte:

„Den König von Gottes Gnaden mögen sie unter Kanonendonner begraben; dem Sänger von Gottes Gnaden singen die Lerchen und Finken, Rothkehlchen und Amseln das Abschiedslied." Edmund Dorer ist unseren Lesern kein Fremder; seine „verkannte Distel" in Nr. 5 dieses Jahrgangs ist schon jetzt in zahlreiche Blätter, auch des Auslandes, übergegangen. Auch heute veröffentlichen wir einige seiner Manuscripte, die noch in unserem Be-

sitze sind. Aber der Sänger sieht seine Lieder nicht mehr im Druck. Er ist nach hartem Kampf zum ewigen Frieden entschlafen.

Professor Dr. Edmund Dorer entstammt einer angesehenen Schweizer Familie, welche namhafte Gelehrte und Künstler zu ihren Mitgliedern zählte und zählt. Der Goetheforscher und Dichter Edmund Dorer-Egloff war sein Vater; sein Bruder ist der rühmlichst bekannte Bildhauer Robert Dorer. Der Verblichene selbst war ein gründlicher Forscher, ein tüchtiger Lyriker, ein fleißiger Gelehrter. Seine litteraturgeschichtlichen Arbeiten über Goethe, insbesondere aber über spanische Dichter, werden hochgeschätzt. Dorer liebte das Land der stolzen Hidalgos, er hat oft und viel dort geweilt und beherrschte die Sprache mit vollendeter Meisterschaft. Seine Uebersetzungen spanischer Gedichte sind neben den Bearbeitungen Ulrici's das Beste, was die neuere Litteratur in dieser Art bietet (die Distel ist eine solche Uebersetzung). Auch im Dramatischen hat sich Dorer versucht, allerdings ohne besonderen Erfolg. Sein Schauspiel „Zwei Schwestern" machte kein Glück. Dorer war ein Denker, ein Philosoph, voll Wahrheits- und Schönheitsgefühl — aber die Kunst, den Bühneneffekt im rechten Moment zu erzielen, das dramatische Feuerwerk im gegebenen Augenblick mit einem plötzlichen Knall auffliegen zu lassen, verstand er nicht. So ging er, ohne viel Lärm zu machen, durch's Leben. Seine wunderbare Lyrik, hie und da scherzend und heiter, meist aber ernst, belehrend, mahnend, erhebend, ist von bleibendem Werth. In ihr kommt aber auch der Dichter selbst, sein Denken und Fühlen, sein Handeln und Empfinden zum Ausdruck. Von Jugend auf kränklich hat er die Kunst' Schweres mit Gleichmuth zu ertragen, erstaunlich erworben. Während der furchtbaren Leiden der letzten Tage suchte er seine treue Wirthschafterin zu trösten; fortwährend dienstbereit, korrigirte er, trotz der vernichtenden Schmerzen und des nahenden Todes, das Werk eines Freundes. Und wie im Tode hat er im Leben stets und überall für Andere gesorgt. Sein bedeutendes Vermögen decimirte er durch Geschenke; natürlich blieben auch ihm trübe Erfahrungen nicht erspart. Bittsteller, die er für würdig hielt, betrogen ihn und mißbrauchten sein Vertrauen; Gauner nutzten ihn aus; aber nichts vermochte die Liebe in seinem Herzen zu tödten Er vergab dem Betrüger und rettete ihn mit neuen Mitteln vor den Folgen weiteren Betrugs. Es war der Stern seines Lebens, wohlzuthun, Leiden zu mindern und diesen Stern ließ er sich durch keinen Pessimismus verdunkeln. Er sah das Edle im Menschen — und belächelte die traurigen Erfahrungen mit genialer Sorglosigkeit. Rührend ist seine Liebe zu Thieren; der Thierschutz-Verein hat an ihm eines der thätigsten Mitglieder verloren; seine thierfreundlichen Dichtungen waren mit das Volksthümlichste, was er geschrieben hat.

Würde Dorer noch leben, wir dürften so viel nicht über ihn schreiben, ohne ihn auf's Tiefste zu verletzen. Der Dichter war eine unglaublich bescheidene Natur. Als er im Jahre 1881 bei einem Preisausschreiben der Madrider Universität zur 200jährigen Todesfeier Calderon's über 105 Bewerber den Sieg davon trug, und die goldene Medaille erhielt, suchte er seinen Erfolg so viel als möglich zu verheimlichen und theilte ihn weder

seinen Freunden noch der Presse mit. — Jetzt, da er geschieden, ziemt es uns doch, seine Vorzüge als Mensch und als Dichter rühmend zu besprechen, und allenthalben wird die Presse dieser Pflicht auch genügen.

Er selbst aber schläft schon, wenn diese Zeilen den Lesern vor Augen kommen, auf dem stillen innern katholischen Friedhof in Dresden. Am Donnerstag Nachmittag haben sie ihn aus der Villa in Strehlen, in der er weltfern und einsam wirkte, litt und endete, getragen. In seinem Garten duftete blühender Flieder, an dessen Knospen er noch sein Auge erfreut hat; üppig prangte der Mai, den der Sänger so oft und innig besang. Als aber Jungfer Karoline, die alte treue Seele, die Leid und Freud ehrlich mit ihm getragen, und ihm durch theilnahmvolle Aufmerksamkeit die Freude der Arbeit vergrößert hat, weinend hinter dem Sarge herausschritt, da war es, als wenn ein Wolkenschleier für Momente das Antlitz des Lenzes verdunkelte; ein kaltfeuchter Hauch fuhr durch den Garten; die Stimmen der kleinen Vögel verstummten. Leicht sei ihm, nach schweren Tagen, die Erde."

—g.

Tollwuth und Maulkorbzwang.

Eine der widerwärtigsten und betrübendsten Folgen, welche die schillernden Seifenblasen der Pasteur'schen Impfmanie nach ihrem Zerplatzen hinterlassen haben, ist unstreitig die seitdem mehr und mehr um sich greifende Verdächtigung und Verfolgung der Hunde. Als Pasteur die Hundefurcht, zugleich mit seinen Bacillen-Kulturen künstlich züchtete und systematisch großzog, wußte er wohl, daß in unserem Zeitalter menschlicher Selbstsucht und engherziger Nützlichkeitshuldigung nichts geeigneter war ihm die Sympathieen der Massen zu gewinnen als der Appell an diesen Egoismus und die dabei von ihm lange Zeit vortrefflich gespielte Rolle eines Menschenbeglückers. Obwohl das Hirngespinnst der Pasteur'schen Seuchen- resp. Tollwuth-Impfungen glücklicherweise nirgends festen Fuß zu fassen vermocht hat und nur noch an wenigen Orten — dank einer unglaublich beschränkten Anschauung und einer blindgläubigen Nachahmungs- und Experimentirsucht — lautlos, ohne die früher üblichen verherrlichenden Posaunenstöße reclamesüchtiger Zeitungsredaktionen fortvegetirt, so hat dieser leidige Wahn dennoch viel Unheil angerichtet und namentlich dazu gedient, den Hund zur gefährlichen Bestie zu stempeln und Maßnahmen gegen ihn heraufzubeschwören, welche dazu angethan sind, diese guten, treuen Geschöpfe Gottes und oft besten und einzigen Freunde des Menschen, krank und elend zu machen, sie ihrer Natur zu entfremden, ja gänzlich vom Erdboden zu vertilgen. (Wir erinnern hier nur an den thierquälerischen, widersinnigen Vorschlag, die Zähne der Hunde abzufeilen, an den Maulkorbzwang, das Anlegen an Kette und Leine, das Tragen eines Klotzes am Halse u. s. w.).

Welche Mittel selbst in England, wo bekanntlich, wie für alle humanitären Bestrebungen, so insbesondere auch für den Thierschutz der günstigste Boden vorhanden ist, nicht verschmäht werden, um den Zweck der Hunde-

verdächtigung und -Verfolgung zu erreichen, das ersehen wir aus einem im Aprilheft des „Zoophilist" abgedruckten Schreiben unserer hochverehrten Gesinnungsgenossin und unermüdlichen Mitkämpferin Miß Frances Power Cobbe an den Herausgeber des „Standard". — Unter dem Titel „Die große scandinavische Mythe, Statistisches über die Tollwuth", schreibt Miß Cobbe:

„Sir, — Vierzehn Tage sind verflossen, seitdem Sie mir gestatteten die Autoren der im „Blaubuch über die Tollwuth" veröffentlichten großen scandinavischen Mythe öffentlich aufzufordern, uns auf demselben Wege der Oeffentlichkeit doch gefälligst das Jahr nennen zu wollen, in welchem sich die von Ihnen berichteten Vorgänge zugetragen haben. Da meiner Aufforderung nicht nachgekommen ist, so bitte ich nunmehr um Veröffentlichung des Folgenden, damit das englische Publikum daraus die Nutzanwendung entnehmen kann. Die erste Spur dieser Mythe ist in dem Berichte zu finden, den der Secretär des ehemaligen Pasteur-Comités Professor Horsley im Juni 1887 dem Hause der Lords erstattete. Er berichtete, „daß in Scandinavien die Zahl der an der Tollwuth zu Grunde gehenden Personen eine außerordentlich große sei und in einem Jahr die Höhe von 181 erreicht habe" — und ferner „daß in Folge dieser hohen Todtenliste in Schweden der Maulkorbzwang und die Vernichtung aller maulkorblosen Hunde angeordnet worden und diese Maßnahme länger als zwölf Monate strengstens eingehalten sei und auch noch beobachtet werde."

Mr. Kerslake, Ehren-Secretär des „Vereins gegen die Tollwuth" brachte hierauf in der „St. James Gazette" vom Juli 1889 dieselbe Nachricht mit dem Zusatze „daß nach der Einführung des Maulkorbzwanzes kein einziger Todesfall mehr vorgekommen sei."

In „The Dog Owner's Annual" für 1890 wird die Geschichte alsdann von Mr. Everett Millais noch weiter ausgeschmückt und berichtet, „daß die Tollwuth, in Folge des Fehlens des Maulkorbzwanges, einen solchen Umfang in Schweden erreicht gehabt hätte, daß in einem Jahre 188 (diesmal nicht 181) Menschen dieser Krankheit erlegen seien. Nach Anwendung rigoroser Mittel zur Ausrottung und Verhinderung der Wiederkehr dieses Uebels sei die Tollwuth jedoch in zwölf Monaten vernichtet worden und kein einziger Fall mehr vorgekommen."

Endlich berichtet dann noch der Präsident des landwirthschaftlichen Comités Mr. Chaplin im Januar 1890, „daß die Vorkommnisse in Scandinavien höchst lehrreich wären; daselbst habe die Zahl der Todesfälle an Tollwuth eine enorme Höhe erreicht gehabt. (Hier fehlt die Angabe des Datums und der Zahl, weil Mr. Chaplin doch wohl einige Bedenken im Betreff der Zahlen Prof. Horsley's gehabt haben mag.) Nach Anordnung und Durchführung energischer Maßnahmen: Maulkorbzwang und Vernichtung aller maulkorblosen Hunde, — sei die Tollwuth jedoch vollständig ausgerottet worden." Mr. Chaplin wirft dann noch die Frage auf, „ob dies Ergebniß nicht genügend zu Gunsten der Maulkörbe spräche?" —

Und nun, was ist an all' diesen Geschichten Wahres?

1) In Schweden ist keine Sterblichkeitsziffer an Tollwuth verstorbener Menschen vorgekommen, welche auch nur annähernd weder an die Zahl 181, noch 81, noch an die Hälfte dieser Zahl herangereicht hätte. Ich fordere Prof. Horsley und Mr. Kerslake auf, Beweise beizubringen, daß auch nur 18 Menschen jemals in einem Jahre innerhalb der Grenzen Scandinaviens, d. h. Schwedens und Norwegens, excl. Dänemark, an der Tollwuth gestorben sind.

2) Weder für ganz Scandinavien, noch auch nur für ganz Schweden oder ganz Norwegen ist jemals eine Verordnung des Maulkorbzwanges erlassen oder auch nur beabsichtigt worden, weil man sich in diesen Ländern des Nutzens der Hunde, insbesondere auch als Schutz gegen Wölfe, wohl bewußt ist. Hingegen sind in einzelnen Gegenden, wo die Tollwuth vorgekommen war, rein locale Anordnungen Hunde mit Maulkörben zu versehen und tolle Hunde zu tödten, getroffen worden, wie aus einigen mir vorliegenden Documenten ersichtlich ist. Der Vorsitzende der Medicinal-Abtheilung des Justiz-Departements theilte im vorigen Monate Herrn Justizrath Lembcke in Kopenhagen schriftlich mit, „daß in Norwegen seit mehreren Jahren keine Fälle von Tollwuth vorgekommen wären und daß keine, das ganze Land umfassende Verordnung, die Hunde mit Maulkörben zu versehen, existiren." Desgleichen schreibt Professor Wennerhalm in Stockholm: „Die Verordnungen im Betreff der Tollwuth sind in Schweden nur rein locale."

3) Eine Ausrottung der Tollwuth in Folge eines zwölfmonatlichen Maulkorbzwanges kann absolut nicht stattgefunden haben, selbst wenn eine solche das ganze Land umfassende Verordnung jemals existirt hätte.

Ich verdanke meine Daten dem ausgezeichneten Professor des Stockholmer Veterinär-Instituts Wennerhalm, sowie dem officiellen Bericht des Veterinär-Departements für Schweden.

Sir, — ich halte mich nunmehr für berechtigt, zur Ehrenrettung öffentlicher Kundgebungen zu verlangen, daß jenes Blaubuch, welches diese Wundermähr veröffentlicht hat, eine Zurechtstellung obiger Irrthümer bringe und daß Mr. Chaplin, der diese Irrthümer wiederholte, dieselben nicht länger als ein giltiges Argument zu Gunsten des Maulkorbes verwerthe. Die Entscheidung darüber, ob die Peers des Oberhauses es für angemessen erachten werden, ihre verletzte Würde durch Abänderung des Inhalts ihres eigenen (von falschen Mittheilungen beeinflußten) Berichts zu rehabilitiren, — geben wir ihren Lordschaften anheim. Das Publikum aber wird sich hoffentlich durch das Mitgetheilte darüber belehren lassen, welcher Werth den Aussagen und Behauptungen solcher Personen, die den wissenschaftlichen Kreisen angehören, beizumessen ist, sobald es sich um das Wohl und Wehe der Thiere handelt; es wird sich ein richtiges Urtheil über die Zuverlässigkeit solcher Aussagen bilden und eine lehrreiche Schlußfolgerung ziehen.

Ich verbleibe, Sir — Ihre

Frances Power Cobbe.

Hengwrt, Dolgelly, den 10. März 1890.

Zum Taubensport.

Neustrelitz, den 18. Mai. Mit der beginnenden Badezeit taucht für uns Vertreter des Thierschutzgedankens in Mecklenburg von neuem eine Angelegenheit auf, welche uns schon viel Verdruß bereitet hat: der Taubensport in Heiligendamm. Wir sind überzeugt, daß trotz aller Einmüthigkeit darüber, daß diese noble Passion von ethischem Standpunkt aus als höchst verwerflich anzusehen ist, die höchste Aristokratie auch in diesem Sommer wieder ihr huldigen wird. Sollen wir darum den Kampf gegen diese Unsitte aufgeben? Es hätte der Anregung der Schriftstellerin Engel — Schwerin nicht bedürfen, ebensowenig hätte der Hinweis der auswärtigen Thierschutz-Presse („Anwalt der Thiere" — Riga und „Cimbria" — Schleswig) auf diesen Schandfleck der deutschen Kultur nöthig sein sollen, um alle Mecklenburgischen Thierschutz-Vereine zum Kampf gegen dieses Unwesen aufzurufen. Wenn man hört und liest, daß an Einem Tage 200—300 Stück dieser Sinnbilder der Unschuld hingemordet werden; wenn man bedenkt, daß ein sehr großer Theil davon flügellahm oder sonst krank geschossen wird und dann zuckend und zappelnd am Strande verendet, so weiß man nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, über die Gefühllosigkeit der Schützen oder die übermäßige Duldsamkeit der Behörden. Wir meinen, daß wenn irgendwo, so hier, alle Indicien der aus § 360 Nr. 11 und 13 des Strafgesetzbuches des deutschen Reiches zu bestrafenden Uebertretungen (grober Unfug und Thierquälerei) gegeben sind, überdies die Betheiligung resp. Gestattung des Taubenschießens aus den §§ 284 und 285 als gewerbsmäßiges Glücksspiel geahndet werden kann. Wir müssen uns umsomehr wundern, daß nicht längst die Behörden auf dem Klagewege gegen diesen „junkerlichen Vandalismus" (wie die „Cimbria" sich ausdrückt) angerufen worden sind, als der deutsche Bundestag auf eine Beschwerde der deutschen Thierschutz-Vereine selbst auf jene Paragraphen des Reichs-Strafgesetzbuches hingewiesen hat. In anderen Orten, wie Homburg und Baden-Baden, hat eine einfache Polizei-Verfügung genügt, diesen Unfug auszurotten; in Schleswig, wo man ihn einzuführen versuchte, ist er sofort durch Regierungsverbot unterdrückt worden, im Russischen Reiche ist er durch den Minister des Innern unter Androhung gesetzlicher Verantwortung verboten worden. Hoffen wir, daß auch unser Kampf gegen diese unberechtigte Eigenthümlichkeit Mecklenburgs zum Siege führt.

M. H.,
Mitglied des Vorstandes des Thierschutz-Vereins in Neustrelitz.

Aus: Schah Mahmud und Firdusi.

Von Edmund Dorer.

„Wollt ihr denn stets gestatten, daß man klage,
Wie ihr an fremden Leiden schnöd' euch labt,
Auf Kosten And'rer nur das Leben habt?
Thu' nicht dem Wurme weh, der in dem Staube
Zu deinen Füßen kriecht! Sei mild und glaube:
Auch er hat Leben und gar süß ist Leben
Jedwedem Wesen, dem es Gott gegeben!"
— „Wer herzlos waltet, ist ein Gottverächter,
Das Mitleid kommt vom Himmel und als Wächter
Soll uns die Wesen es zu schonen mahnen,
Mit denen Eins in Gott sich Weise ahnen."
— „Denn wer sich nicht erbarmt bei fremder Pein,
Wie kann der Allerbarmer Freund ihm sein?"

Entschuldigung.

(Aus № 5 des „Westnik des russischen Thierschutzvereins".)

Ein deutsches Journal brachte kürzlich einen Artikel, welcher den einzigen Zweck verfolgte, den Thierschutzvereinen Vorwürfe über ihre angebliche Passivität gegenüber dem empörendsten Uebel — den Versuchen an lebenden Thieren oder der Vivisektion — zu machen.

Die Präsidentin des Damen-Comités des Rigaer Thierasyls schickte der Redaktion des „Westnik" diesen Artikel mit der Bitte um Abdruck einer Uebersetzung im „Westnik" zu, was auch von der Redaktion versprochen wurde.

Als die Redaktion jedoch an die Uebersetzung des Artikels ging, fand sie das in demselben Dargelegte nicht genügend begründet. Aus der Geschichte über die Thätigkeit der Thierschutzvereine ist ersichtlich, daß dieselben sich immer gegen die Vivisektion aufgelehnt haben, aber da sie in diesem Kampfe über keine anderen Mittel als ihre Kenntniß der Sache und das gedruckte Wort verfügten, so vermochten sie um so weniger etwas auszurichten, als die in dem Dunkel ihrer „Wissenschaft" herumtappenden Vivisektoren außer ihrer Vivisektionsliteratur nichts anderes lesen, so daß ihnen sogar das Axiom unbekannt ist, daß die Erkenntniß eines Dinges nur an einem ganz gleichartigen Gegenstande gewonnen werden kann, und daß sich z. B. die Erforschung des menschlichen Organismus nicht an dem von Hunden und Fröschen erwerben läßt.

Außer an einigen Orten, z. B. in Irland, ist die Vivisektion nicht durch das Gesetz verboten; die menschliche Gesellschaft aber verhält sich dem ihr von den Vivisektoren zu Theil werdenden Heilverfahren und dessen traurigen Folgen gegenüber vollkommen theilnahmlos.

Bei solchem gänzlichen Mangel irgend welcher Unterstützung von außen ist der Kampf gegen die Vivisektion, so traurig es auch ist, unmöglich und es liegt kein Grund vor, den Thierschutzvereinen irgend welche Vorwürfe zu machen.

In Anbetracht des soeben Dargelegten, hat die Redaktion die Uebersetzung des deutschen Artikels im „Westnik" nicht abgedruckt und bittet die verehrte Präsidentin des Damen-Comités die Nichterfüllung der gegebenen Zusage entschuldigen zu wollen."

* * *

Wir bedauern schmerzlich, daß der vortreffliche Artikel von A. v. Gvosdanovic „Giebt es Thierschutzvereine?", der zuerst in der „Grazer Morgenpost" veröffentlicht und von uns reproducirt wurde — von der geehrten Redaktion des „Westnik" mißverstanden worden ist. Der betreffende Artikel bezweckt keineswegs, sich in Vorwürfen gegen einen großen Theil der Thierschutzvereine zu ergehen, sondern will in erster Reihe eine Mahn- und Weckstimme, ein Appell an die thierschützerischen Gewissen sein. Und wer wollte wohl in Abrede stellen, daß unsere Zeit, die in sittlichen Fragen so deutlich die Signatur der Lauheit und Halbheit trägt und leider auch die meisten Thierschutzvereine, welche ihre Anschauungen dem Zeitgeiste angepaßt haben, solcher Weckstimmen dringend bedürftig sind.

Wir haben unsere thierschützerische Ueberzeugung bezüglich der Vivisektion und der Forderungen, welche im Betreff derselben an jeden Thierschutzverein zu stellen wir uns berechtigt glauben, wiederholt in diesen Blättern ausgesprochen (vergl. „Anwalt der Thiere" Nr. 1 dieses Jahrganges, S. 207) — und hoffen, daß der redaktionelle Artikel an der Spitze unserer heutigen Nummer wesentlich mit dazu beitragen werde, unsere Leser über die Stellungnahme der Thierschutzvereine zur Vivisektionsfrage zu belehren und aufzuklären.

Um die Lösung der Frage, „ob wirklich kein Grund vorhanden sein sollte, gewissen Thierschutzvereinen Vorwürfe zu machen", mit einem Schlage herbeizuführen, möge an dieser Stelle noch folgende unglaubliche Verherrlichung der Vivisektion aus der Neujahrsansprache einer deutschen Thierschutzzeitschrift Raum finden:

„Wenn wir es zu Beginn des neuen Jahres für angezeigt halten, wiederum auf den Zweck der Thierschutzvereine hinzuweisen, so sind wir uns wohl bewußt, daß wir damit den meisten Lesern dieser Zeitschrift nichts Neues bringen. Und so könnte es überflüssig erscheinen, oft gehörte und gelesene Behauptungen auf's Neue vorzubringen. Indessen ist leider die Verkennung des Zweckes des Thierschutzes der größte Feind, welchen wir zu bekämpfen haben.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn sich in einem hervorragenden Conversationslexikon, wie in dem von Meyer, in der neuesten Auflage von 1889 in dem Artikel „Thierschutz" neben anderen richtigen Bemerkungen auch die folgende findet: „In Deutschland richtete sich die Agitation der Thierschutzvereine in letzter Zeit namentlich gegen die Vivisektion."!? Jeder, welcher der Sache auch nur etwas näher steht, weiß, daß das gerade Gegentheil der Fall ist, daß der Kampf gegen die Vivisektion nur von wenigen sog. Antivisektions-Vereinen geführt wird, daß die Thierschutzvereine und die Verbände vor mehreren Jahren allerdings den Ausschreitungen entgegengetreten sind, dann aber in letzter Zeit die Frage vollständig von der Tagesordnung gestrichen haben, so noch jüngst in Dresden, ja, daß ein nicht geringer Theil der Vereine **geradezu für die Nothwendigkeit und Berechtigung der Vivisektion** eingetreten ist."

Solchen Verirrungen gegenüber kann den Thierschutzvereinen nicht oft genug die Mahnung zugerufen werden „**Nicht müde werden**“ sei eure Losung, wenn ihr hoffen wollet, aus dem Kampfe wider den gelehrten Wahnwitz der Vivisektorenzunft dereinst dennoch siegreich hervorzugehen!

Weil es leider noch keine Gesetze giebt, welche die Vivisektion verbieten, so ist es die heilige Pflicht der Thierschutzvereine, unentwegt darauf hinzuwirken, daß solche Gesetze geschaffen werden und weil die menschliche Gesellschaft noch immer apathisch und gleichgiltig dem Vivisektoren-Unfug gegenübersteht, so müssen die Thierschutzvereine unermüdlich bestrebt sein, sie dieser Lauheit und Gleichgiltigkeit zu entreißen. Und was wäre hierzu geeigneter, als das gesprochene und gedruckte Wort; diese Waffe entmuthigt aus der Hand legen, hieße der Fahne, zu der wir geschworen, untreu werden.

M. S.

Das Damen-Comité des Rigaer Thierasyls wurde kürzlich durch folgendes Schreiben, das ihm aus St. Petersburg von einem geehrten Mitgliede der russischen Thierschutzgesellschaft zuging, hoch erfreut:

An das Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Da ich zu meiner Freude erfahren habe, daß das geehrte Comité lebhaften Antheil an dem Kampfe gegen die Vivisektion nimmt, so erachte ich es für meine Pflicht, nach Maßgabe meines Könnens eine Gabe für die sympathische Sache der Bekämpfung dieses Schandfleckes unserer heutigen Civilisation darzubringen.

F. S., Mitglied des russischen Thierschutzvereins.

Friedrich Vischer über die Vivisektion.

Der berühmte Aesthetiker hat sich in seiner Schrift „Altes und Neues“, II. Heft, folgendermaßen über die Versuche an lebenden Thieren ausgesprochen:

„Es bleibt doch dabei: jeder Schmerzenslaut des namenlos gequälten Thieres ist eine Anklage gegen die Wissenschaft, daß sie, welche die Hüterin der Humanität sein sollte, Anleiterin zur Unmenschlichkeit wird; und wenn es so steht, dann wird man auch sagen dürfen: lieber etwas weniger lernen und lieber einige Menschen weniger heilen, als den Seelen einen Schaden unendlicher Art zufügen, denn ein solcher ist doch wohl die Abstumpfung gegen das Mitleid“.

Thierschutzverein und Behörde.

Die Leser des „Anwalt“ werden sich wohl noch der Artikel in Nr. 3, S. 43—46 und in Nr. 9 u. 10, S. 156—163, Jahrgang V erinnern, in welchen mitgetheilt wurde, daß Konstantin Rökk, dem Magistrate der Hauptstadt Budapest 50,000 Gulden hinterlassen hat, um die Zinsen dieses Kapitals einem „edlen Zwecke“ zuzuführen, doch „**würde es ihm zum Seelen-**

heil gereichen, wenn dieselben zur Verhinderung der Thierquälerei verwendet werden würden".

Wie bereits mitgetheilt, hatte der Budapester Thierschutzverein auf die Anfrage des Magistrats „wie und in welcher Weise wohl der Verein die Zinsen zu verwenden gedenke" ein ausführliches Memorandum ausgearbeitet und eingereicht. In seiner Antwort spricht der Magistrat sich dahin aus, daß er sowohl durch den Stiftungsbrief des weiland Konstantin Rökk, als auch durch die Zuschriften der Polizei-Commission und des Landesthierschutzvereins zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß es den innersten Intentionen des Erblassers am besten entspräche, wenn er das Vermächtniß thatsächlich zur Verhinderung der Thierquälerei verwendete. Auf Antrag der Polizei-Commission habe er daher beschlossen, das Legat dem Thierschutzverein zuzuwenden und zwar in der Weise, daß er die Zinsen dieses Kapitals dem Thierschutzverein so lange zufließen lasse, als er es für zweckmäßig erachten würde und so lange zur Erreichung dieses Zweckes nicht ein noch besser geeignetes Organ vorhanden sei. Die vom Thierschutzverein vorgeschlagenen vier Punkte (vrgl. „Anwalt der Thiere" S. 160–161) acceptire der Magistrat und verpflichte den Verein, gemäß denselben zu wirken und dem entsprechend einen jährlichen Voranschlag einzusenden und nach Ablauf eines jeden Jahres über seine Thätigkeit und über die Verwendung der Zinsen detaillirt zu berichten. Der Magistrat behalte sich dabei das Recht vor, falls er den Voranschlag nicht befriedigend fände, dem Verein über die Verwendung der Zinsen Unterweisungen zu geben.

Es wird dann noch besonders bemerkt, daß die jährlichen Zinsen nur entsprechend den erforderlichen Summen und in gewissen Zeitabschnitten flüssig gemacht werden sollen und daß der Magistrat die diesbezügliche Mitwirkung des Landesthierschutzvereins nur so lange in Anspruch zu nehmen gesonnen sei, als er dieselbe für richtig und zweckentsprechend befinden würde; er wolle sein Recht offen gewahrt wissen, nämlich: beim Ausfindigmachen eines zweckentsprechenderen Organs oder einer rascher zum Ziele führenden Methode (?) dieser Mitwirkung, **ohne einen Grund angeben zu müssen sogleich sich entledigen zu können.**

Der Landesthierschutzverein wird dann noch aufgefordert, sich über die Uebernahme dieser Verpflichtungen, resp. über die Bedingungen des Magistrats baldigst zu äußern.

Dieser Magistratsbeschluß, der kurz vor der am Schlusse des Jahres stattfindenden Generalversammlung an den Vorstand gelangt war, wurde in derselben verlesen und rief große Sensation und allgemeine Entrüstung hervor. Der Präsident des Vereins, Reichstagsdeputirter Paul von Királyi lieh diesen Gefühlen in der Versammlung unumwunden Ausdruck. Die Generalversammlung vermochte in den letzten Bemerkungen und Bedingungen, wie sie im Magistratsschreiben zum Ausdruck gelangen, nur eine aus-

drückliche Herausforderung des Vereins, der den edelsten Intentionen dient und für die sittliche Veredlung der Menschen arbeitet, zu erblicken. Der Vorstand, die Beamten des Vereins, ja jedes einzelne Mitglied haben selbstlos und ohne jeden Anspruch auf Vergütung dem hehren Ziele gedient, unsere bisherige segensreiche Thätigkeit liegt vor Aller Augen offen da und dennoch wagt man es auszusprechen, daß wenn Jemandem belieben wolle unser Wirken zu bemäkeln, dem Magistrat das Recht zustehen soll dem Verein das Legat zu entziehen, ohne auch nur einen Grund hierfür anzugeben. Der schlimmste Verbrecher hat das Recht nach den Gründen seiner Verurtheilung zu fragen, dem ärgsten Verbrecher steht das Recht zu sich zu vertheidigen, sollte uns, dem humanitären Verein, der keine Geldgeschäfte treibt, der es nicht auf Wucherzinsen abgesehen hat, der nur hehre Ideale anstrebt, sollte dem nicht das Recht eingeräumt werden zu fragen „weshalb wollt ihr uns das Legat entziehen?" Sollte uns nicht das Recht der Vertheidigung zustehen, wenn wir beschuldigt werden auf unrichtigem Wege zu sein? O! gewiß, dies Recht darf uns Niemand streitig machen.

Der Verein konnte um so weniger auf diesen letzten Punkt des Magistratsbeschlusses eingehen, als er durch das plötzliche unmotivirte Entziehen der Legatszinsen der Möglichkeit beraubt wäre, den von ihm nach vielen Seiten hin übernommenen Verpflichtungen nachzukommen und hierdurch in ungeheure Verlegenheiten gerathen, ja seinen Ruin herbeiführen würde. Die Generalversammlung beschloß daher in einem Antwortschreiben an den Magistrat unter Darlegung seiner Gründe, gegen diesen letzten Punkt des Beschlusses zu protestiren und den hauptstädtischen Magistrat zu ersuchen, diesen Punkt abzuändern und mit den gerechten Wünschen und berechtigten Forderungen des Vereins „sich vertheidigen zu dürfen und nicht ungehört verurtheilt zu werden" — in Einklang zu bringen.

Nachdem dieses Schreiben dem Magistrat am 25. März d. J. eingereicht worden ist, sieht der Budapester Thierschutzverein nunmehr täglich der betreffenden Antwort entgegen. Prof. Dr. Julius Szalkay.

* * *

Nach unserem Dafürhalten wird der Budapester Magistrat unbedingt den billigen Wünschen unseres geehrten Brudervereins willfahren und nicht länger zögern die Zinsen des Rökkschen Legates dem vom Testator gewünschten edlen Zwecke zuzuwenden. Indem wir dieser Ueberzeugung Ausdruck geben, fühlen wir uns von unserem thierschützerischen Standpunkte aus — für den die Hauptaufgabe eines Thierschutzvereins die ist, das Thier zu schützen, ohne nach den hieraus für den Menschen selbst sich ergebenden Vortheilen zu fragen, — zugleich dazu gedrängt unser Bedauern und Bedenken darüber auszusprechen, daß die vom Budapester Thierschutzverein vorgeschlagenen vier Punkte einen unmittelbar und thatsächlich den Thieren selbst zu gut kommenden Schutz vermissen lassen, wodurch der Einwand des Magistrats im Betreff einer rascher zum Ziele (d. i. Verhinderung und

Abstellung der Thierquälerei) führenden Methode, in der That nicht unbegründet erscheint. Sicherlich verdienen die Beschaffung einer wirklich guten und geeigneten Thierschutz-Litteratur und die durch dieselbe vermittelte Erziehung der Jugend und des Volkes zum Thierschutz, wie solche in den vier Punkten vorgesehen sind, volle Berücksichtigung, nur sollten wir nicht vergessen, daß dieser Weg ein äußerst langsamer ist und daß wir die Thiere nicht warten lassen dürfen, bis eine thierfreundlich gesinnte neue Generation herangewachsen ist. Es wäre daher sehr wünschenswerth gewesen, daß der geehrte ungarische Landesthierschutzverein auch solche Maßnahmen vorgeschlagen hätte, die ohne Verzug den bedrängten Thieren selbst Hilfe und Schutz zu bieten geeignet sind. Schmerzlich und befremdend hat es uns ferner berührt, daß gelegentlich der Verwendung der Zinsen des Rökkschen Legates, mit keinem Worte der Wunsch ausgesprochen worden ist, einen Theil dieser Zinsen zur Bekämpfung der Vivisektion, dieser furchtbarsten und verabscheuungswürdigsten Thierquälerei, zu bestimmen. Hätte Konstantin Rökk eine Ahnung von den entsetzlichen Qualen und Grausamkeiten gehabt, welche den unglücklichen Thieren von der verrohten Vivisektorenzunft fort und fort erbarmungslos zugefügt werden, er würde unzweifelhaft mit Freuden sein ganzes Vermögen zur Bekämpfung und Ausrottung dieses dämonischen Unfuges dargebracht haben. Je weniger aber leider Aussicht vorhanden ist diesem schändlichen Treiben ein baldiges Ende zu bereiten, desto energischer und einmüthiger sollten alle Thierschutzvereine sich zusammenschaaren, um mit vereinten Kräften unablässig darauf hinzuwirken, daß dieser dunkle Schandfleck endlich ausgetilgt werde. M. S.

Nützliche Thiere für Land- und Forstwirthschaft.

Es giebt eine Menge von Thieren, welche der Land- und Forstwirthschaft zum Schaden gereichen, so besonders Mäuse (mit Ausnahme der Spitzmäuse), Ratten, die meisten Insekten, die Schnecken, Raupen, Engerlinge, Würmer; dagegen wieder andere, welche diese schädlichen Geschöpfe vertilgen, und ohne welche Land- und Forstwirthschaft zum Theil ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Ohne die Beihilfe dieser nützlichen Thiere ständen sie jenen Schädlingen fast ohnmächtig gegenüber. Es liegt daher im höchsten Interesse der Land- und Forstwirthe, diese nützlichen Thiere zu schützen, ja zu hegen. Leider aber geschieht vielfach noch das Gegentheil. Nicht wenige derselben werden für schädlich und gefährlich gehalten, während man von anderen den Nutzen nicht genügend kennt. Eine kurze Zusammenstellung jener nützlichen Thiere mit besonderer Berücksichtigung der verkannten, angezweifelten und wenig gekannten wird daher nicht ohne Interesse sein.

Unter den Vögeln sind als Insektenvertilger besonders nützlich alle Klettervögel, die meisten Singvögel, das Rothschwänzchen, Bachstelzen, Schwalben; als Schnecken- und Raupenvertilger der Staar; speciell als Raupenvertilger der Kukuk; als Vertilger von Engerlingen, Würmern und im Boden lebenden Insekten die Saatkrähe. Letztere wird häufig mit der

vielfach schädlichen, gemeinen Krähe verwechselt, unterscheidet sich aber von ihr wesentlich durch einen längeren spitzeren Schnabel, um dessen Wurzel anstatt Federchen und Borsten eine graue kahle Haut sitzt. Diese rührt daher, daß die Vögel sehr emsig nach Engerlingen bohren, die sie mit ihrem scharfen Geruch im Boden wittern. Besonders gern folgen sie dem Pfluge des Landmannes und lesen die blosgelegten Engerlinge, Würmer und Insekten auf.

Unter den Lurchen sind vor allen die Kröten nützlich. Sie sind nicht, wie vielfach angenommen wird, giftig; sie fressen eine Menge von Kerbthieren und Schnecken aller Art. In England versieht man jedes Gewächshaus mit mehreren Kröten; man läßt dort jährlich ganze Sendungen aus Frankreich kommen, bezahlt sie gut und setzt sie auch in Blumen- und Gemüsegärten zur Vertilgung des Ungeziefers. Auch die praktischen Holländer bedienen sich der Kröten zu besagten Zwecken. Die Laub-, Gras- und Wasserfrösche erwerben sich ähnliche Verdienste um die Landwirthschaft wie die Kröten, ebenso die im Wasser lebenden Molche und die schwarz und gelb gefleckten Salamander, welche von unwissenden Leuten für Giftthiere gehalten und verfolgt werden, während sie wegen ihrer Jagd auf Raupen, Würmer, Larven u. s. w. Schonung und Hegung verdienten.

Auch die Eidechsen und Blindschleichen werden vom menschlichen Muthwillen und Unverstand verfolgt, obwohl sie nicht den geringsten Schaden anzurichten im Stande sind; erstere leben hauptsächlich von Ameisen, Käfern und Fliegen, letztere von nackten Schnecken und Würmern.

Unter den Säugethieren sind besonders die Fledermäuse nützlich. Sie jagen in der Dämmerung eifrig auf Nachtschmetterlinge, Käfer und anderes Ungeziefer. Da sie sehr gefräßig sind, so ist ihre Thätigkeit sehr fruchtbringend. Das Seitenstück ist der Maulwurf, der dem unterirdischen Geziefer nachgeht, aber oft mit der schädlichen Wiesenscheermaus, die, wie er, Erdhaufen aufstößt, verwechselt wird. Er lebt nur von thierischer Kost, wie Würmer, Maulwurfsgrillen, Maikäfer, Engerlinge, u. s. w., von denen jedes Paar jährlich, um zu leben, 22,000 Stück bedarf. Daß Maulwürfe die jungen Wurzeln von Gartenpflanzen fressen, ist reine Fabel, da sie die Pflanzenkost gar nicht verdauen können. Richtig ist, daß sie diese Wurzeln durch ihre Gänge oft beschädigen und bloßlegen, andererseits nützen sie aber auch wieder durch Auflockerung und Ventilirung des Bodens. Noch größeren Nutzen schaffen die niedlichen Spitzmäuse, die an ihrer rüsselartigen Schnauze und den kleinen Augen leicht von anderen Mäusen zu unterscheiden sind. Sie leben ausschließlich von Kerbthieren aller Art, Würmern, Schnecken, während die eigentlichen Mäuse sehr schädlich für den Feld-, insbesondere den Getreidebau sind. Zu den nützlichsten Thieren gehören auch die Igel und Wiesel. Ersterer fängt in Hecken, Büschen, an den Rändern von Gehölzen und Wäldern eine unglaubliche Menge von Mäusen und, wenn diese nicht zu haben sind, auch anderes Ungeziefer. Die Wiesel sind ebenfalls wackere Mausjäger, sie fangen davon weit mehr weg als die Katzen, die überdies in Garten und Feld nur auf Vogel- und Jungwildraub ausgehen

Freilich nimmt das Wiesel zuweilen auch seinen Tribut an jungem Jagdwild und Eiern, welch' letztere es sehr liebt.

Unter den niederen Thieren giebt es übrigens auch manche nützliche Geschöpfe, so z. B. die Spinnen, die eine Unmasse von geflügelten Räubern vertilgen. Im Herbst sind besonders diejenigen nützlich, welche ihre Netze in den Obstpflanzungen spannen, da sie die alsdann geflügelt auftretende, so äußerst schädliche Blutlaus wegfangen, A. Schroot.

Behandlung des Milchfiebers der Kühe.

Das „Landwirthsch. Centralbl. für die Provinz Posen" theilt die nachstehenden Erfahrungen, betreffend das so viele Opfer fordernde Milch- oder Kalbefieber mit:

In den letzten vierzehn Tagen erkrankten zuerst zwei und später eine Kuh am Milchfieber, davon zwei in sehr starkem Maße. Der Besitzer wendete Eis auf den Kopf, tüchtige Klystiere von kaltem Wasser an und reichte innerlich vier abführende Pulver und alle zwei Stunden eine Flasche Kamillenabsud mit Zusatz von zwei Löffeln Schwefeläther. Bei der ersten Kuh, welche am Nachmittag erkrankte, wurden diese Mittel während der Nacht angewendet. Die Kuh lag stundenlang platt auf der Seite und sah sehr schlecht aus. Am Vormittag begann man mit dem Plätten der Nierenpartie mit sehr heißem Eisen auf untergelegter wollener Decke, und nachdem dies etwa drei Stunden lang fortgesetzt war, stand die Kuh auf, gab etwa drei Liter Milch und war am folgenden Tag wieder hergestellt. Die zweite Kuh war nicht sehr krank, konnte aber doch nicht stehen, besserte sich jedoch auch nach wenigen Stunden Plättens. Die dritte Kuh war sehr krank, wurde in gleicher Weise behandelt, aber von Morgens bis Mittags und dann wieder von 2 bis 6 Uhr unausgesetzt geplättet. Um 8 Uhr stand sie ohne Unterstützung auf und fing an, Stroh zu fressen. Wenn nun diese drei Fälle auch noch nichts sicher beweisen, so dürfte es sich doch empfehlen, die Sache weiter zu erproben.

Neue Schlachtapparate. Der schwedische Ingenieur Gustafsohn hat zwei neue Schlachtapparate konstruirt, welche von dortigen Schlächtern sehr gelobt werden. Sie sind nach derselben Methode wie der Kleinschmidt'sche Apparat gearbeitet, sollen aber „leichter, handlicher und zweckmäßiger" sein. Jedenfalls ist der Preis sehr niedrig; der Apparat für Schweine kostet mit Verpackung 5 Kronen 50 Oere, der für Schafe und Kälber 2 Kronen 25 Oere. („Dyrevennen").

An die Damen in der Sommerfrische und überhaupt an diejenigen Damen, die viel in Gärten Handarbeit machen, richtet der feine Beobachter des Lebens in der Natur, Trojan, die Bitte, Zwirn und Seide oder sonstiges Fadenwerk, das bei der Arbeit abfällt, nicht auf den Boden zu werfen. Die Vögel tragen dergleichen zu Nest, und leicht geschieht es dann,

daß die junge Brut in den Fäden die Füßchen sich' verstrickt, deshalb nicht ausfliegen kann und elendiglich zu Grunde geht. In einem Garten auf dem Lande wurde der Wein beschnitten. Da fand der Gärtner hinter dem Laube ein Fliegenschneppernest und darin zwei todte Vögel. Die Todesursache wurde bald erkannt; die Füßchen der armen Thierchen waren mit Zwirn an das Nest gefesselt, so daß sie nicht hatten ausfliegen können, die Alten hatten sie endlich doch verlassen. So mußten sie verhungern. Aehnliches kommt nicht selten vor. Auch sollen Tauben sich mit den Füßen in das Fadenwerk verwickeln und dadurch Qual haben.

In Kopenhagen wurden bei dem Brande eines Holzlagers drei große Wächterhunde durch die dortige Feuerwehr mit Lebensgefahr aus den Flammen gerettet. Sie befanden sich kläglich heulend in ihrer Hütte eingeschlossen, die rings von brennenden Holzstößen umgeben und selbst schon in Brand gerathen war. Die Braven: Brandoffizier Kapitän Bentzon und die Feuerwehrmänner Larsen und Schmidt bahnten sich den Weg zwischen den brennenden Holzstapeln und kamen gerade noch rechtzeitig, um durch ein Loch, das sie in die Wand der Hütte schlugen, die schon vom Feuer versengten und in einer Ecke zusammengedrängten Thiere herausziehen und davontragen zu können. Der Thierschutz-Verein hat dem Brandoffizier ein Anerkennungsschreiben, den Feuerwehrmännern je 20 Kronen und das Mitgliedsdiplom zugestellt. („Dyrevennen".)

Als eine der verwerflichsten Schlachtmethoden erklären alle Physiologen und Thierärzte den Genickstich oder das sogenannte „Knicken". Der frühere Direktor der Thierärztlichen Hochschule in Berlin, Gerlach, sagt darüber:

„Nach dem Stiche sind die Thiere zwar gelähmt und das Athmen steht sofort still, das Herz aber schlägt fort, 8, 12 Minuten; bis zu 1/4 Stunde habe ich den allmälig kleiner werdenden Puls bei Pferden verfolgen können. Die Zirkulation dauert also noch fort und damit auch das Gehirnleben, trotz der Verletzung des verlängerten Markes. Die geknickten Thiere sterben eigentlich an einer langsam erfolgenden Erstickung unter den größten Qualen. Ein geknickter Hirsch kann noch fühlen, wie ihm aus lebendigem Leibe die Eingeweide herausgenommen werden. Diese Tödtungsart ist die verabscheuungswürdigste von allen, die größte Thierquälerei, die von Staatswegen mit der größten Strenge unterdrückt werden sollte."

(Aus dem Referat über die Schlachtfrage beim Internationalen Thierschutz-Congreß in Dresden.)

Tagesbefehle des Herrn Rigaschen Polizeimeisters.

Vom 20. April.

Der Passagierfuhrmann Nr. 601 fährt in der Stadt mit einem zum Fahren unbrauchbaren Pferde. Ich beauftrage die Herren Pristaws, diesen Fuhrmann zum Fahren vor der Auswechselung des Pferdes nicht zuzulassen

Vom 30. April.

Die Lastfuhrleute NNr. 1936 und 2891 fahren mit durchaus erschöpften Pferden. Ich beauftrage die Herren Pristaws der betreffenden Distrikte, die Pferde besagter Fuhrleute bis zu ihrer Wiederherstellung oder dem Ersatz derselben durch neue zu versiegeln.

Der Passagierfuhrmann Nr. 785 benutzt ein erschöpftes Pferd. Ich beauftrage den Herrn Pristaw des 3. Distrikts des Moskauer Stadttheils, diesem Fuhrmann das Nummerblech abzunehmen, das in meiner Verwaltung abzugeben ist, und ihm das Fahren zu untersagen, ihn dann aber, nachdem das Pferd hergestellt ist, mit demselben mir zur Besichtigung vorzustellen.

Vom 2. Mai.

Der Passagierfuhrmann Nr. 773 benutzt ein lahmes und verwundetes Pferd. Ich beauftrage den Herrn Pristaw, das Pferd des besagten Fuhrmanns zu versiegeln und nicht zu gestatten, daß dasselbe bis zu seiner Wiederherstellung zum Fahren gebraucht werde.

Vom 8. Mai.

Der Passagierfuhrmann Nr. 669 fährt im städtischen Rayon mit einem durchaus erschöpften und unbrauchbaren Pferde. Ich beauftrage den betreffenden Herrn Pristaw, dieses Pferd zu versiegeln und nicht zu gestatten, daß dasselbe vor der Wiederherstellung in Gebrauch genommen werde.

Litterarisches.

Jahresbericht des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter für 1889. Der in hohem Grade beachtenswerthe Bericht enthält eine klare, warme Darlegung der unabweisbaren Nothwendigkeit des Kampfes gegen die Vivisektion als einer sittlichen und wissenschaftlichen Verirrung und begründet diese Anschauung durch Citate aus deutschen, englischen und französischen Schriften. (Aus Predigten von Gerok und Rev. Wright, aus: „Richard Wagner und die Thierwelt" von H. v. Wolzogen: aus englischen Schriften „über die Nutzlosigkeit einer bloßen Beschränkung der Vivisektion" von Dr. Berdoe und Benj. Bryan; aus: „La vivisection est-elle une science?" von A. Metzger). — Der Verein zählt mit dem in Hannover gegen 1800 Mitglieder und hat im verflossenen Jahre 42587 Schriften verbreitet. Um nichts unversucht zu lassen, hat der Verein sich mit einem „Mahnwort" an das Gewissen der Professoren und Docenten der Medizin und Naturwissenschaft gewendet und eine Immediat-Eingabe an Se. Majestät den deutschen Kaiser gemacht. Mit Bezug hierauf heißt es im Bericht:

„In dem vorjährigen Berichte ist mitgetheilt worden, daß auf unsere Anfrage an das Reichskanzler-Amt, bezüglich der seitens der Regierung am 3. December 1888 versprochenen Untersuchung, uns unter dem 20. December die Antwort zu Theil geworden war, daß die Berathungen über die Regelung der sogenannten Vivisektion zu einem Abschlusse noch nicht gelangt seien. Seitdem haben wir in dieser Angelegenheit nichts weiter vernommen. So scheint es, daß wir uns in unserer Hoffnung auf eine unparteiische, gründliche und allseitige Untersuchung der ganzen Frage von Neuem getäuscht haben.

Unter solchen Umständen schien es uns geboten, uns einmal unmittelbar an das Oberhaupt des deutschen Reiches, **Seine Majestät den Kaiser,** zu wenden, um auf diesem Wege zu der Erfüllung der uns gemachten Versprechungen zu kommen. Wir haben demgemäß an Seine Majestät eine Immediat-Eingabe gemacht und dieser eine ausführliche Darstellung des Thatbestandes und der Geschichte unserer früheren Bemühungen beigegeben.

Wir haben im vorigen Berichte die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, daß wir, als Anwälte des gemißbrauchten und zu Tode mißhandelten Thieres, bei unserem jungen Kaiser Gehör finden würden. Wir dürfen, sagten wir damals, diese Hoffnung zuversichtlich hegen im Hinblicke auf die erste und höchste Tugend eines Herrschers, die unbeugsame Gerechtigkeit, welche aus allen Handlungen und Kundgebungen unseres jungen Herrschers spricht. Er wird erkennen, daß das ewige, unwandelbare Recht auf unserer Seite steht, und darum erwarten wir von seiner strengen Gerechtigkeit und seinem festen Willen, daß er seine mächtige Hand auch über der mißhandelten Kreatur schützend ausbreiten und daß er die Menschheit von dem schweren, auf ihr lastenden Aergernisse erlösen und von einem der schimpflichsten Flecken reinigen werde, welche unsere heutige Gesittung schänden.

Wir haben nach den Erfahrungen des letzten Jahres keinen Grund, an diesem Vertrauen irre zu werden; wir hoffen zuversichtlich, daß, nachdem unsere gerechten Beschwerden an der höchsten Stelle des Reiches vorgebracht worden sind, von dort auch wirksame Abhilfe erfolgen wird, damit nicht mehr am Ausgange des 19. Jahrhunderts eine christliche Gesittung durch straflose, ja mit Unterstützung des Staates begangene unerhörte Frevel befleckt werde."

Wir machen unsere Leser auf eine neue, den Interessen der Geflügelzucht dienende Zeitschrift, den „Вѣстникъ Птицеводства" „(Bote für Geflügelzucht"), Organ des Büreaus der Geflügelzucht der ornithologischen Abtheilung der Kaiserlich-Russischen Gesellschaft der Akklimatisation der Thiere und Pflanzen" aufmerksam, von der uns das Märzheft als erste Nummer aus Petersburg zugegangen ist. Im laufenden Jahre 1890 werden zehn Hefte zu dem Abonnementspreise von 3 Rbl., einschließlich Postversendung und Zustellung erscheinen. Der Inhalt der uns vorliegenden Nummer (56 Seiten) ist höchst reichhaltig und vielseitig. Redakteur und Herausgeber dieses nützlichen Journals ist P. N. Jelagin, die Adresse der Redaktion: „С.-Петербургъ, Лѣсной, новая улица, Опытное Птицеводное Хозяйство."

Unter dem Titel: „Das wackere Roß" (Молодецъ-Конь), eine wahre Begebenheit von Sergei Lebeda, mit 5 Zeichnungen des Akademikers N. S. Ssamokisch, — hat die Redaktion des „Westnik der russischen Thierschutzgesellschaft" so eben die zweite Lieferung thierschutzfördernder Jugend- und Volksschriften herausgegeben. Der Preis für ein Exemplar (14 Seiten) beträgt nur 10 Kop., bei Bestellungen von 20 Exemplaren wird ein Rabatt von 30 % bewilligt. Bestellungen sind zu richten: an die Redaktion des „Westnik der russischen Thierschutzgesellschaft", St. Petersburg, Wosnessenskischer Prospekt Nr. 23/79, Quart. 12.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 9 Іюня 1890 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

VI. Jahrgang. August u. September 1890. № 8 u. 9.

Jahresbericht des Thierschutzvereins unter dem Namen Damen-Comité des Rigaer Thierasyls für das Jahr 1889,

verfaßt von der Präsidentin.

„Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan." Goethe.

Für einen jeden Thierschutzverein, der es mit der Aufgabe, die er sich gestellt, ernst und gewissenhaft nimmt, wird, wie die Verhältnisse einmal liegen, wohl nie oder vielleicht in unabsehbarer Ferne erst die Zeit anbrechen, da er beim Abschlusse eines Vereinsjahres mit voller Befriedigung auf dasselbe wird zurückblicken können. Auch unserem Verein, resp. dessen Vorstande bleibt bei der Rückschau auf das, was er im Laufe des letzten Jahres gewollt, angestrebt, geleistet und erreicht, das Selbstbekenntniß nicht erspart, daß er trotz möglichst treuer Pflichterfüllung dennoch es als Schuld empfindet, sich nicht ganz genug gethan zu haben. Freilich können wir uns dabei

dessen getröstet, daß es in den meisten Fällen nicht an uns gelegen hat, wenn unsere Leistungen und Erfolge hinter unseren Wünschen und Erwartungen zurückgeblieben sind. Abgesehen davon, daß bei uns in Riga noch kein rechter Boden und wenig Verständniß für den auf der sittlichen Basis des Mitleidens und der Gerechtigkeit begründeten Thierschutz — für den Thierschutz um des Thieres willen — vorhanden ist und daß die große Menge jedes eigenen Nachdenkens und selbstständigen Urtheils bar, blindgläubig den Verkündigern des Nützlichkeitsdogmas huldigt — sei hier unter anderem des entmuthigenden, die gedeihliche Thätigkeit des Vereins hemmenden Umstandes gedacht, daß unsere Thierschutzvereine noch immer nicht in der Lage sind, dem gequälten Thiere selbst dauernde Hilfe zu bringen. Was hilft dem gemißhandelten Thiere die Strafverhängung über seinen Peiniger, wenn es doch in den Händen eben dieses Peinigers verbleiben muß! — Von der Bestätigung unserer Instruction für die Districts-Curatoren dürfen wir auch nach dieser Seite hin eine wesentliche Abhilfe erhoffen. Das Institut der Districts-Curatoren, welches auch in unseren Vereins-Statuten vorgesehen ist, hat sich für die Petersburger Central-Thierschutzgesellschaft und deren Zweigvereine als eine in hohem Grade ersprießliche Einrichtung bewährt, die den nach so vielen Seiten hin in Anspruch genommenen Vorstand bei einem wesentlichen Theile seiner Arbeit, der Ausübung öffentlichen Thierschutzes, der gerichtlichen Verfolgung der Schuldigen und Herbeiführung der Sühne durch Erwirkung von Strafen unterstützt und entlastet. Speciell für unsern Verein, dessen Vorstand sich nur aus Damen zusammensetzt, hat sich ein solches, den Vorstand ergänzendes und vervollständigendes Institut mehr und mehr als nothwendig und unentbehrlich herausgestellt. Nachdem der vom Vorstande ausgearbeitete Instructions-Entwurf, wie wir bereits in unseren früheren Jahresberichten mitgetheilt haben, im December 1887 durch gütige Vermittelung des Herrn Livl. Gouverneurs dem Herrn Minister des Innern unterlegt worden war, erhielten wir denselben behufs Abänderung einzelner Punkte im März 1889 aus dem Ministerium zurück; nach sofort bewerkstelligter Umarbeitung, am 9. Mai von Neuem vorgestellt, wurde uns der Entwurf nochmals retournirt und einer zweiten Umarbeitung unterzogen. Dem aus dem Ministerium des Innern verlautbarten Wunsche entsprechend, hat der Vorstand sein Project nunmehr möglichst genau dem Wortlaute der bereits für den Petersburger Central-Thierschutzverein bestätigten Instruction angepaßt und ist jetzt sichere Aussicht vorhanden, daß die ministerielle Bestätigung nicht mehr lange ausstehen und der Vorstand bald in der Lage sein wird, das Institut der Destricts-Curatoren in's Leben zu rufen.*)

Leider hat die Thätigkeit unseres Vereins auf dem speciellen Gebiete des öffentlichen activen Thierschutzes aber auch noch außerdem durch den in der ersten Hälfte des vorigen Jahres erfolgten Tod unseres langjährigen,

*) Die betreffende „Instruction" ist vom Herrn Minister des Innern Staats-Secretair Durnowo am 25. Februar 1890 bestätigt worden und dem Comité durch den Herrn Gouverneur von Livland am 11. April zugegangen. Die Leser finden dieselbe am Schlusse unseres Berichtes abgedruckt.

bewährten Thierschutz-Agenten, Herrn **Theodor Fischer**, eine schwere Schädigung erlitten. Trotz seiner seit den letzten Jahren mehr und mehr zunehmenden Kränklichkeit konnten wir doch noch in unserem letzten Jahresberichte über sein unermüdliches, erfolgreiches Wirken erfreulichste Mittheilung machen; mit dem Beginne des Jahres war seine Kraft bereits gebrochen, aber trotzdem hat er bis kurz vor seinem Hinscheiden treu und eifrig seines Amtes gewartet. Wir werden dem schlichten Ehrenmann, der in seiner Person regen Eifer, richtigen Takt und zähe Ausdauer mit warmem Mitgefühl für die leidenden Thiere vereinte und um unserer Sache willen vielfach Verleumdung, Verdächtigung und Haß zu erdulden gehabt hat, immerdar ein dankbares Andenken bewahren. Die Versuche des Vorstandes einen Ersatz für diese tüchtige Kraft zu finden sind bisher recht entmuthigend ausgefallen, denn es haben seitdem bereits zwei Agenten entlassen werden müssen, weil der eine sich als ungeeignet, der andere als unzuverlässig erwies. Wenn der öffentliche Thierschutz dennoch manche thatsächlich erfreuliche Resultate aufzuweisen hat, so gebührt dafür in erster Reihe unser wärmster Dank dem Herrn Rigaschen Polizeimeister Staatsrath Wlassowsky, der den Thierschutzbestrebungen wohlgesinnt, dem Vorstande allezeit bereitwilligst seine unentbehrliche Unterstützung und Hilfe gewährt hat und unseren Bitten und Vorschlägen mit möglichster Berücksichtigung entgegengekommen ist. Wir gedenken auch an dieser Stelle mit herzlichem Dank seiner, bereits im letzten Jahrgange unseres Vereins-Organs mitgetheilten, für den praktischen Thierschutz werthvollen Tagesbefehle zu Gunsten des Vogel- und Pferdeschutzes und seiner in gleicher Weise bedeutungsvollen Maßnahme, der zufolge die Uebertreter der Thierschutz-Verordnungen mit entsprechender Geldpön bestraft und ihre Namen in der Polizei-Zeitung bekannt gegeben wurden. Da seit der unlängst erfolgten Einführung einer neuen Gerichtsbarkeit das Recht der Strafverhängung von der Polizei auf das Friedensrichter-Institut übergegangen ist, so hat dieses heilsame Verfahren zeitweilig eingestellt werden müssen, jedoch steht die Wiederaufnahme desselben baldigst zu erwarten.

Im Bestande des Vorstandes sind im Laufe dieses Jahres einige wesentliche Aenderungen vorgekommen. Frau Baronin Uexküll, geb. von Oettingen, welche im Hinblick auf ihr voraussichtliches Verlassen Riga's, bereits bei ihrem Eintritt in den Vorstand Bedenken getragen hatte die Wahl anzunehmen, zeigte infolge dienstlicher Versetzung ihres Gemahls ihren Austritt an. In Frau Baronin von Mengden, die aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, verlor der Vorstand eine treue Mitarbeiterin und eine hochverdienstvolle Mitstifterin und Gönnerin des Comités und Rigaer Thierasyls seit deren ersten bescheidenen Anfängen. Eine zweite bewährte Kraft wurde dem Vorstande durch den Austritt der bisherigen Vice-Präsidentin, Frau Mary Haensell, entzogen. Die zurückbleibenden Vorstandsglieder sahen ihre verehrten Colleginnen mit schmerzlichem Bedauern aus ihrer Mitte scheiden und hoffen, daß deren Verbleiben als Mitglieder des Vereins ihnen eine Gewähr sein werde für fortdauernde Fühlung und Zusammengehörigkeit mit ihnen

im Interesse der so lange Zeit gemeinsam verfolgten und vertretenen Bestrebungen. Den Statuten entsprechend traten an die Stelle der Scheidenden — vorläufig bis zu der in der nächsten Generalversammlung bevorstehenden Wahl eines neuen Vorstandes — die Kandidatinnen: Frau Charlotte Zirkwitz, Fräulein Arnoldine Möller und Fräulein Livia Eichberger in den Vorstand. Außerdem haben aus dem Kreise der durch Cooptation dem Vorstande angehörenden Glieder zwei Damen Riga verlassen: Fräulein Anna von Berg, die sich vermählte und ihrem Gemahl nach Schweden folgte und Fräulein Baleska Willsch, welche in ihre deutsche Heimath zurückkehrte. Auch diese beiden Damen sind unserem Verein als Mitglieder in der Ferne treu geblieben. Neu cooptirt wurden: Fräulein H. von Berg, Frau Chomse, Fräulein Bardt, Fräulein Marie von Schilling und Fräulein Beckmann, so daß der Vorstand sich gegenwärtig aus zehn stimmberechtigten und 17 Gliedern mit berathender Stimme zusammensetzt. Nachdem auch Herr Redakteur R. Nehring, dem wir für die während der beiden letzten Jahre freundlichst besorgte Protokollführung zu aufrichtigem Dank verpflichtet sind, im vorigen Sommer Riga verlassen hatte, wurde dieses Amt bis zum Schluß des Jahres wieder von unserem verehrten Herrn Geschäftsführer gütigst übernommen. Zu schmerzlichstem Bedauern des Vorstandes steht unserem Verein jedoch leider der Verlust auch dieser unschätzbaren Arbeitskraft in naher Zeit bevor. Da die gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse bedeutend größere Anforderungen an die Beamten des Lehrstandes stellen und einen doppelten Aufwand an Zeit und Mühen beanspruchen, so sah Herr Oberlehrer Westermann sich hierdurch veranlaßt, dem Vorstande nunmehr definitiv seinen Rücktritt von dem Amte eines Geschäftsführers anzuzeigen. Je inniger von Dankbarkeit durchdrungen wir uns dem allverehrten Gönner gegenüber dafür fühlen, daß er das nur provisorisch übernommene Amt länger als drei Jahre mit Umsicht, Energie und Wärme verwaltet und dem Vorstande stets mit Rath und That zur Seite gestanden hat, desto tiefer empfinden wir den unersetzlichen Verlust, der uns und unserer Sache aus seinem Scheiden erwächst und nehmen eine uns schwer bedrückende Sorge aus dem alten in's neue Vereinsjahr hinüber.

Im Laufe des Jahres fanden 21 Vorstandssitzungen und eine Jahres-Generalversammlung statt. In der Versammlung des Vorstandes im April gedachte die Präsidentin in warmer Ansprache des unlängst in Petersburg erfolgten Ablebens des Herrn Ministers des Innern, des Grafen Tolstoi, der dem Comité allezeit ein gütiger Gönner gewesen. Unter Hinweis darauf, daß das Damencomité diesem edlen Förderer seiner Interessen die Bestätigung eigener Statuten und die Rechte eines selbstständigen Thierschutzvereins danke, forderte die Präsidentin die Anwesenden auf, das Andenken des Heimgegangenen in üblicher Weise durch Erheben von den Sitzen zu ehren. Dieser Aufforderung wurde pietätvoll Folge gegeben.

Die Jahres-Generalversammlung wurde — von der Präsidentin und dem Geschäftsführer geleitet — unter erfreulicher Betheiligung zahlreich erschienener Mitglieder am 28. April im Saale der Stadt-Realschule abgehalten.

Nachdem der Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit des Vereins und über seine Ausgaben und Einnahmen für das verflossene Jahr der Versammlung vorgelegt war, wurden auf Antrag des Vorstandes folgende, theils um den Verein im Besonderen, theils um die Sache des Thierschutzes im Allgemeinen hochverdiente Männer zu Ehrenmitgliedern des Vereins ernannt: der Präsident der Russischen Central-Thierschutzgesellschaft Kammerherr Joukovski in St. Petersburg; der Präses des Münchener Thierschutzvereins, Dr. von Sicherer; der Präses des Straubinger Vereins, Professor Bauer, und der weitbekannte, vielgenannte, hochherzige Führer im Kampfe gegen die Vivisektion, Ernst von Weber in Dresden. Hierauf wurde die von der Präsidentin einer theilweisen Umarbeitung unterzogene Instruction für die Districts-Curatoren in ihrer neuen Fassung verlesen und von der Versammlung gutgeheißen. Den Beschluß des Abends machte die Discussion über ein vom Verbande des Thierschutzvereins des deutschen Reiches eingesandtes Flugblatt, welches von den beim Schlachten verübten empörenden, grauenhaften Thierquälereien handelt und zur Betheiligung an einem allgemeinen Vorgehen zu Gunsten einer obligatorischen Einführung von geeigneten Betäubungsapparaten (Schlagbolzenhammer und Federbolzen-Apparat von Kleinschmidt in Erfurt) auffordert. Die Versammlung gab dem Vorstande anheim, Schritte in Uebereinstimmung mit den Vorschlägen des Flugblattes zu thun und auf die geforderte Abhilfe dieses schreienden, die Menschheit entehrenden Uebels hinzuwirken.

In der Vorstandssitzung am 12. April gedachte die Präsidentin der Nothwendigkeit einer Arbeitstheilung in den bisher von ihr besorgten Obliegenheiten des Vorstandes. Um die Präsidentin von einer ihrer Arbeiten zu entlasten wurde die Vice-Präsidentin ersucht, die Abfassung des nächsten Jahresberichts zu übernehmen und beschlossen, daß in Zukunft die Anfertigung der Jahresberichte principiell der Vice-Präsidentin obliegen solle. Da Letztere bedauerlicher Weise gegen Schluß des Jahres von ihrem Amt zurücktrat, so fiel diese Arbeit doch wieder der Präsidentin zu. Wir bitten die geehrten Mitglieder unseres Vereins diesen Umstand als einen der Gründe gelten zu lassen, welche das verspätete Erscheinen des vorliegenden Berichts verschuldet haben.

Eine zweite, statutengemäß im November abzuhaltende General-Versammlung, der die Bestätigung des Budgets für 1890 und die Wahl einer Revisions-Comission für die Jahresrechenschaft pro 1889, sowie die eines neuen Vorstandes obliegen sollte, konnte leider nicht zu Stande kommen. Nachdem die Einladungen zu derselben bereits ergangen und die betreffenden Anzeigen in den Tagesblättern publicirt waren, mußte die Versammlung abgesagt und verschoben werden, weil es sich herausstellte, daß fast alle Glieder des Vorstandes mehr oder weniger unter den damals in unserer Stadt herrschenden Krankheitszuständen zu leiden hatten und weil unter so ungünstigen Verhältnissen voraussichtlich überhaupt keine vollzählige, stimmberechtigte Generalversammlung zusammengekommen wäre. Später beschloß der Vorstand für die Revision der Bücher die Herren B. v. Ber

C. Fr. Glasenapp und W. Esbeer, welche dieser Commission im letzten Jahre angehört hatten, zu erbitten, die in Ausfall gekommene Versammlung mit der nächsten Jahres-Generalversammlung zu combiniren und die Wahl der Revisions-Commission nachträglich bestätigen zu lassen.

Anlangend die vom Verbande deutscher Thierschutzvereine angebahnte Reform der Schlachtfrage hat der Vorstand nach zwei Seiten Schritte gethan. Er schickte das uns in mehreren Exemplaren zugegangene Flugblatt, sowie die Abbildung und Beschreibung des Betäubungs-Apparates dem Central-Thierschutzverein in Petersburg ein, der seinerseits sich aus Berlin die betreffenden Cliche's erbat und in seinem weit verbreiteten trefflichen Vereins-Organ, dem „Westnik", mit Wort und Bild für die Sache eintrat. Hierdurch wurde der junge, regsame Zweig-Thierschutzverein in Narwa, der sich unter dem Präsidium des dortigen Herrn Polizeimeisters Beck einer gedeihlichen Entwickelung erfreut, angeregt, der Sache näher zu treten, der Kleinschmidt'sche Apparat wurde verschrieben und seine Anwendung beim Schlachtakt obligatorisch gemacht. Ein fernerer Schritt des Vorstandes in dieser Angelegenheit bestand darin, daß er nachstehendes Schreiben an das Rigasche Stadtamt richtete:

„Unter den Greueln der berufsmäßig betriebenen Thierquälereien stehen die Martern obenan, denen das Vieh beim Schlachten ausgesetzt wird. Auf diese herzbeklemmende Thatsache lenkt das beigefügte Flugblatt die Aufmerksamkeit Aller und da es gleichzeitig von einem Verfahren Mittheilung macht, durch welches jene Qualen dem Schlachtvieh fast erspart werden können, so glaubt der unterzeichnete Thierschutzverein es für seine Pflicht ansehen zu dürfen, diese Vorschläge denjenigen Autoritäten zu freundlicher Berücksichtigung zu unterbreiten, durch deren Willen allein Massenquälereien verhindert werden können."

Eine Antwort hierauf ist unserem Verein vom Rigaschen Stadtamt nicht geworden und es ist leider zu bezweifeln, daß unsere Eingabe irgend welche Aussicht auf Erfolg haben werde. Dieser Zweifel scheint sich durch folgende, im September vom „Rigaer Tageblatt" gebrachte Notiz zu bestätigen:

„Kommt beim Schlachten Thierquälerei vor? Diese Frage hat unlängst, wie wir hören, unsere Stadtverwaltung in gegebener Veranlassung mehrfach beschäftigt. Die betheiligten Specialcommissionen, soweit ihre Glieder aus Schlachtern und Veterinairärzten bestanden, haben ein verneinendes Votum abgegeben, und die Sache ist bis auf Weiteres, d. h. bis zur Errichtung eines Schlachthauses in Riga (!?) vertagt worden."

In der That welch' kindlich naive Frage: „Kommt beim Schlachten Thierquälerei vor? Und da auch hier, ganz wie in Sachen der Vivisektion, die Angeklagten zu Richtern in eigener Angelegenheit gemacht werden, so fällt die Antwort natürlich verneinend aus und — bis auf Weiteres — bleibt Alles wieder beim Alten. Harrt doch auch die Schlachthausfrage bei uns in Riga seit Jahrzehnten immer noch vergeblich ihrer Lösung. Während mehrere unserer kleinen Provinzialstädte bereits städtische Schlachthäuser besitzen, existirt in Riga, das sich mehr und mehr zu einer Großstadt entwickelt, kein unter Controle stehendes Schlachthaus, ein Mangel, der sowohl in sanitärer, als auch in thierschützerischer Beziehung als wahrer Nothstand empfunden wird.

Wie bereits in unserem Jahresbericht für 1888 mitgetheilt worden, hatte der Vorstand in der, seine Thätigkeit in den letzten Jahren vollauf in Anspruch nehmenden Angelegenheit des Hundefanges, resp. der Regelung desselben, beim Rigaschen Stadtamt schriftlich angefragt, wie es mit den versprochenen Verbesserungen beim Einfangen der Hunde geblieben und zu welchem Termin dieselben wohl Kraft gewinnen würden? Das Stadtamt hatte unser Schreiben der Sanitätscommission übergeben, welche uns „über den gegenwärtigen Stand der Sache" folgende Mittheilung machte:

„Durch den am 22. Januar 1876 abgeschlossenen Kontrakt war dem Unternehmer der öffentlichen Vereinigung auch das Einfangen der Hunde übertragen. Nachdem dieser Kontrakt am 31. Januar 1888 abgelaufen war, wurde derselbe zunächst bis zum 1. November 1888 und sodann bis zum 31. Januar 1889 prolongirt.

Am 28. Februar 1889 ist mit der Firma Guttschewsky & Jürgensohn ein bis zum 31. Januar 1899 giltiger Kontrakt abgeschlossen, durch welchen derselben außer der Latrinenbereinigung auch das Einfangen der Hunde übertragen wird, welche ohne Steuermarke oder den Bestimmungen des Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde nicht entsprechend auf den Straßen oder Plätzen betroffen werden.

Der darauf bezügliche § 13 des Kontraktes lautet: „Das Einfangen der Hunde hat der Unternehmer nach den Anordnungen der Stadtverwaltung und gemäß den Weisungen der Polizei zu bewerkstelligen. Die eingefangenen Hunde sind von dem Unternehmer in die von der Stadtverwaltung dazu angewiesenen Aufbewahrungsstellen abzuliefern. Zum Transport der Hunde darf der Unternehmer nur Wagen nach einem vom Stadtamt genehmigten Modell benutzen und er muß mindestens zwei solcher Wagen besitzen. Wenn im Laufe der Kontraktzeit mehrere Hundegewahrsame in verschiedenen Gegenden der Stadt eingerichtet werden sollten, so hat der Unternehmer die eingefangenen Hunde erst in das nächste Gewahrsam zu befördern und sie sodann am Abend mittelst der Hundewagen in das Centralgewahrsam überzuführen.

Tolle und der Tollwuth verdächtige Hunde hat der Unternehmer nach den Anweisungen der Polizei tödten zu lassen.

Der Unternehmer hat darauf zu achten, daß von seinen Leuten beim Einfangen, Transportiren und Tödten der Hunde Rohheit und Grausamkeit nach Möglichkeit vermieden werde.

Die Kadaver der an den Aufbewahrungsstellen nach Ablauf der Auslösungsfrist getödteten Hunde hat der Unternehmer an den dazu bestimmten Platz abführen zu lassen.

Als Aufbewahrungsort für die eingefangenen Hunde hat das Stadtamt den Stall des livländischen Thierschutzvereins bestimmt.

Auf Grund des neuen Kontrakts ist also im Vergleich zu dem früheren Verfahren zunächst nach zwei Richtungen hin eine Besserung zu erwarten. Die eingefangenen Hunde werden an ihren Aufbewahrungsort nur in Wagen transportirt werden, — sobald dieselben fertig sind — deren Modell vom Stadtamt genehmigt ist, und sie werden nicht mehr im Stall der Abdeckerei, sondern im Stall des livländischen Thierschutzvereins aufbewahrt.

Endlich mag noch erwähnt werden, daß zufolge einer Vereinbarung zwischen dem Stadtamt und dem livländischen Thierschutzverein ein von letzterem angestellter Aufseher die Hundefänger auf ihren Streifzügen begleiten und darauf achten soll, daß sämmtliche herrenlose Hunde eingefangen und die eingefangenen nicht gequält werden.

Ob sich noch andere Verbesserungen als ausführbar erweisen, wird erst die Erfahrung zeigen.

Präses: A. Hillner.
Secretär: R. Krause.

Da es dem Vorstande darum zu thun war, daß diese ihm ertheilten Auskünfte auch an die Oeffentlichkeit gelangen und dem Publikum bekannt gegeben werden möchten, so erachtete er es für seine Pflicht, als nach längerem Abwarten keine derartige Bekanntmachung erlassen worden war — sich mit folgender Anfrage an die Rigasche Sanitätscommission zu wenden:

„An das Schreiben der Rigaschen Sanitätscommission vom 28. Februar c. unter Nr. 22 knüpft der Thierschutzverein unter dem Namen Damencomité des Rigaer Thierasyls nebst seinem Danke für dasselbe die Frage an, wo und wann das Publikum von den wichtigen das Einfangen der Hunde betreffenden Thatsachen in Kenntniß gesetzt werden wird — und ob vielleicht eine hochgeehrte Sanitätscommission es gern sehen würde, wenn der unterzeichnete Vorstand diesen Theil des Schreibens seinerseits veröffentlichen wollte.

Es erscheint eine möglichst vollständige Bekanntgebung der hierher bezüglichen Bestimmungen um so wichtiger, da das Publikum sonst der Ausnutzung durch betrügerische Individuen sich nicht erwehren kann."

Dieses Schreiben hatte den Erfolg, daß die hiesigen Tagesblätter die nachstehende Anzeige brachten:

„Vom Rigaschen Stadtamt wird Folgendes bekannt gemacht: Das Einfangen der Hunde, in Bezug auf welche die Bestimmungen des Ortsstatuts zum Schutz gegen Hunde nicht eingehalten werden, ist der Handlung Guttschewsky & Jürgensohn übertragen. Die Hundefänger werden von einem Agenten des livländischen Thierschutzvereins begleitet, welcher darauf zu sehen hat, daß die Hunde bei dem Einfangen nicht gequält werden. Die gefangenen Hunde werden im Stall des livländischen Thierschutzvereins, Revalerstraße Nr. 35, aufbewahrt und wenn sie binnen drei Tagen nicht durch eine Zahlung von einem Rubel **für jeden angefangenen Tag** ausgelöst sind, getödtet."

Riga, den 27. Juni 1889.

Nr. 2243.

Zugleich benachrichtigte die Sanitätscommission unsern Verein, daß die das Einfangen der Hunde regelnden Maßnahmen in obiger Bekanntmachung der Stadtverwaltung veröffentlicht worden seien. Leider ist es aber bei dieser einmaligen Bekanntmachung geblieben — eine Wiederholung derselben, geschweige denn regelmäßige Anzeigen über Tag und Stunde des Einfangens sind keineswegs erfolgt. Daß die herrenlosen Hunde durch solche Annoncen gewarnt werden könnten steht doch wohl nicht zu befürchten und die Hundebesitzer, denen ihre Thiere werth und lieb sind, gewönnen hierdurch die Möglichkeit ihre Hunde davor zu schützen, eingefangen zu werden. Die von der Stadtverwaltung in Aussicht gestellten Verbesserungen haben sich im Laufe dieses Jahres weder beim Einfangen, noch Aufbewahren und Tödten der Hunde als wirkliche Verbesserungen erwiesen. Es konnte auch gar nicht anders erwartet werden, weil im Grunde doch Alles wieder beim Alten geblieben ist. Wieder lautet der Kontrakt auf zehn lange Jahre, wodurch, wie wir es zum Schaden unserer Schützlinge, während des früheren, zwölf und mehr Jahre umfassenden Termines vielfach erfahren mußten, einer jeden sich mit der Zeit als nothwendig und zweckmäßig herausstellenden Abänderung und Verbesserung ein Riegel vorgeschoben wird. Und wieder ist dieser Contract mit demselben Abdeckerei-Institut und unter den gleichen Bedingungen wie damals abgeschlossen worden, d. h. das Hundeeinfangen wird von dem

Uebernehmer nur so **nebenbei**, für den von der Stadt für die Vereinigungsarbeit gezahlten Lohn, ohne besondere Vergütung besorgt. Darf man sich da noch wundern, daß die rohen Einfänger mit den lebenden, fühlenden Wesen nicht besser umgehen, als mit dem Schmutz und Unrath, dessen Fortschaffen ihre eigentliche, gut bezahlte Arbeit ist! Auch die von dem neuen Aufbewahrungsorte, dem neuen Transportwagen, der Begleitung der Hundefänger und von dem Verfahren beim Tödten der Hunde erhofften Verbesserungen haben sich mehr und mehr als illusorisch herausgestellt. Da die Klagen und Anzeigen, welche beim Vorstande unseres Vereins, sowohl von seinen Mitgliedern, als auch aus der Mitte des Publikums über die wenig thierschützerische Art der Aufbewahrung, Haltung und Tödtung der eingefangenen Hunde, über die Rohheit der Einfänger, sowie über das ungebührliche Betragen des Stallaufsehers eingingen, sich mehrten und auch in unseren Tagesblättern, soweit dieselben zugänglich sich erwiesen, zum Ausdruck gelangt waren, da außerdem mehrere Glieder des Vorstandes bei ihrem Besuche des Stalles die volle Berechtigung aller dieser Klagen selbst hatten erfahren müssen — so erachtete der Vorstand es für seine Pflicht, in einem Schreiben an den Vorstand des livl. Thierschutzvereins über die groben Insulten des Stallaufsehers Beschwerde zu führen und außerdem nachstehende Eingabe an die Rigasche Stadtverwaltung zu richten:

An das Rigasche Stadtamt.

Im Beruf und in der Pflicht des praktischen Thierschutzes stehend und gestützt auf die täglich sich darbietenden Erfahrungen, ist es dem unterzeichneten Vorstande von Neuem ein unabweisbares Bedürfniß an ein hochgeehrtes Stadtamt unserer Stadt Riga mit dem Folgenden heranzutreten.

A. Bitten die Düna-Auffahrten betreffend:

1) Daß die Auffahrten an beiden Ufern der Düna, an der Stadtseite, wie bei der Mitauer Vorstadt, lang gestreckt und namentlich vom Eise ganz allmählich auf's Ufer hinaufführend gebaut werden möchten. Die gleiche Bitte bezieht sich auf alle übrigen Auffahrten.

2) Daß diese Auffahrten bei Glatteis oder wenn sie vom Schnee entblößt sind, mit Schnee beschüttet werden, um das Niederstürzen und die hierdurch veranlaßte Schädigung, namentlich der Lastpferde zu verhindern.

3) Daß zu Zeiten, wo auf dem Lande noch Schlittenbahn, in der Stadt, resp. an den Ufern, keine solche mehr vorhanden ist, an diesen Auffahrten Vorspannpferde zur Verfügung gestellt werden. *)

B. Bitten das Hundeeinfangen betreffend:

1) Daß das Einfangen nur in den frühen Morgenstunden stattfinde, damit dieser widerwärtige, das Gemüth verrohende Anblick unserer Schuljugend und schwachen, der Schonung bedürfenden Frauen und Kindern entzogen werde. Der Hundewagen ist in den Straßen der Stadt noch um 9 Uhr, in der Moskauer Vorstadt noch nach 10 Uhr Vormittags gesehen worden.

Diese Bitte, das Einfangen der Hunde nur in den frühesten Morgenstunden zu gestatten, ist um so bedeutungsvoller, da die schlimmsten Rohheiten mit dem Ein-

*) Obwohl uns eine Antwort vom Rigaschen Stadtamt nicht geworden, so hat unsere Eingabe doch den Erfolg gehabt, daß unserer Bitte, die Düna-Auffahrten betreffend, mit dankenswerther Bereitwilligkeit entsprochen und hierdurch unzähligen widerwärtigen Pferdequälereien vorgebeugt worden ist.

fangen ganz unvermeidlich verbunden zu sein scheinen. So z. B. das Fortzerren der armen Thiere, die nur mit einem Fuße in der Schlinge hängen; das übermäßige Würgen, das Hineinschleudern in den Hundewagen mit übermäßiger Wucht u. s. w.

Leicht vermeidbar erscheint dagegen das Zusammenpferchen von zu vielen Thieren — daher bittet der unterzeichnete Vorstand:

2) Es möge strengstens angeordnet und in dieser Beziehung eine Ueberwachung verlangt werden, daß nie mehr Hunde in dem Wagen sich befinden, als **neben** einander Platz haben.

3) Die Zeit, wann eingefangen wird möge stets von Neuem bekannt gegeben werden — denn um das Einfangen der wirklich herrenlosen Hunde handelt es sich und nicht um ein zufälliges Ueberlisten ersichtlich gepflegter Thiere. Während des ganzen Tages kann man einen Hund kaum so überwachen, daß er sich nicht auf die Straße stehle — und dann doch natürlich ohne Maulkorb — während bestimmter Stunden ist das aber sehr wohl möglich, indem man ihn z. B. während dieser Stunden auch im Hause den Maulkorb tragen läßt, den ganzen Tag hindurch wird das zur Unmöglichkeit.

C. Bitten die Aufbewahrung der eingefangenen Hunde betreffend:

1) Daß dem Stall, welcher die eingefangenen Hunde aufnimmt, mehr Licht und reine Luft zugeführt werde. Der Stall und in noch höherem Grade die in demselben angebrachten, verhältnißmäßig engen Abtheilungen sind so dunkel, daß selbst am hellen Tage mit einem Licht — in der Regel geschieht es nur mit einem schnell verglimmenden Streichhölzchen — in die finstern Behälter hineingeleuchtet werden muß, um die daselbst eingesperrten Hunde einigermaßen zu erkennen.

2) Daß von den, widersinniger Weise übereinander angebrachten Hunde-Abtheilungen, die obere Reihe entfernt werde. Es erscheint dieses darum durchaus geboten, weil es ekelhaft unsauber ist, daß die Unreinigkeiten aus den oberen Behältern in die untern und folglich auch auf die daselbst befindlichen Thiere durchfließen.

3) Daß in allen Abtheilungen, in welchen Hunde sich befinden, Trinkgeschirre mit frischem Wasser anzutreffen sein möchten. Es findet sich thatsächlich nur hin und wieder einmal eine Schüssel mit Wasser vor, so daß nur die wenigsten der lechzenden Thiere ihren Durst zu stillen vermögen.

4) Daß das Futter für die eingefangenen Hunde doch einigermaßen der überaus hoch fixirten Einlösungsgebühr entsprechen möchte.

5) Daß das Tödten der Hunde nur unter Aufsicht und Anleitung eines Veterinairarztes ausgeführt werden dürfe. Es ist vorgekommen, daß der Aufseher und seine Frau auf eigene Hand getödtet haben, wobei das betreffende Thier ungebührlich lange zu leiden hatte. (Vergl. Punkt 6.)

6) Daß es dem Besitzer eines Hundes gestattet werden möchte beim Tödten desselben zugegen zu sein. Einem Manne, der seinen alten, kranken Hund daselbst tödten lassen wollte, wurde seine Bitte zugegen bleiben und sein Thier selbst halten zu dürfen, abgeschlagen. Er mußte, — nach seiner persönlichen Aussage — eine Viertelstunde lang das Schmerzgeschrei seines Hundes, auf dem Hofe stehend, anhören, während der Aufseher und dessen Frau das Thier in einer verschlossenen Kammer umbrachten.

7) Daß dem Publikum bekannt gegeben werde, mit welchem Gifte die Hunde im Stall getödtet werden. *)

*) Auf obige Frage lautet die Antwort des Vorstandes des livl. Thierschutzvereins: „Der Verein schenkt seinem Veterinairarzt das vollste Vertrauen!“ So bleibt für das Publikum die Tödtungsart im Vereinsstall ein Geheimniß und dasselbe muß den entsetzlichen Gerüchten Glauben schenken, daß den armen Thieren zwar der wohlfeilste aber qualvollste Tod bereitet wird, indem man sie erst dursten läßt, damit sie dann besser das

8) Daß für die tollwuthverdächtigen Hunde geräumigere Käfige, als die jetzt im Gebrauch befindlichen, angeschafft werden. Die gegenwärtig benutzten sind so eng und klein, daß die in denselben eingesperrten größeren Hunde die Käfige um und um geworfen und sich dabei arg beschädigt haben. Seitdem sollen diese engen Käfige am Fußboden befestigt und die eingesperrten Hunde außerdem so kurz angebunden werden daß sie sich nicht bewegen, weder wenden, noch kratzen können.

D. Bitte um Aufhebung des Maulkorbzwanges.

Die obige Bitte ist zunächst veranlaßt durch die Abschaffung des Maulkorbzwanges in Warschau und in den Kreisstädten Polens. Dank den Bemühungen des Präsidenten des Warschauer Thierschutzvereins, des Herrn Baron von Bruiningk ist in Warschau eine Polizeivorschrift erlassen und auf alle Provinzialstädte Polens ausgedehnt, welche den Maulkorbzwang für Hunde aufhebt. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Maulkörbe den beabsichtigten Zweck nicht erfüllen. Das Gleiche melden die Zeitungen aus Moskau.

Da der unterzeichnete Vorstand durchaus derselben Ueberzeugung ist, so zwingen ihn die Vorgänge in Warschau zu erneuter Bitte. **Nie** wird sich der kranke Hund **mit** dem Maulkorb auf die Straße flüchten, schon weil es die äußerste Quälerei wäre, gerade dem kranken Hunde den Maulkorb anzulegen und nun gar für alle Stunden jeden Tages!! Folglich schützt der Maulkorb vor dem Biß tollwuthverdächtiger Hunde entschieden nicht. Somit bleibt dem Maulkorb nur noch der Zweck den Träger vor dem Eingefangenwerden zu schützen. Doch auch dieser Schutz ist nur zu oft nur ein eingebildeter, denn der Maulkorb wird dem Hunde abgestohlen und dann wird der Hund eingefangen; hiermit ist kein theoretischer Gedanke ausgesprochen, sondern sind wirkliche Vorkommnisse genannt. So ist z. B. demselben Hunde drei Mal in derselben Woche der Maulkorb gestohlen worden!! Und wer wird durch solche Vorkommnisse bis zur Unmöglichkeit geschädigt, — das ist der Arme! Nur eine sichere Wirkung hat der Maulkorb, daß er den wohlerzogenen Träger desselben den Bissen maulkorbloser Hunde wehrlos preisgiebt. — So wird der Maulkorb zu einer übermäßig hohen und ganz ungerecht sich vertheilenden Steuer und Vortheil bringt dieselbe nur wem? — den Straßenjungen und Schindern!

Daher geht die Bitte des unterzeichneten Vorstandes dahin: der Maulkorbzwang werde abgeschafft und die direkte Hundesteuer speciell dazu verwendet, um den Schutz der Menschen gegen die Hunde in sachlich guter Weise auszuführen, so daß auch den Hunden Schutz vor den Menschen gewährt sei.

Präsidentin: M. von Schilling.
Geschäftsführer: H. Westermann.

Riga, den 16. November 1889.

Arsenikwasser trinken!! — Das Betrübendste aber ist, daß diese Thierquälerei von der Fahne eines Thierschutzvereins gedeckt wird. Der Widerspruch und Widersinn, der darin liegt, daß ein Verein, der seinem Namen und seinen Statuten nach die Aufgabe hat, Thiere zu schützen, diese Aufgabe in das Gegentheil verkehrend, Thiere verfolgt und vernichtet, ließe sich nur dann erklären und entschuldigen, wenn der betreffende Verein dies häßliche Geschäft nur im Interesse der Thiere selbst übernommen hätte, wie solches z. B. beim „neuen Berliner Thierschutzverein" der Fall ist (vgl. „Anwalt der Thiere" S. 270 d. J.) — Der Vorstand des livl. Thierschutzvereins bringt es hingegen fertig, in seinem Jahresbericht für 1888 S. 11 mitzutheilen, daß da der Eifer der Hundefänger erlahmt sei, nunmehr „nach mehrfacher Rücksprache mit dem Herrn Polizeimeister und dem Stadtamte die bestimmte Aussicht vorhanden wäre, daß im Falle des Nichtfolgeleistens einer Aufforderung zum Fangen seitens der Herren (!?), die das Fangen übernommen haben, eine Pön bis zu 25 Rbl. zu zahlen sei". Diese „bestimmte" Aussicht zu realisiren ist dem Vorstande des betreffenden Vereins glücklicherweise nicht gelungen.

Als Wochen verstrichen waren, ohne daß uns von der einen oder andern Seite eine Antwort zu Theil geworden, oder eine Besserung dieser antithierschützerischen Zustände zu bemerken gewesen wäre, empfand der Vorstand unseres Vereins es als eine Pflicht, von sich aus folgende Bitte und Mahnung an das hundebesitzende Publikum, unter sachlichem Hinweis auf die Veranlassung zu dieser Bitte, im „Rigaer Tageblatt" zu veröffentlichen:

> Zum Hundeschutz. Seit längerer Zeit gehen dem unterzeichneten Vorstande aus der Mitte des Publikums eindringliche Klagen und ergreifende Schilderungen über die Art der Aufbewahrung, Haltung und Tödtung der eingefangenen Hunde im „Stall des Livländischen Thierschutzvereins" zu. Dem gegenüber sieht der unterzeichnete Vorstand sich zu der Erklärung gedrängt, daß er bereits Schritte in dieser ihm höchst peinlichen Angelegenheit gethan. Er ist bei der Rigaschen Stadtverwaltung mit seinen Bitten und Anträgen um Beseitigung der schreiendsten Mißstände schriftlich eingekommen, auch hat er außerdem an den Vorstand des Livländischen Thierschutzvereins geschrieben. Der unterzeichnete Vorstand möchte es jedoch nicht unterlassen, zugleich an die Hundebesitzer Rigas die ernste Mahnung und herzliche Bitte zu richten, aufmerksamer auf ihre Hunde zu achten und dieselben vor 10 Uhr Vormittags nicht aus dem Hause zu lassen und auch dann nur in Begleitung und an der Leine; der Maulkorb bietet dem allein gelassenen Hunde so gut wie keinen Schutz, denn der Hund läßt sich denselben in jedem Augenblick abstehlen. Wem sein guter, treuer Hund lieb und werth ist, der habe Acht auf ihn und behüte ihn vor der würgenden Schlinge und den nachfolgenden Schrecknissen!
>
> Der Vorstand des Thierschutzvereins unter dem Namen
> Damencomité des Rigaer Thierasyls.

Die Entgegnung des Vorstandes des livländischen Thierschutzvereins lautete in demselben Blatte:

> „Es muß dem Vorstande des livländischen Thierschutzvereins durchaus befremdlich erscheinen, daß Klagen berührter Art weder bei ihm, noch beim Stadtamt bisher eingelaufen sind, während doch diese die Instanzen sind, von denen Abhilfe etwaiger Uebelstände zu erwarten wäre. Gerade aus diesem Umstande glaubt der Vorstand des livländischen Thierschutzvereins schließen zu dürfen, daß er es mit einer Concurrenz zu thun habe, die wegen ihrer Agitation gegen den beneideten Verein stadtbekannt ist. Der Vorstand des livländischen Thierschutzvereins glaubt Alles gethan zu haben, was sich in Betreff des Hundeschutzes billiger Weise thun läßt, und ist gern bereit, Weiteres zu veranlassen, falls ihm direct und bestimmt etwaige Mißstände zur Anzeige gebracht werden, die sich als begründet darstellen sollten. Zur Entgegennahme solcher Anzeigen resp. Beschwerden ist das Vorstandsmitglied, Herr Dr. Plates wie bisher, so auch ferner jederzeit bereit. Schließlich sei noch bemerkt, daß das Publicum, sofern es Hunde besitzt, selbst das geeignetste Mittel zum Schutz derselben in seiner Hand hat, wenn es prompt die Bedingungen erfüllt, die das Ortsstatut für Hunde vorschreibt. Man mag gegen den Maulkorb und die Steuermarke sein, so lange diese aber Vorschrift sind, ist es die Pflicht jedes loyalen Bürgers, das bestehende Gesetz zu erfüllen."

Da diese Entgegnung durch ihre sachliche Leerheit und ihre hämischen Invectiven für jeden denkenden Leser sich selbst am härtesten richtet,*) so hätte der Vorstand unseres Vereins keine Veranlassung gehabt, auf dieselbe irgendwie zu reagiren, wenn das dreiste Ignoriren oder richtiger Ableugnen der

*) Denselben Geist athmete die Antwort des Vorstandes dieses Vereins auf unser Schreiben vom 21. November, die uns in den ersten Tagen des Januar 1890 zuging.

bei den beiden Instanzen: „Vorstand des livl. Thierschutzvereins" und „Stadtamt" „direct" und „bestimmt" mündlich und schriftlich über Mißstände im Vereinsstall vorgebrachten Klagen und Anzeigen, nicht eine Gegenerklärung und Zurechtstellung herausgefordert hätte. Nachdem der Redaction des „Rig. Tageblatt" das Quittungsbuch des Damencomités, in welchem das Stadtamt und der Vorstand des livl. Thierschutzvereins über den Empfang zweier Schreiben des Damencomités quittirt hatten, vorgelegt worden war und nachdem mehrere Personen in der Redaction zu dem Zweck erschienen waren, um auszusagen, daß sie bei den Vorstandsgliedern über den Stall ꝛc. geklagt und Anzeige über Mißstände gemacht — ersuchte der Herr Geschäftsführer unseres Vereins die Redaction des „Rig. Tageblatt" eine redactionelle sachliche Erklärung über den faktischen Thatbestand zu veröffentlichen. Die Redaktion des „Rig. Tageblatt" verweigerte die Aufnahme dieser Erklärung*) und das Damencomité nahm von weiteren Schritten Abstand.

Auch im vorigen Sommer sah der Herr Polizeimeister für unsere Strandorte sich durch die üblichen Klagen der Hundefeinde über Belästigung durch Hunde und über das Auftauchen sogenannter toller Hunde, sowie durch hierauf bezügliche Zeitungsartikel dazu gedrängt, das zeitweilige Einfangen der Hunde an den Strandorten anzuordnen. Da die Einfänger ihrem widerwärtigen Geschäft nicht nur in den frühen Morgenstunden, sondern auch während des Tages nachgingen und manchen Unfug trieben, so veranlaßte die Präsidentin unseres Vereins durch persönliche Verwendung beim Herrn Polizeimeister die Verfügung, daß die Hunde nur bis 7 Uhr Morgens und zwar unter möglichster Vermeidung von Qualzufügung eingefangen werden durften. Auf Antrag der Präsidentin erhielt sie die Zusage, daß ihr über jeden tollen oder tollwuthverdächtigen Hund sofort Anzeige gemacht werden würde, damit sie den Transport des betreffenden Thieres in's Rigaer Thierasyl und dessen Pflege und Beobachtung daselbst vermitteln könne. Es ist ihr im Laufe des Sommers keine einzige Anzeige über einen tollen oder auch nur tollwuthverdächtigen Hund zugegangen, was auf's Neue deutlich beweist, daß das Geschrei über tolle Hunde meist nur ein Kunstkniff ist, um

---

*) Den Publikationen des livländischen Thierschutzvereins, welcher Art sie auch sein mögen, stehen die Spalten des „Rigaer Tageblatt" jederzeit zur Verfügung. So war z. B. in № 206, 1888, unter Anderem zu lesen:

„Der Aufseher des Stalls des livländischen Thierschutzvereins wird uns als eine geradezu auffallende Erscheinung im Umgang mit Thieren aller Art geschildert. Jeder noch so scheue und böse Hund schmiege sich beim ersten Handausstrecken an ihn, und es sei schon vorgekommen, daß er große, maulkorblose Hunde einfach durch freundlichen Zuspruch in den Hundewagen geleitet, so daß es der Schlinge der Einfänger gar nicht bedurfte." (Wem fällt hier nicht die Versicherung der Vivisektoren ein, daß die Hunde sich an den Vivisectirtisch herandrängen, um nur zuerst das Glück zu haben, von gelehrten Folterhenkern gemartert zu werden!) — Ueber den Hundewagen findet sich im beregten Artikel folgender Passus: „Der nach ausländischen Mustern gefertigte Hundewagen soll ein wahrer Salonwagen sein, zu dem von der Erde aus ein Aufsteig freitreppenartig sich erhebt, und der durch verschiebbare Wände in verschiedene Apartements getheilt werden kann!" u. s. w. u. s. w.

die Vernichtung der Hunde heraufzubeschwören. Traurig genug, daß dieser überlebte und verbrauchte Kunstkniff der Hundefeinde noch immer den beabsichtigten Erfolg erzielt: „dem Publikum Furcht einzuflößen und die Autoritäten zu strengen Maßnahmen gegen alle Hunde zu veranlassen."

Eine bei der Verwaltung unseres Thierasyls gemachte Anzeige über Thierquälerei beim Viehtransport veranlaßte den Vorstand dieser Sache näher zu treten. Es ergab sich, daß bei der Versendung von Vieh aus Tuckum bis zur Station Sassenhof (eine Fahrt von nur 2½ Stunden) der Gensdarm dieser Station das Ausladen des Viehs in Sassenhof verweigert hatte, wodurch den Thieren große Quälereien bereitet worden waren, indem dieselben ganz wider Erwarten zwei Tage und eine Nacht verladen bleiben mußten. Der Gensdarm hatte auf Grund einer vor längerer Zeit zur Vorbeugung von Seuchenverschleppung erlassenen localen Bestimmung gehandelt, der zufolge auf kleineren Stationen, wo kein controlirender Veterinair anwesend, kein Vieh verladen werden durfte. Auf Antrag des Vorstandes versprach die betreffende Eisenbahnverwaltung dafür zu sorgen, daß die längst erfolgte Aufhebung obiger Bestimmung wo gehörig bekannt gegeben werde. Ueber den Viehtransport auf russischen Eisenbahnen sind nur sehr wenige officielle Bestimmungen vorhanden, deren Ausführung durch Lokalbestimmungen sehr wesentlich beeinflußt werden. (Der „Anwalt der Thiere" hat eine Zusammenstellung derselben im zweiten Hefte dieses Jahrganges S. 247 gebracht.)

Vielfach hat sich auch im verflossenen Jahre mehreren eifrigen und thätigen Mitgliedern unseres Vereins Anlaß zum Vogelschutz geboten, indem sie sowohl Singvögel, welche zu verbotener Zeit eingefangen und zum Verkauf ausgestellt waren, abnahmen und in Freiheit setzten, als auch den stets von Neuem bei uns auftauchenden Leiermännern mit dressirten Vögeln ihr thierquälerisches Handwerk legten und die mißhandelten Thierchen mit Hilfe der Polizei dem Thierasyl übergaben.

Unsere Vereinsanstalt hat, wie aus der diesem Berichte beigegebenen Tabelle ersichtlich, auch im letzten Jahre unter der bisherigen bewährten Leitung und Verwaltung eine umfassende, segensreiche Thätigkeit zum Wohle unserer leidenden Schützlinge entfaltet. Die Einnahmen im Asyl selbst sind gegen die früheren Jahre größer geworden. Wenn trotzdem der Kassenabschluß unseres Vereins für dieses Jahr kein günstiger genannt werden kann, so hat dies seinen Grund in dem Umstande, daß die Erträge aus den Veranstaltungen des Vereins und aus dem Collectenbuche, sowie auch die Spenden und Gaben zurückgegangen und weit hinter den, nach den Erfahrungen früherer Jahre, im Budget für diese Posten angenommenen und aufgestellten Einnahmen zurückgeblieben sind. Obwohl dem Verein aus den Beiträgen der in erfreulicher Weise anwachsenden Mitgliederzahl ein dankenswerther Zuschuß seiner Geldmittel zufließt, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß dem selbstständig gewordenen Verein auch bedeutend größere Ausgaben erwachsen, als dem früheren kleinen Comité, das alle seine Einnahmen voll und ganz nur für das Thierasyl zu verwenden vermochte.

Zu aufrichtigem Danke fühlt die Asylverwaltung und mit ihr der ganze Verein sich dem geehrten Oekonomieamte der Stadt Riga für die Durchlegung und Beleuchtung einer Verbindungsstraße (kleine Lagerstraße mit der großen Fuhrmannsstraße) verpflichtet. In gleicher Weise dem Herrn Advocaten Tunzelmann von Adlerflug, der den weitaus größten Theil des für die neue Straße erforderlichen Grundstückes der Stadt unentgeltlich abgetreten hat; ein kleinerer Platz an der kleinen Lagerstraße ist durch das Stadtamt von dem Eigenthümer für 125 Rbl. angekauft, wovon die Stadt 100 Rbl. und das Thierasyl, für welches die Durchlegung dieser unmittelbar auf die Anstalt ausmündenden Straße von unschätzbarem Werthe ist, 25 Rbl. gezahlt haben.

Dem Rigaer Thierasyl ist im vorigen Jahre ein Vermächtniß von einer der Mitstifterinnen, Fräulein Rosalie Reichardt, nach deren im October erfolgten Tode zugefallen. Die Verstorbene hatte stets ein warmes Herz für unsere Bestrebungen und es fiel ihr oft schwer bei Lebzeiten nicht reichlicher für den Thierschutz spenden zu können, weil ihre Mittel nur eben für die eigenen Bedürfnisse ausreichten. Das bereits vor 14 Jahren, zur Zeit als unser Thierasyl im Werden war, abgefaßte Testament setzt die I. Vorsteherin der Anstalt, Fräulein Emilie Douglas zur Erbin ein, mit der Bestimmung, den Nachlaß nach eigenem Ermessen zu Thierschutzzwecken, resp. zum Besten des Rigaer Thierasyls zu verwenden. Da im Testamente keine Angabe über die Nachlaßsumme sich vorfand und die Auszahlung derselben erst nach Ablauf eines Jahres erfolgt, so hat sich die Größe dieses kleinen Vermächtnisses noch nicht feststellen lassen. Aus dem Erlös derjenigen Nachlaß-Effecten, welche im Asyl keine Verwendung finden konnten, hat sich die Summe von 86 Rbl. ergeben, welche von der verehrten Erbin zum Ankauf elender, unheilbarer Pferde verwendet wurden. Für diesen Zweck sind im Laufe des Jahres im Ganzen 320 Rbl. verausgabt, wodurch 62 unglückliche heruntergebrachte Pferde durch einen raschen, möglichst qualvollen Tod von ihren Martern erlöst werden konnten.

Das im Asyl vom Jahre 1888 zurückgebliebene Pferd (vergl. Jahresbericht für 1888 S. 63) wurde, nachdem der gebrochene Kinnbackenknochen geheilt worden war und das Thier, wiewohl langsam wieder Hafer zu kauen vermochte, an einen Gärtner, zu leichtem Dienst auf dem Blumenmarkt, verkauft. Dasselbe wird noch jetzt benutzt, während es für das Fuhrmannsgewerbe nicht mehr tauglich gewesen wäre, weil es viel Zeit nöthig hat, um den Hafer zu verarbeiten.

Ein Schneeführer, der sein Pferd mit Matten umwickelt hatte, wurde von der I. Vorsteherin des Thierasyls angehalten, das Pferd unter Hinzuziehung eines Schutzmannes ausgespannt und zur Polizei geführt. Es konnte sich bis dahin kaum selbst schleppen, geschweige denn ohne beständige harte Mißhandlung eine große Schneefuhre weite Strecken ziehen. Auf der Polizei erwies es sich, daß das unglückliche Thier unter den verhüllenden Matten mit Wunden bedeckt und gänzlich verhungert war. In's Thierasyl geschafft, konnte es erst nach 3 Tagen erschossen werden, weil der Eigenthümer nicht früher willig zu machen war, das elende Thier dem Asyl für 5 Rbl. abzutreten.

Ein Pferd wurde in fast erstarrtem Zustande von der Polizei auf einem Schlitten in's Asyl befördert. Es stellte sich heraus, daß der Fuhrmannsknecht, des Weges nicht recht kundig, in der Nacht und bei starkem Schneefall sich auf freier Fläche verirrt und Schlitten und Pferd, die im Schnee versanken, verlassen und sich selbst davon gemacht hatte, in der Hoffnung, das Pferd werde sich selbst herausarbeiten. Dem vorher abgetriebenen und überangestrengten Thiere fehlten jedoch die hierzu erforderlichen Kräfte und so wurde es bei anbrechendem Morgen erstarrt aufgefunden. Leider konnte ihm nicht mehr geholfen, sondern das Sterben nur mittelst Chloroform erleichtert werden.

Unter den von 55 Besitzern freiwillig behufs Tödtung zum Ankauf gebrachten Pferden waren die meisten in so abgearbeitetem und verhungertem Zustande, — viele voller Wunden und lahm, — daß die verwaltenden Damen nur zu häufig den tiefsten Abscheu vor diesen hartherzigen Menschen empfanden, welche schamlos genug waren, diese sprechenden Beweise ihrer Rohheit und Ausbeutungssucht dem Asyl zum Ankauf anzubieten und aus den beklagenswerthen Opfern ihrer Habgier noch zuletzt einen möglichst großen Gewinn zu ziehen. — So brachte ein Fleischer ein Pferd, dessen jammervoller Zustand aller Beschreibung spottete und das dennoch bis zuletzt zur Arbeit verwendet worden war. Alle vier Füße waren unbrauchbar und manche Wunde so tief, daß die Knochen bloßlagen. Von der Asyl-Verwaltung nach seinem Namen befragt, zerrten der brutale Besitzer und sein Begleiter das Pferd aus dem Stall, um es „anderswo todtzuschlagen." Natürlich wurden dem Bösewicht die geforderten 5 Rbl. ohne Weiteres ausgezahlt und die Damen fühlten sich erleichtert, als er aus der Pforte gegangen war.

Von ihren Eigenthümern wurden im Laufe des Jahres 10 herrschaftliche Pferde und von der Polizei 5 zur Tödtung geschickt. Zwei Pferde wurden auf Ansuchen der Besitzer bei diesen zu Hause getödtet und darnach die Cadaver zur Verwendung in's Asyl geschafft. Dem einen dieser Pferde waren beim Oeffnen eines mit Schwefelsäure gefüllten Ballons die Füße mit dieser Flüssigkeit begossen und das hierdurch verursachte Leiden bei falscher Behandlung unheilbar geworden. Das andere hatte durch Stehen in einem kalten Stalle Rheumatismus bekommen, und war in Folge einer von seinem Besitzer angewandten Kur mit kaltem Wasser so steif geworden, daß es sich nicht mehr bewegen konnte und kein Futter zu sich nahm, so daß es schließlich im eigenen Stall mittelst Chloroform getödtet werden mußte.

Außerdem wurden dem Thierasyl unmittelbar von der Polizei 11 Pferde zugewiesen, 6 zur Kur und 5 (nach Vereinbarung mit den Besitzern) zum Tödten, und durch den Agenten des Vereins mit polizeilicher Unterstützung 6 Pferde, von denen 3 geheilt werden konnten und 3 getödtet werden mußten.

Von der Stadtgüter-Verwaltung waren zwei Elennthiere in's Asyl geschickt worden, die, wahrscheinlich im Walde erschreckt und verfolgt — sich in die Düna gestürzt und auf ein vorüberschwimmendes Floß gerettet hatten, wo die schönen Thiere von den rohen Holzflößern so schlimm behandelt und

unbarmherzig geknebelt worden waren, daß das eine bereits todt, das andere in so qualvollem Zustande im Asyl anlangte, daß seinem Leiden sogleich mittelst Chloroform ein Ende gemacht werden mußte.

Der Tollwuth verdächtig wurden 17 Hunde der Asylverwaltung zur Beobachtung übergeben. Bei keinem einzigen erwies sich dieser Verdacht als begründet. 7 Hunde konnten in kurzer Frist gesund entlassen werden; 5 verendeten, theils in Folge von Krämpfen, theils an inneren Krankheiten, wie: Entzündungen und Gallenerguß (letzterer durch schlechte Ernährung hervorgerufen) und einer, weil er mit einem Maulkorb versehen, von einem maulkorblosen Hunde arg am Halse zerbissen worden war. 3 wurden mittelst Chloroform getödtet, unter diesen zwei, weil sie an der Maulsperre litten und keine Nahrung zu sich nehmen konnten. Der dritte, scheinbar auch an dieser Krankheit leidend — (auch er vermochte nicht das Maul zu schließen) — war von seiner Besitzerin, Baronesse S., zu einem hiesigen Veterinairarzt geschickt und von diesem für tollwuthverdächtig erklärt und in den Stall des livländischen Thierschutzvereins zur Beobachtung befördert worden, woselbst das Thier in einen engen Käfig gesperrt wurde. Als der Diener seiner Herrschaft solches meldete, ließ dieselbe den Hund aus dem Stall abholen und ins Asyl bringen, worüber natürlich mehrere Stunden verstrichen waren. Hier wurde das schöne, vollkommen fromme Thier sogleich gründlich untersucht, wobei sich herausstellte, daß der letzte obere Rückenwirbel (hinter dem Gehirn) herausgesprungen war. Da nach Verlauf so vieler Stunden die Geschwulst überhand genommen hatte, so ließ der Wirbel sich nicht mehr zurechtbringen und das arme Thier mußte getödtet werden. Zwei von den tollwuthverdächtigen Hunden sind dem Asyl verblieben und nach ihrer Genesung verkauft worden. Der eine, ein von seinem Herrn selbst erzogener Hund großer Race hatte demselben gegenüber plötzlich ein sehr verändertes Benehmen gezeigt, geknurrt, sich verkrochen, keine Nahrung zu sich genommen, nach den Händen geschnappt, kurz sich so verdächtig geberdet, daß der Besitzer ihn dem Asyl, woselbst der Hund schon früher in Behandlung gewesen war, zur Beobachtung übergab. Auch hier erwies er sich mürrisch und bissig und genoß nur sehr wenig, weil ihm das Schlucken schwer wurde. Bei der nicht leicht zu bewerkstelligenden Untersuchung stellte sich heraus, daß das arme Thier von einer fest um den Hals geschnürten, abgerissenen Drahtschlinge gewürgt wurde, welche unter den langen Haaren nicht sichtbar gewesen und an einzelnen Stellen bereits in's Fleisch hinein verwachsen war. Kein Wunder, daß das arme Thier unter den hierdurch entstandenen Schmerzen und peinvollen Beängstigungen mürrisch und böse geworden war; nach Entfernung des Drahtes lebte der Hund allmählich wieder auf und wurde freundlich und zuthätig, wie er früher gewesen war. Wie er zu dem würgenden Draht gekommen, ist natürlich unaufgeklärt geblieben, doch ist es wahrscheinlich, daß er in die Fäuste der Hundefänger gerathen und es ihm gelungen war das Draht zu zerreißen und zu entkommen. Da sein Besitzer sich unterdessen im Asyl einen Hund kleinerer Race ausgewählt hatte, so überließ er den großen der Anstalt. Der andere im Asyl verbliebene tollwuthverdächtige Hund war ein

kleiner Mops. Ein Schutzmann, der nach seiner Aussage, das Thierchen schreiend auf der großen Lagerstraße dahinrennen gesehen, hatte — in der Meinung dasselbe sei toll — es für seine Pflicht gehalten ihm nachzusetzen, es mit Hilfe von Straßenjungen aufzugreifen und in einen Sack zu stecken. Diesen aus Furcht weit vom Leibe haltend, langte er im Thierasyl an, woselbst das jämmerlich schreiende und sich wie toll geberdende gequälte Hündchen in einen der großen eisernen Käfige hineingelassen wurde; hier zeigte es sich sofort, daß das Thier keineswegs toll, sondern nur durch die rohe Hetzjagd und die üble Behandlung außer sich gerathen war. Zum Entsetzen des Schutzmannes nahm die Leiterin der Anstalt das erregte Thierchen aus dem Käfige heraus und unter ihrer freundlichen Behandlung beruhigte es sich alsbald vollständig. Da der Eigenthümer nicht zu ermitteln war, so blieb das Thier in der Anstalt.

Zwei mit Ausschlag behaftete, sehr verkommene Hunde wurden aus dem Stall des livl. Thierschutzvereins, wohin sie zuerst abgegeben und daselbst für unheilbar erklärt worden waren, von ihren Eigenthümern von dort zurückgenommen und in's Asyl gebracht, wo sie bei aufmerksamer Pflege und Behandlung genasen.

Ein junger Hund mit gebrochenem Fuße wurde Kindern im Walde von einer der verwaltenden Damen des Asyls abgenommen und durch Chloroform getödtet. Die Mutter der Kinder hatte ihnen befohlen den Hund in den Wald zu tragen und daselbst loszulassen.

Ein kleiner, sehr alter, zahnloser und blinder Seidenpudel wurde von einem kleinen Mädchen in's Asyl gebracht unter der Angabe ihn auf der Straße umherirrend gefunden und aufgenommen zu haben. Da es häufig vorkommt, daß die eigenen Besitzer, welche ihre alten abgängigen Hunde loswerden möchten, sich eines solchen Vorwandes bedienen und da das alte Thierchen überdies die ganze Nacht hindurch jammerte und sich sehr zu grämen schien, keinen Liebkosungen zugänglich war und nichts genoß, so wurde es am andern Morgen mittelst Chloroform getödtet. Zu aufrichtigem Bedauern der Asylverwaltung erwies dieser Schritt sich diesmal als ein zu übereilt ausgeführter, — das blinde Seidenpudelchen wurde später durch die Zeitung gesucht! Die Damen hielten es für ihre Pflicht der Eigenthümerin von dem Geschehenen Mittheilung zu machen und konnten es derselben nicht verargen, daß sie von ihr bittere Vorwürfe zu hören bekamen.

Unter den vielen kranken Hunden, welche unserer Anstalt im vorigen Jahre zur Kur übergeben wurden, befanden sich auch solche, welche aus weiten Entfernungen, aus Tuckum, Mitau, Jacobstadt und Friedrichstadt uns zugeschickt worden waren.

Was den Entgelt für die Verpflegung und Fütterungskosten ꝛc. der dem Asyl übergebenen Thiere angeht, so hat die Verwaltung leider über so manche trübe Erfahrung zu berichten. So werden Thiere, die unter der bündigsten Zusicherung zum Ersatz aller Kosten abgegeben wurden, nach erfolgter Heilung nicht mehr abgenommen. Einer vermöglichen Bauersfrau z. B. die meilenweit von Riga wohnt, wurde von der Polizei ein wund-

geriebenes, völlig krankes Pferd vom Wagen gespannt und dem Thierasyl übergeben, woselbst der Eigenthümerin für dasselbe 6 Rbl. angeboten wurde, falls sie es tödten lassen wolle. Sie wies diese Offerte indeß mit Entrüstung von sich und forderte entschieden Behandlung ihres Pferdes, für deren Kosten sie in jeder Beziehung aufkommen wolle. Nachdem dasselbe genesen, war seine Herrin, die sich seitdem keinmal im Asyl gezeigt hatte, trotz aller Briefe und Privataufforderungen nicht dazu zu bewegen, ihr Pferd dem Asyl abzunehmen und die Pflegekosten zu bezahlen. Der Grund läßt sich leicht denken, das Pferd war eben weniger werth, als die mäßigen, immerhin inzwischen aufgelaufenen Kurkosten. Ist es nicht erbitternd, daß die Damen des Thierasyls zum Dank für ihre Mühewaltung und als Ersatz für Futter und Arzenei sich bei den Gerichten umherschleppen sollen, um zu dem Ihrigen zu kommen? Denn würden sie das Pferd etwa, um sich dieser Last zu entledigen, unter der Hand verkaufen, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß seine Herrin sich einfindet und über den Werth desselben eine exorbitante Schätzung aufstellt. Und ein Schutz gegen solche Verluste ist absolut nicht gegeben. Ein Vorschuß könnte doch kaum über einen Monat hinaus gefordert werden und nach Ablauf desselben kann der Besitzer ebenso, wie eben geschildert, sich nicht weiter um das betreffende Thier kümmern.

An Geschenken sind unserem Vereine, resp. Thierasyl, außer den zum Ankauf unglücklicher Pferde gespendeten 86 Rbln. im vorigen Jahre von einer bewährten Gönnerin 100 Rbl. (zu Heu), von unserem werthen Ehrenmitgliede H. Baron de Ch. 50 Rbl. und von verschiedenen Gönnern kleinere Gaben im Betrage von 57 Rbl. zugegangen. Außerdem schenkte eine edle Wohlthäterin aus der Mitte unseres Vorstandes 75 Rbl. für die Herstellung der Ehrenmitglieds-Diplome und 50 Rbl. zum Besten kranker Pferde. Eine Summe von 20 Pf. Sterl., welche wir von unsern Freunden in England durch gütige Vermittelung unserer hochherzigen Gesinnungsgenossen Miß Frances Power Cobbe und Sir Benjamin Bryan erhielten, gelangt — weil für einen speciellen Zweck bestimmt — erst 1890 zur Verwendung und ist daher vorläufig unter „Debitores" gebucht. Zur Unterstützung unserer kleinen Zeitschrift spendeten zwei hochverehrte Gönnerinnen derselben: Frau Justizrath Lembcke in Kopenhagen auf's neue 50 deutsche Reichsmark, Frau Consul von Schwartz (Elpis Melena) auf Kreta 4 Pf. Sterl., und Herr Baron de Ch. 20 Rbl. Wir danken es diesen reichen Gaben, sowie auch der Zunahme unserer Abonnenten, daß der „Anwalt der Thiere" im verflossenen Jahre nicht nur keines Zuschusses aus der Vereinskasse bedurft, sondern noch einen kleinen Ueberschuß erzielt hat. Das wäre freilich nicht möglich gewesen, wenn die redactionelle, wie überhaupt jede Mitarbeit an unserem Blatte nicht ohne Anspruch auf Honorar geleistet würde. Unsern edlen Mitarbeitern, sowie allen Freunden und Gönnern, die unseren Bestrebungen in der einen oder anderen Weise ihre Sympathie und Gunst zuwenden und Unterstützung und Förderung angedeihen lassen, sei auch an dieser Stelle herzlichster Dank ausgesprochen.

Die freundlichen und anregenden Beziehungen, welche wir seit den ersten Anfängen unseres Comités zu andern gleichgesinnten Vereinen und Personen

gepflogen, haben auch im vorigen Jahre gedeihlichsten Fortgang gehabt. Da die Anzahl der Zeitschriften und Broschüren, welche wir im Austausch gegen den „Anwalt der Thiere" erhalten, von Jahr zu Jahr wächst und es in den Vorstandssitzungen an Zeit gebricht den Inhalt der Schriften auch nur in flüchtigen Zügen mitzutheilen, so wurde beschlossen, dieselben in zwei Mappen unter den Mitgliedern des Vorstandes kursiren zu lassen.

Zu Ehrenmitgliedern anderer Vereine wurden im Jahre 1889 ernannt: die I. Vorsteherin des Thierasyls Fräulein Emilie Douglas vom Münchener Thierschutzverein und die Präsidentin unseres Vereins Frau Mary von Schilling vom ungarischen Landes-Thierschutzverein zu Budapest.

Unter den unserem Verein im Laufe des Jahres zugegangenen Schreiben und Schriftstücken heben wir die folgenden hervor: In den ersten Tagen des Januar erhielten wir ein Circular des Dresdener Vereins zum Schutze der Thiere mit der Anzeige, daß der X. internationale Congreß vom 11—13. Juni in Dresden abgehalten werden würde; zugleich war die Bitte ausgesprochen, die von uns gewünschten Berathungsgegenstände für die Tagesordnung längstens bis zum Ablauf des Jahres (1888) einsenden zu wollen. Da dieser späteste Termin bereits verstrichen war, als obiges Schreiben (im Januar 1889) unserm Verein zuging, so war dem Vorstande von vornherein die Möglichkeit abgeschnitten, seinen Antrag: „Maßnahmen zur Bekämpfung und Abschaffung der Vivisektion" einzuschicken. Unserm Verein kam es vor Allem darauf an, daß diese brennendste Thierschutzfrage, welche unserer Ueberzeugung nach, die wichtigste und höchste Aufgabe aller Berathungen eines jeden Thierschutz-Congresses ausmachen sollte, auf die Tagesordnung gesetzt werde. Leider haben die späteren Erfahrungen uns seitdem darüber belehrt, daß auch wir mit unserem Antrage, gleich dem Neuen Dresdener Thierschutzvereine abgewiesen worden wären, da es beschlossene Sache war, die Vivisektionsfrage von den Verhandlungen des Congresses auszuschließen. Den Wortlaut unserer Adresse zu dem mit diesem Congreß zusammenfallenden 50jährigen Jubiläum des alten Dresdener Vereins haben wir bereits im vorigen Jahrgange unserer Zeitschrift, S. 134 mitgetheilt.

Gegen Ende Juni theilte der Vorstand des Russischen Thierschutzvereins in Petersburg unserem Verein in einem officiellen Schreiben den Beschluß der Generalversammlung dieses Vereins mit, das auf den 4. October des nächsten Jahres (1890) fallende 25jährige Jubiläum der Central-Thierschutzgesellschaft durch Veranstaltung einer Delegirten-Versammlung aller Zweigvereine und selbstständigen Thierschutzvereine Rußlands zu feiern und bat um Angabe der für das Programm gewünschten Fragen und um Einsendung eines kurzen Abrisses über die Thätigkeit des Vereins seit dessen Bestehen. Das Damen-Comité des Rigaer Thierasyls hat hierauf dem Vorstande der russischen Central-Thierschutzgesellschaft folgende drei Anträge unterbreitet:

Erster Antrag. Berathungen und Beschlüsse betreffend die Erlangung eines Verbotes der Vivisektion in Rußland oder mindestens einer strengen Beschränkung derselben.

Zweiter Antrag. Berathung und Beschlußfassung zur Herbeiführung höherer Strafen für Thierquälerei.

Dritter Antrag. Berathung über Maßnahmen zur Verbesserung des Geschickes der Hunde in Rußland und zur Beseitigung der bestehenden ungerechten, grausamen und unsittlichen Anordnungen, welche diese Thiere fast aller Existenzberechtigung berauben und außerdem zur sittlichen Verrohhung und Verwilderung beitragen.

Im October ging uns aus Schwerin von einer werthen Gesinnungsgenossin und warmen, unermüdlich thätigen Thierfreundin, Fräulein Agnes Engel, das Project eines „internationalen Vereins gegen die Grausamkeit der Mode" zu. Nach Durchsicht des vortrefflichen Schriftstückes sandten wir dasselbe, dem Wunsche der geehrten Verfasserin entsprechend, mit Hinzufügung unserer Meinungsäußerung weiter nach Kopenhagen.

Im Austausche gegen den „Anwalt der Thiere" erhielten wir folgende Zeitschriften: „Der Bote (Westnik) des Russischen Thierschutzvereins" in Petersburg; „The Zoophilist", Organ der beiden Vivisektionsgesellschaften in London; „Der Thierfreund", Monatsschrift des Wiener Thierschutzvereins; „Der Thier- und Menschenfreund", Allgemeine Zeitschrift für Thierschutz und Organ des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter; „Cimbria", Zeitschrift des Verbandes Schleswig-Holst. Thierschutzvereine; „Der Thierfreund", Mittheilungen des Würtembergischen Thierschutzvereins; „Androklus" herausgegeben vom alten Dresdener Verein zum Schutz der Thiere; „Miesiecznek", Organ des Lemberger Thierschutzvereins; „Przyjaciel Zwierzat", Warschau; „Thierschutz-Correspondenzblatt", Berlin; „Grazer Vierteljahresschrift", Graz; „Der Thier- und Kinderfreund", Schwerin; „Zeitschrift des Verbandes Rheinisch-Westfälischer Thierschutzvereine", Köln; „Allgemeine Thierschutz-Zeitschrift", Darmstadt; „Vegetarische Rundschau", Berlin; „Die neue Heilkunst", Leipzig; „Sunem", Berliner Wochenblatt; „Der Vegetarier", Berlin; „Zeitschrift für Erziehung und Unterricht" von M. Schmidtbauer. Von der Berliner Thierschutz-Zeitung „Die Taube" sind uns nur die ersten Nummern des VI. Jahrganges zugegangen, da dieses mit Liebe und richtigem Verständniß redigirte kleine Blatt zu unserem aufrichtigen Bedauern eingegangen ist. Ob die „Vierteljahresschrift des Kurländischen Thierschutzvereins" von einem gleichen Geschick betroffen worden ist, haben wir nicht erfahren können; zugegangen ist sie uns seit zwei Jahren nicht mehr. — Jahresberichte erhielten wir vom Internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter in Dresden; von der „Victoria Street and International Society for the protection of animals from Vivisection" in London; von den Thierschutzvereinen in Basel, Königsberg, Stettin, Frankfurt a. d. Oder, Hannover und Linden, Rostock, Straubing, Nürnberg, Leipzig (Neuer Thierschutzverein), vom Hessischen Thierschutzverein zu Cassel, 1884—1887; vom Schlesischen Central-Verein zum Schutze der Thiere zu Breslau; vom Ungarischen Landes-Thierschutzverein zu Budapest (Jahrbuch); vom Frauen-Thierschutzverein zu Stockholm; vom Münchener

Thierschutzverein für 1887, 1888 und 1889. — An Schriften und Büchern gingen uns zu: „**Dr. E. G. F. Grysanowski,** Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Briefen, von Elpis Melena. Nebst einer Würdigung seiner Schriften", von Pastor Emil Knodt. Hannover, 1890. — „Die geschichtliche Entwickelung des Thierschutzes" Festgabe zur 50jährigen Jubelfeier des Dresdener Vereins zum Schutz der Thiere, von Gustav Schaefer. Dresden, 1889. — „Generalbericht über die Verhandlungen des X. internationalen Thierschutz-Congresses in Dresden, am 10. bis 13. Juni 1889". — „Bericht über die vierte Versammlung der Thierschutzvereine des deutschen Reiches zu Meißen, vom 6. bis 8. Juni 1889. Nebst einer Zusammenstellung der deutschen und außerdeutschen Thierschutzvereine" von Otto Hartmann. — „Gesetze und Verordnungen den Thierschutz betreffend". Cassel, 1888. — „Protokoll über die Verhandlungen des 8. Delegirtentages der verbundenen Mecklenburgischen Thierschutzvereine zu Malchin, am 22. Juli 1889". Neustrelitz, 1889. — „Ueber die Nothwendigkeit der Betäubung der Schlachtthiere". Vortrag von Hans Beringer, gehalten am 12. Juni 1889 auf dem X. internationalen Congreß in Dresden. — „Die Errichtung einer internationalen Zentralstelle für den Thierschutz". Bern, 1889. — „VI. Verzeichniß der Mitglieder des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter". Dresden, 1889. — „Verborgene Greuel, Thatsachen und Vernunftgründe gegen die Vivisektion", von Hermann Stenz. Dresden, 1889. — „Fest-Zeitung zum internationalen Congreß der deutschen Vereine für naturgemäße Lebensweise", von H. Zeidler. Berlin, 1889. — „The modern rack" von Frances Power Cobbe. 1889. — „Hydrophobia and Vivisection" von Benj. Bryan. 1889. — „M. Pasteur's Patients list of the 162 dead". 1889. — „Huru man blis en rätt djurskyddsván". Vortrag von P. G. Tortelius. Stockholm, 1889. — Außerdem erhielten wir verschiedene „Flugblätter" vom internationalen Verein in Dresden, vom Verbande deutscher Thierschutzvereine, vom Hessenschen Thierschutzverein, vom Londoner Anti-vivisektions-Verein u. s. w.

Die Mitgliederzahl unseres Vereins betrug beim Beginn des Jahres 1889: 455. Durch Tod, Ortsveränderung und Austrittserklärungen schieden im Laufe des Jahres aus: 45 Mitglieder; es kamen neue hinzu: 63, so daß wir beim Jahresschluß deren 473 zählten.

Wir können unsern Bericht nicht schließen, ohne mit hoher Befriedigung und herzlicher Dankbarkeit der unterdessen erfreulicher Weise erfolgten Bestätigung der Instruction für die Districts-Curatoren unseres Vereins zu gedenken. „Beharren und erreichen" — dieser uns aus Petersburg von einem gütigen Gönner zur Ermuthigung zugerufene Wahlspruch hat sich auf's neue an unserem Comité bewährt. Wir sind einen bedeutungsvollen Schritt unserem Ziele näher gerückt, das darin gipfelt „dem leidenden Thiere selbst wirkliche, umfassende, durchgreifende Hilfe bringen

zu dürfen, es nicht in den Händen seines Peinigers lassen zu müssen, auch dann nicht, wenn dieser der Eigenthümer des betreffenden Thieres ist." Die von dem Herrn Minister des Innern in unveränderter Fassung bestätigte Instruction sichert den Districts-Curatoren bei der Ausübung des praktischen Thierschutzes sehr bedeutungsvolle Rechte, so daß wir wohl hoffen dürfen, daß aus der Mitte unserer Mitglieder nunmehr eine genügende Anzahl warmer, energischer Thierschützer zur Uebernahme dieses Vertrauens- und Ehrenamtes sich werden bereit finden lassen. Wir ersuchen daher diejenigen geehrten Vereinsmitglieder, welche sich für den activen, öffentlichen Thierschutz interessiren und geneigt sein sollten sich an der Ausübung desselben zu betheiligen, dem Vorstande darüber gütigst Mittheilung zu machen (Nicolaistraße Nr. 49 oder im Rigaer Thierasyl).

Wenn wir nun im Hinblick auf diese, speciell unserem Verein zu gute kommende Errungenschaft wohl annehmen dürfen, daß die Thätigkeit unseres Comités, unterstützt und gefördert durch das dem Vorstande zur Seite stehende Institut der Districts-Curatoren einen erfreulichen Aufschwung nehmen wird, so wünschen und erhoffen wir vom neuen Vereinsjahre und der im Laufe desselben stattfindenden Delegirten-Versammlung aller russischen Thierschutzvereine in Petersburg, für unsere theure Thierschutzsache im Allgemeinen: die Anbahnung zu vielem Guten, Großen, Besseren. Möge unserem Hoffen und Wünschen Erfüllung zu Theil werden!

Bestand der Thiere im Rigaer Thierasyl
im Jahre 1889.

	Pferde.	Hunde.	Kühe.	Kälber.	Ziegen.	Schafe.	Elenthiere.	Katzen.	Vögel.	Zusammen.
Es verblieben zum 1. Januar 1889	11	93	6	1	—	1	—	10	6	128
Es kamen im Jahre 1889 hinzu	95	458	2	6	1	—	2	104	7	675
Also 1889 verpflegt:	106	551	8	7	1	1	2	114	13	803
Im Jahre 1889 entlassen	16	200	2	3	1	—	—	4	1	227
Im Jahre 1889 gestorben, resp. getödtet .	80	263	—	3	—	1	2	103	3	455
Also schieden 1889 aus:	96	463	2	6	1	1	2	107	4	682
Demnach verblieben zum 1. Januar 1890.	10	88	6	1	—	—	—	7	9	121

Von den Pferden waren 29 zur Kur und Pflege eingeliefert, 10 von den Eigenthümern zum Tödten zugeschickt und zu gleichem Zwecke aus den Mitteln der Anstalt 62 Pferde für 320 Rbl. 10 Kop. angekauft worden. 5 todte Pferde wurden theils zur Verwerthung, theils zum Eingraben geschickt. 15 Pferde wurden geheilt, 1 verkauft, 3 verendeten, 72 wurden getödtet und 10 verblieben zum 1. Januar 1890.

Von den Hunden wurden für 205 die Kosten von den Eigenthümern, für 346 von der Anstalt bestritten, jedoch theilweise durch Verkauf wieder

gedeckt. Zur Kur übergeben waren 145, zur Pflege 41, zum Tödten 43, zur Beobachtung 17, drei todte Hunde wurden zum Eingraben geschickt. Geheilt wurden 83, ungeheilt 1, aus der Pflege und Beobachtung entlassen 48 und von 5 sagten die Besitzer sich los. Getödtet wurden 216, verkauft 40, verschenkt 21; es fanden ihren Herrn 2; starben 44, und 88 Hunde verblieben zum 1. Januar 1890.

Von den Katzen wurden 98 getödtet, 2 geheilt, 3 verschenkt, 4 starben und 7 verblieben zum 1. Januar 1890.

Kassen-Bewegung im Rigaer Thierasyl

1889.

Einnahme.

	Rbl.	Kop.
An Saldo vom Jahre 1888	180	7
„ Zahlungen für verpflegte Pferde	951	5
„ „ „ verpflegtes Hornvieh	6	—
„ „ „ verpflegte Hunde	1,004	10
„ „ „ verpflegte Katzen	21	—
„ Einnahmen durch den Verkauf von Hunden	252	—
„ „ „ „ „ „ Pferden	85	—
„ „ „ „ „ „ Kälbern	68	55
„ „ „ „ „ „ Milch und Schmand	799	—
„ Erträgen durch Verwerthung der getödteten Pferde und aus dem Verkauf von Dünger ꝛc.	220	7
„ einem Geschenk zum Ankauf elender oder verunglückter Pferde	86	—
„ sonstigen Geschenken (speciell zu Heu 100 Rbl.)	157	—
„ einem eincassirten Rückstande	86	50
	3,916	34
An Zuschuß aus der Hauptcasse	1,900	—
Rbl.	5,816	34

Ausgabe.

	Rbl.	Kop.
Für Fütterungskosten von Pferden und Hornvieh (125 Thiere)	2,336	5
„ Streu, Lagerstroh und Schmied	162	35
„ Ankauf von 62 elenden Pferden	320	10
„ Transport, Tödten und Abhäuten derselben	129	50
„ Fütterungskosten von Hunden und Katzen (665 Thiere)	1,125	5
„ Fütterung von Vögeln	11	57
„ Honorar des Veterinairarztes	150	—
„ Arzenei und Bäder	126	75
„ Gratificationen	10	—
„ Besoldung, Geschenke und theilweise Beköstigung von 4 Dienstleuten und 1 Tagelöhner	692	—
„ Inserate und Stempelmarken	10	64
„ Remonte	166	60
„ Abgaben und Feuerassecuranz	112	82
„ Beleuchtung und Beheizung	216	50
„ Ankauf, Ergänzung und Reparatur des Inventars	135	15
„ Diversa	50	77
Rbl.	5,755	85

Saldo 60 Rbl. 49 Kop.

B. Douglas, II. Vorsteherin
und Schrift- und Rechnungsführerin des Thierasyls.

Mitglieder des Thierschutz-Vereins

unter dem Namen

Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Ehrenmitglieder.

Se. Excellenz der Gouverneur von Livland General-Lieutenant **M. v. Sinowjew.**
Frau Justizrath **Julie Lemcke,** Vorsteherin des Frauen-Thierschutzvereins in Kopenhagen.
Frau Consul **Mary v. Schwartz (Elpis Melena)** auf Creta.
Miss **Frances Power Cobbe,** Hengwrt, Dolgelly, N. Wales.
Herr Baron **Edmund von Lüdinghausen-Wolff, Mitau.**
Se. Excellenz Kammerherr **P. von Joukovski,** Präsident der russischen Thierschutzgesellschaft in St. Petersburg.
Se. Excellenz Herr Geheimrath **von Sjawinow,** St. Petersburg.
Herr Ingenieur-Architect **S. von Sossimowski,** St. Petersburg.
Herr Garde-Kapitain **F. von Pochwalinski,** St. Petersburg.
Herr Baron **J. de Chaudoir.**
Herr **Alexander von Reinhold.**
Herr **Ernst von Weber,** Präsident des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter in Dresden.
Herr **Dr. von Sicherer,** Präsident des Münchener Thierschutzvereins.
Herr Professor **N. Bauer,** Präsident des Straubinger Thierschutzvereins.

Mitglieder.

Ahbel, Hr. J., Lehrer.
Ahrens, Fr., Malermeister.
Aksonow, Hr. A.
Aksonow, Fr. B.
Arnal, Hr. E., Fabrikant.
Bächmann, Frl L.
Bagdahn, Fr. E.
Bagdahn, Hr. O.
Bardt, Frl. N.
Bahrs, Frl. J.
Balitzky, Freiherr G. v.
Barkow, Hr. N., Districtspristav.
Becker, Hr. E.
Becker, Frl. M.
Behr, Frau Baronin v.
Beise, Hr. Th., Consulent.
Belgard, Hr. v., Rechtsanwalt.
Bekmann, Frl. F.
Berens, Hr. J., Consulent.
Berg, Hr. B. v.
Berg. Hr. F. v., Landrichter.
Berg, Frl. H. v.
Berg, Hr. J., Kaufmann.
Berg, Fr. N.
Berg, Fr. H.
Berg, Fr. P., Smilten.
Berglundt, Fr. Dr. A.
Bergmann, Hr. J., Schlossermeister.
Berner, Frau.
Berthenson, Hr. P.
Bild, Hr. E., Fabrikdirector.
Birkenstädt, Frl. A.
Birkenstädt, Frl. W.
Böcker, Hr. C. Th, Kaufmann.
Bobilier, Frl. C.
Bredenschey, Hr.
Brockhausen, Herr W.
Brohde, Frl., Lehrerin.
Brümmer, Hr. C. v.
Brümmer, Fr. L. v.
Bruiningk, Hr. Baron H. v.
Brunnow, Frau Baronin A. v.
Brunnow, Hr. Baron A. v.
Brunnow, Baronesse E. v.
Buchardt, Hr. Th., Apotheker.
Budkowsky, Fr. E. v.
Bujanhoff, Frau L.
Busch, Hr. C.
Busch, Frl. A. H.
Buxhöwden, Frl. A. v.
Campenhausen, Baronesse M. v.
Campenhausen, Hr. Baron L. v., Excellenz.
Carlblom, Fr. Dr.
Ceumern, Hr. Baron J. v.
Chaudoir, Hr. Baron J. de.
Chomse, Fr. A.
Croix, de la, Hr. Ingenieur.
Cruse, Frl. E.
Cruse, Hr. C. J.
Cruse, Hr. C. v., Beamter.
Czarnocki, Frau L. v.
Czarnocki, Frl. E. v.
Czarnocki, Hr. G. v., Architect.
Deighton, Miß K.
Deplanck, Hr. R., Kaufmann.
Deplanck, Fr. W.
Douglas, Frl. E.

Douglas, Frl. B.
Dunten, Graf G.
van Dyk, Hr. P.
Eckmann, Hr. M.
Eichberger, Frl. L.
Engelhardt, Hr. Baron v.
Enke, Fr.
Ens, Hr. J.
Esbeer, Hr. W.
Esbeer, Fr. L.
Eßmann, Hr. C.
Fahrbach, Frl.
Faucher, Herr E.
Faucher, Fr.
Feldmann, Hr. A.
Feldmann, Frl. E.
Fikert, Hr. L.
Filipowicz, Hr. N., Districts-Pristav.
Fleischmann, Hr. F., Collegienrath.
Fluthwedel, Hr., Buchhändler.
Foelkersahm, Baron H. v.
Foelkersahm, Baronesse A. v.
Frey, Hr. R. v
Frey, Fr. v.
Freyberg, Hr. A.
Freytag = Loringhoven, Herr Baron A. v.
Freytag = Loringhoven, Frau Baronin L. v.
Freytag = Loringhoven, Herr Baron C. v.
Fuchs, Hr. O. v.
Galster, Hr. C.
Gerhard, Hr. Eug.
Gizycki, Fr. C. v.
Glasenapp, Hr. Staatsrath C. Fr.
Glasenapp, Fr. Staatsrath H.
Glasenapp, Frl. M.
Gödeberg, Hr. J. v.
Gödeberg, Fr. E. v.
Gorjes, Hr. F.
Gorjes, Fr. L.
Gräf, Fr.
Grauding, Hr. J.
Grönberg, Hr. Professor Th.
Grunwaldt, Hr. C.
Grünfeldt, Fr. J. F.
Grün, Frl. L. v.
Gülich, Fr. R.
Gülich, Hr.
Gülich, Frl. E.
Gutzeit, Frl. A.
Haarmann, Fr.
Hackenthal, Hr. L.
Haensell, Hr. O.
Haensell, Fr. M.
Hahnenfeld, Hr. P. v.
Hahnenfeld, Fr. M. v.
Hahnenfeld, Fr. H. v.
Haken, Hr. Hofrath v.
Haken, Fr. M. v.
Halbsgut, Fr.
Halbsgut, Frl.
Haller, Fr. Staatsrath v.
Handtmann, Hr. O., Bureauvorsteher.
Hansen, Fr. E.
Hartmann, Fr. Aeltester J.
Heidinger, Fr.
Heimann, Fr. Consul v.
Heimann, Frl. J. v.
Hellmann, Hr. Dr.
Helms, Hr. A.
Helms, Fr. M.
Hentschell, Hr. Ingenieur W.
Herrmannsohn, Frl. M.
Hertel, Fr. A.
Herzberg, Fr. C. v.
Herzberg, Hr. B. v.
Herzberg, Hr. R. v.
Hesse, Hr. Fabrikdirector.
Hesse, Fr. T.
Hill, Fr. K.
Hilwig, Hr. M.
Hollmann, Fr. A.
Hollmann, Frl. A.
Immermann, Fr.
Irmer, Fr. Dr. L. v., Excellenz.
Irmer, Hr. E. v., Ingenieur.
Irmer, Hr. O. v., Candidat.
Irmer-Holst, Fr. M. v.
Irmer-Holst, Frl. M. v.
Irmer-Holst, Frl. H. v.
Irmer-Holst. Hr. O. v.
Iwanow, H. P. A.
Jacobson Fr. A.
Janowitsch, H. v., Capitain.
Jansen, Hr. H.
Jeftanowitsch, Hr. Dr. W.
Jeftonowitsch, Fr.
Jensen, Fr. S.
Jensen, Hr. E.
Johanson, Hr. Magister E.
Johannsen, Fr.
Jolk, Hr. S.
Kahlen, Hr. v., Landrath.
Kamarin, Hr. N., Consul.
Karause, Fr. P.
Keck, Hr. H.
Kerkovius, Hr. A
Keußler, Hr. A. v.
Keußler, Fr. H. v.
Keußler, Frl. H. v,
Keußler, Frl. M. v.
Keußler, Hr. W. v.
Keußler, Hr. H. v., Pastor.
Keußler, Hr. E. v.
Keußler, Hr. P. v.
Keußler, Frl. M. v.
Keußler, Frl. A. v.
Kirstein, Hr. E.
Kirstein, Frl. E.
Kirstein, Frl. G.
Kleberg, Fr. E.
Klau, Hr, V., Apotheker.
Kluge, Hr. E.
Koch, Hr. Professor.
Koch, Frl. N.
Koch, Frl. A.
Kolbien, Hr. H., Zahnarzt.
Korff, Hr. Baron Fd. v.
Korff, Fr. Baronin v.
Koscheurowa, Fr.
Kratz, Hr.
Kreusch, Hr. M. v.
Kronberg, Hr.
Krüdener, Hr. Baron K. v.
Kummerau, Frl. E.
Kurotschkin, Fr.
Kymmel, Frl. M.
Labrans, Hr. H.
Landsberg, Hr. Canonicus v.
Lebedew, Hr. N.
Lemann, Fr. T. D.
Lemberg, Hr. K.
Leontjeff, Fr. Staatsrath L. v.
Lepp, Hr. A.
Lieven, Hr. Baron E. v.
Linde, Frau.
Lindenkampff, Hr. E., Goud.-Veterinairarzt.
Löbmann, Fr. St.
Loewis, Hr. A. v.
Loewis, Hr. W. v.
Loewis, Hr. M. v., Pulkern.
Loewis, Fr. F. v.
Lohse, Hr. Capellmeister O.
Lohse, Fr. M.
Lorch, Hr. F.
Louiska, Hr. E.
Ludwig, Fr. v.
Ludwig, Hr. E. v.
Lutzau Frl. C. v.
Magnus, Hr. v., Zollbeamter.
Magnus, Fr. v.
Mengden, Hr. Baron W. v.
Mengden, Fr. Baronin E. v., Excellenz.
Mengden, Baronesse S. v.
Mengden, Baronesse E. v.
Mengden, Fr. Baronin H. v.
Mengden, Hr. Baron O. v.
Mengden, Hr. Baron C. v.
Ments, Frl. H.
Ments, Fr. M.
Mey, Fr. B.
Meyenn, Hr. E.
Meyendorff, Hr. Baron v., Landmarschall, Excellenz.
Meyendorff, Fr. Baronin v., Exc.
Meyer, Fr. P.
Meyer, Hr. J., Lehrer.
Meyer-Eisenstadt, Hr.
Mirkowitsch, Generallieutenant, Excellenz.
Mirkowitsch, Frl. O. v.
Mirsalis, Hr. H.
Mirwaldt, Frl. B.
Möller, Frl. A.
Moller, Fr.
Mühring, Frl. A.
Müller, Hr. B.
Müller, Hr. G.
Müller, Hr. K. E.
Müller, Hr. W., Protokollist.
Müller, Hr. E., Kaufmann.
Müller, Frl. M.
Muß, Hr. G., Kaufmann.
Nehring, Hr. R.
Nelidoff, Fr. E. v., Excellenz.

Neubert, Hr. Rentier C.
Neubert, Frau W.
Neumann, Frl. E., Lehrerin.
Niedermeier, Hr. Müllermeister.
Niedermeier, Fr. C.
Nitze, Hr.
Nikiforow, Hr. cand. jur.
Nowikow, Fr. N.
Odoewzew, Hr. S.
Oeck, Hr. O.
Oern, Fr. L. v.
Oettingen, Fr. J. v., Excellenz.
Offenberg, Hr. Baron E. v.
Ovander, Hr. L.
Owsjänikow, Hr. B.
Owsjänikow, Hr. P.
Paul, Fr. A. v.
Paul, Hr. H. v.
Paul, Hr. K. v.
Paul, Frl. A. v.
Petermann, Hr. A., Drechslermeister.
Petermann, Fr. J.
Peters, Frl. Ida.
Peters, Hr. E.
Peterson, Fr. D.
Pönigkau, Frau Consulent J.
Popow, Fr. E. P.
Poysen, Frl. R.
Poysen, Frl. O.
Querfeldt, Frl. Ch. v.
Radau, Fr. A.
Radau, Hr. B.
Rattay, Fr. H.
Rattay, Frl. L.
Rautenfeld-Buschhof, Hr. C. v.
Rautenfeld-Buschhof, Fr. M. v.
Reichardt, Frl. R.
Reichenecker, Hr.
Reichenecker, Fr. E.
Reichenecker, Frl. F.
Reinhold, Fr. Staatsrath A. v.
Reinhold, Hr. A. v.
Reinhold, Hr. F. v.
Reinsch, Frl. E., Schulvorsteherin.
Remischewski, Herr Districts-Pristav.
Reß, Hr. Ernst.
Reyher, Frl. E.
Reyher, Hr. C. v.
Reymer, Hr. A., Kaufmann.
Reymer, Fr. M.
Richter, Hr. Landrath A. v., Excellenz.
Rinneberg, Frl. B.
Robinson, Hr.
Rodin, Hr. F., Lehrer.
Roenne, Baronesse Ina v.
Rohloff, Hr. F.
Rosenthal, Hr. Ed.
Rosenthal, Hr. Revieraufseher.
Rudnicki, Hr. Geheimrath v., Excellenz.
Ruhnke, Hr. G.
Ruszczye, Fr. E. v.
Ruttmann, Hr. A.
Sablowsky, Hr. C.
Seck, Hr. A. v.
Seeler, Hr. W. v.
Sellmer, Fr. Aeltester.
Swiridoff, Fr. M. v.
Schumann, Hr. Buchbindermeister.
Schilling, Fr. M. v., Excellenz.
Schilling, Frl. M. v.
Schilling, Frl. A. v.
Schlau, Hr. W., Oberlehrer.
Schleicher, Hr. R., Stadtverordneter.
Schleicher, Fr. H.
Schleicher, Hr. J.
Schmidt, Hr. A.
Schmidt, Fr. L.
Schoultz-Ascheraden, Baronesse C. v.
Schoultz-Ascheraden, Baronesse A. v.
Schoultz-Ascheraden, Baronesse Ida v.
Schoultz-Ascheraden, Hr. Baron R. v.
Schoultz-Ascheraden, Fr. Baronin M. v.
Schoultz-Ascheraden, Hr. Baron A. v.
Schoultz-Ascheraden, Hr. Baron Alfr. v.
Schoultz-Ascheraden, Fr. Baronin B. v.
Schoultz-Ascheraden, Fr. Baronin H. v.
Schroeder, Fr. J. v.
Schukowski, Hr. H.
Schulz, Fr. E.
Schulz, Hr. C.
Schultz, Hr. E. v., Excellenz.
Schultz, Frl. E. v.
Schutow, Fr. C.
Schwabe, Fr. Aeltester.
Schwech, Frl. F. v.
Schwech, Frl. A. v.
Schwedler, Hr. F.
Stamm, Fr. C.
Stankiewicz, Fr. A. v.
Starr, Frl. H.
Starr, Frl. J.
Steenbock-Fermor, Comtesse Ch. v.
Stein, H. v., Excellenz.
Stellmacher, Fr. M.
Stellmacher, Frl. H.
Stellmacher, Hr. A.
Stellmacher, Hr. Dr. A.
Stieda, Hr. A., Buchhändler.
Stieda, Hr. H., Stadtverordneter.
Stieda, Fr.
Stolterfoht, Hr. P.
Stolterfoht, Fr.
Strandtmann, Hr. A. v.
Strandtmann, Fr. E. v.
Strandtmann, Hr. C. v.
Strandtmann, Fr. Ch. v.
Strohkirch, Hr. J.
Struwe, Hr. C. v.
Struwe, Fr. E. v.
Sturtz, Hr. Consul W.
Sturtz, Fr. Consul.
Tantscher, Fr. M.
Thalheim, Fr.
Thiébaud, Frl.
Tiedemann, Fr.
Thiel, Fr. A.
Thiel, Frl. L.
Tiesenhausen, Hr. Baron A. v.
Tischbein, Hr. M.
Tischbein, Fr. O.
Tischler, Hr. C.
Thomson, Frl. A.
Todleben, Fr. B.
Torklus, Fr. E. v., Wittkop.
Transehe, Hr. A. v., Helmet.
Transehe, Frl. M. v., Helmet.
Transehe, Hr. Obrist G. v.
Transehe, Hr. R. v. sen., Erlaa.
Transehe, Fr. D. v., Erlaa.
Transehe, Frl. Ellinor v., Erlaa.
Transehe, Frl. Magda v., Erlaa.
Transehe, Frl. Alma v., Erlaa.
Transehe, Hr. R. v. jun., Petersburg.
Transehe, Fr. E. v., Petersburg.
Transehe, Hr. Landrath E. v., Taurup.
Transehe, Fr. M. v., Taurup.
Transehe, Fr. M. v., Ohfelshof.
Transehe, Frl. A. v., Ohfelshof.
Transehe, Hr. P. v., Schwaneburg.
Transehe, Fr. A. v., Schwaneburg.
Transehe, Hr. N. v., Wrangelshof.
Transehe, Fr. E. v., Wrangelshof.
Transehe, Fr. L. v., Annenhof.
Transehe, Fr. Minna v., Wattram.
Transehe, Frl. O. v., Ledmannshof.
Transehe, Hr. Erich v., Jummerdehm.
Transehe, Frl. Ella v., Jummerdehm.
Transehe, Hr. Ernst v., Jummerdehm.
Trautmann, Fr.
Treymann, Hr. G.
Treymann, Frl.
Tscherkassow, Hr. D. J., Districts-Pristav.
Tursky, Hr. S.
Twerdjänski, Hr. Staatsrath W. v.
Twerdjänski, Frl. J. v.
Uexküll, Hr. Baron A v.
Uexküll, Fr. Baronin H. v.
Uexküll-Güldenbandt, Baroness. E. v.
Ungern-Sternberg, Hr. Baron A. v.
Vegesack, Hr. v., Poikern.
Vegesack, Hr. R. v., Neu-Salis
Voigt, Hr. Th. v., Districts-Pristav.
Wahl, Hr. Rechtsanwalt H. v.
Walden, Hr. P.
Westermann, Hr. Oberlehrer P.
Westermann, Fr. A.

Westermann, Frl. M.
Wiedring, Hr. N.
Wiemer, Hr. C., Uhrmachermeister.
Wiemer, Fr. A.
Willsch, Frl. V.
Wilken, Frl. Elise.
Windisch, Hr. Aeltermann.
Winning, Hr. H.
Winogradow, Fr.
Wirt, Hr. Ingenieur.
Wisirow, Hr. W.
Wlassowski, Hr. Staatsrath, Rigascher Polizeimeister.
Wolff, Fr. Baronin H. v., Lüdinghausen-
Wolff, Hr. Baron H. v., Kalnemoise.
Wolff, Fr. Baronin B. v., Kalnemoise.
Wolff, Hr. Baron Axel v.
Wolkenstein, Hr. Ph.
Zimmermann, Fr. Rathsherr.
Zimmermann, Frl. C.
Zimmermann Frau Ida.
Zirkwitz, Hr. H., Architect.
Zirkwitz, Fr. Ch.
Zwingmann, Frl. C. v.
Zube, Hr. O.

Neue Mitglieder.

(Vom Januar bis zum Juni beigetreten.)

Antonius, Fr. P. v.
Antonius, Hr. H. v.
Baer, Fr.
Berg, Frl. C. v.
Berg, Hr., Smilten.
Berg, Fr.
Buschmann, Hr. Schmiedemeister.
Buschmann, Fr. A.
Chomse, Hr. R.
Dahl, Hr. Th.
Erdmann, Hr.
Holz, Hr.
Hansen, Frl. E. v.
Harris the Very Rev. T.
Jaccina, Fr. N.
Kokowzew, Fr. v.
Kokowzew, Hr. W. N. v.
Kamarin, Fr. Consul A.
Krohn, Fr.
Kluge, Hr. Schmiedemeister.
Kirstein, Hr. J.
Linde, Frl. W.
Mose, Hr. G.
Nollenberg, Hr. K.
Prüffert, Hr. O.
Rauh, Fr. Julie.
Rosenthal, Hr. Rentier A.
Sahpe, Hr. A.
Satow, Fr. E.
Seebod, Hr. G.
Siring, Hr. W.
Skuje, Hr. M.
Stein, Hr. G.
Schwarz, Hr. A.
Schwech, Hr. W. v.
Schweinfurth, Hr. L.
Woldt, Frl. A.

Дозволено цензурою. — Рига, 13 Іюля 1890 г.

Müllersche Buchdruckerei in Riga.

Anzeige der Asylverwaltung.

Das in Hagensberg, Fuhrmannsstraße Nr. 32, belegene Thierasyl ist für das Publicum den ganzen Tag, mit alleiniger Ausnahme der Stunden von 1—3 Uhr Nachmittags, geöffnet. Anstalts-Arzt ist Herr Gouvernements-Veterinärarzt Lindenkampff, welcher an jedem Mittwoch während seiner Anwesenheit im Asyl, zwischen 12—1 Uhr, Unbemittelten ärztlichen Rath unentgeltlich ertheilt.

Daselbst werden Thiere zur Kur, zur Verpflegung, zur Tödtung, zur Beobachtung (tollwuthverdächtige), zur Consultation, zur Operation, zur Section, zum Eingraben, sowie Hündinnen zur Isolirung entgegengenommen. Kranke, elende, verkommene, hungernde, verirrte oder verstoßene, von der Straße aufgenommene Thiere finden im Asyl gleichfalls Obdach, Pflege und Heilung und wo diese nicht mehr möglich, einen schnellen, möglichst schmerzlosen Tod. Auch werden alte, liebgewordene Thiere, denen die Eigenthümer das Gnadenbrod geben wollen, entgegengenommen.

Die Taxe beträgt für Pferde 50—70 Kop. täglich.

„ „ „ „ Kühe 50—60 „
„ „ „ „ Hunde 60 Kop. bis 2 Rbl. wöchentlich.
„ „ „ „ Katzen 60 Kop. wöchentlich.
„ „ „ „ Tödtung von Hunden, Katzen ꝛc. durch Chloroform: 50 Kop. bis 1 Rbl.
„ „ „ „ Tödtung von Pferden durch Chloroform: 2 Rbl. 60 Kop.
„ „ „ „ Tödtung von Pferden durch Erschießen: 1 Rbl.
„ „ „ „ eine Consultation: 1 Rbl.
„ „ „ „ eine Operation: 1—3 Rbl.
„ „ „ „ Eingraben von Hunden, Katzen ꝛc.: 25—50 Kop.
„ „ „ „ „ „ Pferden ꝛc.: 2 Rbl.
„ „ „ „ eine Section: 1—3 Rbl.

Für die Tödtung von Pferden, welche der Anstalt zur Verwerthung überlassen werden, ist keine Zahlung zu entrichten, hingegen ist diese Zahlung für die Tödtung solcher Pferde zu leisten, deren Besitzer die Roßhaut oder den Geldwerth derselben beanspruchen.

Für jedes zur Kur geschickte Thier ist außerdem, je nach der Krankheit, eine einmalige Zahlung für die ärztliche Behandlung incl. Arzenei zu machen.

Die Anzahlung ist je nach der Krankheit für 1—4 Wochen pränumerando zu entrichten.

Vorstehende Taxe gilt für die Mitglieder des Vereins. Nichtmitglieder haben 20 % mehr zu zahlen.

Bei nothwendig werdender Einkassirung hat der säumige Zahler die Incassogebühren zu entrichten.

Falls die Eigenthümer nicht persönlich ihre Thiere einliefern, haben sie dem Ueberbringer ein Begleitschreiben mitzugeben, das ihre Verfügung über das betreffende Thier, ob zur Kur, zur Verpflegung, zur Beobachtung, zur Isolirung oder zum Tödten geschickt, enthalten muß, sowie die genaue Adresse des Eigenthümers, den Namen des Thieres und etwaige Krankheitsursachen, resp. Symptome.

Die eingelieferten Thiere werden nur auf persönlich oder schriftlich ausgesprochenen Wunsch des Besitzers und nach erfolgter Berichtigung der Kur- und Verpflegungskosten herausgegeben.

Rechnungs-Abschluß des Thierschutz-Vereins unter dem Namen Damen-Comité des Rigaer Thier-Asyls

für das Jahr 1889.

Vermögens-Bestand.

	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.
Behalt zum Jahre 1889			13,523	82
Hierzu Vermehrung des Inventars			58	—
„ eisernes Capital			40	13
„ Geschenk			235	70
			13,857	65
Ab: Verlust an Debitores			43	50
			13,814	15

Ausgaben 1889.

Gagen	977 Rbl.	—	Kop.
Drucksachen	64 „	15	„
Abgaben und Assecuranz	154 „	56	„
Remonte und Neubauten	166 „	60	„
Inventar	140 „	15	„
Beleuchtung und Beheizung	216 „	50	„
Fütterung und Tödtung	4,084 „	62	„
Apotheke und Bäder	126 „	75	„
Verschiedenes	58 „	62	„
Ausgaben		5,988	95

Einnahmen 1889.

Mitgliedsbeiträge	489 Rbl.	10	Kop.
Collecten	278 „	10	„
Geschenke	293 „	—	„
Concerte ꝛc.	893 „	25	„
Zinsen	17 „	48	„
Verkauf	1,424 „	62	„
Verpflegung	1,982 „	15	„
Einnahmen		5,377	70
Ab: zum eisernen Kapital		40	13
		5,337	57
Ueberschuß der Ausgaben			651 38
			13,162 77

Am 5. April 1890 durchgerechnet und richtig befunden

B. v. Berg, W. Esbeer, C. Fr. Glasenapp.

Vermögens-Nachweis.

	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.
In Cassa	390	25		
Im Asyl	60	49		
In Werthpapieren	390	—		
Im Inventar	1,168	—		
Im Immobil	10,820	33		
In Debitores	333	70		
Summa			13,162	77
			13.162	77

H. Westermann, Geschäftsführer.

Vorstand des Thierschutzvereins

unter dem Namen

Damencomité des Rigaer Thierasyls

im Jahre 1889.

Frau wirkl. Staatsrath Mary von Schilling, Präsidentin.
Frau Mary Haensell, Vice-Präsidentin.
Fräulein Emilie Douglas, I. Vorsteherin des Thierasyls.
Fräulein Bertha Douglas, II. Vorsteherin und Schrift- und Rechnungsführerin des Thierasyls.
Miß Kate Deighton, III. Vorsteherin des Thierasyls.
Frau Adelheid Thiel, Gehilfin in Cassa-Angelegenheiten des Vereins.
Frau Staatsrath Amalie von Reinhold.
Frau wirkl. Staatsrath Baronin E. von Mengden.
Frau Emma von Gödeberg.
Frau Baronin Helene von Uexküll.
Herr Oberlehrer H. Westermann, Geschäftsführer.

Vorstands-Kandidatinnen.

Fräulein Livia Eichberger.
Frau Charlotte Zirkwitz.
Fräulein Arnoldine Möller.

In den Vorstand cooptirte Mitglieder.

Fräulein Anna von Berg.
Fräulein Helene von Berg.
Fräulein J. Beckmann.
Fräulein N. Bardt.
Frau A. Chomse.
Frau Lina Esbeer.
Frau Staatsrath H. Glasenapp.
Fräulein Marie Glasenapp.
Frau Rosa Gülich.
Frau Stefanie Löbmann.
Baronesse Elli von Mengden.
Baronesse Sophie von Mengden.
Frau Anna von Paul.
Fräulein Anna von Paul.
Fräulein Marie von Schilling.
Frau Oberlehrer Aline Westermann.
Fräulein Valeska Willsch.
Frau Rathsherr Zimmermann.

Instruction

für die Districts-Curatoren des Thierschutz-Vereins unter dem Namen Damen-comité des Rigaer Thierasyls.

Bestätigt vom Herrn Minister des Innern Staats-Secretair Durnowo am 25. Februar 1890.

§ 1.

Behufs näherer Controle über die Ausführung der Aufgaben und Erreichung der Ziele des Vereins, welche in den am 13. December 1886 vom Herrn Minister des Innern bestätigten Statuten desselben dargelegt sind, wird die Stadt Riga und Umgegend, der administrativen Eintheilung möglichst entsprechend, in Districte eingetheilt, welche der Aufsicht der Districts-Curatoren unterstellt werden.

§ 2.

Die Districts-Curatoren werden vom Thierschutzverein aus der Zahl seiner Mitglieder gewählt, erhalten Legitimationskarten mit der Unterschrift des Rigaschen Polizeimeisters und können Schilder, die nach einer von demselben bestätigten Vorlage angefertigt sein müssen, an ihren Wohnungen anbringen.

§ 3.

Der Wirkungskreis eines jeden Districts Curators ist auf die Grenze des ihm anvertrauten Districts beschränkt.

§ 4.

Dem Punkte 8 der vom Minister des Innern bestätigten Vorschriften entsprechend, wird den Districts-Curatoren nach Vorzeigung der im § 2 erwähnten Karten, der volle Beistand der örtlichen Polizei in Allem zu Theil, was die Erfüllung der in den Statuten dargelegten und in vorliegender Instruction ausführlich bezeichneten Obliegenheiten anbelangt.

§ 5.

Zur Verpflichtung der Districts-Curatoren gehört die Ueberwachung der genauen Ausführung aller durch das Gesetz festgestellten, durch obligatorische Verordnungen und Verfügungen competenter Behörden und Autoritäten erlassenen, sich auf die Behandlung der Thiere beziehenden Vorschriften und speciell die Verhinderung und Abstellung von Thierquälerei, wodurch dieselbe auch veranlaßt werden möge.

§ 6.

Die Districts-Curatoren führen, entsprechend den von ihnen zu verfolgenden Zwecken, eine genaue und beständige Aufsicht über Einfahrten, communale Ställe, communale Weiden, Schlachthäuser, Schmieden, Circusse, Abdeckereien und überhaupt über alle gewerblichen Anstalten und Geschäfte, in denen Thiere als Zugkraft oder als Nahrungsmittel verwerthet werden, sowie über den Futterhandel. Auch haben sie darauf zu achten, daß keine Mißbräuche beim Einfangen und Tödten herrenloser Hunde vorkommen.

§ 7.

In solchen Fällen, wo die grausame Behandlung von Thieren und die ungenügende Verpflegung derselben weniger der Böswilligkeit des Menschen,

als vielmehr seiner Beschränktheit und dem Nichtbegreifen seines eigenen Nutzens zuzuschreiben ist, bemühen sich die Districts-Curatoren die bemerkten Uebelstände vor allem durch gütliches Zureden zu beseitigen; bei hartnäckiger Verweigerung der Erfüllung ihrer gesetzlichen Forderungen haben sie der örtlichen Polizei Anzeige zu machen.

§ 8.

Ebenso haben sie die Polizei zu benachrichtigen und um ihre Mitwirkung anzugehen in folgenden Fällen:

a. Wenn ein Thier mit harten oder spitzen Gegenständen, Knüppeln, Haken, Peitschen mit eingeflochtenen Drähten oder Nägeln u. s. w. geschlagen wird, und wenn schwere Schläge, gleichviel womit, auf den Kopf, Leib oder die Weichen des Thieres versetzt werden;

b. wenn ein Zug- oder Lastthier mit einer den Kräften des Thieres oder dem Zustande des Weges nicht entsprechenden Last oder Fracht beladen ist;

c. wenn das, eine Last ziehende Thier, gezwungen wird, im Galopp oder gar im Trabe zu laufen;

d. wenn das eine Last ziehende Thier mit einer Schlinge an einer Vorderfuhre befestigt ist;

e. wenn ein ersichtlich krankes, erschöpftes oder mit Wunden behaftetes Thier zur Arbeit verwendet wird;

f. wenn Zugthiere bei starkem Frost nicht bedeckt sind, wo solches gesetzlich vorgeschrieben ist und

g. wenn ein im Anspann gestürztes Pferd ohne menschliche Beihilfe durch Schläge zum Aufstehen gezwungen wird.

In allen diesen Fällen haben die Districts-Curatoren die Pflicht, den nächsten Polizeibeamten unter Vorzeigung ihrer Legitimationskarten aufzufordern, ihnen auf Grundlage des Gesetzes und einer den Polizei-Chargen ertheilten besonderen Instruction, zur Abstellung der bemerkten Ungehörigkeiten behilflich zu sein, und ihrerseits die Maßnahmen der Polizeibeamten zu unterstützen; beim Aufnehmen der Protokolle haben sie über die näheren Umstände des Vorfalles Auskunft zu ertheilen, die Schuldigen und die Zeugen aufzugeben und die Protokolle selbst zu unterschreiben. Ebenso haben sie der Polizei (ohne eine besondere Aufforderung dazu abzuwarten) auch in solchen Fällen nach Möglichkeit beizustehen, wo die Anordnungen zur Beseitigung der in diesem § bezeichneten Grausamkeiten und Ungehörigkeiten aus eigener Initiative der Polizeibeamten getroffen werden.

§ 9.

Die Districts-Curatoren machen der Polizei gleichfalls über bereits veranstaltete oder beabsichtigte Hahnenkämpfe, Hetzjagden u. s. w. Anzeige und bieten alles Mögliche auf, um die Verhinderung und Einstellung derselben durchzusetzen und die Schuldigen zur gesetzlichen Verantwortung zu ziehen.

§ 10.

Wenn die Districts-Curatoren in Erfahrung bringen, daß Thiere aus Nachlässigkeit, durch Zerrüttung der Vermögensumstände ihrer Besitzer oder

in Folge Verschwindens derselben ohne Futter gelassen werden, so treffen sie unverzüglich Vorkehrungen zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse der Thiere und benachrichtigen sogleich sowohl die Polizei, als auch den Vorstand des Vereins behufs weiterer Verfügungen.

§ 11.

Ersichtlich kranke und verstümmelte Thiere befördern die Districts-Curatoren in's Vereinsasyl oder sie benachrichtigen die Polizei.

§ 12.

Wenn ein Districts-Curator solche Qualen des Kleinviehs bemerkt, welche von schlechter Verladung herrühren, wie namentlich, wenn die Thiere über einander gelegt sind, mit herunterhängenden und an den Wagenrand anschlagenden Köpfen oder ohne die nothwendige Unterlage, so trifft er sogleich Anordnungen zur Linderung der Qual der Thiere und erlaubt den Fuhrknechten nicht, sich auf dieselben zu setzen.

§ 13.

Die Districts-Curatoren überwachen die Verpflegung des Milchviehes, sie sorgen für Verbesserung seiner Existenz, und veranlassen beim geringsten Zweifel an dem Gesundheitszustande eines Thieres die sofortige Untersuchung desselben durch einen Veterinairarzt.

§ 14.

Die Districts-Curatoren befleißigen sich einer unermüdlichen Aufsicht über solche Wirthschaften, welche Hilfeleistungen von Kurpfuschern oder Roßärzten in Anspruch nehmen und machen, bei Ermittelung einer falschen oder grausamen Behandlung der Thiere oder unnöthiger Qualzufügung, der Polizei darüber Anzeige, damit die Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden.

Anmerkung. Solche Wirthschaften werden von den Districts-Curatoren entweder allein oder in Begleitung eines Veterinairarztes inspicirt.

§ 15.

Die Districts-Curatoren achten darauf, daß der Hufbeschlag der Pferde richtig ausgeführt und jedes grausame Verfahren dabei vermieden werde.

§ 16.

Die Districts-Curatoren achten darauf, daß im Winter die Thorwege der Häuser und und die Brücken-Auffahrten mit Schnee beschüttet werden und wenden sich nöthigen Falls um Beistand an die örtliche Polizei.

§ 17.

Die Districts-Curatoren besichtigen so oft als möglich die Plätze, wo der Verkauf von Futtermitteln stattfindet und veranlassen, wenn ihnen die Güte derselben zweifelhaft erscheint, eine veterinairärztliche Untersuchung. Erweist sich dieser Zweifel als begründet, so haben sich die Districts-Curatoren an die Polizei zu wenden, damit die ungeeigneten Futtermittel aus dem Handel beseitigt werden.

§ 18.

Die Districts-Curatoren inspiciren die bei Tracteuren befindlichen Einfahrten und widmen dabei ihre besondere Aufmerksamkeit sowohl der Instandhaltung dieser Räume, als auch der Fütterungsweise und der Verpflegung der Pferde.

§ 19.

Die Districts-Curatoren empfehlen solche Personen, die sich durch mustergiltige Liebe zu Thieren und durch gute Wartung derselben auszeichnen, dem Verein zur Belohnung.

§ 20.

Als Hauptvertreter der Vereinsbestrebungen sind die Districts-Curatoren verpflichtet, die moralischen Bestrebungen des Vereins und die Idee der Liebe zu den Thieren mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verbreiten. Zugleich bemühen sie sich, dem Verein neue Mitglieder zuzuführen.

§ 21.

Die Districts-Curatoren sind verpflichtet, wenigstens 2 Mal jährlich Berichte über ihre Thätigkeit vorzulegen und nach Möglichkeit statistische Daten über Thiere zu sammeln.

§ 22.

Ein Districts-Curator, der im Verlaufe eines Jahres keine Berichte über seine Thätigkeit eingereicht hat, wird als von diesem Amte zurückgetreten betrachtet.

§ 23.

Falls sich den Districts-Curatoren bei der praktischen Ausübung ihres Amtes irgend ein Anlaß bieten sollte, der eine Abänderung oder Ergänzung der vorliegenden Instruction fordert, so haben sie dem Vereins-Vorstande eine betreffende Vorlage einzureichen.

Tagesbefehl des Herrn Rigaschen Polizeimeisters

vom 8. Juni 1890.

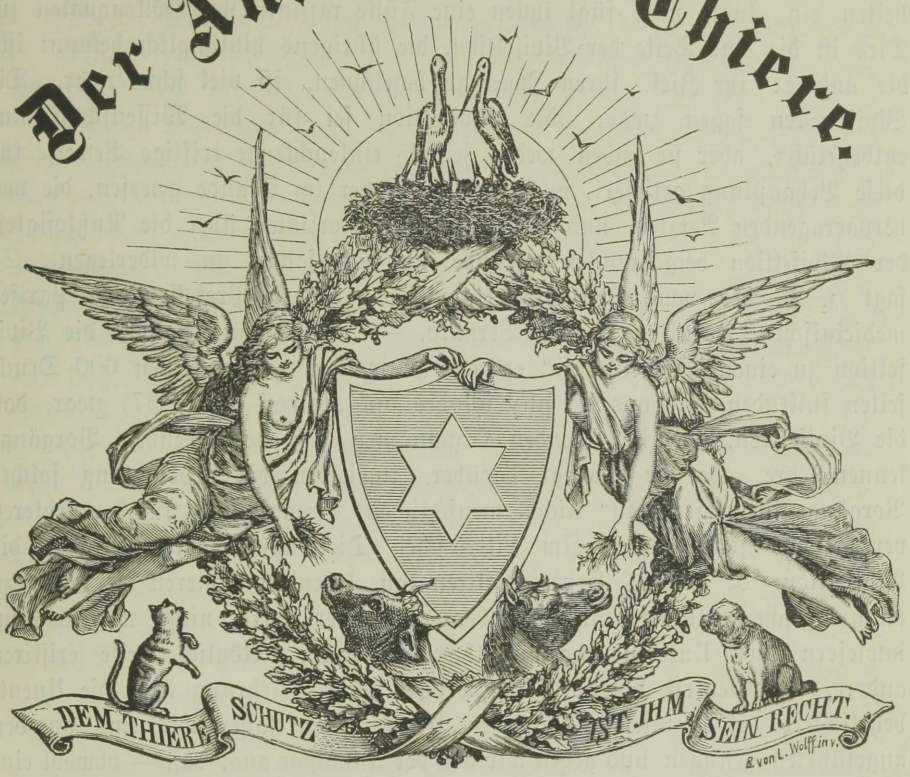
Es wird beständig bemerkt, daß die meisten Pferde der einspännigen Fuhrleute sehr kurze Femerstangen haben, wodurch die Pferde verdorben werden und durch das Anschlagen der Strängenhölzer an die Füße und der Equipagenfedern an die Hinterkniee beim Wenden Verletzungen erleiden. Eine solche Art des Anspannens ist unzweifelhaft als grausame Behandlung der Thiere zu betrachten, welche durch dieselbe beständigen und schweren Qualen ausgesetzt sind. Zur Beseitigung dieser Ungehörigkeit beauftrage ich die Herren Pristaws, sofort energische Maßnahmen zur Ausrottung dieser sich eingebürgert habenden Unsitte zu ergreifen und strengstens darauf zu sehen, daß die Pferde der Passagierfuhrleute in genügend lange Femerstangen mit entsprechenden Zugsträngen gespannt werden. Diejenigen Fuhrleute, die sich dieser Anordnung gegenüber widersetzlich zeigen sollten, sind zur Verantwortung zu ziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 13 Іюля 1890 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).

Der Anwalt der Thiere.



Expedition: Buchhandlung Alexander Stieda, Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis: Jährlich 1 Rbl., pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

VI. Jahrgang. October 1890. № 10.

Gedanken über die Vivisektion vom Standpunkte eines Laien.*)

Von S. Sossimowski.

Bevor wir unseren Gedanken über die Vivisektion Ausdruck geben, wollen wir uns darüber klar werden, was wir unter „Vivisektion" zu verstehen haben. „Wissenschaftlich" ausgedrückt bedeutet Vivisektion „Thierversuch" oder „das Experimentiren an lebenden Thieren", wörtlich „Zerschneiden des Lebenden". Die Thiere werden an Vivisektionstischen und -Trögen festgenagelt oder in anderer Weise befestigt, zerschnitten, zerstochen, zersägt, angebohrt, verbrüht, geschunden; ihr Gehirn wird ausgespült und mit glühenden Eisen gesengt, innere Theile werden entfernt, die Nerven blosgelegt und elektrischen Reizungen ausgesetzt; man läßt sie

*) Aus dem „Boten (Westnik) des Russischen Thierschutzvereins". Nr. 31, 1887. Vgl. auch „Anwalt der Thiere" Nr. 9 u. 10, Jahrgang 1889, S. 144 und 147.

erfrieren, verhungern, verdurften, bringt ihnen Gifte bei, impft ihnen Krankheiten ein, kurz, man fügt ihnen eine Fülle raffinirtester Höllenqualen zu. Dies ist die eine Seite der Vivisektion, die übrigens hinlänglich bekannt ist; die andere: ihr Ziel, ihren Zweck zu bezeichnen, ist viel schwieriger. Die Vivisektoren sagen zwar, „die Vivisektion sei für die Wissenschaft unentbehrlich", aber sie haben weder jemals einleuchtende triftige Beweise für diese Behauptung geliefert, noch sind sie bisher im Stande gewesen, die von hervorragenden Aerzten und medicinischen Autoritäten über die Nutzlosigkeit der Vivisektion beigebrachten Gründe und Thatsachen zu widerlegen. So sagt z. B. der von allen Vivisektoren hochgefeierte Professor der Pariser medicinischen Facultät Claude Bernard, — der es unternahm, die Vivisektion zu einer „Wissenschaft" erheben zu wollen, — in seinen 600 Druckseiten füllenden „Leçons de physiologie opératoire" (Seite 67) zwar. daß die Vivisektion, die in lebenden Organismen sich vollziehenden Vorgänge kennen lehre, aber er schweigt darüber, inwiefern die Beobachtung solcher Vorgänge im „thierischen" nicht „menschlichen" Organismus, für den letzteren verwerthbar sein könne. Im Littré'schen Dictionnaire wird erklärt: die Vivisektion, d. h. das Experimentiren an lebenden Thieren — diene zu physiologischen Untersuchungen, aber auch hier wird nicht nachgewiesen, inwiefern diese Untersuchungen nothwendig seien. Möglicherweise existiren andere, competentere Quellen, aus welchen man Belehrung über die Unentbehrlichkeit der Vivisektion schöpfen könnte, doch lassen wir uns an den angeführten genügen und gehen wir von der Annahme aus, daß — obwohl eine arge Herzensverhärtung dazu gehört, um an lebenden, fühlenden Geschöpfen in grausamster Weise zu experimentiren — die Vivisektoren ihre Unthaten nicht aus Wohlgefallen an diesen Greueln ausüben, sondern aus falschem Wissensdrange. Da es widersinnig wäre, die auf diesem Wege gewonnenen Ergebnisse nicht in irgend welcher Weise zu verwerthen, die Vivisektoren aber nie und nimmer Thierfreunde sein können, so geben sie vor, durch ihre Beobachtungen dem Menschen zu nützen. Hiernach wäre die Vivisektion: „das Experimentiren an lebenden Thieren zu dem Zweck, die, unter verschiedenen Bedingungen in lebenden Organismen sich vollziehenden Vorgänge kennen zu lernen und im Falle der Abnormität dieser Vorgänge geeignete reagirende Mittel aufzufinden; das durch solche Versuche erworbene Wissen wird bei der Krankenbehandlung der Menschen verwerthet." Diese Definition wird die Kritik eines Vivisektors vielleicht nicht in allen Stücken aushalten, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß das Wesen der Vivisektion dem von uns Dargelegten entspricht und entsprechen muß.

Sehen wir nun aber zu, ob diese vivisektorische Methode „den Menschen Hilfe zu erweisen" vom Standpunkte eines in die Geheimnisse der Wissenschaft Uneingeweihten sich als eine wirkliche Hilfeleistung erweist.

Ein Jeder, selbst der Ungebildete, in keiner Wissenschaft Bewanderte weiß, daß gleiche Ursachen nur dann gleiche Wirkungen hervorrufen, wenn die Dinge, auf welche eingewirkt wird, eine vollständige, mathematisch genaue Gleichartigkeit aufweisen. Dieses Princip ist so streng, daß sogar bei voll-

kommen gleichartigen Dingen gleiche Ursachen abweichende Wirkungen erzeugen können. Greifen wir, um Obiges zu erklären, einige unbelebte Dinge heraus, welche, wenn sie einer Art sind, einander weit mehr gleichen, als die beseelten, noch so nah verwandten Gattungen angehörenden. Nehmen wir z. B. Eisen und Gußeisen; der Unterschied zwischen beiden besteht nur in ihrem verschiedenen Procentgehalt an Kohlenstoff, der um ungefähr 4 % differirt; und dennoch wird Niemand so thöricht sein, mit Gußeisen Versuche anzustellen, wenn er etwas über das Eisen erfahren will, oder umgekehrt. Die Haupteigenschaften beider sind einander diametral entgegengesetzt, denn Eisen ist dehnbar, Gußeisen nicht. Aber selbst bei Versuchen mit Proben eines und desselben Eisens gelangen wir bald zu der Erkenntniß, daß gleiche Resultate nur höchst selten erzielt werden; so erscheint z. B. beim Brechen einer und derselben Eisenprobe der Bruch das eine Mal körnig, das andere Mal flockig. Hieraus ergiebt sich, daß es ganz unmöglich ist, nach den an einem beliebigen Dinge angestellten Versuchen schließen zu wollen, was, bei Einwirkung derselben Ursache, in einem anderen, dem ersten noch so gleichartigen Dinge vorgehen werde. Wenn die Versuche mit leblosen Dingen trotzdem fortgesetzt werden und der Wissenschaft — freilich nicht der hier in Frage kommenden — Nutzen bringen, so geschieht es nur, weil hier die Unzulänglichkeit der Resultate Niemandem schaden und die sich ergebenden Widersprüche durch vorbeugende Maßnahmen leicht ausgeglichen werden können.

Welche Uebereinstimmung stellt sich nun zwischen den Experimenten der Vivisektoren und dem Zweck, um dessenwillen sie unternommen werden, heraus?

Es bedarf wohl keiner Erörterung, daß man sich nach einem Fisch keinen Begriff von einem Vogel, nach einem Vogel keinen von einem Hunde und nach einem Hunde keinen von einem Menschen bilden kann. Schon der Apostel Paulus sagt in seiner Epistel an die Korinther, Kap. 15, V. 39: „Nicht alles Fleisch ist ein Fleisch; denn ein anderes Fleisch haben die Menschen, ein anderes hat das Vieh, ein anderes haben die Fische, ein anderes die Vögel". Die Vivisektoren geben dies gewissermaßen auch zu. So sagt z. B. Claude Bernard, gleichsam zur Beschönigung der Vivisektion, auf Seite 68 seiner „Leçons", daß es nicht unbedingt nöthig sei an solchen Thieren zu experimentiren, die ihrer Organisation nach dem Menschen nahe stehen und daß beispielsweise die an einem Hasen und Frosche von ihm angestellten Versuche ein so werthvolles Material geliefert hätten, wie es selbst durch Experimentiren an Menschen nicht erzielt worden wäre. Allein schon zwei Seiten weiter hat er diesen widersinnigen Ausspruch vergessen und sagt nun: „Freilich müssen wir beim Experimentiren diejenigen Thiere vorziehen, welche ihrer Organisation nach uns möglichst nahe stehen." Professor Cyon kömmt der Wahrheit noch viel näher; er sagt in seiner „Methodik der physiologischen Experimente und Vivisektionen" (S. 502): „Es ist daher erforderlich, gemachte Beobachtungen nur für diejenige Thierklasse zu verwerthen, welche Gegenstand des Experiments war", — oder mit anderen Worten — wenn man experimentiren wolle,

um dadurch solche Kenntnisse zu erlangen, welche bei der Krankenbehandlung von Menschen zu verwerthen wären, so müsse man nicht an Thieren, sondern an Menschen experimentiren, wie dies auch im Alterthum von Aerzten an zum Tode verurtheilten Verbrechern geschehen sei.

Es fehlt also der Vivisektion, welche an einer Gattung Geschöpfe angestellt wird, um die gewonnenen Beobachtungen für eine andere Gattung zu verwerthen an dem, selbst bei Versuchen an leblosen Dingen Nothwendigen — nämlich an der vollständigen Gleichartigkeit des zu vivisecirenden Wesens mit demjenigen, zu dessen Nutzen das Experiment vorgenommen wird. Aber selbst angenommen, daß diese Gleichartigkeit wirklich existirte, so käme dabei im gegebenen Falle auch nichts heraus.

Wir haben bereits gesehen, daß bei Versuchen an leblosen Dingen, wie z. B. an, dem Ansehen nach, vollständig gleichen Eisenstücken verschiedene Resultate sich ergeben. Die Ursache hiervon liegt offenbar in der mangelnden Gleichartigkeit der inneren Beschaffenheit der Dinge, in der Verschiedenheit der atmosphärischen Verhältnisse, während des einen oder anderen Versuches, — in den Kenntnissen und der Geschicklichkeit des Experimentirenden und in einer Menge anderer uns unbekannter, dem menschlichen Geiste nicht zugänglicher Umstände.

Dasselbe gilt auch, nur in weit höherem Grade, im Betreff der Vivisektion. Hier sind es nicht bloß physische Ursachen, welche das Versuchsthier und dessen Zustand, den der Vivisektor für normal zu halten wünscht, ja sich einredet derselbe sei *normal*, beeinflußt; hier handelt es sich um ein vernünftiges, um ein fühlendes Lebewesen, dessen normale Functionen schon beim bloßen Anblick des Vivisektors sich verändern; wenn aber der Vivisektor in dem Innern des geöffneten Thierleibes herumzuwühlen beginnt, so wird der bereits anormale Zustand des Thieres durch die ihm zugefügten Höllenqualen verdoppelt. Wer dies nicht zugeben wollte, würde die elementarsten Begriffe der Logik und Naturwissenschaft leugnen. Das hier Angeführte ist den Vivisektoren auch nicht unbekannt; bei Bernard finden sich mehrfach Hinweise hierauf; auch in einem Aufsatze „Ueber Entnervung des Blutumlaufes in den Lungen" ist unter Anderem ausgesprochen, „daß das Gelingen eines jeden Experiments *wesentlich* von der Individualität des Versuchsthieres abhängt"; viele Vivisektoren, wie z. B. Eschricht, Jean Müller und andere sind schließlich zu der Einsicht gelangt, daß die Vivisektion die unmöglichste aller Absurditäten ist, deren die Menschheit fähig sei; nachdem sie sich von derselben losgesagt und sie verworfen hatten, war ihr Streben darauf gerichtet, das ihnen Nothwendige an Leichen zu studiren.

Trotzdem, d. h. obwohl der Vivisektion jede einigermaßen triftige Grundlage fehlt, besteht sie nicht nur fort, sondern dient sogar bei der Krankenbehandlung zur Richtschnur, wechselt ihre Methoden je nach den von ihr begangenen neuen Fehlern und bewirkt für die Menschheit schließlich gerade das Gegentheil von dem, was ihre naiven Vertreter beabsichtigten. Zu näherer Charakteristik der Vivisektion mögen hier einige auf's Gerathewohl herausgegriffene Beispiele vivisektorischer Heldenthaten stehen:

Der bekannte Vivisektor Magendie marterte 4000 Hunde zu Tode, um den Unterschied zwischen einigen Nerven (sensitifs und moteurs) festzustellen und bewies darnach, daß der von ihm gewünschte Unterschied vorhanden sei. Nach einiger Zeit stiegen ihm jedoch Zweifel an der Richtigkeit der von ihm über die Nerven aufgestellten Theorie auf und er bewies, nachdem er weitere 4000 Hunde zu Tode gequält hatte, daß seine frühere Annahme unrichtig sei. Nunmehr machte Flourens sich an die gleichen Experimente und bewies, nachdem er noch einige Tausend Hunde qualvoll hingemartert hatte, daß Magendie's erste Theorie über die Nerven die richtige sei.

Hier das Resultat der von einem unserer russischen Gelehrten angestellten Versuche „Ueber die pseudomotore Wirkung", dasselbe besteht im Grunde nur aus der Aufzählung verschiedener Muthmaßungen und Combinationen, wie aus folgenden Sätzen ersichtlich:

„Auf solche Art vollzieht sich bei Thieren, denen das Blut entzogen wurde, der Blutandrang zu den Kapillaren. Doch haben wir bis jetzt noch keine directen Beweise dafür, daß u. s. w. Aber selbst wenn diese Beweise auch vorhanden wären, so wäre damit doch noch immer nicht die Frage gelöst — ob die pseudomotoren Erscheinungen nur in Folge von Blutüberfüllung in den Kapillaren entstehen. Es ist sehr zu bezweifeln, daß dies der Fall ist. Es liegt vielmehr die Annahme nahe, daß u. s. w. und dabei ist es am wahrscheinlichsten u. s. w."

Oder hören wir einen andern russischen Gelehrten „Ueber das gefäßbewegende Nervensystem": „Für die Experimentatoren der Zukunft bietet das gefäßbewegende Nervensystem überhaupt ein reiches Forschungsfeld, weil neben vielen noch ungelösten Fragen, die heutige Erklärung der Funktionen dieser Nervengattung nichts weiter ist, als eine die Wahrscheinlichkeit für sich habende Hypothese, welche bis jetzt zwar im Stande ist alle Einwürfe zurückzuweisen, aber dabei dennoch viel Problematisches enthält".

Und endlich das Folgende:

Einer unserer Professoren beschäftigt sich vorzugsweise damit, verschiedenen Thieren Gifte beizubringen. Die Thiere gehen dabei freilich zu Grunde, aber der Herr Professor zieht daraus verschiedene Schlüsse, Alles natürlich zum Wohl der Menschen. Man dürfte annehmen, daß bei einer so speciellen Beschäftigung mit Giften die Wirkung des Phosphors z. B. genügend festgestellt sei; sie ist es auch gewissermaßen und zwar in dem Sinne, daß dieses Gift auf den Menschen nicht tödtlich wirke. Wenn man den Zeitungsnachrichten Glauben schenken darf, so hat ein Doctor Kissel diese Annahme kürzlich umgestoßen, indem er im russischen Aerzteverein über seine mit Phosphor an Kaninchen, Hunden und anderen Thieren angestellten Versuche referirte, auf deren Grundlage er zu folgenden Schlüssen gelangt war: 1) Phosphor ist ein stärkeres Gift, als die Medicin früher annahm; 2) wie gering auch die Gaben sein mögen, die der Mensch davon einnimmt — sie wirken doch schädlich auf seine Gesundheit und 3) Phosphor sollte ferner nicht mehr als Arzeneimittel gebraucht werden dürfen.

Was soll nun wohl der Laie von solchen sich widersprechenden ärztlichen Anschauungen halten? Eins von Beiden: Entweder ist die neue Enthüllung über den Phosphor richtig, dann sind alle bisher mit Phosphor behandelte Kranken vergiftet worden und man dürfte nicht zögern die neue Anschauung den Aerzten bekannt zu geben, um neue Vergiftungen von Menschen durch Phosphor zu verhüten — oder sie ist unrichtig, dann müßte sie sobald als möglich von einer in der Wissenschaft competenteren Persönlichkeit widerlegt werden. Leider ist der Kern der Sache aber der, daß die Wissenschaft dem gegenüber ohnmächtig ist. Sie stützt sich heute auf das, was morgen wieder verworfen wird u. s. w. Es würde sich nur die Geschichte der Beweisführungen Magendie's und Flourens über die Nerven zum Amüsement der streitenden Parteien und zur grausamen Marter und Todesqual von Thieren und Menschen wiederholen, die dank der Vivisektion zum bedauernswerthen Spielball ärztlichen Zeitvertreibs geworden sind.

Das Befremdendste dabei ist jedoch — die Gleichgiltigkeit der menschlichen Gesellschaft diesem Treiben gegenüber. Die neue Theorie über den Phosphor hat weder irgend welche Maßnahmen hervorgerufen, noch irgend ein Wort von irgend welcher Seite, außer diesen in unserer Zeitschrift veröffentlichten Zeilen.

Unserer Meinung nach müßte die Vivisektion unbedingt und strengstens verboten werden. Eine selbstständige Wissenschaft haben wir bei uns noch nicht — wir ahmen Alles nach, was im Westen geschieht. Im Westen hat die Vivisektion aber schon einige Beschränkungen erfahren, ja an einigen Orten, wie z. B. im Collegium der heiligen Dreifaltigkeit in Dublin ist sie vollständig verboten. Ungeachtet dessen stehen die Aerzte aus den dortigen Bildungsanstalten in keiner Beziehung den aus den Vivisektorenschulen hervorgegangenen nach; im Gegentheil legen — wie es auch gar nicht anders sein kann — die ersteren viel mehr Geduld und Mitgefühl mit den Kranken und überhaupt solche Eigenschaften an den Tag, welche den Vivisektoren — mit einigen Ausnahmen vielleicht — durchaus abgehen. Weshalb folgen wir, bei unserer sonstigen Nachahmungsmanie, nicht auch diesem guten Beispiele?

Wenn die Vivisektion verboten werden würde, könnte die auf dieselbe vergeudete Zeit besser und nützlicher verwerthet werden. Wer wüßte nicht von Fehlern und Irrthümern zu berichten, die von den Aerzten bei Operationen begangen wurden und einen unheilbringenden Verlauf der Krankheit herbeiführten! Solche Mißgriffe gehören leider keineswegs zu den Ausnahmen. In seiner Antrittsvorlesung über operative Chirurgie, in der St. Wladimir-Universität im Jahre 1886 sagt Professor P. Morosow unter Anderem: „Obwohl es fast unmöglich scheint, sich einen operirenden Chirurgen vorzustellen, der Operationen, zuweilen sogar gefährliche, ernste Operationen vornimmt, — ohne dabei etwas von der Anatomie zu verstehen, so giebt es in unserer Zeit dennoch nicht selten derartige Chirurgen . . . Solche Chirurgen, — man verzeihe mir den Ausdruck — exploitiren die Chirurgie und erniedrigen sie zu einem bloßen Handwerk. Es fällt uns hierbei ein

kürzlich in Odessa vorgekommener Fall ein, wo der als Expert fungirende Arzt Hundepfoten für Menschenhände gehalten hat. Wäre es da für die Aerzte nicht hundertmal nützlicher, wenn sie sich gründlicher mit der Anatomie beschäftigen wollten.

* * *

Nachdem wir unsere Laien-Anschauung über die Vivisektion und zwar bloß vom „praktischen Standpunkt", von dem „ihrer praktischen Verwerthbarkeit" — dargelegt haben, wollen wir nunmehr auch unserer Ansicht über dieselbe vom sittlich-religiösen Standpunkt Ausdruck geben. Man braucht kein geübter Ausleger der heiligen Schrift zu sein, um mit vollster Ueberzeugung behaupten zu können, daß christliche Moral und Vivisektion sich nimmer vertragen. Christus lehrte das höchste Mitleiden mit jedem Geschöpfe Gottes; folglich können die von den Vivisektoren über die Thiere verhängten höllischen Experimente nie und nimmer mit Christi Lehre übereinstimmen. Auch im alten Testament ist es nicht anders. Gott fordert überall Barmherzigkeit für die Thiere und befiehlt, daß die zu Brandopfern bestimmten zuvor getödtet werden.

Hieraus folgt, daß die Vivisektion selbst dann, wenn sie dem Menschen wirklich Nutzen brächte — was nicht der Fall ist — vom christlichen Standpunkt unbedingt verworfen werden muß, weil es unsittlich und gottlos ist, sich ihrer zu bedienen und weil Gottes Gebot höher steht, als menschliche Ansprüche.

Aus dem Vogelleben.

R. Vor Jahren erhielt ich aus der großen Vogelhecke des Herrn Baron C. v. D—fs einen jungen Kanarienvogel geschenkt. Der Vogel, noch kein Jahr alt, hatte bisher wohl unter hundert seiner gelben Genossen im großen Vogel-Conservatorium gelebt und war ohne Künstler-Diplom vor beendetem Kursus entlassen worden. So zeigte er sich denn in der ersten Zeit, bei mir in ein gewöhnliches Bauer gesetzt, scheu und wild. Meiner damals noch sehr jungen Frau, neben deren Platz am Fenster des Vogels Bauer hing, machte es viel Vergnügen, sich mit dem jungen schüchternen Gesellen zu beschäftigen, und ihn, nach junger Frauen Art, zu necken. Aber siehe da, nach kurzer Zeit schon begann die Schüchternheit zu schwinden und einer immer größeren Tapfer- und Schlagfertigkeit in Schnabel und Kehle Platz zu machen. Er war offenbar zu dem Bewußtsein gelangt, daß es schimpflich sei vor einer Frau zu fliehen und darum schmetterte er ihr nun für ihre Neckereien immer deutlicher seine Triller entgegen und hackte sie in die Finger, wenn diese sich zwischen den Stäben seines Bauers zeigten. Mein Vogel hatte die Menschenfurcht abgelegt, er war zahm geworden, wenn er auch nie sich an die Hand gewöhnen konnte. Nun war er so weit, daß man ihn täglich auf einige Stunden aus dem Bauer entlassen konnte, damit er frei im Zimmer umherfliege, sein umfangreiches Bad nehme und sich an die ab- und zugehenden Personen, wie auch an meinen Hühnerhund, der oft im Zimmer war, ge-

wöhne. Und immer zutraulicher wurde der kleine Kerl, immer mehr entwickelten sich seine liebenswürdigen Eigenschaften, zeigten sich seine Sympathieen und Antipathieen. Ja er hatte sie wirklich: die Liebe und den Haß, Wohlbefinden und Unbehagen, Eifersucht und Trotz. Mir war er unbedingt zugethan, meine Frau folgte erst in zweiter Linie, denn er konnte ihr das frühere widerwärtige Necken offenbar nicht vergessen, wenngleich dasselbe dazu beigetragen hatte, seine männliche Vogelwürde zu wecken und ihm die Furcht vor Menschen zu nehmen. Meinen Hund schien er zu verachten, denn dieser verkroch sich vor ihm, wenn er sich ihm näherte und nach ihm hackte. Dabei beliebte er wohl zu übersehen, daß in der ersten Zeit mein scharfer Zuruf den Hund zur Ruhe zwang. Meinen Schwager haßte er entschieden, da der Knabe nie aufhörte, ihn zu necken und darum verfolgte er diesen entweder fliegend, oder auch hinter ihm herlaufend mit Hacken und Flügelschlagen. Sein Käfig war jetzt immer offen und ungehindert konnte er aus- und einfliegen. War durch Zufall einmal das Thürchen des Bauers herabgefallen und konnte er nicht heraus, so schrie er überlaut wie ein Sperling so lange, bis er befreit war. Denselben Schrei ließ er auch hören, wenn ich zu Hause war, er aber mich nicht sehen konnte; denn bei mir sein und mich sehen können, mußte er durchaus. Dann saß er ganz still auf dem Federhalter meines Tintenfasses, wenn ich am Schreibtische schrieb. Dauerte ihm meine Beschäftigung zu lang und beachtete ich ihn durchaus nicht, dann hüpfte er vom Schreibzeuge herab und kam auf das Papier gelaufen, an welchem ich schrieb, und wenn ich ihn dann noch unbeachtet ließ und fortschrieb, dann erfaßte er meine Feder, zupfte an ihr und — hatte seinen Willen. Vergnügt flog er mir nun in den Bart, kletterte an ihm mir bis zum Munde, steckte mir den Schnabel zwischen die Lippen und sang dabei — aber so leise, daß nur ich es hören konnte. Trat dann etwa meine Frau heran und legte mir die Hand auf die Schulter oder lehnte sich an mich, so blies er sich vor Bosheit zu einer Kugel auf und flog auf sie zu mit gesträubten Federn, mit Hacken und Flügelschlagen. Legte ich mich zu einem Nachmittagsschläfchen auf's Sopha, so kam er sofort herbei, setzte sich auf mich, steckte das Köpfchen unter die Flügelchen und machte das Schläfchen mit, war aber sofort munter, sobald ich mich nur rührte. Unter unseren Freunden hatte er ebenfalls ihm sympathische und antipathische. Ersteren setzte er sich wohl gar auf die Schulter, letztere verfolgte er feindlich, bis man ihn einsperrte, worauf er ein abscheuliches Spatzengeschrei losließ, bis der Besuch fort war. Beim Reinigen des Bauers geschah es einst, daß er zum Fenster hinaus in den Hof flog. Sofort lief ich hinaus, um ihn zu mir zu locken, er aber hörte nicht auf mich, flog auf das Dach eines sehr hohen Hauses und höhnte mich von oben herab. Alles Locken war vergebens. Da versteckte ich mich im Thorwege und im Nu hatte mich der Flüchtling aufgefunden, setzte sich mir auf den Kopf und ließ sich in's Zimmer tragen. Von nun ab ging ich täglich mit ihm in den kleinen Hausgarten. Dort saß ich auf einer Bank und er amüsirte sich trefflich in den Zweigen der Sträucher, aber stets so, daß er mich sehen konnte. Ging ich in's Haus, so flog er entweder

voran oder folgte mir. Ich habe ihn sogar auf dem Dampfschiffe in der Mitte des Peipus-Sees freigelassen und ganz vernünftig saß mein Matz bei mir zur großen Verwunderung der Mitreisenden. Groß war einst seine Trauer, als ich auf einige Wochen vom Hause abwesend war. Er hörte zu singen auf und fraß außerordentlich wenig; als ich aber gar über ein halbes Jahr von ihm getrennt war, da ging es fast mit ihm zu Ende. Er hörte ganz auf zu singen, fraß sehr selten und wenig, die Federn fielen ihm aus und er verließ das Bauer gar nicht mehr. Um ihn zu zerstreuen, übergab ihn meine Frau unserer freundlichen Hauswirthin, die zwei Kanarienvögel in gesonderten Bauern hatte. Sie setzte unseren Vogel auf einen Tisch zwischen die Bauer ihrer Vögel; jedoch auch die Gesellschaft half nichts und täglich wurde es schlechter mit ihm. Da endlich kehrte ich zurück, begab mich sofort zu unserem Lieblinge und setzte mich zu ihm an's Bauer. Theilnahmlos hockte er auf seinem Stäbchen, die wenigen Federn seiner Flügelchen hingen schlaff herab, das Köpfchen war gesenkt. Da ging es wie ein Zucken durch den kleinen Leib, die unordentlichen Federchen glätteten sich, das Köpfchen erhob sich — mit einem Ruck war er mir durch das geöffnete Thürchen in meinem Barte und sang ganz leise — denn ich hatte ihm zugerufen und er hatte meine Stimme erkannt. Mit einem Schlage war aus dem kranken ein völlig gesunder Vogel geworden und fröhlich kehrten wir beide in unsere Wohnung zurück. Unsere freundliche Wirthin, die Zeuge dieser Scene war, hatte Thränen in den Augen ob der tiefen Liebe dieses kleinen Geschöpfes. Ich glaube, es wird noch einige von meinen Freunden und Bekannten geben, die sich dieses Vogels erinnern. Zehn Jahre haben wir uns seiner erfreut, dann mußten wir, und zwar zu strenger Winterzeit und auf weite Entfernung unseren Wohnort wechseln und unseren Liebling bei einer befreundeten Dame, der er sehr zugethan war, zurücklassen. Nach noch nicht beendetem Jahre seit unserer Abreise, hat seine neue Herrin ihn eines Morgens todt im Bauer gefunden. („Ztg. für Stadt und Land.")

Aus: **„Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens."** Von Johann Peter Eckermann. 2. Band. Sonntag, den 29. Mai 1831.

Eckermann erzählt: Man hatte mir in diesen Tagen ein Nest junger Grasmücken gebracht, nebst einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr, seine Jungen zu füttern, sondern wie er sogar aus dem Fenster gelassen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine solche, Gefahr und Gefangenschaft überwindende elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erstaunen darüber heute gegen Goethe. „Närrischer Mensch"! antwortete er mir lächelnd bedeutungsvoll, „wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern.

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, wer in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam."

Aufruf im Betreff der Schlachtfrage.

Durch die Verhandlung, welche am 18. Mai 1887 im deutschen Reichstag über eine Petition der deutschen Thierschutzvereine stattgefunden hat, wurden weitere Kreise auf die grausamen Schlachtarten aufmerksam gemacht, welche noch im größten Theile des deutschen Reiches üblich sind. Es wurde festgestellt, daß daselbst täglich ca. 100,000 Schlachtthiere lebendig, d. h. ohne vorherige Betäubung geschlachtet werden, wobei oft noch besonders grausame Manipulationen vorkommen, so daß man dieses Schlachten mehr ein Todtmartern nennen kann. Es wurde auch auf die sittlichen Schäden hingewiesen, die dieses Schlachtverfahren zur Folge hat, indem es nicht nur auf die Schlächter, sondern mehr noch auf die Kinder, die diesen Metzeleien, besonders auf dem Lande, beiwohnen, einen höchst verrohenden Einfluß ausübt.

Die deutschen Thierschutzvereine, insbesondere der Berliner Thierschutzverein, haben viel gearbeitet, um diesen schauderhaften Zuständen ein Ende zu machen und es dahin zu bringen, daß in Deutschland die Thiere, wie in andern Kulturländern, insbesondere in England und in der Schweiz, nur nach vorheriger Betäubung geschlachtet werden. Sie haben sich viel für Einführung der besonders in Frankreich üblichen Schlachtmaske bemüht und die Herstellung neuer zweckmäßiger Betäubungsinstrumente veranlaßt. Gleichwohl haben sie große Erfolge bis jetzt nicht gehabt. Nun aber tritt die Bewegung für Lösung dieser wichtigen Sittenfrage in ein neues Stadium. Eine große Anzahl Männer, die nicht nur in Deutschland, sondern weit über dessen Grenzen hinaus höchstes Ansehen genießen, haben sich in dieser Sache mit einem Aufruf an das Gewissen des deutschen Volkes gewendet. Es sind darunter Namen aus den Kreisen der höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger, herrorragende Größen der Wissenschaften und Künste, bedeutende Parlamentarier und Vertreter bürgerlicher Körperschaften. Es ist nicht anzunehmen, daß eine Mahnung, die von solcher Seite kommt, ungehört und unbeachtet bleibe.

Der **Aufruf** lautet: „Die Gesittung der Menschen und die wahre Religiosität erweist sich stets auch durch eine barmherzige Behandlung der Thiere. Das Inslebentreten der Thierschutzvereine hängt innig zusammen mit allen anderen humanen Bestrebungen unserer Zeit.

Diese Vereine haben schon seit Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Massenthierquälerei gelenkt, welche sich leider bis heute im größten Theile Deutschlands erhalten hat und die jeden nicht gemüthsrohen Menschen mit tiefem Mitleid erfüllen muß.

Es handelt sich um die ganz unnöthigen Martern, welche im deutschen Reiche beim Tödten von über 100,000 Schlachtthieren täglich verübt werden.

Diese Martern können leicht vermieden werden durch die Betäubung der kleinen wie der großen Schlachtthiere mittelst Beilschlag, Schlachtmaske oder anderer zweckmäßiger Betäubungsinstrumente.

Selbst wenn wir absehen von dem Erbarmen für die gequälten Thiere, so müssen wir schon aus Rücksicht auf die Sitten der Menschen ein humaneres Schlachtverfahren anstreben; besteht doch ein unleugbarer Zusammenhang zwischen der Grausamkeit gegen Thiere und den Rohheitsvergehen und Verbrechen gegen Menschen.

Alle Schritte der deutschen Thierschutzvereine um eine gesetzliche Anordnung der — von verschiedenen Schlachthäusern und vielen rationellen Schlächtern bereits eingeführten — Betäubung auch der kleineren Schlachtthiere sind bis jetzt vergeblich gewesen.

Es muß deshalb das Volksgewissen geweckt werden, damit das unnöthige Todtmartern unserer Schlachtthiere allgemein als ein Unrecht erkannt werde, obgleich es bis jetzt nicht durch das Gesetz verboten ist. Es muß besonders dahin gewirkt werden, daß möglichst viele Gemeinde- und Bezirksbehörden mit der ihnen zustehenden Polizeigewalt die Betäubung der Schlachtthiere anordnen.

Wir sind überzeugt, daß das Gefühl aller guten gesitteten Menschen verletzt wird durch die Massenthierfolter, wie sie heute noch bei unserem Schlachtbetrieb stattfindet, und wir bitten sie, die Bestrebungen der Thierschutzvereine zur Beseitigung dieser ganz unnöthigen Thierquälereien in jeder ihnen möglichen Weise zu unterstützen. Besonders richten wir diese Bitte an die Bezirks- und Gemeindeverwaltungen, an die Geistlichen, Lehrer, Schriftsteller und Zeitungs-Redakteure."

Unter den 200 Unterschriften finden wir die Namen folgender bereits vielfach bewährter warmer Vertreter wahren Thierschutzes: Militair-Oberpfarrer Knoche, Kühtmann, v. Seefeld, v. Wolzogen, Graf v. Walbersee, Dr. P. Reichensperger, v. Kleist-Retzow, v. Zimmermann, Hofprediger Scipio, Dr. v. Schwartz. Ferner sind die Thierschutzvereine in Berlin, Dresden, Gera, Hannover, Leipzig, München, Neu-Strelitz, Straßburg, Zwickau durch die Unterschriften ihrer Präsidenten vertreten.

Goldene Regeln zur Förderung des Thierschutzes.

1) Dein Herz sei das Echo der höchsten Liebe. Sei ein treues Ebenbild Deines Schöpfers, und umfasse auch die unter Dir stehenden Thiere mit liebender Sorgfalt.

2) Beachte wie liebreich der große Herr der Welt auch für die Thiere gesorgt und auf ihr Wohl Bedacht genommen hat; sei auch Du den lebenden und fühlenden Thieren ein irdischer Gott.

3) Greife nie marternd oder zerstörend in die Thierwelt ein, Du widersetzest Dich dadurch der göttlichen, liebenden Anordnung.

4) Greifst Du mit roher Hand in das Wohl der Thiere und den Willen des größesten Meisters ein, dessen Liebe sie schuf und für sie sorgt, so zeigst Du, daß Du nicht werth bist, ein Mensch zu sein.

5) Sei nie grausam und gefühllos gegen die Thiere, Du brandmarkst Dich dadurch als ungerathenes Kind des Höchsten! Ehre in dem Geschöpf den Schöpfer, der auch die Thiere froh und glücklich sehen will.

6) Sei barmherzig! Schütze und schirme die Thiere in jeder Beziehung und überall, das bringt Dir und Deinem Hause Ehre.

7) Du sollst des Höchsten Liebe mit Gegenliebe lohnen. Thue das auch durch treues Wohlwollen gegen die Thiere. Wer gefühllos gegen Thiere ist, kann nie Gott und Menschen lieb haben.

8) Zeige Dich als Thierschützer, der seine Thiere gut behandelt, sie nicht überbürdet, sie väterlich versorgt, sie pflegt in Krankheit und sie nicht verläßt, wenn sie alt und schwach geworden sind, dann wirkst Du erziehend auf Andere ein und Gottes Auge schaut wohlgefällig auf Dich herab.

9) Erwärme das Herz der Kinder für das Wohl der Thiere; wie sie sich jetzt gegen Thiere zeigen, so werden sie einst auch gegen Menschen sein. — Ein grausames Kind ist noch nie ein Beglücker der Menschen geworden.

10) Bewahre ein warmes Herz für die Thiere! Marterst und quälst Du sie, so mußt Du Dich vor Dir selbst schämen, daß Du sie ihres kurzen Glückes beraubst.

11) Dankbarkeit ist eine der heiligsten Pflichten; erfülle sie auch gegen die Thiere. Undankbarkeit gegen sie raubt Dir Deine Menschenwürde und das Wohlgefallen Deines Schöpfers.

12) Mache Deinen Hausthieren, die ihrer Freiheit beraubt sind, das Leben leicht und angenehm, so daß sie das Joch der Gefangenschaft nicht zu drückend fühlen.

13) Vergiß es nie, daß wenn Thiere Dir Schaden zufügen, es nur ihre Triebe sind, die solches veranlassen, böser Wille aber nicht zu Grunde liegt; übe darum auch keine Rache an ihnen aus.

14) Versäume es nicht Deine überflüssigen Brosamen den armen Thieren zu spenden, die durch Jahreszeit oder Witterungsverhältnisse verhindert sind, ihre Nahrung zu suchen und zu finden.

15) Beflecke Dich nicht mit dem Blute schuldlos gemordeter Vögel, um ihre Bälge oder Flügel der Modethorheit zu Liebe, als Putz zu tragen. Störe die „kleine Landwehr" nicht in ihrer Arbeit, die ihnen vom Schöpfer aufgetragen ist.

16) Vergiß es bei keiner Gelegenheit, daß auch die Thiere ihre heiligen Rechte haben, die der Allmächtige ihnen gegeben hat. — Der Alliebende kann auch ein streng strafender Richter sein.

17) Sei getreu bis an den Tod auch in deinen Pflichten gegen die Thiere! sie lohnen es Dir mit Dank, und der Segen des höchsten Herrn umschwebt Dich immerdar.

Hamburg, im August 1890.

G. C. L. Behncke,
Mitglied des Hamburger Thierschutz-Vereins von 1841.

Preisausschreiben.

Der unter dem besonderen Allerhöchsten Schutze Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Carl Alexander von Weimar stehende „Verein für Massenverbreitung guter Schriften" erläßt an alle Berufenen deutscher Zunge ein Preisausschreiben für das beste bisher noch nicht veröffentlichte Werk aus dem Gebiete der erzählenden Litteratur (Roman, Novelle oder Erzählung), welches sich im Sinne der Vereinsbestrebungen zur Massenverbreitung unter das deutsche Volk, vornehmlich unter die ärmeren Schichten der Bevölkerung, hervorragend eignen würde.

Als Preis ist 1000 Mk. bestimmt worden, womit sich gen. Verein zugleich das ausschließliche Recht der Veröffentlichung in jeder Form erwirbt. Als letzter Einsendungstag gilt der 31. December l. Jahres einschließlich. Alles Nähere besagt der in mehreren Blättern und Fachzeitschriften Deutschlands veröffentlichte Wortlaut der Bekanntmachung, welcher sammt den Vereinssatzungen von der Geschäftsstelle des Vereins in Weimar: Herderplatz 9, II jederzeit unentgeltlich zu beziehen ist.

Für Pferdebesitzer.

Ueber die Anwendung des Pferdestriegels bringt „Der Thier- und Menschenfreund" in Nr. 2 d. J. nachstehende, sachverständige Belehrung.

Der Striegel ist ein Instrument, welches in ganz besonderer Weise zur Qual des Pferdes beiträgt, wenn es falsch angewendet wird. Der Zweck des Striegels ist es nämlich, den Staub, welcher sich beim Putzen des Pferdes in die Kartätsche setzt, daran abzustreichen. Wenn nun ein Pferd nach starkem Schwitzen abgetrocknet ist, so kleben die Haare sehr fest zusammen, und da es mühsam ist, dieselben mit der Kartätsche auseinander zu bringen, so nimmt der faule Pferdepfleger den feingezahnten Striegel und bearbeitet damit das Pferd, gründlich aufdrückend. Dadurch wird ein ungeheurer Reiz auf die Haut hervorgebracht und der Blutzudrang nach den bearbeiteten Stellen ist ziemlich stark. Wenn man eine Körperstelle mit einem rauhen Gegenstande reibt, so wird die Stelle sehr bald roth und so empfindlich werden, daß man mit dem Reiben aufhören muß. Aehnlich geht es dem Pferde bei der Bearbeitung mit dem Striegel, jedoch nicht jedem. Das gemeine Pferd, zum Last- und Arbeitszug in meist langsamem Tempo verwendet, geräth meistens nicht stark in Schweiß, hat eine starke Behaarung und keine besondere Empfindlichkeit der Haut, so daß bei diesem die Anwendung des Striegels weder so oft einzutreten braucht, noch auch mit übermäßigen Reizerscheinungen verknüpft ist. Anders beim edlen Pferde: feines Haar, sehr reizbare feine Haut. Derartige Pferde pflegen bei Anwendung des Striegels auf ihren Körper geradezu rasend zu werden. Sowie die Putzzeit naht, werden sie schon unruhig, schlagen, beißen beim Putzen selbst, kurz, geberden sich unbändig. Unsere sog. Kutscher und Pferdepfleger, welche nicht eine besondere Ausbildung in Instituten und Luxusställen erhalten haben — sind die nichtsnutzigsten Ignoranten, die es giebt. Statt mit milderen Mitteln

zu putzen (weichere Kartätschen, Putzlappen aus Pferdehaar), legen sie das Pferd ganz kurz und fest an, knuffen, stoßen und schlagen es beim Putzen, und vermehren dadurch nur das Uebel und machen das zuerst nur nervöse Pferd böse. Der Besitzer hat das Unheil auszubaden, denn dergleichen Pferde werden schließlich dienstunbrauchbar und werthlos.

Uebermäßiges Putzen schadet dem Pferde. Wenn das Pferd so lange gestriegelt und gebürstet wird, daß nur noch weißes Pulver herauskommt, so bedeutet das die Deckelchen der Poren, die dann von der Haut wieder ergänzt werden müssen. Im Winter kann scharfes Putzen, selbst zweimal täglich, die mangelnde Bewegung ersetzen, auch ist dann das Haar viel dichter. Im Sommer bei mehr Arbeit und stärkerem Schwitzen sollte man sich damit begnügen, das Pferd nur vom Staube zu reinigen, was vermittelst einer weichen Kartätsche oder auch eines Putzhandschuhes erreicht werden kann. Ist das Pferd gleich nach dem Dienst ordnungsmäßig abgerieben, so brauchen später die Haare nicht mehr mit dem Striegel aufgelockert zu werden.

Schoenbeck, Major z. D.

Litterarisches.

Zehnter Jahresbericht des hannoverschen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. Die Hoffnung, welche vor 10 Jahren von allen mitfühlenden Menschen getheilt wurde, daß das Bekanntwerden der Greuel der sog. Vivisektion (d. h. der schmerzhaften und grausamen Experimente an lebenden Thieren) genügen würde, deren Verbot zu erwirken, hat sich nicht erfüllt, eine Ministerial-Verfügung von 1885 hat für Preußen nur geringe Einschränkungen bewirkt. Darum ist es im Interesse der Menschlichkeit geboten, daß die Vereine, welche sich die Verfolgung dieser Sache zur Aufgabe gemacht haben, nicht müde werden, immer wieder auf die Fortdauer der Uebelstände hinzuweisen, bis eine gründliche Abhilfe erreicht ist. Daß der hannoversche Verein dieses Ziel ernst verfolgt, bezeugt der vorliegende Jahresbericht für 1889 von Neuem; derselbe kritisirt von diesem Standpunkte die auf Thierexperimente aufgebauten Vorschläge zur Verhütung der Tuberkulose und weist auf S. 9 und 10 die Nutzlosigkeit, ja eminente Gefahr der Pasteur'schen Hundswuth-Impfungen nach:

„Alle die so viel gepriesenen Resultate der Vivisektion erweisen sich als trügerisch und als Gefahren für die Menschheit. Mit welcher Reclame ist z. B. die von Pasteur versprochene Verhütung und Heilung der Hundswuth ausposaunt! Wie viele Tausende von unglücklichen Hunden und Kaninchen sind den entsetzlichsten Qualen unterworfen! Welche Unsummen von Geld sind diesem Wahne geopfert; das Pasteur-Institut ist für 2,800,000 Francs erbaut, die in freiwilligen Beiträgen aus aller Welt zusammengeströmt sind, außerdem hat der französische Staat 500,000 Francs beigesteuert, ungerechnet die enormen Summen, die Pasteur selbst bekommen hat. Dieser trat von vornherein mit der Prätension der absoluten Unfehlbarkeit auf und die dumme Menschheit glaubte ihm! Als dann seine Kartenhäuser zusammenstürzten und es klar zu Tage trat, daß Tod und Verderben den Impfungen folgte, statt Genesung, da wurde das Verfahren modificirt und modificirt, wurde aber doch nicht besser. Bis jetzt sind 183 Todesfälle nach Pasteur-schen Impfungen (in seinem eigenen und in seinen Zweigetablissements zusammen) wissen-

schaftlich nachgewiesen, in vielen dieser Fälle steht sogar zweifellos fest, daß sie als directe Folge der Wuth-Impfung anzusehen sind, und doch ist der Mann noch auf freien Füßen, ja gilt sogar als ein Wohlthäter der Menschheit!

Zu den früher bereits mitgetheilten Belegen für die Richtigkeit dieser Behauptung, mögen hier noch folgende Fälle angeführt werden. Ein junger Maler in Antwerpen, Moëns, besuchte seinen Freund, den Maler de Sornè, wollte dessen kleinen Hund streicheln und wurde von ihm in die Hand gebissen. Dies geschah am 2. März 1887; Moëns ging nach Paris und unterwarf sich vom 7. März bis zum 2. April der Pasteur'schen Behandlung. Nach Hause zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1889 wuthkrank und starb am 17. Mai. Der Hund des Herrn Sorné aber befindet sich wohl und ist niemals wuthkrank gewesen. Da liegt also klar zu Tage, daß nicht der Hundebiß, sondern die Pasteur'sche Impfung den Tod des Malers verursacht hat. Den anderen Fall theilt das „Journal de Médécine de Paris" vom 16. Februar 1890 mit. Ein Kind von 8 Jahren, ein kleines Mädchen, Alice T., wurde von einem Hunde ganz leicht in das Bein gebissen. Derselbe Hund biß seinen Herrn in die Lippe; das Kind wurde am 19. November 1889 in das Pasteur-Institut aufgenommen. Alle Vorbedingungen waren so günstig, daß nicht der geringste störende Umstand vorlag. Die Behandlung dauerte 14 Tage, wonach das Kind von den Aerzten mit der Zusicherung der vollkommensten Sicherheit entlassen wurde. Am 31. Januar 1890 wurde das Kind krank, am 6. Februar stellte Dr. Potin die Diagnose auf Hundswuth, welche dann von Dr. Roux im Pasteur-Institut selbst bestätigt wurde. Das Kind starb am 9. Februar. Der gleichzeitig gebissene Herr des Hundes, der sich nicht hatte impfen lassen, blieb vollständig gesund. — Das Alles aber öffnet dem dummen Volke die Augen nicht. Unser erleuchtetes Zeitalter, das jeden anderen Glauben abgethan, glaubt felsenfest an jene Charlatane der Wissenschaft."

Fifteenth Annual Report of the Victoria Street Society. 1890. Aus dem Bericht der beiden vereinigten englischen Gesellschaften zum Schutze der Thiere vor der Vivisektion für das Jahr 1889 ist leider zu ersehen, daß die Vivisektion, trotz aller Bemühungen und Anstrengungen des Vorstandes und der Vereinsmitglieder in Großbritannien zunimmt. Da zum Hüter des Gesetzes vom Jahre 1878, das nach dem Willen der englischen Nation die Vivisektion beschränken und ihr enge Grenzen anweisen sollte — ein Zunftgenosse der Vivisektoren bestellt ist, so setzen die letzteren unbehelligt ihre schlimmsten Unthaten fort und decken sich mit einem Gesetze, das erlassen wurde, nicht um sie zu schützen, sondern um den Thieren vor ihrem schändlichen Treiben Schutz zu schaffen. Während im Jahre 1880 nur 33 Personen Erlaubnißscheine zur Vornahme von Vivisektionen erhielten, ist die Zahl derselben im Jahre 1889 auf 87 und die Zahl der Experimente von 311 auf 1417 gestiegen.

„Die Vivisektions-Gaukler" von Adolf Graf Zedtwitz. Wien. 1890. Der Verfasser sagt in der Vorrede zu dieser zweiten Auflage seiner Schrift:

„Auf besonderen Wunsch meiner Gesinnungsgenossen habe ich mich entschlossen, diese Schrift in zweiter Auflage erscheinen zu lassen, und möchte dabei nur bemerken, daß die starke Sprache, die ich führe, ganz dem Grade der Entrüstung entspricht, die mich Angesichts der Greuel der Vivisektion und des verderblichen Treibens unserer Schulmedicin überhaupt erfüllt. Denn nicht umsonst hat die menschliche Sprache Ausdrücke des Zornes, die sich ganz von selbst einstellen, wenn unser moralisches oder menschliches Gefühl verletzt wird und in Aufruhr geräth, zur Ermunterung für Gleichgesinnte und zur Warnung für

die Gegner; denn sie kündigen den ernsten Willen an, solchem Unfug mit allen Kräften entgegentreten zu wollen. Mir und Tausenden Gleichgesinnten, denen jene Greuel fortwährend vor Augen schweben, vergiften die Vivisektoren das Dasein und sie haben daher keine Schonung zu beanspruchen."

„Landwirthschaftliches Bücherverzeichniß", herausgegeben von der Buchhandlung Alexander Stieda, Riga. Wir lenken die Aufmerksamkeit der Interessenten auf diese Broschüre, welche auf 120 Seiten eine Uebersicht der im letzten Jahrzehnt erschienenen bedeutenderen landwirthschaftlichen Werke bietet, in welche jedoch auch Werke früherer Jahre, die von dauerndem Werth sind, Aufnahme gefunden haben. Durch eine geordnete Eintheilung der einzelnen Zweige, sowie durch die Beigabe eines Registers ist das Finden der gesuchten Werke wesentlich erleichtert. Die genannte Buchhandlung stellt dieses Verzeichniß kostenfrei zur Verfügung. Die Preise sind die zur Zeit giltigen, d. h. 1 M. = 55 Kop.

Tagesbefehl des Herrn Rigaschen Polizeimeisters.

vom 8. August 1890.

Ich mache die Herren Districtspristaws darauf aufmerksam, daß die Pferde, das Geschirr derselben, sowie die Kleidung der Passagier- und Lastfuhrleute sich durchaus nicht in der erforderlichen Ordnung befinden, sowie daß erstere, besonders zur Nachtzeit, mit äußerst erschöpften Pferden ausfahren und daß die Lastfuhrleute zur Arbeit kranke und schwache Pferde benutzen, welche nicht im Stande sind, die aufgeladenen Lasten zu ziehen. Zur Beseitigung dieser Unordnungen beauftrage ich die Herren Districtspristaws die Passagier- und Lastfuhrleute, welche nicht vorschriftsmäßig ausfahren, zum Betriebe ihres Gewerbes nicht zuzulassen, sowie die betreffenden Kutscher zur Verantwortung zu ziehen. Auch dürfen die Kutscher ihre Pferde nicht ohne Aufsicht lassen und sich nicht in Getränkehandlungen aufhalten, was besonders bei den an dem Vauxhall der Mitauer Eisenbahn stationirenden bemerkt worden ist.

Berichtigung.

Wir werden ersucht zurechtzustellen, daß in dem, unserem Jahresbericht für 1889 in Nr. 8/9 des „Anwalt der Thiere", beigegebenen Verzeichniß der Ehrenmitglieder unseres Vereins Herr Dr. von Sicherer, königl.-bayr. Generalarzt I. Classe a. D., irrthümlicher Weise als Präsident des Münchener Thierschutzvereins bezeichnet worden ist. Statt Präsident bitten wir zu lesen: I. Vorstands-Stellvertreter.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 26 Сентября 1890 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).



Expedition:
Buchhandlung
Alexander Stieda,
Riga.

Organ für Thierschutz.

Herausgegeben vom
Damen-Comité des Rigaer Thierasyls.

Abonnementspreis:
Jährlich 1 Rbl.,
pr. Post 1 Rbl. 20 Kop.

VI. Jahrgang. November u. December 1890. № 11 u. 12.

Der Gesetzentwurf zu fester Einschränkung der Vivisektion

hat im dänischen Landsthing allgemeine Billigung gefunden. Bei dem letzteren sind indeß Vorschläge zu noch weiterer Einschränkung gemacht. Th. Nielsen verlangte, daß ausschließlich das Staatslaboratorium, nicht andere wissenschaftliche Personen, wenn auch unter Aufsicht der medicinischen Professoren, Versuche an lebenden Thieren vornehmen dürften und daß jedes Mal beim Justizminister die Erlaubniß eingeholt werden müßte. Gegen dieses Letztere erklärte sich der Justizminister, da es nur unnütze Weitläufigkeit und Aufenthalt verursachen würde; im Betreff des Ortes der Versuche hätte er den Professoren nachgeben müssen, welche auch für Krankenhäuser die Erlaubniß verlangten. Kaspersen wünschte ein Verbot der Anwendung solcher Versuche bei den medicinischen Vorträgen. Wegen dieser Forderungen wurde für den sonst in allen Theilen anerkannten Entwurf ein Ausschuß von sieben Mitgliedern beschlossen.

Erklärung.

Wir erhalten zu dem, unter dem Titel „Gedanken über die Vivisektion vom Standpunkt eines „Laien" in Nr. 10 dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikel, von dem geehrten Herrn Verfasser folgende Zuschrift:

Eure Excellenz! Ich spreche Ihnen meinen herzlichen Dank für die deutsche Uebersetzung meines Artikels, sowie für die Aufnahme desselben in Ihre geschätzte Zeitschrift aus.

Die deutsche Sprache ist weiter verbreitet, als die russische und man darf daher wohl annehmen, daß die in meinem Artikel ausgesprochenen Anschauungen, wenn auch nur ausnahmsweise, von dem Einen oder Anderen gelesen und richtig aufgefaßt werden und hierdurch einigen Nutzen bringen könnten.

Die Männer, welche sich mit der Vivisektion, dieser absurdesten, jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrenden Methode abgeben, maßen sich in ihrem Dünkel die Benennung „Männer der Wissenschaft" an. Als Ingenieur gehöre auch ich zu den Männern der Wissenschaft, freilich keiner solchen, wie die Vivisektion, sondern einer wahren, auf höchster Logik begründeten — der Mathematik; auch ich habe Experimente angestellt, jedoch nicht an Thieren, weil das eine Absurdität wäre, sondern auf streng mathematischer Grundlage an den verschiedenartigsten Materien. Ich bin daher vollkommen befähigt zu beurtheilen, welche unter diesen Experimenten sinnlose sind, die einem bloßen Fechten in die Luft gleichen, und welche die Bezeichnung vernünftiger Experimente verdienen.

Indem ich den Vivisektoren nachwies, daß sie falsche „Männer der Wissenschaft" seien und mich über sie lustig machte, — nannte ich mich selbst deßhalb einen „Laien", weil ich damit beweisen wollte, wie leicht derjenige, welcher sich gewöhnt hat logisch zu denken und dabei genügende Kenntnisse in den Naturwissenschaften besitzt, — diese „Männer der Wissenschaft" zu widerlegen und sie der gröbsten Unwissenheit in den Dingen zu überführen vermag, die ihre Specialität ausmachen.

So einfach aber mein Artikel auch verfaßt ist, die Bezeichnung „Laie" ist doch von einigen Lesern im wörtlichen Sinne und nicht im bildlichen aufgefaßt worden. In dem Titel des Artikels ist es noch verzeihlich, diesen Ausdruck so zu verstehen, aber nach Durchlesung desselben sollte wohl ein Jeder diese Bezeichnung in dem Sinne auffassen, in welchem sie gebraucht worden ist.

Einer der Gründe, welche mich veranlaßten, diesen Brief an Eure Excellenz zu richten, ist die vorstehende Erklärung, welche ich in deutscher Uebertragung gern in den Spalten des „Anwalt der Thiere" sehen möchte, falls Sie damit einverstanden sein sollten, und zwar ist dies um so mehr mein Wunsch, weil das Wort „Laie" in der Uebersetzung meines Artikels keine Einschlußzeichen („ ") erhalten hat, wie solche im Original vorhanden sind.

Eurer Excellenz ergebenster

S. Sossimowski.

Petersburg, den 15. October 1890.

Das 25jährige Jubiläum der Russischen Central-Thierschutz-Gesellschaft in St. Petersburg.

Während die Hauptfeier dieses Festtages auf den 28. December, an welchem vor 25 Jahren die erste Generalversammlung des Vereins zusammentrat, verlegt worden ist*), fand am 4. October, dem Bestätigungstage der Statuten, im Sitzungssaale des Vorstandes eine anspruchslose Feier statt. Dieselbe wurde um 7 Uhr Abends mit einem Dankgottesdienst eröffnet, nach welchem zwei reich ausgestattete Adressen verlesen wurden. Beide waren an den Vereins-Präsidenten, Wirkl. Staatsrath, Kammerherrn P. W. Joukovsky, gerichtet und enthielten herzliche Worte wärmster Anerkennung der Thätigkeit und vielfachen Verdienste des allverehrten Gründers und langjährigen Leiters des Vereins. Die erste wurde vom Vice-Präsidenten Herrn W. J. Terlikow im Namen des Vorstandes, die zweite vom Curator des Vereins-Hospitals Herrn S. J. Nikiforow im Namen des Beamten-Personals dieser Anstalt überreicht. Kammerherr v. Joukovsky dankte für die ihm erwiesene Auszeichnung und betonte in längerer Rede die nächsten Ziele und Aufgaben der Gesellschaft. Hierauf gelangten verschiedene Begrüßungs-Telegramme zur Verlesung, darunter vom Kiewschen Metropoliten Platon, vom Thierschutz-Verein in Tiflis, von den Zweigvereinen in Turkestan, Rostow, Warschau, Narwa, Minsk, vom Damencomité des Rigaer Thierasyls und von zahlreichen Vereinsmitgliedern. Der Narwasche Zweigverein benachrichtigte den Präsidenten durch ein besonderes Telegramm, daß derselbe von der letzten Generalversammlung einstimmig zum Ehrenmitgliede ernannt worden sei. Außerdem hatte der Thierschutzverein in Havre seinem hochverehrten Ehrenmitgliede Kammerherrn v. Joukovsky ein Glückwunschschreiben eingesendet, desgleichen Herr Trouvé, Vorstandsglied der Pariser Thierschutzgesellschaft und Ehrenmitglied des Russischen Thierschutzvereins, welcher seinem Briefe ein nochmaliges Geschenk von 3000 Francs für den Verein beigefügt hatte.

Gegen 11 Uhr ging die Versammlung auseinander, doch fanden die meisten Vereinsmitglieder sich darnach im „Restaurant Palkin" zu einem collegialen Abendessen wieder zusammen.

* * *

Der bevorstehende Congreß russischer Thierschutzvereine in Petersburg soll mit Genehmigung des Hohen Protectors der Russischen Thierschutz-Gesellschaft Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch des Aelteren, mit der Jubelfeier am 15. Januar 1891 zusammenfallen und wird, wie der Vorstand voraussetzt, ungefähr zwei Wochen dauern. Zur Berathung sind nachstehende Punkte in Aussicht genommen:

1) Ueber verbesserten Modus des Schlachtens von Groß- und Kleinvieh und Pferden.

2) Ueber Verbesserungen des Viehtransports auf Eisenbahnen, Wasser- und Landwegen.

3) Ueber praktische Maßnahmen zur Verbreitung der Thierschutz-Idee im Volke.

*) In Folge vielfach geäußerter Wünsche auswärtiger Vereine ist der Fest-Congreß wiederum verschoben worden und zwar auf den 15. Januar 1891.

4) Ueber die Höhe eines zweckdienlichen Strafmaßes für grausame Behandlung von Thieren.

5) Ueber Mittel und Wege zur Verbesserung der Lage und Pflege der Thiere (Behandlung, Haltung, Anspann u. s. w.).

6) Ueber Schritte zur Herbeiführung veterinair-ärztlicher Hilfeleistungen und geringerer Preise für Arzneimittel, sowie zur Unterstützung der Regierung seitens des Vereins bei Bekämpfung von Seuchen.

7) Ueber Maßnahmen zur Verhütung der Vertilgung nützlicher Säugethiere und Vögel.

8) Ueber Maßnahmen zur Einführung eines richtigen Hufbeschlages.

9) Ueber Schulen für Veterinair-Feldscherer, Schmiede und für die Ausbildung tüchtiger Schlächter.

10) Ueber die Verantwortlichkeit der mit der Besorgung von Hausthieren betrauten Dienstleute.

11) Ueber Maßnahmen zur Verhütung der Ueberbürdung von Arbeitsthieren.

12) Ueber ein festeres Zusammenhalten zwischen dem Centralverein und seinen Zweigvereinen.

13) Ueber ein Verbot, im Kaukasus, auf dem Durchzuge begriffene Zugvögel zu jagen.

14) Ueber ein Verbot, tragende Kühe zu schlachten.

15) Ueber Abänderung und Ergänzung der von dem Minister des Innern bestätigten Thierschutzregeln.

16) Ueber die Ausrottung wilder Thiere durch Anwendung von Strichnin.

17) Ueber das Verfahren beim Einfangen und Tödten von vagabundirenden Hunden.

18) Ueber die Instructionen für die Districts-Curatoren und die praktische Verwerthung derselben.

19) Ueber Anfertigung einer Denkmünze in Anlaß des 25jährigen Jubiläums der Gesellschaft.

Zu seiner schmerzlichsten Enttäuschung ersah der Vorstand unseres Vereins aus diesem, ihm mit erneuter Aufforderung zur Betheiligung am Congreß zugegangenen, vorstehend mitgetheilten Programm, daß sein Antrag „Maßnahmen zur Abschaffung, resp. Beschränkung der Vivisektion" keine Aufnahme gefunden hatte. Obwohl wir überzeugt sind, daß wir dafür keineswegs den Vorstand der Central-Thierschutzgesellschaft in Petersburg verantwortlich machen dürfen, vielmehr annehmen, daß seine Bemühungen nach dieser Seite auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen sein mögen, — so ist es doch tief zu beklagen, daß durch dieses Fehlschlagen unserer berechtigten Wünsche, vorläufig wieder alle Hoffnung zu schwinden scheint, dem gottlosen sündlichen Treiben der Vivisektoren bei uns endlich einmal Grenzen gesetzt zu sehen.

Der erste Congreß russischer Thierschutzvereine, welcher vor nunmehr acht Jahren in den Tagen vom 20. bis zum 23. Juni 1882 in Moskau

tagte, hatte laut Beschluß der Congreßglieder, die Vivisektionsfrage dem Petersburger Centralverein zu eingehender Erwägung empfohlen und bis zum nächsten Congreß offen gelassen. Unser Verein hielt es daher für seine Pflicht, unter Hinweis auf diesen Beschluß, dem Vorstande des Petersburger Vereins in einem Schreiben vom 23. October c. seine dringende Bitte vorzulegen, ob derselbe es nicht für angezeigt erachten würde, auch noch jetzt gehörigen Ortes sich darum zu bemühen, daß die Vivisektionsfrage — weil die wichtigste und brennendste aller Thierschutzfragen — in das Programm mit eingeschlossen werde und zwar sich hierbei auf die ihm vom Moskauer Congreß auferlegte Verpflichtung stützend, dem nächsten Congreß über seine Thätigkeit in dieser Sache zu berichten.

Da es nicht ohne Interesse sein dürfte, die Verhandlungen des ersten russischen Congresses über die Frage der Vivisektion auch an dieser Stelle in Erinnerung zu bringen, so entnehmen wir dem vortrefflichen Berichte Herrn W. Ignatowitsch-Sawileiski's, des verdienstvollen damaligen Geschäftsführers und Delegirten des Kiewer Zweigvereins, die nachstehenden Mittheilungen:

Die Vivisektion befand sich anfangs nicht unter den Fragen des für den Congreß zusammengestellten Programms, sondern war erst nachträglich von der ersten Congreßversammlung am 20. Juni in dasselbe aufgenommen und zwar in Folge zweier Anträge, deren einer persönlich von dem Delegirten des Kurländischen Thierschutzvereins Dr. Schultz, der andere durch ein Telegramm vom Damencomité des Rigaer Thierasyls gestellt worden war.

Bei den Verhandlungen über diesen Gegenstand erwiesen sich die anwesenden Veterinairärzte als die eifrigsten Beschützer der Vivisektion; so erklärte der Vertreter des Charkower Vereins, Herr P. A. Gordejew, daß sowohl er, als auch seine Collegen, nicht selten genöthigt wären, Vivisektionen anzustellen, sei es als Lehrende, zur Demonstration für die Zuhörer und Schüler, sei es als Zuhörer in den Veterinair-Instituten u. s. w. Nach seiner Ueberzeugung erlauben die Anti-Vivisektionisten sich übertriebene Ausfälle und die von ihnen beigebrachten Beweise seien einseitig und gewissenlos (z. B. in der Broschüre des Pastors Knoche, der absichtlich Unrichtigkeiten vorbringe.*)

Herr A. A. Tichomirow sprach sich dahin aus, daß die Bemühungen der Thierschutzgesellschaften die Freiheit der Vivisektion in der einen oder anderen

*) Wir scheuen uns nicht diese, jeder Begründung entbehrende Anschuldigung abzudrucken, da solche und ähnliche banale Phrasen aus dem Munde der Vivisektoren zu ihrem traurigen Handwerk gehören und Niemanden befremden können. Unser allverehrter Mitkämpfer, Herr Oberpfarrer R. Knoche, steht zu hoch und rein da, als daß auch nur der Schatten einer Anklage ihn zu streifen vermöchte. Der russische Thierschutzverein in St. Petersburg hat dies richtig erkannt und sich selbst geehrt, indem er diesen ehrwürdigen Vertreter unverfälschten Thierschutzes zu seinem Ehrenmitgliede erwählte und zwar nachdem er Kenntniß genommen von der obenerwähnten kleinen Schrift: „Die wissenschaftliche Thierfolter." (Eine Reihe quellengemäß zusammengestellter Thatsachen). Das Damencomité des Rigaer Thierasyls hatte bekanntlich eine russische Uebersetzung derselben im Druck herstellen lassen und diese Broschüre in 1500 Exemplaren verbreitet.

Weise zu beschränken, zwar begreiflich seien, jedoch hier mit einem Princip von höchster Wichtigkeit, dem der „Freiheit der Wissenschaft", in Conflict gerathen.*) Er stelle daher den Antrag, der Congreß wolle beschließen, dem bevorstehenden Naturforscher- und Aerzte-Congreß die Frage zur Erwägung anheimzugeben „ob eine Beschränkung der Vivisektion ohne Schädigung der Wissenschaft möglich sei, und wenn dies der Fall, welche Maßnahmen in dieser Sache angezeigt seien."

Diese Aeußerung gab dazu Anlaß, daß aus der Mitte der Versammlung vorgeschlagen wurde, „der Congreß möge sich einer Endresolution über diese Frage bis zur Erledigung derselben in anderen Ländern enthalten." Dieser Vorschlag rief die vollkommen berechtigte Entgegnung hervor, „daß es doch in hohem Grade befremdlich wäre, wenn der Congreß — ohne irgend welchen Beschluß zu fassen — diese brennende Frage mit Stillschweigen übergehen würde."

In Folge dieser Bemerkung, sowie der von dem Vertreter des Kurländischen Vereins Dr. Schulz abgegebenen Erklärung, daß fast alle russischen Thierschutzvereine bei dem Central-Verein in Petersburg mit dem Gesuche eingekommen seien, die Hohe Staatsregierung um Beschränkung der Vivisektion und Abschaffung der unerhörten Ausschreitungen auf diesem Gebiete anzugehen, beschloß der Congreß „den russischen Thierschutzverein zu ersuchen, alle von ihm abhängenden Maßnahmen zu möglichster Erforschung dieser Frage zu treffen, welche bis zum nächsten Congresse eine offene bleiben soll."

Der Congreß-Präsident Fürst M. J. Oginski beharrte bei der besonderen Meinung, „den Petersburger Verein zu bitten, sich an die gelehrten Institutionen(!) mit dem Anliegen zu wenden, die Ausübung von Vivisektionen möglichst zu beschränken."

In gleichem Sinne, wie bereits oben mitgetheilt, äußerte der Herr Veterinair-Professor Gordejew sich später gelegentlich der Berathungen über einen dem Congreß zur Beprüfung vorliegenden neuen Statuten-Entwurf für die russische Central-Thierschutzgesellschaft. P. A. Gordejew beanstandete im § 28, Punkt b die Worte: „**niemals und unter keinem Vorwande** irgend einem Thiere Schmerzen und Qualen zuzufügen". Wenn diese Worte beibehalten werden sollten, so müßte das den Austritt vieler Vereinsmitglieder (Veterinaire und Aerzte) unbedingt zur Folge haben, deren Beruf die Uebernahme einer solchen Verpflichtung nicht gestatte. Es wurde daher beschlossen, die endgiltige Feststellung dieses Punktes bis zur Entscheidung der Vivisektionsfrage zu vertagen.

Im Hinblick auf den nahe bevorstehenden zweiten Congreß russischer Thierschutzvereine (derselbe war schon für 1884 in Charkow in Aussicht genommen) haben wir unseren Lesern die vorstehende kurze Rückschau aus zweierlei Gründen nicht vorenthalten wollen. Einerseits möchte dieselbe geeignet sein, zur Vorsicht zu mahnen, gegenüber den Wegen und Schlichen, welche die Vivisektoren schon damals gelegentlich der Verhandlungen über

*) Die „Freiheit der Wissenschaft" muß ihre Grenzen haben überall da, wo sie mit einem unbedingt höhern Prinzipe, dem Moralprinzipe feindlich zusammenstößt.

die Vivisektionsfrage so geschickt und unmerklich einzuschlagen und anzuwenden versuchten, um die ihrem frevlen Treiben drohende Gefahr abzuwenden, andererseits aber dürfte sie dazu dienen, Ermuthigung und Befriedigung darüber wachzurufen, daß die Congreßtheilnehmer, ihrem gesunden Rechtsgefühle folgend, es für angezeigt erachteten, die Vivisektionsfrage, trotzdem sie **nicht** auf dem Programme stand, noch in letzter Stunde in dasselbe aufzunehmen, daß sie sich den Anträgen und Zumuthungen der Vivisektoren keineswegs zugänglich erwiesen und unbeeinflußt ihre Beschlüsse faßten. Möchte es den Vertretern der russischen Vereine auf dem zweiten Congreß beschieden sein, unentwegt und energisch da anzuknüpfen, wo ihre Vorgänger vor acht langen Jahren stehen geblieben, dann aber auch muthig und siegreich vorzudringen, immer näher und näher dem gesteckten Ziele zu, bis dasselbe erreicht, die Abschaffung der Vivisektion eine vollendete Thatsache und die hehre reine Wissenschaft von dem Makel gereinigt und befreit ist, den eine frivole Afterwissenschaft ihr angeheftet hat.

Zwar dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die augenblicklichen Zeitverhältnisse und Strömungen unseren Bestrebungen leider wenig günstig sind. Hat doch soeben die fragliche Entdeckung des Professors Koch die Welt in einen Taumel und Rausch versetzt, welcher die gesunde Vernunft vollständig gefangen genommen und an ihre Stelle eine Vertrauensseligkeit und Zuversicht gesetzt hat, die das Unglaublichste blindgläubig hinnimmt, bis Ernüchterung und Enttäuschung nachfolgen werden, wie besonnene, nicht vom allgemeinen Schwindel ergriffene Aerzte bereits auszusprechen wagen.*) Erinnern wir uns nur der seinerzeit so überlaut gepriesenen und reich belohnten Koch'schen Entdeckung des Cholera-Bacillus, — welchen Nutzen hat sie der Heilkunde gebracht! Wie eifrig manche Vivisektoren und ihre Adepten auch bemüht sein mögen, diese sogenannte Entdeckung als eine zum Theil der Vivisektion zu dankende Errungenschaft hinzustellen, — für uns und unsere Anschauung kommt dieselbe keineswegs in Betracht, denn einerseits hat Professor Koch anläßlich seiner Entdeckung, die Vivisektion selbst desavouirt, indem er mit Recht davor warnt, aus den Wirkungen seines Mittels bei Thieren, auf solche bei Menschen zu schließen (woraus sich doch deutlich wieder einmal die Nutzlosigkeit der Thiervivisektionen zur Verwerthung für Menschen erweist) und andererseits dürfte und könnte selbst der größte Nutzen — falls ein solcher sich wirklich ergäbe — uns nie und nimmer mit den verdammenswerthen, bekannten Vivisektionsgreueln aussöhnen. Darum laute, trotz Allem und Allem, unsere Parole: „Fest und treu zusammengestanden und unentwegt weiter gekämpft — bis unserer gerechten Sache doch endlich der Sieg zu Theil werden muß!" M. S.

Zur Frage des Hundefanges in Petersburg.

Die empörenden Ausschreitungen der Hundefänger haben in der gesammten Residenzpresse einen förmlichen Sturm heftigster Empörung hervor-

*) Laut Verfügung des livl. H. Gouverneurs v. 29. Nov. c. ist die Anwendung des Koch'schen Mittels zeitweilig unter genaue Controlle der Medicinalverwaltung gestellt worden, weil dasselbe bei unvorsichtigem Gebrauch von schädlicher Wirkung sein kann.

gerufen und den Stadthauptmann veranlaßt zu befehlen, daß die Fourgons der Hundefänger in den Straßen von den Stadtpolizisten von Posten zu Posten begleitet werden und letztere darüber zu wachen haben, daß keine Ungesetzlichkeit oder Gewalt seitens der Fänger bei ihrem Geschäft stattfindet; auch darf nicht später als bis 7½ Uhr Morgens eingefangen werden.

In einem der zahlreichen Artikel, welche die „Now. Wr." über diesen Gegenstand bringt, geht der Autor von den bekannten obligatorischen Bestimmungen der Duma aus und bespricht den Paragraphen derselben, nach welchem für den Unterhalt eines eingefangenen Hundes der Besitzer desselben 1 Rbl. pro Tag zu entrichten hat:

„Was dachten sich wohl unsere Stadtväter dabei, als sie die früher übliche Zahlung von 30 Kop. auf 1 Rbl. erhöhten? Die Hundebesitzer werden deshalb nicht vorsichtiger werden und die Folge dieses Paragraphen konnte nur darin bestehen, daß die Hundefänger ihr Metier mit größerer Leidenschaft betreiben, denn es ist Jedem klar, daß dem Pächter der Hundefang-Anstalt jede Vergrößerung der Zahl der eingefangenen Hunde sehr vortheilhaft ist. Die Agenten desselben sind davon sehr gut unterrichtet und gingen in ihrer Amtspflicht sogar schon so weit, daß sie die Hunde selbst am Tage einzufangen begannen und der Herr Stadthauptmann in einem Tagesbefehl vom 29. September diesem Unfug ein Ende machen mußte. Die Hundefänger reißen ihre Opfer direct aus den Händen der Besitzer und sind dabei hauptsächlich auf gute Hunde erpicht, da solche sicher ausgekauft werden; vagabundirende und kranke Hunde aber, von denen die Stadt gesäubert werden sollte, werden bei dieser Art der Geschäftsführung eher unberücksichtigt gelassen, so daß der Sinn der obligatorischen Bestimmungen der Duma vollständig verloren geht. Für den Unterhalt des eingefangenen Hundes hat also der Besitzer 1 Rbl. pro Tag zu zahlen. Eine solide Summe! Und in der Theorie müßte der Unterhalt des Hundes dementsprechend vorzüglich sein. Für 1 Rbl. kann man ja auch einen Menschen ausgezeichnet im Laufe eines Tages verpflegen und nun gar einen Hund! Um sich nun zu überzeugen, wie es damit bestellt ist, begab sich der Autor des vorliegenden Artikels persönlich in die Hundefang-Anstalt. Dieselbe liegt fast am Ende der Welt. Ein Fuhrmann nimmt für die Fahrt zur Anstalt aus dem Centrum der Stadt nicht unter 2 Rubel. Seinen Hund kann man aber natürlich nicht anders als per Droschke abholen, denn in den Tramway darf er nicht hinein und zu Fuß ist die 8 Werst lange Reise etwas unbequem. Sie gelangen schließlich an eine Pforte, über welcher ein kleines Brettchen die Aufschrift „Asyl für vagabundirende Hunde und Comptoir" trägt. Beim Betreten des Hofes empfängt den Besucher ein entsetzlicher Gestank, der aus einer Scheune kommt, wo Schutt, Abfuhr, Lumpen ꝛc. abgeladen sind. Neben diesem wohlriechenden Depot liegt das Comptoir. Sie treten ein und beschreiben ihren Hund. Der Verwalter der Anstalt schlägt ein Schnurbuch auf und sucht im Register der in den letzten Tagen eingefangenen Hunde. Hier sind alle Arrestanten des Asyls nach Racen, Farben und äußeren Erkennungszeichen registrirt. Ihr Hund ist nicht zu finden, Sie begeben sich also mit dem Verwalter in das „Asyl", im engeren Sinn des Wortes, um

unter den Arrestanten ihren Liebling in natura herauszufinden. Das „Asyl" ist eine kleine Scheune mit einem Gang in der Mitte, zu dessen Seiten 8 Käfige abgetheilt sind. In jedem Käfig sind mehrere Hunde zusammen eingesperrt und verfügen über einen Raum von etwa einem Quadratfaden. Die Arrestanten liegen ganz still und ruhig auf schmutzigem Stroh und geben keinen Laut von sich, ein Beweis dafür, daß sie tüchtig eingeschüchtert sind. Bei näherer Betrachtung bemerken Sie, daß beinahe alle Hunde zittern; es ist nun ganz unzweifelhaft, daß sie sich vor Menschen fürchten. Am Ende des Ganges, der Thür gegenüber befindet sich ein kleiner Ofen, in den ein Kessel eingefügt ist. In demselben wird Hafergrütze mit Fleisch für die Arrestanten gekocht. Welcher Art Fleisch das ist, kann man leider nicht constatiren. „Wie werden denn die Hunde gefüttert?" Fragen Sie den Verwalter. „Wir geben ihnen so viel zu fressen, als sie nur wollen? Sie sehen, daß alle Tröge in den Käfigen leer sind, ein schwarzer Pointer leckt sorgfältigst noch einen leeren Trog aus und scheint nicht so viel gefressen zu haben, als er wollte." Sie werfen ihm ein Stück Grobbrod hin — er frißt es mit wahrer Gier, die einrublige Verpflegung muß also gut sein! Nach der Vorschrift ist die Anstalt verpflichtet, jeden eingefangenen Hund 5 Tage lang zu halten; ist er binnen dieser Frist nicht abgeholt worden, so wird er getödtet und auf die Knochenbrennerei gebracht. Natürlich werden gute und theure Hunde länger gehalten und je später sie abgeholt werden, desto vortheilhafter ist es für den Pächter des „Asyls"; anders verhält es sich mit den einfachen Hunden, da wird die Procedur kürzer gemacht und wohl kaum der fünftägige Termin abgewartet. In der Scheune, die „Asyl" genannt wird, werden öfters nicht weniger als 300 Hunde angesammelt; diese ganze Masse placirt sich nun in den 8 Käfigen auf einer Fläche von ca. 8 Quadratfaden bunt durcheinander, die gesunden mit den kranken, die großen mit den kleinen. Daß die Hunde in dem Asyl geprügelt und mißhandelt werden, wurde in einem kürzlichen Eingesandt der „Now. Wr." constatirt. Was also wird von der Anstalt für 1 Rbl. täglicher Zahlung geleistet? Der Hund wird in einem kleinen, schmutzigen Local bei magerer Kost und schlechter Behandlung gehalten, läuft Gefahr, von Mitarrestanten gebissen oder angesteckt zu werden und der Besitzer erhält sehr leicht seinen Freund nach Ueberwindung verschiedener Schwierigkeiten und gegen Entrichtung einer soliden Summe in einem Zustande, der jeden Thierfreund empören könnte. Wofür wird also der Rubel verlangt? Mancher Hundefreund würde für seinen Hund auch mehr dem „Asyl" bezahlen, wenn er nur die Garantie hätte, daß er denselben gesund und heil zurückerhält. Letztere könnte doch nur geboten werden, wenn die Anstalt nicht mit **rein commerziellen** Absichten betrieben würde, sondern unter der Aufsicht irgend eines Organs stände, das von humanen Regungen geleitet ist. Als solches existirt unser Thierschutzverein und es wäre sehr erwünscht, daß derselbe die ganze Angelegenheit der herrenlosen Hunde wieder auf sich nehmen würde."

Wie bekannt, hatte der Russische Thierschutzverein in Petersburg das Einfangen und Vernichten vagabondirender Hunde eine Reihe von Jahren

hindurch in seine Hände genommen, in der Folge sich jedoch von diesem widerwärtigen Geschäfte losgesagt, weil er dasselbe nicht vereinbar mit der Würde eines Thierschutzvereins erachtete und „weil man mit dem gleichen Rechte alsdann auch die Anforderung an die Thierschutzvereine stellen könnte, das Schlachten, die Ausübung der Jagd als Gewerbe ꝛc. zu übernehmen." Den Thierschutzvereinen läge nur die Pflicht ob „die Art und Weise der Ausführung dieser nothwendigen Uebel zu überwachen und zu kontrolliren, Mißbräuchen und Ausschreitungen vorzubeugen und entgegenzutreten und die Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen."

Trotz dieser, in vielfacher Beziehung richtigen Anschauung ist der Vorstand der Petersburger Gesellschaft, im Interesse der Thiere *selbst*, dieser Sache doch wieder näher getreten und hat beschlossen das ganze Hundegeschäft, welches gegenwärtig in so unmenschlichen und unsauberen Händen ruht, wieder zu übernehmen. In der Vorstandsitzung am 16. October warf der Präses die Frage auf „ob es möglich oder wünschenswerth sei, daß die Gesellschaft das Einfangen und Vernichten vagabundirender Hunde von Neuem auf sich nähme, unter der Bedingung, daß das Stadtamt die hierzu erforderlichen Mittel im *vollen Umfange* bewilligt." Die Frage wurde mit Mehrheit der Stimmen in bejahendem Sinne entschieden und alles Weitere einer Commission von 4 Herren des Vorstandes zur Erwägung und Feststellung des Näheren übergeben. Wie die „Now. Wr." mittheilt, soll die Stadt verpflichtet werden, dem Verein für die Uebernahme dieses Geschäftes jährlich 6000 Rbl. zu zahlen.

In ihrer Nummer vom 2. November c. brachte die „Deutsche Petersburger Zeitung" folgende, den *Hundemaulkorb* betreffende Mittheilung aus einer Versammlung der Stadtverordneten:

„Der Stadtverordnete Herr Kleiber sprach von der Uebertretung der obligatorischen Bestimmung des *Maulkorbzwanges*. Obwohl derselbe klar und deutlich für alle Hundebesitzer vorgeschrieben ist, so denken dieselben meist gar nicht an die Einhaltung dieser wichtigen Vorschrift und kürzlich begegnete sogar Herr Kleiber auf dem Newski einem feinen Herrn mit einem prachtvollen Riesenhund, der — horribile dictu — seinen Maulkorb zum Spott aller Stadtverordneten im Maule trug! — Der Stadtverordnete San-Galli äußerte hierzu, daß die Zweckmäßigkeit des Maulkorbzwanges überhaupt sehr fraglich sei und daher diese Bestimmung der Duma wohl kaum je von den Hundebesitzern befolgt werden dürfte. Um aber derartigen Verspottungen, wie die von dem Herrn Kleiber mitgetheilte, vorzubeugen und um den ewigen Scandalen zwischen Hundebesitzern und Hundefängern, die beinahe in Straßenkämpfe ausarten, ein Ende zu machen, sei es zu empfehlen, recht eingehend zu erwägen, ob nicht der Maulkorbzwang überhaupt aufzuheben ist. Die Frage wurde dem Stadtamt übergeben."

Welchen Greueln, Rohheiten und Schändlichkeiten die armen Hunde in anderen Städten unseres weiten Reiches völlig schutzlos preisgegeben sind, geht unter Anderem aus einer Mittheilung des „Smolensk. Westnik" hervor,

der zufolge „der Hundefang in Smolensk in einer Weise ausgeführt wird, die beweist, daß der Thierschutz daselbst eine vollkommen unbekannte Sache zu sein scheint. Die Hundefänger werfen nämlich den Hunden Stücke vergifteten Fleisches zu, nach deren Genuß die Thiere Angesichts der Passanten nach 5 bis 10 Minuten qualvoll und elendiglich verenden."

Die „Now. Wr." giebt dem Wunsche Ausdruck, „daß es dem Petersburger Thierschutzverein, der bekanntlich die Frage von dem Einfangen und der Vernichtung herrenloser Hunde auf die Tagesordnung des im December bevorstehenden Thierschutz-Congresses gesetzt hat, gelingen möchte. in dieser Angelegenheit irgend einen annehmbaren modus vivendi ausfindig zu machen."

* * *

Einer Schilderung dessen, wie es auch bei uns in Riga mit dem Einfangen, der Verpflegung und Vernichtung sogen. herrenloser Hunde bestellt ist, bedarf es nach den Mittheilungen in unseren, im „Anwalt der Thiere" veröffentlichten Jahresberichten (besonders des letzten für 1889, S. 313—316) nicht weiter; es genüge aus denselben zu erkennen, daß die Uebernahme und Besorgung dieses Geschäftes durch einen Thierschutzverein leider keineswegs immer die Garantie bietet, daß es den Thieren dabei besser ergeht, als in der Abdeckerei und daß es in ersterem Falle vielmehr noch schwieriger ist, die Hunde vor böser Unbill zu schützen, weil Uebelthäter und Uebelthaten von der Fahne eines Thierschutzvereins gedeckt werden. Das lehren die Erfahrungen in Riga und leider auch in Berlin, wie Berliner Blätter berichten und Augenzeugen uns mittheilen, welche bei ihrem Aufenthalte daselbst Gelegenheit hatten, die in dieser Beziehung dort herrschenden unleidlichen Zustände kennen zu lernen. M. S.

Gutachten über den Maulkorbzwang.

Vom Landthierarzt Medicinalassessor Dr. Baerst.

Was den Maulkorb anbetrifft, so gereicht derselbe, wenn er wirklich solid und beißsicher construirt ist, den Hunden jederzeit zur Qual. Es erklärt sich dies einerseits dadurch, daß der Hund verhältnißmäßig enge Nasenlöcher hat und bei geschlossenem Maule schon unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht so bequem athmen kann, wie z. B. das Pferd; andererseits aber aus dem Umstande, daß der Hund keine Schweißdrüsen in der Haut besitzt, daß demnach bei ihm von einer Perspiration (Hautathmung), von einem Verluste an Körperflüssigkeit durch die Haut, wie bei anderen Thieren, nicht die Rede ist. Als Folge dieses anatomischen Mangels empfindet der Hund bei der Bewegung oder bei großer Hitze das unabweisbare Bedürfniß bei weit geöffnetem Maule die Zunge herauszustecken, um so eine größere Fläche zur Verdunstung von Körperflüssigkeit zu schaffen und dadurch die mangelnde Perspiration zu ersetzen. Zwingt man nun den Hund, indem man ihm einen Maulkorb anlegt, die Kinnbacken fest zusammen- und die Zunge im Maule zurückzuhalten, so behindert man seine Athmung, resp. Körperausdünstung und verursacht ihm, besonders bei großer Hitze und lebhafter Bewegung,

gerade zu Folterqualen. Ist indessen der Maulkorb zur Vermeidung dieses Umstands wieder weit genug gemacht, so schiebt er sich leicht hin und her, scheuert Nase, Augen und Ohren wund u. s. w. Dr. Zürn, Professor der Thierheilkunde an der Universität Leipzig, sagt in seinem Schriftchen „Die Untugenden der Hausthiere": „Das Tragen eines Maulkorbs ist ohne Zweifel jedem Hunde eine arge Qual und Last und führt oft zum Wundscheuern."

Aus dem Angeführten geht hervor, daß der permanente Maulkorbzwang für die Hunde eine sehr harte Maßregel ist, welche nur durch die dringendsten Gründe gerechtfertigt werden kann. Es fragt sich daher, ob diese wirklich existiren. Als solche dringende Gründe zum Einführen des permanenten Maulkorbzwanges stellt man die Behinderung der Uebertragung der Tollwuth und dann den Schutz des Publicums hin.

Als wirkliches Präventivmittel gegen die Uebertragung der Tollwuth hat jedoch der Maulkorbzwang nicht den geringsten Werth. Bei dem eigenartigen symptomatischen Verlauf der Wuthkrankheit kommt der Ausbruch derselben bei den Hunden ihren Besitzern fast regelmäßig unerwartet, dazu haben tollwuthkranke Hunde das Bestreben, heimlich die Wohnung ihres noch nicht auf sie aufmerksam gewordenen Herrn zu verlassen. Da die Hunde nun im Hause selbst keinen Maulkorb tragen, so besteht die Gefahr der Uebertragung der Tollwuth auf Menschen und Vieh durch etwaige tollwuthkranke Hunde zunächst im Hause schon von vornherein. Diese Gefahr ist auch nicht außer der Behausung gehoben, weil, wie gesagt, die Hunde fast regelmäßig ohne Maulkorb in's Freie gelangen. Es ist deßhalb kein Fall bekannt, daß trotz Maulkorbszwanges ein toller Hund gesehen oder gefangen wurde, der mit einem Maulkorbe angethan war.

Einen wirksamen Schutz des Publicums gegen die Angriffe eines Hundes kann der Maulkorb nur dann gewähren, wenn er so construirt ist, daß er den Thieren das Beißen ganz und gar unmöglich macht. Das ist jedoch in den meisten Fällen nicht der Fall. Prof. Dr. Zürn sagt hierüber in dem oben citirten Schriftchen wörtlich:

> „Jede polizeiliche Maßregel muß controllirbar sein, wenn sie eine gute genannt werden soll; nun läßt sich zwar controlliren, ob ein Hund einen Maulkorb trägt oder nicht, nicht aber, ob dieser Maulkorb dem Kopfe des Hundes so angepaßt ist, daß letzterer absolut nicht beißen kann. Der Herausgeber dieses Buches kann versichern, daß unter 100 mit Maulkörben versehenen Hunden 75 solche Maulkörbe tragen, mit denen sie bequem beißen können. Die Wirkung des Maulkorbtragenlassens ist also meist in ihrer Wirkung vollständig illusorisch."

Ferner sagt Medicinalrath Prof. Günther in seinem Werke „Ueber Wuthkrankheit der Hunde:"

> „Die Erfahrung hat indessen gelehrt, daß nur ein äußerst geringer Procentsatz aller Maulkörbe das Beißen wirklich hindert; daß aber

keiner das Gebissenwerden ausschließt, das dürfte eines weiteren Beweises wohl überhoben sein."

Hiermit stimmen die Ansichten der meisten competenten Sachverständigen überein. Man ist zu der Einsicht gekommen, daß der permanente Maulkorbzwang zum Vorbeugen von Tollwuth keine und zum Schutze des Publicums nur eine halbe Maßregel ist.

Der temporaire Maulkorbzwang beim Ausbruch von Tollwuth mag vielleicht zur Beruhigung des Publicums beitragen, stiftet aber keinen positiven Nutzen.

Eine Bestimmung, welche allgemein das Führen der nicht mit Maulkorb versehenen Hunde an einer Leine vorschreibt, ist fast nutzlos, da hierdurch die Thiere nicht am Beißen behindert werden; vielmehr ist eine derartige Bestimmung nur geeignet, den Verkehr auf belebten Straßen zu erschweren und den Besitzern gutartiger Hunde unnütze Belästigungen aufzuerlegen.

Um indessen Menschen und Thiere vor notorisch bösartigen und bissigen Hunden zu schützen, erscheinen Maßnahmen den letzteren Individuen gegenüber rathsam, resp. nothwendig."

Nach meinem Dafürhalten genügt es vollkommen, wenn zunächst das herrenlose Umherlaufenlassen der Hunde allgemein untersagt und speciell bezüglich der notorisch bissigen oder die öffentliche Sicherheit gefährdenden Hunde in jedem Einzelfalle, je nach Bedürfniß das dauernde Festlegen resp. das Führen an der Leine oder das Anlegen eines das Beißen absolut verhindernden, doch thunlichst bequemen Maulkorbs angeordnet wird, und wenn außerdem die Hundebesitzer für jeden durch ihre Hunde verursachten Schaden auf's strengste verantwortlich gemacht werden.

(Meininger Tgbl.)

Kölner Polizeiverordnung.

Das Halten von Hunden betreffend.

In Köln ist eine neue Polizeiverordnung erlassen, welche mit dem 1. Jan. 1891 in Kraft tritt. Hiernach müssen außerhalb der Wohnungen und geschlossenen Gehöfte alle Hunde mit einer den Namen und Wohnort des Besitzers deutlich enthaltenden Bezeichnung (auf einem Halsband, einer Marke, Platte oder dergleichen) versehen sein. Außerhalb der Wohnungen und geschlossenen Höfe müssen Fleischerhunde und Ziehhunde, sowie alle bösartigen Hunde mit einem das Beißen vollständig verhindernden Maulkorbe versehen sein. Als bösartig sind namentlich auch diejenigen Hunde anzusehen, welche die Polizeibehörde den Besitzern durch schriftliche Verfügung als solche bezeichnet hat. Uebertretungen der vorstehenden Bestimmungen werden an dem Besitzer des Hundes mit einer Geldstrafe bis zu 30 Mark geahndet, an deren Stelle im Unvermögensfalle eine entsprechende Haftstrafe tritt.

Wir erhalten aus Berlin nachstehenden Artikel:

„Durch einen Aufsatz in der „Allgemeinen Thierschutz-Zeitschrift" vom December 1889 hat sich die irrthümliche Ansicht verbreitet, das Reichsgericht habe das Schießen der in fremden Gärten umherwildernden Katzen für straffrei erklärt, olgleich eine diesbezügliche Entscheidung des Reichsgerichts **nicht** vorliegt. Ein derartiges Gesetz müßte auch von jedem rechtlich und logisch denkenden Menschen mit allen gesetzlichen Mitteln verhindert und bekämpft werden, da es einestheils der Gerechtigkeit und der Sicherheit des persönlichen Eigenthums einen schweren Schlag versetzen würde, andererseits die schwersten Folgen für unser ganzes bürgerliches Leben nach sich ziehen müßte.

Allerdings ist die Katze von Natur ein Raubthier und wird ihrem Naturtrieb zufolge, wenn sie von ihrem Eigenthümer nicht gehörig gefüttert wird, gern einen Vogel erjagen und verzehren. Wie viele Fälle sind bekannt, daß Katzen, welche von Jugend auf eine sorgfältige Erziehung genossen, besonders wenn sie mit Vögeln zugleich aufgezogen wurden, weder diesen noch anderen Vögeln etwas zu Leide thaten. Dabei muß daran erinnert werden, wie außerordentlich nützlich sich die Katze durch die Vertilgung der Mäuse und Ratten erweist, was besonders auf dem Lande oder in Häusern, wo viele Vorräthe aufgespeichert sind, fühlbar ist.

Weit mehr als die Katzen sind es einige Vogelarten, welche die Nester der Singvögel ausnehmen, um ihre Jungen damit zu füttern (selbst bei den so sehr gehegten Staaren wurde dieses Verfahren beobachtet). Viele Singvögel, besonders Amseln, kommen in Städten auch dadurch um's Leben, daß sie sich die Köpfchen an den Glasscheiben der Veranden und Gewächshäuser, die sie nicht zu erkennen vermögen, einstoßen. Auch leiden die Vögel sehr durch den Mangel an Wasser, seit statt der offenen Brunnen auf den Straßen nur noch Wasserhähne angebracht sind. Aber der größte Feind der Singvögel ist doch der Mensch, dessen leckerem Appetite Sing- und andere Vögel zu Tausenden zum Opfer fallen. Wir erinnern hier nur an die Leipziger Lerchen, die glücklicherweise jetzt verboten, aber gewiß noch nicht ganz außer Gebrauch gekommen sind; an die sogenannten Zütscher, kleine Singvögel, die man im sächsischen Erzgebirge statt der Speckgriesen besonders in Forsthäusern mit Vorliebe zum Kartoffelmus verspeist; an die jungen Staare, die im Frühjahre zu vielen Hunderten aus den Nestern genommen, erstickt und gebraten als ein winziger Bissen verzehrt werden. Vor Pfingsten z. B. werden büttenweise junge Vögel mit eingedrückten Köpfchen nach Schandau geschickt, um dort den Gourmands einen kurzen Gaumenreiz zu bieten.

Noch mehr als diese sind unsere Damen anzuklagen, welche sich nicht entblöden, Köpfe, Flügel oder auch ganze Bälge von Vögeln als Hutschmuck zu tragen. Dieser abscheulichen Unsitte fallen unzählige Vögel zum Opfer, nicht nur hier, sondern in vielen andern Ländern. Fast alle der herrlich gefiederten Vögel Amerikas und Italiens sind durch das sinnlose

Hinschlachten zu Zwecken des Frauenputzes mit dem Aussterben bedroht. Die gleiche Klage erreicht uns auch aus Frankreich, in dessen Süden Hunderttausende von Vögeln jährlich hingemordet werden, um sie an die Federschmuckfabrikanten nach Paris zu senden, wo sie oft schon im verwesten Zustande ankommen, so daß sie kistenweise als unverwendbar weggeworfen werden.

Wo bliebe die Sicherheit des persönlichen Eigenthums, wenn es jedem Uebelwollenden gestattet wäre, unsere Hausthiere, die doch zu unserem rechtlichen Eigenthum gehören, wegzufangen, zurückzuhalten, zu mißhandeln oder gar zu tödten. Jeder hat das Recht, für sein Eigenthum, also auch für seine Hausthiere, die er mit seinem Gelde gekauft hat und ernährt und von denen er entweder Nutzen oder Vergnügen erwartet, den Schutz der Gesetze zu fordern. Mit welchem Rechte sollte eines dieser Hausthiere von diesem Schutze ausgeschlossen sein? Nicht jede Familie oder alleinstehende Person hat die Mittel, sich einen kostspieligen Hund zu halten; nicht bei jeder Berufsart ist der schmetternde Gesang eines Kanarienvogels willkommen; die geräuschlose, reinliche, wenig Raum beanspruchende Katze bietet diesen, was sie bedürfen: ein Geschöpf Gottes, das sie hegen und pflegen dürfen, das ihnen Zerstreuung bietet von der Arbeit und den Aergernissen des täglichen Lebens, dessen Anhänglichkeit ihnen vielleicht Trost bringt für manche bittere Enttäuschung, manchen Kummer, den ihnen Menschen bereitet haben. Und diese oft armen und einsamen Menschen sollten keinen Augenblick sicher sein können, daß ihnen das liebgewordene Thier nicht geraubt, in hinterlistig gestellter Falle elend verhungern oder durch andere Qualen seines Lebens beraubt werde? Das wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit!

Aber schlimmer noch als Alles dies sind die Folgen, welche ein solches Preisgeben eines Hausthieres oder überhaupt eines Thieres gegenüber der Mordlust nach sich ziehen muß. Es bleibt keineswegs bei dem Wegschießen der auf dem Fangen von Vögeln betroffenen Katzen, sondern Jeder, der diesen Thieren abhold ist, ergreift die Gelegenheit, um unter dem Vorwande des Vogelschutzes dem Jagdvergnügen zu fröhnen. Das Gerechtigkeitsgefühl, die Achtung vor fremdem Eigenthum, das Mitleid mit dem Mitgeschöpfe erstickt immer mehr. Das bloße Tödten genügt den verwilderten Gemüthern nicht mehr und das arme Opfer wird den grausamsten Quälereien ausgesetzt. Kinder lernen diese Barbarei von den Erwachsenen, werden wohl gar zu derselben angereizt und so in ihre jungen Seelen der Keim zur Verrohhung, Grausamkeit und Unbarmherzigkeit gelegt, die sich nur zu bald auch gegen andere Mitgeschöpfe, ja gegen die Mitmenschen zeigen. Thierquälereien sind notorisch das A B C der Verbrecher. Ihre Carrière zum Zuchthaus hat mit der Peinigung kleiner, wehrloser Geschöpfe der Thierwelt begonnen und hat mit Menschenmord geendet. Und wie schreckenerregend nehmen in neuester Zeit die Verbrechen zu, so daß um keinen Preis eine neue Ursache zu deren Vermehrung geschaffen werden sollte. Der Umstand, daß z. B. in den Zoologischen Gärten

Katzen zur Fütterung der Raubthiere angekauft werden, hat schon Manchen verleitet, das Hausthier seines Nächsten zu stehlen, um sich einen kleinen Gewinn zu verschaffen. Der einmal gelungene Diebstahl wird wiederholt und bald vergreift sich der nun zum Diebe gewordene Mensch auch an anderem Eigenthum seines Mitmenschen und wird so durch den zuerst erlaubten Diebstahl zum Zuchthause reif, dem er sonst vielleicht für immer fern geblieben wäre.

Es ist nach allen diesen Thatsachen Pflicht jedes billig denkenden Menschen, den Verfolgungen, welchen die Katze in neuerer Zeit ausgesetzt ist, auf jede Weise zu steuern, sie zu verhindern, durch Ermahnung der Jugend und Erziehung derselben zu Liebe und Barmherzigkeit den Mitgeschöpfen gegenüber, durch Ueberzeugung Erwachsener von dem Unrecht, dessen sie sich schuldig machen und durch Anzeigen vorgekommener Thierquälereien. Die Pflicht der Katzenbesitzer hingegen ist es, durch gehörige Ernährung und Verpflegung ihrer Katzen, deren Verwilderung zu verhüten und dieselben so zu erziehen daß der Trieb, Vögel zu tödten, unterdrückt werde. Auch sollten sie überzählige junge Kätzchen nicht aussetzen, sondern sofort nach dem Wurf durch einen Schlag auf den Kopf tödten, da die ausgesetzten Thiere entweder elend verhungern, oder wenn sie heranwachsen, verwildern und durch Hunger gezwungen sind, Jagd auf Vögel zu machen.

Nachdem alle Gründe dafür und dawider erwogen worden sind, kommen wir immer wieder zu dem Resultate, dass einerseits eine Katzensteuer die Zahl der Katzen verringern, anderseits die Katze als Privateigenthum schützen würde und deshalb dringend anzurathen ist.

* * *

Wir müssen uns mit aller Entschiedenheit gegen dieses Endresultat aussprechen. Gewährt die Hundesteuer unsern Hunden etwa irgend welchen Schutz? Sie liefert dieselben vielmehr erst recht in die rohen Fäuste der Hundefänger, denn ein besteuerter Hund bietet mehr Garantie für eine reichliche Einlösungsgebühr, als der unbesteuerte, verkommene. Möge man doch lieber darauf bedacht sein, unnütze Steuern abzuschaffen, als neue heraufzubeschwören; letzteres ist leicht geschehen, hinterher ist es aber fast unmöglich, oder fällt doch unglaublich schwer, Uebelstände zu beseitigen, die sich durch Gewohnheit ein gewisses Bürgerrecht erworben haben. Das lehrt unter Anderem die schier unausrottbare Plage des Maulkorbzwanges zur Genüge. M. S.

Das Mitleid gegen Thiere.*)

Die Menschen nennen sich gern die „Herren der Schöpfung", obwohl sie in der Schöpfung nur eine gewisse Stelle einnehmen, welche ihnen der Schöpfer angewiesen hat. Daß sie durch die ihnen von Gott verliehenen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade es verstanden haben, sich die Thier-

*) Aus: "Christlich-pädagogische Blätter Nr. 12. Jg. 1888."

welt unterthan zu machen und sich ihrer zu verschiedenen Zwecken zu bedienen, ist thatsächlich, und haben sie dazu ein unbestreitbares Recht. Dieses Recht kann aber natürlich nur so weit gehen, als eine vernünftige Auffassung desselben es zuläßt; denn wird die Grenze verschoben, so hat diese Verschiebung auch keine Grenze, und wenn man jede Handlung gegen das Thier für erlaubt hält, so kommt bald auch die Zeit, wo man glaubt, Großes geleistet zu haben, wenn man Menschen wie Thiere behandelt, aber nicht plötzlich schlachtet, sondern langsam verhungern läßt.

Wer nicht des Mitleids gegen das Thier fähig ist, ist meistens auch roh und ohne Mitleid gegen Menschen. Ich spreche da vom richtigen, wahren Mitleid. Der Mensch hat das Recht, sich der Thiere zu verschiedenen Zwecken zu bedienen; er hat aber nicht das Recht, ein Thier zu welchem Zweck es sei zu quälen. Durch das Quälen der Thiere versündigt er sich an inferioren Mitgeschöpfen und verzichtet freiwillig auf einen Theil seiner Vernunft.

Soll Mitleid in das jugendlich Herz gepflanzt werden, so ist die Zeit dazu schon da, wenn die Jugend noch in Kinderschuhen steckt. Das Kind in den ersten Lebensjahren wird kaum oder doch selten Gelgenheit finden, Mitleid gegen Menschen zu üben; gegen Thiere jedoch, besonders auf dem Lande, sehr häufig. Pflicht der Eltern und überhaupt aller Personen, welche einen Einfluß ausüben können, ist es, wahres Mitleid gegen Thiere in den Kindern zu pflegen. Geschieht es nicht, so möge man nicht über Verrohhung der Jugend klagen, wie man über so manches klagt, was man selbst verschuldet hat. Die Jugend erzieht sich nicht selbst und verroht auch nicht ohne äußeren Einfluß.

Wie sieht es denn also mit dem Mitleid gegen Thiere eigentlich aus? Beispiele belehren. Selbstverständlich werde ich keine Beispiele erfinden. Möge man aber diese Beispiele wohl überlegen und dann urtheilen, ob der Mensch das Recht hat, den Tiger oder ein anderes Thier der Grausamkeit zu zeihen, da er an Grausamkeit sie weit übertrifft und doch ein mit Vernunft begabtes Wesen ist, das sich nicht wenig auf Fortschritt und Gesittung einbildet. Beginnen wir mit der Musterkarte menschlicher Weisheit in dieser Richtung.

Das Kindlein kann noch kaum recht gehen, da findet es die fürsorgliche Mutter schon angezeigt, ihrem Liebling ein junges Kätzchen, Hündchen oder Häschen zu geben (besonders letzteres eignet sich zu diesem Zwecke, weil es nicht schreit), damit es etwas Lebendes als Spielzeug habe. Es ist auch gar neckisch (?) zu sehen, wie das Kindchen in seiner Einfalt das Thierchen bei Schwanz und Ohren zaust, es fallen läßt und herumrollt, ihm den Trommelschlägel in den Rachen und das Kindertrompetchen in die Ohren stecken will und sich vielleicht zum Schlusse der Vorstellung gar darauf setzt, um es dann todt zu finden und mit Geschrei ein neues Opfer zu verlangen, welchem Wunsche natürlich sofort entsprochen werden muß. Es ist ja nur ein Thier, da liegt ja nichts daran. Möge man, wenn es schon durchaus sein muß, dem Kinde ein Thier geben, aber in einem Alter, in dem es schon

verständig genug ist, um die Lehren zu begreifen, die man ihm giebt oder geben sollte. Möge man es dann dazu anhalten, das Thier ordentlich zu behandeln und zart mit ihm zu spielen, so ist gar nicht so viel dagegen einzuwenden; aber das oben erwähnte Verfahren ist ein Beweis eigener Rohheit oder Dummheit.

Krebse müssen lebend gekocht werden, sonst schmecken sie nicht so gut, und auch die Fische schabt man, wenn sie noch ganz oder halb lebend sind. Verbrüht sich die zarte Hausfrau nur ein wenig die Hand mit heißem Wasser oder schneidet sich ein bischen die Haut weg von einem Finger, so ist das ein Malheur und alle möglichen Pflaster und Salben werden hervorgesucht, um dem kleinen Leiden abzuhelfen: Thiere aber nach obiger Methode zu behandeln, das thut nichts, um so mehr, da sie nicht schreien. Und die Kinder sehen zu, wie der Krebs roth wird, als ob er sich statt des Menschen schämen wolle, der ihn so behandelt, und wie der Fisch zappelt und sich windet, und denken nichts dabei; gewöhnen sich aber daran, kaltblütig zu beobachten, wie man Thiere straflos quält.

Ein Mäuschen oder ein größerer Käfer wird an einem Beinchen gefesselt; ersteres soll laufen, letzterer soll fliegen. Beide haben keine besondere Lust zu dergleichen aufgezwungenen Bewegungen. Die Thierchen werden daher nach allen Richtungen herumgezerrt, bis sie endlich so matt sind, daß sie gar nichts mehr leisten können; dann wird das Mäuschen einer Katze gegeben und der Käfer einer Henne und sich noch daran geweidet, wie die Katze mit der Maus spielt. Und Mütterchen, das beinahe einen Ohnmachtsanfall bekommt, wenn ihr Liebling aus der Nase blutet, giebt selbst diesem Liebling die Schnürchen zu diesen erbaulichen Spielen und leitet dieselben, ohne zu bedenken, daß sie die erste Grundlage zur Heranziehung eines rohen Bengels oder einer eben so unwürdigen Mutter selbst legt.

Um die Naturwissenschaften ist es eine schöne Sache und ihr Studium ist höchst interessant. Daraus folgt aber noch nicht, daß jeder kleine Junge durch Wald und Flur streichen soll, um so viele Thierchen als möglich aufzuspießen, und stundenlang zappeln zu lassen, ohne sie dann zu irgend etwas brauchen zu können. Er weiß recht gut, wie dieser oder jener schöne Schmetterling heißt und wie er aussieht. Aber wenn er auch zehn Vertreter derselben Art antrifft und ihrer habhaft werden kann, so müssen alle zehn gespießt werden. Wenn diese Thierchen sprechen könnten, was würden sie wohl über diese unmenschlichen menschlichen Kleinen und deren Erzieher sagen? Gerade im Kinde liegt ein gewisser Vernichtungstrieb, dem aber von Eltern und Lehrern entgegengetreten werden muß und der sich nicht auf unschädliche Thiere erstrecken darf. Schädliche Thiere müssen vernichtet werden*) aber auch ohne sie unnütz zu quälen. Das Thier schadet nicht aus bösem Triebe, sondern folgt seinem Instinkt, für den es nichts kann, und es ist folglich doppelt unsinnig und sträflich, ein solches Geschöpf zu quälen. Soll

*) Und selbst dieses, wenn es schon wirklich sein muß, darf nicht vor den Augen der Kinderwelt geschehen — denn für das Kinderherz muß alles Leben heilig gehalten werden!

eine Sammlung angelegt werden, so möge dies unter gehöriger Aufsicht und Anleitung geschehen, dann wird der richtige Zweck erreicht und die Gemüthsverrohhung des Kindes vermieden werden. Wie unendlich stupid ist der Mensch, der sich an einem gefangenen Thiere rächen will. Gefangene Mäuse werden in das Feuer oder in kochendes Wasser geworfen; ja, Schreiber dieser Zeilen weiß von einen Fall, wo von Kindern eine gefangene Ratte mit Petroleum übergossen, angezündet und auf einer Wiese losgelassen wurde, wo sie unter allgemeinem Halloh herumrannte, bis sie verendete. Wem steigt da nicht Zornesröthe in's Antlitz?

Zwölf- bis vierzehnjährige Knaben aus einer sonst ganz anständigen Familie fingen in einem Bache Fischlein, schnitten ihnen die Leiber auf, um zu sehen, ob es Milchner oder Rogner wären und warfen sie wieder von sich. Ist hier nicht Grausamkeit und Sinnlichkeit vereint? Woher haben denn die Knaben diese Neugier? Woher haben sie denn diese Unmenschlichkeit? Was läßt sich von ihnen in späterer Zeit erwarten?

Das Faß der Danaiden war bodenlos; es könnte das Symbol der Geistesverschrobenheit so vieler Erwachsenen sein. Wie soll ein Kind nicht mitleidlos und roh werden, wenn Eltern es Scenen beiwohnen lassen, durch deren öfteres Ansehen es das Mitleid verlieren muß! Was hat ein Kind z. B. beim Schlachten von Thieren zu thun? Es wird noch hinzugerufen und freut sich endlich darauf. Es sieht das Blut des Thieres fließen, hört sein Angstgeschrei und sein Todesröcheln, sieht seine Zuckungen und das brechende Auge. Kommt ein Kind, das noch mitleidig ist, zufällig hinzu und tritt ihm vielleicht eine Thräne in's Auge, dann wird es ausgelacht und „dumm" genannt, dumm, weil es ein kindlich Gemüth hat, das noch nicht durch verkehrte Erziehung verknöchert wurde.

Rohe Fuhrleute und Kutscher schlagen in blinder Wuth Pferde und Rinder, ohne daß Vorübergehende den Muth haben oder es der Mühe werth erachten, sich darein zu mengen. Fleischergehilfen und -Jungen quälen ganz unnöthiger Weise Schlachtthiere, Niemand kümmert sich darum. Kinder sehen häufig solche Scenen; sehen aber auch, daß die Erwachsenen sie ruhig geschehen lassen und müssen natürlich auf den Gedanken kommen, daß solche Handlungen nicht gar so arg seien.

In Städten ist es in dieser Beziehung noch besser; aber auf dem Lande wird mit Schlachtthieren häufig derartig unmenschlich umgegangen, daß man sich staunend fragen möchte, ob es denn wirklich leichter sei, die wunderbarsten Erfindungen zu machen und durchzuführen, als auf das Gemüth der Menschen veredelnd einzuwirken.

Komme man mir ja nicht mit dem abgedroschenen Schlagwort von Bildungsmangel, sonst werde ich fragen, ob man in jenen Kreisen in denen man Taubenschießen, Parforcejagden, Stiergefechte, Hahnenkämpfe, übertriebene Wettrennen und **Vivisektionen** betreibt und Thiere aus falschem Schönheitssinn verstümmelt, sich als ungebildet erkennt.

Bildung und Bildung ist eben zweierlei. Der Kopf kann vollgepfropft sein mit etwas nöthigem Wissen und viel mehr unnöthigem Tand, so daß der Betreffende sich einbildet, das Gras wachsen zu hören, ist er des-

halb gebildet? Wenn diese Art Bildung dahingelangt, den Menschen zur Ueberhebung zu leiten, sein Herz zu verhärten und ihn dort hinzuführen mit seinen Anschauungen und Belustigungen, wo die Heiden schon lange vor ihm waren, so ist dies keine Bildung, sondern Verbildung; es ist ein Hinabgleiten auf der schiefen Ebene vom Lichte zur Nacht.

Man sperrt Gänse in enge Kästchen und stopft sie, damit sie eine recht große Leber bekommen, ißt dann, nachdem man das Thier gequält hat diese Leber mit Behagen und bildet sich ein, ein in der Civilisation weit vorgeschrittenes Wesen zu sein; findet es aber grausam, daß der Löwe nicht von Maccaroni oder Gurkensalat lebt, sondern das Geschöpf, das er fängt, erst tödtet und dann frißt, ohne es jedoch zuvor in obiger Weise behandelt zu haben. Was man noch mit Thieren vornimmt, um sie schmackhafter oder feister zu machen, wie man sie oft beim Schlachten noch martert, will ich gar nicht anführen, weil es zu empörend ist. Die fröhlichen Sänger der Haine und Fluren werden in enge Käfige gesteckt und manche werden des Augenlichtes beraubt, damit sie häufiger und schöner singen sollen.

Und die Jugend nimmt an allen diesen Vorkommnissen regen Antheil, wird damit vertraut gemacht und lernt frühzeitig dieselbe Bahn betreten, die Bahn des Mißbrauchs der Fähigkeiten und der Kräfte; denn ein schändlicher Mißbrauch ist es, wenn der Mensch nicht damit zufrieden ist, sich die Thierwelt nutzbar zu machen, so weit es in der Absicht des Schöpfers lag, sondern seinen bösen Trieben freien Spielraum läßt und mit Behagen, Hohn und Lachen mit Grausamkeit Kurzweil treibt oder auf unmenschliche Mittel sinnt, um seinen Gaumen zu kitzeln.

Gewiß, die Eltern wollen ihre Kinder nicht roh und grausam wissen! Der menschlichen Gesellschaft als solcher ist ja auch mit solchem Nachwuchs nicht gedient; denn, nachdem man Thiere gemartert hat, ist es noch viel anziehender, Menschen als Thiere zu behandeln, weil dieses Material doch ein gewisses Verständniß mitbringt.

Und wieder sind es die zarten Wesen unter den Menschen, an die ich mich wenden muß. Gewiß ist es Mädchen und Frauen nicht zu mißgönnen, wenn sie sich bis zu einer gewissen Grenze schmücken. Ist aber die vermeintliche Zier ein Unsinn oder aber wird sie nur der Grausamkeit verdankt, so ist das keine Zier mehr, sondern die Blödsinns- oder Rohheitsmarke, welche doch nur verunzieren kann. Millionen nützlicher oder unschädlicher Vögel werden gefangen oder geschossen, weil Gott ihnen ein glänzendes Gewand geschenkt hat, um das Menschen sie beneiden. Ganze Vögel, Flügel, Köpfe u. s. w. werden auf Hüte, Muffe und Kleider gesteckt und das zarte Wesen brüstet sich mit diesem Schmucke, den es nur unsinniger Eitelkeit und empörender Gefühllosigkeit verdankt."

Welche Anforderungen haben wir im Sinne des Thierschutzes an ein zweckentsprechendes Pferdegeschirr zu stellen?

Von Frhr. v. Sternburg.

Die Hauptbedingung für jedes gute und zweckmäßige Geschirr ist vor allem die, daß es den Pferden, resp. den betreffenden Zugthieren, für welche

es bestimmt ist, genau passe und dazu vorher richtig angepaßt werde. Außerdem ist es auch erforderlich, daß ein gutes Geschirr derart construirt sei, daß es sich durch zweckmäßige Vorrichtungen nach Bedarf beliebig enger oder weiter stellen, resp. nach der Bequemlichkeit der Zugthiere in allen Theilen verschnallen läßt, weil dadurch Druck- oder Scheuerwunden, mitunter auch Lahmheiten (Buglähme) nach Möglichkeit leichter vermieden werden können. Dabei ist die innere Seite der Theile des Geschirres, welche durch besonders feste Aufliegen auf dem Pferdekörper beim Ziehen sich leicht scheuern, extra weich mit einem geeigneten Material zu polstern. Spitze Haken, Knebel- oder Schnallenvorrichtungen, welche an Theilen hervorstehen, wo sie leicht verletzen können, sind zu vermeiden, oder können besser durch sogen. Feder- oder Karabinerhaken ersetzt werden. Ein schlecht passendes Geschirr belästigt das Pferd und erschwert ihm die zu seiner schweren Arbeit erforderliche Freiheit in seinen Bewegungen, so daß das derart beengte Thier leicht widerspenstig wird oder in den Zustand der Stätigkeit verfallen kann, und in Folge dessen den Gehorsam aufgiebt und die Arbeit versagt. Der unkundige Führer, welcher dann in der Regel nicht wahrnimmt, wo es am Geschirr fehlt, oder daß dasselbe mangelhaft paßt oder dem Thiere auch dadurch Schmerzen verursacht, erblickt nun in der Regel in dem Versagen des Pferdes nur eine Bosheit oder Tücke und beginnt dagegen mit allerlei verkehrten oder zwecklosen Mitteln einzuschreiten, wobei meist die rohe Handhabung der Peitsche die Hauptrolle spielt, indem auf das hilflose und bedrängte Thier damit unbarmherzig eingearbeitet wird. Da die Ursache verkannt wird, die Mittel verfehlte sind, mithin jeder Erfolg zur Abstellung des Uebels ausbleibt, so wird das hartbedrängte Pferd, welches als kluges und sonst williges Thier nach gemachter Erfahrung der Reflexion nicht entbehrt, eine solche Behandlung daher auch nicht versteht, immer ängstlicher und consternirter, schließlich aber derart aus seiner Fassung gebracht, daß es in seiner Hilflosigkeit weder aus noch ein weiß, und somit jeden ferneren Versuch, auf die Intentionen seines Lenkers einzugehen, aufgiebt. Schlechte, ungewohnte Zäumung, unpassendes oder mangelhaft sitzendes Geschirr wird oft die Ursache derartiger Vorkommnisse sein, wogegen dann nur eine systematische Abstellung derselben Abhilfe schaffen kann.

Wie das Eisen nur dazu dient, den natürlichen Tragrand und die Hufsohle zu schützen, sowie vor übermäßiger Abnutzung beide zu schonen, daher nie stärker und schwerer als nöthig zu machen ist, ebenso dient auch das Geschirr dem domesticirten Pferde nur, um seine bewegende Kraft auf die fortzuschaffende Last zu übertragen, resp. die Verbindung mit dieser zu bewerkstelligen. Aus diesem Grunde soll auch das Geschirr nicht stärker, schwerer und überladener sein, als hierzu erforderlich ist. In Rücksicht hierauf muß das Pferdegeschirr einerseits schon möglichst gut passen und vollkommen den naturgemäßen, sowie individuellen Ansatzpunkten des Pferdekörpers sich glatt anschmiegen, gleichsam durch Adhäsion an dessen Fläche mit anhaften, ohne dadurch irgendwie die freie Bewegung desselben zu beeinträchtigen, oder durch einen Druck Schmerz zu verursachen; anderer-

seits soll auch das Geschirr, um möglichst wenig als nothwendiges Uebel, wie man oft auch das Hufeisen genannt hat, zu erscheinen, möglichst leicht, einfach und nur in dem Sinne seines wahren Zweckes construirt, nie aber schwerer, complicirter oder überladener als nöthig sein.

Für gewöhnliches Lastfuhrwerk, welches auf ebener Straße verkehrt, desgleichen für landwirthschaftliches Fuhrwerk besteht bisher das zweispännige Geschirr am besten aus einem gut sitzenden, möglichst leichten sogen. Spitzkummet, eventuell mit einem gepolsterten, im oberen Winkel desselben zum Schutze der Mähne und des Nackenfleisches einlegbaren kleinen Kissen, welches nach Belieben herausgenommen werden kann, im Fall das Kummet auf einen dickeren Hals aufgelegt werden soll,

In neuerer Zeit sind durch die Leipziger Patent-Stellkummet-Fabrik von Jesch in Connewitz erhebliche Fortschritte auf dem Gebiete der Construction genau passender Kummete gemacht worden, welche die Beachtung der Fachleute verdienen; wir besitzen in diesen Patent-Stellkummeten, was ein präcises Passen für jeden Pferdehals betrifft, bis jetzt wohl das Vollkommenste, nur lassen die Jesch'schen Kummete in der nöthigen Weichheit der Polsterung an der Auflagefläche zu wünschen übrig, ein Fehler, der sich jedoch durch das Unterlegen eines weichen und breitgearbeiteten Kummetkissens abstellen läßt.

Ein Kummet muß namentlich da, wo es auf den Schulterblättern liegt, ganz und gar weich ausgepolstert sein, denn wenn wir auch in Gestalt des Kummets dem Pferde thatsächlich einen eisernen Ring um den Hals legen, so sind wir doch verpflichtet, demselben das Tragen desselben möglichst zu erleichtern. Da das Pferd an der Kummetstelle, wo der Hauptdruck einwirkt und eine Ausdünstung unter dem schweren Kummet nur unvollkommen stattfinden kann, leicht schwitzt und die Polsterung in Folge dessen sehr leicht hart wird, so ist ein öfteres Umpolstern des inneren Futters des Kummets nothwendig, sonst zieht sich das Pferd die Schulter sehr leicht auf oder es entstehen jene leidigen sogen. Hitzbeulen, welche zu bösartigen und schwer heilenden Druckwunden Anlaß geben. Heilen diese aber schließlich dennoch, ohne daß dabei der Druck beseitigt wird, so bildet sich an der Stelle eine harte Haut, welche sich unter dem fortgesetzten Kummetdruck in Falten legt und aufs Neue immer wieder zu Druckschäden Anlaß giebt.

Außerdem gehört zu einem solchen einfachen Lastgeschirr, wie wir es hier im Auge haben, der sogen. Rückgurt, welcher, zugleich in seiner Fortsetzung als Bauchgurt, unter dem Leibe herumgeht, und an der linken Seite, da er nicht viel zu halten hat, möglichst lose eingeschnallt wird. Rücken- und Bauchgurt bilden auf diese Weise einen um den Leib des Pferdes laufenden Gürtel nach Art des Deckengurtes, der eigentlich keinen weiteren Zweck hat, als die Seitenblätter mitzutragen, sie am Schlottern zu hindern und dem ganzen Geschirr einen Zusammenhalt zu geben, damit es sich nicht verschiebt. Falls das Geschirr aber noch mit Hinterzeug versehen ist, so läuft noch vom Kummet aus, an diesem angeschnallt und durch

den Rückgurt laufend, ein sogen. Rückenriemen, welcher nach hinten zu durch das an seinem dortigen Ende befestigte Schwanzriemenstück am Schweife des Pferdes befestigt wird. Vom Rückrat seitlich oder oberhalb desselben an diesen geheftet, läuft meistens außerdem noch ein kleiner Riemen nach der Kummetspitze hinauf, wo derselbe an einem Ringe befestigt wird und den Zweck hat, ein seitliches Verschieben oder Hinaufrutschen des Kummets aus seiner normalen Lage zu verhindern. Hierzu kommen noch die am Kummete befestigten Seitenblätter, welche aus festem Kernleder hergestellt und mit starken Haken versehen werden müssen, in welch letztere die Zugketten, resp. bei leichteren Fuhrwerken die Zugstränge eingehängt werden. Diese Seitenblätter machen den eigentlichen Zugapparat des Geschirres aus und sollen hübsch breit sein, damit sie sich glatt anlegen und sich nicht verdrehen, da im letzteren Falle das Pferd sich leicht daran wund scheuern würde. Um dieses zu verhüten, muß die Stelle der Seitenblätter, wo dieselben beim Ziehen auf das Dickfleisch des Unterschenkels, mitunter auch auf die Flanken zu liegen kommen, mit einem geeigneten Material (z. B. Fries oder Rehfell) ausgefüttert sein, damit sich das Pferd nicht daran scheuert. Ein Hauptgewicht bei der ganzen Geschirrequipirung ist aber in erster Linie immer auf ein gutes Passen eines zweckmäßigen *Kummets* zu legen, als welches dasjenige vom Sattlermeister A. Martin in Weimar empfohlen werden kann, das allen Anforderungen, die wir an ein gutes Kummet stellen müssen, vollständig entspricht. Ein schlecht oder gar nicht passendes Kummet, wie man solche tagtäglich zahlreich wahrnehmen kann, wenn man nur den richtigen Blick dafür hat, verursacht den Pferden Schmerz und ist eine Thierquälerei, namentlich bei allem schwereren Fuhrwerk. Ein gut passendes Kummet herzustellen ist aber nicht so leicht. Es gehört dazu neben einer gewissen anatomischen Kenntniß der Lage der betreffenden Partien (Hals- und Schulterbildung) auch ein gewisses Talent, welches nicht jedem Sattler gegeben ist. Das Kummet soll so zu sagen nicht über das Nackenband des Pferdes gezwängt, am Halse desselben hängen, sondern es muß auf den Schulterblättern mit dem nöthigen *Schluß* sich den Conturen derselben eng und dicht anschließen, ohne aber diese zu beengen, so daß also der Hals vollständig frei und beweglich aus demselben herausragen kann. Um diesen Bedingungen zu genügen, hat sich die Construction eines normalen Kummets möglichst streng nach der anatomischen Bauart und der Lage der Hals- und Schulterpartie des betr. Pferdes zu richten, welches je nachdem mehr steile oder auch schräg gestellte Schultern haben kann. Das Schulterblatt, das die eigentliche Knochenunterlage für das Kummet bildet, ist ein fast dreieckiger Knochen, welcher seitlich und zwar in schiefer Richtung von oben nach hinten (etwa von der sechsten Rippe an) nach unten und vorne (zum unteren Theil der ersten Rippe) geht. Man unterscheidet an jedem Schulterblatt eine innere glatte und eine äußere in der Mitte mit einer vorstehenden längs laufenden dünnen Erhabenheit, welche die *Schulterblattgräte* heißt, versehene Fläche. Die Gräte, welche in der Richtung der Längsachse des Schulterblattes liegt, giebt nun einen wichtigen Anhalts-

punkt für die Lage und somit auch für die richtige Construction des Kummets, die Lage derselben unter der Haut läßt sich einigermaßen herausfühlen und ist bei mageren Pferden mitunter sichtbar hervortretend. Die längslaufende Erhabenheit des Schulterblattes bildet den eigentlichen Stütz- und Ansatzpunkt für ein correct gebautes Kummet; sitzt dieses genau in der schrägen Richtung mit den Schulterknochen, angelegt an die Gräte, so sitzt es wie angegossen, und gestattet dabei die bequemste und vollkommenste Vertheilung, sowie Ausnützung der auf das Kummet übertragenen Zuglast. Schmerz, Druck- oder Scheuerwunden sind dann ausgeschlossen. Das Maß für ein gut sitzendes Kummet, welches niemals zu eng berechnet werden darf, ist längs des oberen (inneren) Randes der Schulterblattgräte und in ihrer Fortsetzung über das Nackenband (Widerrist) hinweg und quer über die zwischen den beiden Buggelenken liegende Vorderbrust hin zu nehmen; letztere ist dabei vollständig frei und ohne jede Beschwerung durch Druck zu lassen, so daß Lunge und Luftröhre zur Athmung ihre volle freie Thätigkeit behalten.

Ferner sollte an allen guten Kummeten für Arbeitspferde eine Vorrichtung angebracht sein, welche nicht nur ein Enger- und Weiterstellen desselben ermöglicht — (wie dieses bei den erwähnten Patent-Stellkummeten von Jesch nach jeder beliebigen Halsweite auf das genaueste erreicht wird) — sondern auch eine solche, welche zuläßt, daß man ebenfalls ohne Schwierigkeit ein Höher- oder Tieferstellen des Zugblattes an seiner Befestigungsstelle am Kummet bewirken kann, und zwar, je nach höherer oder tieferer Stellung der Pferdeschulter im Verhältniß zu derjenigen des Ansatzpunktes der Zuglinie an den Wagen, oder nach der Art, wie das Pferd den Hals zu tragen pflegt. Solche Kummete liefert in bester Construction der schon erwähnte Sattlermeister A. Martin in Weimar, dem es nach 27jährigen Beobachtungen und geprüften Erfahrungen in der Kummetarbeit gelungen ist, Kummete zu construiren, welche sich auf sehr einfache und doch dabei dauerhafte Weise um mehrere Centimeter verlängern und erweitern, sowie auch je nach der Bauart und Führung des Pferdes, passend stellen lassen, ohne ihre Standhaftigkeit einzubüßen. Auch ist noch betreffs der Martin'schen Kummete besonders hervorzuheben, daß sie bezüglich der Bequemlichkeit und Weichheit ihrer Polsterung, sowie der dadurch vortheilhaften Adhäsion die Jesch'schen noch übertreffen. Der Vortheil solcher Kummete liegt darin, daß dieselben eine möglichst gleichmäßige Vertheilung des durch die Zuglast bedingten Druckes des Kummets in allen Fällen ermöglichen, was bei der gewöhnlichen, auf einen Punkt nur fixirten Befestigung des Ansatzes der Zugblätter an das Kummet in unverrückbarer Stellung nicht gut möglich ist. Für schwere Pferde, namentlich solche im Lastfuhrwerk, ist das Kummet die naturgemäßeste Vorrichtung zum Anspann und zwar dieses um so mehr, je steiler die Schulterstellung ist.

Die Wichtigkeit und der Werth des Kummetanspanns für den schweren Zug beruht hauptsächlich darauf, daß beim Kummetgeschirr der Ausgangspunkt der Zuglinie vollkommen auf das Brustpolster, auf die Schulter-

blätter und auf das Widerrist zugleich sich vertheilt und zwar in der nach der anatomischen Bauart angewiesenen und sonach naturgemäßesten Weise. Für leichteres Geschirr dagegen und namentlich auf günstigem Terrain, sowie bei Pferden mit breiter und vorgewölbter Vorderbrust, welche womöglich noch mit einer schrägen und freien Schulter verbunden ist, ist auch die Anwendung des sogenannten Sielengeschirres recht wohl am Platze. Dieses ist bedeutend leichter als das Kummetgeschirr, nur vertheilt sich bei demselben die Zuglast auf die Brust und die anderen hierzu bestimmten Theile nicht so günstig und gleichmäßig, als bei der Verwendung eines Kummets, auch ist zumal beim Aufhalten, namentlich beim Bergabfahren, das Sielengeschirr das unbequemere für die Pferde.

Ein weiteres Moment, worauf wir, um den Pferden ihre Arbeit nach Möglichkeit zu erleichtern, sehen müssen, ist, daß die Zugstränge möglichst kurz sind, damit sie nicht schlottern, sondern der Anzug ein stets gleichmäßiger bleibt. Außerdem ist auch noch der Hauptgrundsatz hierfür maßgebend, daß die fortzubewegende Last möglichst nahe an die fortzubewegende Kraft gelegt werden muß, daher sind die Pferde mit möglichst kurzen Strängen anzuschirren und dabei möglichst nahe an den Wagen zu bringen, so daß nur gerade so viel Spielraum bleibt, daß sich die Thiere bei schärferer Gangart, beim Bergabfahren, Pariren oder Zurückschieben an dem Ortscheit nicht verletzen können. Hierdurch wird nicht nur bedeutend an Zugkraft erspart, sondern man erreicht auch eine weit eleganter aussehende und mehr zusammengedrängte Anspannweise, durch welcher der Fahrer die Pferde besser in der Hand hat, sie leichter dirigiren kann und plötzliche oder kurze Wendungen präciser zu überwinden vermag. Indessen, wie Alles seine Grenzen hat, so können auch allzu kurze Zugstränge, namentlich bei kitzlichen oder empfindlichen Pferden, leicht gefährlich werden, weil sie zu einem Ausschlagen oder gar Durchgehen Veranlassung geben. Im Allgemeinen wird sich im Uebrigen die Länge der Zugstränge nach der Deichsellänge zu richten haben, die letztere findet man aber in den meisten Fällen als viel zu lang construirt, so daß eine übermäßig lange, viel überflüssige Kraft verbrauchende Anspannweise daraus resultirt.

Ein schwerfälliges und schlecht passendes Geschirr veranlaßt täglich indirect einen Mehrverbrauch von diversen Pfund Hafer und Heu, weil es die Kräfte des Pferdes mehr in Anspruch nimmt und schneller aufreibt; zum Ersatze der übermäßig verbrauchten Muskelkräfte ist dann selbstverständlich ein Mehr an Futter nöthig. Ein schlecht passendes Geschirr giebt aber auch ferner zum Wundscheuern, Durchziehen und zu gewissen Lahmheiten (z. B. Buglähme) Veranlassung. Das Geschirr soll möglichst handlich und leicht, ohne überflüssigen, nur ins Gewicht fallenden Zierrath oder dergleichen Anhängsel sein. Es sollte daher auch zu einem Geschirr niemals mehr Leder verwendet werden, als wie zu seiner zweckentsprechenden Construction erforderlich ist; alles Andere, was darum und daran hängt, ist überflüssig, denn es hindert oder beschwert. Auch soll Alles an einem Pferdegeschirre, was naturgemäß von Leder hergestellt werden kann, auch wirklich aus diesem hierzu

haltbarsten, geschmeidigsten und daher am geeignetsten Material bestehen. Anbringung von beschwerenden Ketten, (z. B. an den Zügeln oder an Stelle der Aufhalteriemen an der Deichsel), von Platten oder sonstigen ins Gewicht fallenden Metalltheilen, des bloßen äußeren Schmuckes wegen, wo es auch das Leder thut, gehört nicht zu einem practischen und den Pferden bequemen Geschirr, denn es beengt dieselben nur, ohne dem vorliegenden Zweck zu nützen; auch leuchtet es ein, daß die Pferde unter einem steifen, überladenen und daher unbequemen Geschirr um so leichter schwitzen müssen. Aus diesen Gründen wird es sich auch besonders empfehlen, die Aufsatzzügel, die Scheuklappen, in vielen Fällen auch den Nasenriemen, und bei landwirthschaftlichen Pferden in flacher Gegend unter Umständen auch das Hintergeschirr wegfallen zu lassen. In einem Fall nur muß allerdings die Beibehaltung des Hinterzeuges unbedingt befürwortet werden, nämlich einerseits, wo die Pferde viel bergab gehen, das Fuhrwerk also öfters aufhalten müssen; andererseits aber auch da, wo ein häufiges Zurückschieben schwerer Wagen unvermeidlich ist. Dieses ist in der üblichen rohen Weise ohne Hintergeschirr, sondern lediglich durch den Hals der Pferde vermittelst des Kummets beim Zurücktretenlassen derselben ausgeübt, ein durchaus verwerfliches und für die Pferde nachtheiliges Verfahren, welches unbedenklich zu einer Thierquälerei zu rechnen ist. Bei dieser rohen Methode des Zurückschiebens verlieren die armen Thiere jeden Halt und jede bestimmte Richtung, nach welcher sie nach hinten zu wirken sollen; der Hals, dessen Zweck hier vollständig verkannt wird, wird stark mitgenommen und geschädigt, der Nacken heftig gescheuert und die Mähnen durch das Kummet zerschunden; außerdem können durch dieses naturwidrige Verfahren leicht gefährliche Kronentritte entstehen, abgesehen davon, daß die armen Pferde noch dadurch in ihrem gesammten Gelenk- und Bänderapparat in der nachtheiligsten Weise durch und durch erschüttert werden. Hier ist aber eine zweckmäßige Abhilfe möglich. Wo ein solches Zurückschieben schwerer Lasten vorkommt, da ist zur Schonung der Pferde ein zweckmäßig construirtes Hinterzeug — dessen sogen. Umgang mit je einem Schweberiemen an jeder Seite mit dem Schwanz- oder Rückenriemen befestigt ist, und seinerseits in die Seitenblätter zurückläuft und dort befestigt ist, — unbedingt nöthig. Beim Zurückschieben legen sich dann die Pferde mit ihrem starken Hintertheile kräftig in das Hinterzeug hinein, während das Kummet in seiner Lage ruhig verbleibt und bewirken nun, anstatt mit dem Halse, hierdurch ihre zurückschiebende Kraft.

Vor allen überflüssigen und oft geradezu wiedersinnig angebrachten Geschirrtheilen, welche meist nur in Folge alteingewurzelter Modethorheiten uns geblieben sind, in den meisten Fällen aber weder Sinn noch Zweck haben, sind es in erster Linie die Aufsatzzügel, ferner auch die Scheuleder, vermittelst welcher ersteren man aus falschen Voraussetzungen die Thiere folterartig zusammenzuschrauben, mit den letzteren ihnen aber die Augen zu verhängen beliebt. Ueber das letztere Quälinstrument, welches sogar noch dazu in der Regel das Scheuen eher heranbildet, als verhindert — (lucus a non lucendo!) — will ich mich hier nicht weiter auslassen, sondern verweise auf einen ein-

gehenden Artikel von mir hierüber.*) Nur Eins möchte ich hier noch zum Nachtheile der Scheuklappen erwähnen: Die Augen der Pferde liegen im spitzen Winkel gegen das Nasenbein, die Sehaxen stehen also in gerader Linie seitwärts und umfassen somit einen weit größeren Gesichtskreis als den des Menschen. Um nun den Thieren das Scheuen vor plötzlich auftauchenden Gegenständen zu benehmen, gebraucht man die Scheuklappen, welche dem Auge den Seitenblick wehren und es zwingen, bloß starr nach vorne zu schauen. Darauf ist aber das Pferdeauge bekanntlich nicht eingerichtet, und es befindet sich deshalb in einem steten Zwange, an den es sich nie gewöhnen kann, weil die natürliche Stellung des Auges nicht dazu angethan ist. Es ist daher auch ganz natürlich, daß das Auge schwach und krank wird in Folge von Augenentzündungen u. s. w., welche durch die Scheuklappen entstehen, wo diese beim Fahren in der Kälte gegen rauhe Winde, Schnee und alle atmosphärischen Einflüsse förmliche Windfänge bilden. Die Scheuklappen haben erfahrungsgemäß in der Regel auch gar keinen Zweck, ja, sie machen die Thiere erst ängstlich und vermehren das Uebel, welches sie verhüten sollen. „Lege der Natur keinen Zwang auf; sie verträgt ihn nicht, auch braucht sie ihn nicht!"

Wenn man im heißen Sommer unter den stechenden Sonnenstrahlen und unter dem Andrange der peinigenden, den Pferden ohnehin schon stark zusetzenden Fliegenschwärme,, die armen geplagten Thiere dann auch noch wo möglich scharf und unsinnig aufgesetzt und die Augen auch noch durch Scheuleder geblendet, vor den Equipagen in reichüberladenem, beengendem und steifem Geschirr derart eingezwängt sieht, daß sie sich kaum noch rühren können, wenn man ferner beachtet, welche verzweifelten Anstrengungen durch allerlei krampfhafte Bewegungen die hilflosen Thiere machen müssen, um sich der sie peinigenden Insecten zu erwehren, so kann dieses den Thierfreund nur mit stillem Mitleid für die so arg geplagten Thiere erfüllen. Und nun noch gar vollends der Mißbrauch, welcher durch den Unverstand der Laien mit den Aufsatzzügeln, diesem bei falscher Anwendung verkehrtesten und unsystematischesten Geschirrstück, getrieben wird.

In der Regel und ohne einen besonderen, im concreten Fall berechtigten Zweck, also als reine unwillkürlich überkommene Modethorheit, müssen wir die Aufsatzzügel verwerfen, zumal weil sie von Laien oder ungebildeten Kutschern meist ohne Sinn und Verstand, also rein schablonenmäßig, ja sogar mitunter in thierquälerischer Weise angebracht und angewendet zu werden pflegen.

Ein Blick auf die unsere Straßen passirenden Wagen kann oft schon genügen, um dem Kenner und Pferdefreund die Haare schier zu Berge stehen zu lassen. So lange wir noch Scheuklappen, straffe und scharfe hoch oben eingeschnallte Aufsatzzügel, zu fest geschnallte Kehlriemen, schlotternde Stränge, schlecht passende Kummete, zu fest eingelegte Kinnketten und wie diese Sünden noch alle heißen mögen, tagtäglich zu sehen bekommen, da kann wohl kaum

*) Vergl. Anwalt der Thiere, Jahrgang 1889 Seite 9.

noch von einem eindringenden Verständniß in die Kreise der Herren Luxus-pferdebesitzer und deren Kutscherpersonal die Rede sein. Gerade die Kenntniß in diesem wichtigen, täglich überall so vielseitig ausgeübten Berufe, liegt noch so sehr darnieder. Der Pferdebesitzer aber, welcher auf diesem Gebiete wenig bewandert ist, hat eben meist keinen Begriff davon, was zur richtigen Behandlung und zum rationellen Gebrauche des Pferdes gehört, dessen Ausübung, sei es als Zug-, Last- oder Reitthier, eine Kunst und Routine erfordert, welche durch verständnißvollen und jahrelangen Umgang mit Pferden erst erworben werden muß, — sonst würde es nicht Sitte sein, bei Bedarf eines Kutschers so ohne Weiteres jedem beliebigen Professionisten oder Handwerker irgend welcher Kategorie die Pferde anzuvertrauen, ohne zuvor dessen Fertigkeit in der Behandlnng und Pflege derselben hinreichend geprüft zu haben!

Es ist Vieles, sehr Vieles noch in unserem Fuhrwesen zu verbessern; — wer also noch Ohren hat zu hören, der höre! Alle unsystematischen Vorrichtungen an unseren Geschirren, welche mitunter gewissen Marterinstrumenten gleichkommen, sind nicht nur unter Umständen eine Qual für die Thiere, sondern führen oft auch zu deren vorzeitiger Abnutzung, ebenso wie sie hauptsächlich gerade die Eigenschaften erst hervorrufen, denen durch allerhand Kunstmittel abgeholfen werden soll und deren Ursprung vielfach in gewissen Modethorheiten wurzelt.

Ich möchte nun hiermit noch speciell auf mehrere Cardinalfehler hinweisen, welche beim Einspannen und Anschirren der Pferde häufig stattfinden. Da wird z. B. namentlich schon mit der Zäumung aus Unverstand viel Unfug getrieben. Das beste Zaumgestell für Arbeitspferde ist eine gute einfache Lederhalfter, durch welche sich die Arbeitstrense jedesmal vor dem Gebrauch vermittelst eines an den Ringen derselben angebrachten Kettchens durchziehen und durch daran befindliche Knebel einknebeln läßt. Ein solches zur Arbeit verwendetes Zaumgestell kann auch zu jeder Zeit wieder als Stallhalfter dienen. Auch ist bei dergleichen Pferden, namentlich wenn sie ein ruhiges Temperament haben, immer die Trense zur Benutzung vorzuziehen; jedes Kutsch- oder Arbeitspferd geht von Hause aus am besten und vertraulichsten an einer gewöhnlichen einfachen Trense; ja, besonders ruhige Pferde, welche meist nur im Schritt ihre Arbeit verrichten, begnügen sich anstatt mit dieser (wenn außerhalb der Stadt) mit einer bloßen Nasenkette, schon deßhalb, weil bei diesen milderen Zäumungsarten die schwere, ungeschlachte Faust ungeschulter Kutscher nicht so leicht durch Abstumpfung des Gefühls oder gar durch Verletzung der Läden auf das Maul durchwirken kann. Die besten Gebisse für Arbeitspferde sind glatte, dicke, natürlich mit einem leicht beweglichen Mittelgelenk versehene Trensengebisse. Glatt müssen sie schon deßhalb sein, weil gedrehte, eckige oder gar Gebisse mit hervorstehenden Theilen eine zu scharfe Einwirkung auf die Lippen, die Lefzen, sowie auf die Zunge und Kinnläden ausüben. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß man hartmäulige Pferde etwa mit derartigen sogenannten „scharfen" Gebissen gefügiger machen könne, denn man würde damit nur deren üble Eigen-

schaften verschlimmern helfen. Eine Dicke von etwa 1½ bis 2 Centimer ist für ein zweckentsprechendes Trensengebiß deßhalb erforderlich, weil solche Gebisse von umfangreicher und runder Form den Druck auf eine größere Fläche vertheilen und deßhalb milder wirken. Dünne Gebisse dagegen übertragen bei dem Gebrauche den Druck auf einen weit schmaleren Theil ihrer Unterlage; ihr Effect ist daher ein empfindlicher, und die Gefahr, daß Verwundungen oder Quetschungen der Unterlagen, sogar Ladendrücke eintreten, sehr naheliegend. Da aber besonders dicke Gebisse leicht zu massiv und schwer für das Maul sein können, so ist es zu empfehlen, diese Nachtheile durch ein Hohlarbeiten derselben zu verringern.

Wir kommen nun ferner zum Kehlriemen, welcher sowohl zum Zaumgestell, als auch zur Stallhalfter gehört. Dieser auf dem Genick aufliegende und um die Kehle herumlaufende Riemen wird oft viel zu eng eingeschnallt, so daß in Folge dessen die Gefahr leicht eintreten kann, daß dem Pferde die freie Blutcirculation nach dem Kopfe beeinträchtigt oder die Athmung derart erschwert wird, daß das Thier nur unter bedeutend gesteigerter Anstrengung Athem holen kann und dabei zugleich noch seine Arbeit verrichten muß, welche natürlich unter diesen Umständen keine genügende mehr sein kann, da das Pferd unter erschwerenden Verhältnissen arbeitet. Die Kutscher und Fuhrleute, welche den Kehlriemen in der Regel, ohne die Folgen zu bedenken, möglichst eng schnallen, als ob sie das Pferd erwürgen wollen, scheinen nicht zu wissen, daß dieß, was gerade diesen Riemen betrifft, nicht nöthig ist. Der Kehlriemen ist überhaupt nicht dazu da, um die Halfter oder die Kopfzäumung festzuhalten, diese würden sich auch ohne ein derartiges festes Zuschnüren des Kehlriemens ebensogut von selbst fest halten. Der Zweck des Kehlriemens ist daher zunächst nur der, ein gewaltsames Abstreifen der Stallhalfter event. auch des Kopfzeuges durch das Pferd, wie das mitunter ja vorkommt, zu verhindern und somit unmöglich zu machen. Es kann demnach nicht nur, sondern es soll stets der Kehlriemen nur möglichst lose geschnallt werden, und zwar so, daß man mit drei Fingern zwischen Kehlriemen und Kehlgang bequem hindurch greifen kann.

Auch hiergegen wird aus Unverstand täglich überall gesündigt, indem man vollständig vergißt, daß ein Thier nur dann volle Leistung hervorbringen und verwirklichen kann, wenn es seine Gliedmaßen frei und ungehindert zu gebrauchen vermag.

Das Project des neuen Jagdgesetzes, das einer Umarbeitung unterzogen wurde, gelangt, wie der Nish. Westn." erfährt, demnächst wieder an den Reichsrath. Nach diesem Project erscheint die Jagd als unveräußerliche Pertinenz des Landbesitzes, aber das Gesetz entzieht das Recht zur Jagd denjenigen Personen nicht, welche kein Land, sei es von Gemeindewegen, sei es Privateigenthum, besitzen, ebensowenig, wie den Arrendatoren von Krons- oder Privatländereien. Gleichzeitig wird die Jagd Personen, die kein Land besitzen, nur mit Genehmigung der Landeigenthümer gestattet, sei es die

Krone, die Gemeinde, Privatbesitzer oder Vormünder über das Vermögen Minderjähriger. Außerdem wird das Jagdrecht nur solchen Personen gewährt, die gewissen Voraussetzungen der Rechtsfähigkeit entsprechen. Das Recht zur Jagd wird nicht gewährt: Personen, die ein gewisses Alter nicht erreicht haben, unter polizeilicher Aufsicht stehen für Wilddieberei und andere Vergehen, die in dem Jagdreglement, den Waldgesetzen und den allgemeinen Strafgesetzen vorgesehen sind, bestraft worden sind. Die Termine für Eröffnung und Schluß der Jagd im Lauf des Jahres werden für die verschiedenen Thier- und Vogelarten je nach den verschiedenen klimatischen und anderen Bedingungen, wie auch nach den wirthschaftlichen Erfordernissen des betreffenden Rayons bestimmt. Zu den nützlichen Vögeln, die unter den Schutz des Gesetzes genommen sind, sind außer den in der ersten Redaction des Gesetzes aufgezählten, auch die Tauben gerechnet.

Stierkämpfe. Wieder einmal ein grausiges Beispiel von dem verheerenden Einfluß dieser empörenden Schauspiele theilte die in Kiel erscheinende „Nord-Ostseezeitung" (Nr. 148, 2. Juni 1890) mit: „Ein Verbrechen, ebenso entsetzlich in der Ausführung als unerhört in seinen Motiven, ist in Cordova begangen worden. Ein Dienstmädchen hat dort ihren Herrn und dessen Frau, sowie vier weitere Personen, darunter zwei Kinder, umgebracht, weil sie nicht die Erlaubniß erhielt, zum Stiergefecht zu gehen. Nachdem sie die Schreckensthat vollendet, ging sie ruhig zum Stiergefecht, an dessen Ende sie verhaftet wurde."

Ueber den Massenmord der Singvögel kommen aus Ober-Italien wieder betrübende Nachrichten; die Thierchen werden dort täglich zu Tausenden durch alle möglichen Vorrichtungen gefangen und an Feinschmecker aller Länder verkauft. Seit Menschengedenken ist der Fang nicht so reichlich ausgefallen, wie in diesem Herbst. In Montechiavo wurden vom 8. bis 12. Oct. 2400 Lerchen, 540 Drosseln und 400 Schwalben auf ihrem Zuge nach dem Süden getödtet.

Tagesbefehle des Herrn Rigaschen Polizeimeisters.

vom 10. October 1890.

Der Passagierfuhrmann Nr. 660, wohnhaft an der großen Moskauer Straße sub Nr. 223, fährt in der Stadt mit einem entkräfteten Pferde.

Ich beauftrage den Herrn stellv. Pristaw des 4. Bezirks des Moskauschen Stadttheils, diesen Fuhrmann bis zur Wiederherstellung des Pferdes zum Fahren nicht zuzulassen.

vom 12. October 1890.

Der Lastfuhrmann Nr. 2760 Andreas Müller wird wegen Trunkenheit auf Grund des § 3 der Regeln über das öffentliche Fuhrwesen in der Stadt Riga, zum Fahren in der Stadt als Kutscher weder für Last-, noch für Passagierfuhrwerke zugelassen.

Ich beauftrage die Herren Districtspristaws, anzuordnen, daß Müller sich nicht mehr mit dem Fuhrwesen beschäftige, den stellv. Pristaw des zweiten Bezirks des Mitauschen Stadttheils aber, das erschöpfte Pferd bis zur Wiederherstellung außer Dienst zu stellen.

Litterarisches.

„Jahresbericht des Narwa'schen Zweigvereins der Russischen Thierschutz-Gesellschaft, vom 8. Sept. 1889 bis zum 8. Sept. 1890", auf Beschluß der General-Versammlung zusammengestellt und herausgegeben vom Geschäftsführer N. J. Paklin.

Der hübschen und reichen Ausstattung dieses ersten Jahresberichts des neu erstandenen Narwa'schen Zweigvereins entspricht der gediegene, mustergiltig geordnete Inhalt der kleinen Schrift, deren Verfasser sich nicht auf einen trockenen, geschäftlichen Bericht beschränkt, sondern den Leser sowohl im Vorworte, als auch sonst an geeigneter Stelle mit den thierschützerischen Anschauungen und Bestrebungen dieses, trotz seines kurzen Bestehens ungemein rührigen jungen Zweigvereins bekannt zu machen versteht, dessen Forderungen an seine Mitglieder sich dahin zusammenfassen lassen: „Thierschutz üben mit Wort und That." Bei aller Freude an der kleinen, vortrefflichen Schrift hat uns eine Stelle zu denken gegeben! Auf Seite 5, oben, heißt es:

„Ausgenommen höchst seltene Vorkommnisse, (?) kann keine an Thieren begangene Grausamkeit dadurch gerechtfertigt werden, daß sie um des Menschen willen nothwendig sei und muß daher verfolgt werden ꝛc."

Der Inhalt des Berichtes zerfällt in folgende Theile:

1) Vorwort: Ansicht über die Verpflichtungen der Vereinsmitglieder und überhaupt Aller, welche durch ihre Thätigkeit die Ziele des Thierschutzes fördern wollen, von N. J. Paklin. 2) Kurzer Rückblick auf die Entstehung des Zweigvereins, seine Thätigkeit bis zu seinem Eingehen (1883), und seine Wiedererneuerung im Jahre 1889. 3) Jahresbericht. 4) Die Thätigkeit des Zweigvereins im Allgemeinen. 5) Die Thätigkeit einzelner Mitglieder. 6) Die erste Jahresfeier. Auf dem Umschlage: 7) Auszug aus den Statuten und 8) Die ministeriell bestätigten Thierschutzregeln.

Die Kunst des glücklichen Lebens. Mit einem Anhange: Das Lachen. Von Dr. Paul Förster. Berlin. 1890. Der Verfasser sagt im Vorworte:

„Meine Abhandlung soll nur eine Zeichnung in groben Umrissen sein. Ich weiß sehr wohl, daß ihr zur Vollständigkeit vieles fehlt. Aber ich wollte weder ein philosophisches Werk noch Fach-Abhandlungen schreiben; ich wollte einen Plan allgemeiner und erreichbarer Menschlichkeit entwerfen, ich wollte Gleichgesinnte in ihrem Glauben befestigen und die Möglichkeit des menschlichen Glückes, soweit eine solche in diesem irdischen Dasein vorhanden ist, aufweisen. Ich wollte versuchen, mit dem Selbstgedachten, Selbstempfundenen, Selbsterfahrenen auch Andern ein Rathgeber und Führer zu sein."

Dem Thierschützer wird insbesondere der „Anhang" warmen Antheil abgewinnen. In diesem heißt es auf S. 42 und 43 unter Anderem:

„Was ist indessen das blöde Lachen des Thoren im Vergleiche zu dem Lachen über das unverschuldete Leiden? Hier wird das Lachen, das sonst verächtliche, zur grauenerregenden Selbstverurtheilung. Am deutlichsten und schamlosesten zeigt sich diese Gesinnung in dem Verhältnisse zum Thiere. Man merke auf die rohen Witze, welche die geistreichen Leute von der Gasse an armen, abgetriebenen Pferden, an verwahrlosten Hunden machen. Oder man achte auf die Bemerkungen und Mienen, wenn auf der Straße ein Schwarm von Gaffern um ein unglückliches, endlich im aufreibenden Dienste zusammenbrechendes Pferd steht. Leicht setzt sich die Phantasie seinen Lebenslauf zusammen, dessen Ende der schnödeste Undank ist; denn der Begriff „Gnadenbrod" besteht heute noch kaum für die Herren der Erde. Das Entsetzlichste aber ist der kalte Hohn, das Witzeln ob des verscheiden-

den treuen Dieners. Wehe dem Menschen, wenn das Thier ihn versteht. Wehe ihm, wenn ein höherer, richtender Geist es bucht und bei dem Gerichte die Waagschale der Schuld damit zum Sinken bringt! Wehe ihm aber auf jeden Fall; denn es bedarf der Strafe nicht, er trägt die Hölle in sich und mit sich herum.

Oder man beobachte Alt und Jung, wie sie sich an den dem Thiere absichtlich zugefügten Schmerzen belustigen. Oder die Jäger, welche lachend das sich versteckende Thier hervorziehen oder lachenden Gesichts hinter dem gehetzten herjagen.

Wir sehen den Schlächter, diesen sittlichen Paria der Kultur-Menschheit, sein Opfer, welches vielleicht seinen Streichen nicht gleich erliegt, mit gleichgiltigem oder höhnischem Lachen gemächlich zu Tode bringen. Denn die Grausamkeit ist Wollust, ist ein besonders feiner Genuß. Wir sehen den Vivisektor mit dem halbwahnsinnigen Blicke seine Opfer belauschen und er hat an den drolligen Bewegungen der verstümmelten Thiere sein Behagen, sie gewinnen ihm ein Lächeln ab. Professor Goltz in Straßburg berichtet von den „lächerlichen Stellungen" der von ihm verstümmelten fünfzig Hunde, denen er mit siedendem Wasser aus der geöffneten Schädelhöhle große Gehirnmassen hinweggespült hatte: „Sie waren nicht mehr im Stande, sich zu kratzen und verdrehten sich in den lächerlichsten Stellungen".

„Wir aber, die wir so etwas nicht lächerlich, sondern frevelhaft finden und darum mit aller Kraft dagegen ankämpfen, werden von dieser Spielart „Homo Sapiens" des 19. Jahrhunderts, von den Vertretern einer Fäulniß-Kultur als „Humanaster" abgethan. Es gilt für eine Unehre, dem Namen „Mensch" Ehre machen zu wollen".

Die Neue Heilkunst. Herausgeber Lothar Volkmar, Leipzig. Nr. 18. Inhalt: Jede Impfung ist Vergiftung. — Gutachten des Dr. med. W. Hübner in Leipzig über das Wesen der Pockenkrankheit und den Werth der sogen. Schutzimpfung. -- Aus der medicinischen Wissenschaft. (Der internationale Aerztecongreß). (Fortsetzung). — Doctor und Apotheker. (Die unfehlbare Diagnose. — Nikotinvergiftung). — Rembrandt als Erzieher. (Schluß.) Ein Brief aus Amerika. -- Briefkasten. — Anzeigen.

Einladung zum Abonnement

auf die Thierschutz-Zeitschrift

„Der Anwalt der Thiere"

(Monatsschrift).

Mit der vorliegenden Nummer schließt der VI. Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir bitten unsere Abonnenten unserem Blatte treu zu bleiben, dasselbe in weiteren Kreisen zu verbreiten und ihm neue Abonnenten zuzuführen. Den bisherigen Abonnenten wird, falls **keine Abbestellung bis zum neuen Jahre** erfolgt, der neue Jahrgang zugeschickt werden. Das Abonnement beträgt 1 Rbl. jährlich, mit Zustellung oder Postzusendung 1 Rbl 20 Kop. Bestellungen nehmen die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Expedition: **Buchhandlung Alexander Stieda**, Riga, Sünderstraße, sowie Frau **M. v. Schilling**, Riga, Sommerstraße 7, entgegen. Der Betrag kann auch in Postmarken (russischen oder deutschen) eingeschickt werden. Die Jahrgänge sind je 2 (mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen) als Band I, II und III — so weit der Vorrath reicht — zu dem ermäßigten Preise von 1 Rbl. für jeden Band, mit Postzusendung von 1 Rbl. 50 Kop. zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Baron Edmund von Lüdinghausen-Wolff.

Дозволено цензурою. — Рига, 14 Декабря 1890 г.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

eBooks from your library by

eBooks on Demand

digitised by

University of Tartu Library

UNIVERSITY OF TARTU
LIBRARY